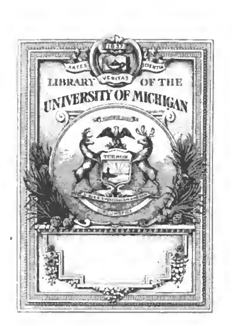

Biographisches jahrbuch und
Deutscher nekrolog unter ...


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN


OTTO HARRASSOWITZ

BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH
★ ★ ★ ★ ★ UND ★ ★ ★ ★ ★
DEUTSCHER NEKROLOG



VERLAG VON GEORG REIMER, BERLIN
V. 1903.







BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH

UND

DEUTSCHER NEKROLOG

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG

VON

F. v. BEZOLD, ALOIS BRANDL, ERNST ELSTER, AUGUST FOURNIER, ADOLF FREY, HEINRICH FRIEDJUNG, LUDWIG GEIGER, KARL GLOSSY, SIGMUND GÜNTHER, EUGEN GUGLIA, OTTOKAR LORENZ, ALFRED FREIHERR v. MENSI, JACOB MINOR, FRIEDRICH RATZEL, PAUL SCHLENTHER, ERICH SCHMIDT, ANTON E. SCHÖNBACH
U. A.

HERAUSGEGEBEN

VON

ANTON BETTELHEIM.

V. BAND

MIT DEM BILDNIS VON FRIEDRICH NIETZSCHE IN HELIOGRAVURE





BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG REIMER
1903.



Inhalt.

Vorrede.

Anfang März 1903 sandten Herausgeber und Verleger folgendes Rundschreiben an die Freunde und Mitarbeiter des Biographischen Jahrbuches und Deutschen Nekrologes:

»Vier Bände unseres Unternehmens, die Jahrgänge 1896, 1897, 1898 und 1899 sind in den Jahren 1897—1900 erschienen, aufmunternd willkommen geheißen von berufenen Sachkennern, Allen voran von Sr. Exzellenz Rochus Freiherrn von Liliencron, dem Herausgeber der Allgemeinen Deutschen Biographie, Professor Friedrich Ratzel in Leipzig und Geheimrat F. v. Weech in Karlsruhe; gefördert durch rege Mitarbeit namhafter Fachmänner.

Über die Notwendigkeit eines solchen mit Jahr und Tag gehenden Deutschen Nekrologes herrschte in der stimmfähigen Kritik kein Zweifel, so daß Meister der Geistes- und Naturwissenschaften und gelehrte Körperschaften die Sicherung und Fortdauer unseres Unternehmens aus freiem Antriebe sich angelegen sein ließen und mit Nachdruck darauf hinwiesen, daß — da die Allgemeine Deutsche Biographie zunächst mit dem Jahre 1899 abschließe — die biographische Chronik und Forschung einer festen Heimstätte verlustig gehen würde, wenn der Deutsche Nekrolog nicht erhalten bleiben sollte.

Unter dem Eindruck solcher Stimmen haben der Preußische Kultusminister und der Staatssekretär des Innern spontan dem Verlage wünschenswerte Beihilfe gewährt, so daß unser »Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog«, unbeirrt durch äußere Sorgen, fortan seine Aufgabe zu erfüllen haben wird, den im zwanzigsten Jahrhundert Geschiedenen gerecht zu werden im Sinne von Gustav Freytags edlem Wort: »Tüchtiges Leben endet auf Erden nicht mit dem Tode, es dauert im Gemüt und Tun der Freunde, wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes«.

Die Jahrgänge 1900, 1901 und 1902 werden in rascher Folge veröffentlicht werden. An alle alten Freunde und Mitarbeiter unseres Unternehmens, an gelehrte Körperschaften und Vereine, an Zeitschriften und Tagesblätter

richten wir schließlich die Bitte, uns, wie bisher, durch wohlwollende Ratschläge, Zusendung von einschlägigen Nachrichten und geeigneten Beiträgen, durch Bekanntgabe dieser Mitteilung in der Presse und in jeder weiteren, der Sache dienenden Art und Weise die Erreichung unseres Zieles zu erleichtern und zu ermöglichen.«

Der vorliegende Band V des Biographischen Jahrbuchs und Deutschen Nekrologs legt das beste Zeugnis ab für den Anteil, den das nach dreijähriger Pause wieder auflebende Unternehmen bei den Berufensten findet. Alte und neue Freunde unserer Bestrebungen sind uns mit Rat und Tat an die Hand gegangen. Nur ihrem Zusammenwirken ist es zuzuschreiben, daß, kaum acht Monate nach Beginn unserer Vorarbeiten, der Deutsche Nekrolog für das Jahr 1900 in die Welt gehen kann.

Der verehrungswürdige, hilfreiche Gönner unseres Jahrbuchs, der die Güte hatte, den ersten Beitrag für den ersten Band 1896 zu stiften, Exzellenz Rochus Freiherr v. Liliencron, eröffnet, unserer besonderen Bitte willfahrend, auch diese neue Reihe des Deutschen Nekrologs mit einer (der Mutter der deutschen Kaiserin, der Herzogin von Augustenburg geltenden) Charakteristik. Die Biographien von Graf Blumenthal, Falk, Holm, Josephine Fürstin v. Hohenzollern, Georg Meyer, Leibl, Liebknecht, Lucam, Max Müller, Nietzsche, W. v. Planck, Prinz Thurn-Taxis, Scudier haben Exzellenz Blume, Alexander Meyer, F. v. Duhn, F. v. Weech, Georg Jellinek, Georg Gronau, Adolph Braun, Schmid, M. Winternitz, F. Spiro, Lothar Seuffert, Heinrich Friedjung bearbeitet. Die Nekrologie der Techniker hat Professor Alfred Birk (Prag), das Fach-Referat für Landwirte Docent Dr. Quante (Bonn) übernommen. In den Kreis unserer ständigen Berater sind freundlichst Professor Ernst Elster (Marburg) und Alfred Freiherr v. Mensi (München) eingetreten. Den für das Jahr 1899 nachzuholenden Nekrolog Bruno Buchers hat Eduard Leisching übernommen. Wenige Referate, zumal einige Schauspieler- und Künstler-Biographieen, sind uns leider nicht rechtzeitig für Band V zugegangen; sie sollen im Frühjahr 1904, in Band VI, nachgetragen werden.

Die (seinerzeit schon im Neuen Nekrolog der Deutschen vorgenommene) Scheidung des Stoffes in selbständige Artikel und knappe Namenverzeichnisse blieb, wie in den vorhergehenden Bänden, aufrechterhalten. Außer ein paar hundert, im alphabetischen Register besonders vermerkten ausführlichen Nekrologen erscheint eine wiederum von Bibliothekar Dr. Georg Wolff in München zusammengestellte Totenliste. Daß trotz aller Bemühungen da wie dort Lücken und Irrtümer vorkommen werden, vor-

kommen müssen, ist von vornherein zweifellos. Jede schärfere Nachprüfung, jede wohlwollende Benachrichtigung, jede zweckmäßige Verbesserung und Ergänzung der Anlage und des Ausbaues unseres Jahrbuches durch Kenner und Kritiker ist aufrichtigen Dankes, warmen Willkommens gewiß. Nur durch derartige beständige Förderung unseres Unternehmens können wir der Lösung unserer schweren Aufgabe näher kommen, in jedem einzelnen Falle größte Genauigkeit in den Daten mit zuverlässigem, unbefangenem Urteil über die Persönlichkeiten und Leistungen zu vereinigen. Welche Schwierigkeiten sich diesem Vorhaben entgegenstellen, ist uns wol bewußt. Jeder Jünger biographischer Kunst und Forschung muß vor Überschwang ebensosehr auf der Hut sein, wie vor Pietätlosigkeit. Droht solche Gefahr schon dem Einzelnen, der selbständig für seine eigene Meinung eintritt, so vermag ihr noch weit weniger ein Sammelwerk auszuweichen, das auf Treu und Glauben von hunderten von Gewährsmännern angewiesen ist. Daß im Einzelnen Fehler und Fehlurteile nicht zu vermeiden waren und sein werden, begreift jeder Einsichtige. Ebendarum wiederholen wir, wie in den früheren Bänden, auch diesmal den Wunsch, von Wohlgesinnten bei großen und geringen Anlässen auf Mängel hingewiesen zu werden. Geht doch unser Streben nicht auf Schönfärberei, das kaum austilgbare Erzübel aller Nachrufe und *Éloges*. Liegt uns doch nichts ferner, als der von Balzac auf die Verkannten gemünzte Satz: *La gloire est le soleil des morts.* Bekennen wir uns doch zu dem Glauben, daß den Toten wie den Lebendigen nichts anderes gebührt und bekommt, als Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit.

Wien, 23. Oktober 1903.

Anton Bettelheim.

TOTENLISTE
1898

Abel, Franziska, geb. Hevesi (Pseudon.: Friederike Alberti), Schriftstellerin; * Heves 45; † Wien 22. XII. — Ill. Ztg. 111, 901; KL 21, 37; Pataky 2, 469.

Achenbach, Maximilian: s. Alvary, Max.

Adamy, Rudolf, Dr. phil, Prof. f. Kunstgesch. u. Ästhetik an d. Techn. Hochsch. u. Inspektor d. Großherzogl. Museums in Darmstadt; * Lüdenscheid 23. III. 50; † Darmstadt 3. I. — Ill. Ztg. 110, 79; KL 20, 5 (mit W); D. Bauztg. 32, 36.

Adelssen, Anton, Mitgl. d. Firma Adelssen & Co. u. griech. Konsul in Berlin; † daselbst 20. VI. — Ill. Ztg. 111, 21.

Adler, Georg, Industrieller, Begründer der Kartonnagefabrikation in Sachsen: † Buchholz (Erzgeb.) 19. III. — Ill. Ztg. 110, 379.

Adler, Viktor Heinrich Franz v., preuß. Gen.-Leutn. z. D., Veteran vom Kampf auf der Insel Alsen; * Berlin 5. XI. 29; † Schierke (Harz) 1. IX. — Ill. Ztg. 111, 351.

Aehrenthal, Johann Baptist Frhr. Lexa v., k. k. Geh. Rat, Mitgl. des böhm. Landtags (verfassungstreuer Großgrundbesitz); * 11. III. 17; † Prag 10. V. — Ill. Ztg. 110, 629; Freiherrl. Taschenb. 1899, 1171.

***Alberti**, Eduard Christian Scharlau, Dr. phil., Professor, Univ.-Bibliothekar a. D., Literarhistoriker u. Volks- und Jugendschriftsteller; * Friedrichstadt a. d. Eider 11. III, 27; † Voorde b. Kiel 28. II. — BJ IV, 326; Brümmer 1[5], 29. 435 (mit W); KL 20, 11.

Alberti, Franziska (Pseudon.): s. Abel, Franziska.

Albrecht, Engelbert, Dr. med., prakt. Arzt, lyr. u. dramat. Dichter; * Landshut i. B. 10. XI. 36; † Langquaid (Niederbayern) 30 IV. — Brümmer 1[5], 31. 436 (mit W).

***Albrecht**, George Alexander, Großkaufmann, Geograph; * Hannover 2. VIII. 34; † Bremen 24. XI. — BJ III, 325; Ill. Ztg. 111, 738; Geogr. Jahrb. XXII, 433 (Wolkenhauer, mit L).

Almer, Christian, hervorragender Bergführer; † 17. V. — Ill. Ztg. 111, 64 (mit P); BZ IV, 28 (Jahrb. d. Schweizer Alpenklub 34, 199, mit P).

Alsaticus (Pseudon.): s. Schneegans, C. August.

Althaus, Hermann Karl, Dr. phil., Gymn.-Prof. a. D., lyr. Dichter; * Berlin 9. II. 44; † Berka a. d. Ilm 25. III. — Brümmer 1[5], 437 (mit W); Althaus, De tragicorum graec. dialecto Diss. Berol. 1866 (Vita).

***Alvary**, Max (Theatername für Maximilian Franz Achenbach), Opernsänger; *Düsseldorf 3. V. 58; † Großtabarz (Thür.) 7. XI. — BJ III, 134; Monatsh. f. Musikgesch. 31, 145 (Lüstner, mit L); Meyer[5] 18, 34. 19, 34; Riemann[5] 27.

***Alvensleben**, Alkmar v., preuß. Gen.-Leutn.; * Weseritz (Altmark) 16. IX. 41; † Naumburg a. S. 10. XI. — BJ III, 158; Ill. Ztg. 111, 654.

Amadei, Graf Rudolf, k. k. Hofrat u. Landeschef i. P., der letzte seines Geschlechts; * 17. IV. 14; † Wien 27. III. — Gräfl. Taschenb. 1899, 1266.

***Ammermüller**, Friedrich, Dr. med., Politiker; * Stockach 6. XI. 09; † Stuttgart 2. VIII. — BJ III, 199.

***Amrein**, Kaspar Constantin, Prof. an d. Kantonsschule in St. Gallen, Geograph; * Luzern 24. IX. 45; † St. Gallen 15. IX. — BJ III, 326; Geogr. Jahrb. XXII, 433 (mit L).

Andow, Paul (Pseud.): s. Maytner, Alberta v.

***Angerer**, Eduard, Erzbischof in partibus von Selimbria, Weihbischof der Wiener Erzdiözese u. Dompropst d. Metropolitankapitels zu St. Stephan, k. u. k. Geh. Rat; * Wien 8. XII. 16; † ebenda 22. VIII. — BJ III, 177; Ill. Ztg. 111, 288 (mit P).

Anhalt, Prinz Leopold Friedrich: s. Leopold Friedrich.

Anton, Karl Georg, Geh. Reg.-Rat, Personalreferent im preuß. Minist. d. öffentl. Arbeiten; * Oels 53; † Berlin 27. II. — Ill. Ztg. 110, 286.

Arco-Zinneberg, Josephine verw. Gräfin von und zu, genannt Bogen, geb. Prinzessin v. Lobkowitz; * Wien 10. II. 53; † Maxlrain b. Aibling 24. XII. — Ill. Ztg. 111, 738; Hofkal. 1900, 1118.

Arnold, Gustav, k. Kammermusikus, Harfenist am Theater in Wiesbaden; * Frankfurt a. M. 3. IV. 24; † Wiesbaden 17. VII. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 146 (Lüstner, mit L); BZ IV, 28 (L).

Arnoldi, Leo, Kommerzienrat, Erbauer von Bahnen, insbes. Eisenbahntunnels; * 43; † Wien 5. V. — Ill. Ztg. 110, 594.

***Arzruni**, Andreas, Dr. phil., Prof. f. Mineralogie u. Petrographie an d. Techn. Hochschule Aachen; * Tiflis 27. XI. 47; † Hohenhonnef a. Rh. 22. IX. — BJ III, 325; Ztschr. f. prakt. Geol. 1898, 446 (Dannenberg); Geogr. Jahrb. 22, 434 (Wolkenhauer, mit W); Bibl. geogr. 7, 32 (L); Leopold. 34, 140 (mit W); Kukula 11, Suppl. 5 (W); Poggendorff IV, 41 (mit W).

***Audorf**, Jakob, sozialistischer Schriftsteller u. Dichter; * Hamburg 1. VIII. 35; † ebenda 20. VI. — BJ III, 142; Brümmer 1[5], 443 (mit W); Lit. Zentralbl. 1898, 1022; Allg. D. Biogr. 46, 82 (L. Fränkel).

Auersperg, Wilhelmine Prinzessin v., Witwe des † Prinzen Vinzenz, Tochter des † Fürsten Franz von Colloredo-Mannsfeld, Herrin d. Herrschaft Grünberg in Böhmen; * Mailand 16. VII. 26; † Wien 19. 12. — Ill. Ztg. 111, 901; Hofkal. 1900, 1117.

Auguste Wilhelmine Henriette, Prinzessin v. Sachsen-Weimar-Eisenach, Gemahlin d. Prinzen Hermann v. S.-W.-E., württemb. Generals d. Cav., Schwester des † Königs Karl v. Württemberg; * Stuttgart 4. X. 26; † ebenda 3. XII. — Ill. Ztg. 111, 778; Hofkal. 1900, 1117.

Augustin, S. (Pseudon.): s. Scheibe, Auguste.

Baar, Moriz, Kaufmann, Inhaber d. Firma M. Baar & Co. in Sydney; * Wiesbaden; † Sydney 16. III., 78 J. alt. — Ill. Ztg. 110, 557.

***Bädeker**, Julius, Verlagsbuchhändler; * Essen 21. VIII. 21; † ebenda 22. XI. — BJ III, 163; Allg. D. Biogr. 180 (Pfau); Börsenbl. f. d. D. Buchhandel 65, 9099 (aus: Rhein.-Westf.-Ztg.).

Baier, Gotthard, Geh. Justizrat, Landger.-Rat a. D., Politiker, Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses; † Görlitz 4. III., 81 J. — Ill. Ztg. 110, 315.

Baensch, Otto, Wirkl. Geh. Oberbaurat (Erbauer des Kaiser-Wilhelm-Kanals); * Zeitz 6. VI. 25; † Berlin 7. IV. — Ill. Ztg. 110, 453; D. Bauztg. 33, 178.

***Baron**, Julius, Dr. jur., o. Prof. f. röm. Recht an d. Univ. Bonn; * Festenberg (Schles.) 1. I. 34; † Bonn 9. (nicht 7.) VI. — BJ III, 102; Chronik d. Univ. Bonn 24, 2; Börsenbl. f. d. D. Buchhandel 65, 4403 4623.

Barthel, Adolf, hgl. braunschw. Hofmaler und Galerieinspektor a. D., Porträtmaler, * Braunschweig 19; † ebenda 17. VII. — Ill. Ztg. 111, 117; Müller-Singer I, 73.

Bärwinkel, Berthold, Justizrat, Präsident d. Landtags d. Fürstent. Schwarzburg-Sondershausen, Vorsitzender des Gemeinderats in Arnstadt; * daselbst 34; † ebenda 29. XI. — Ill. Ztg. 111, 778.

Bassenge, Paul, Kaufmann und Politiker in Leipzig, Stadtrat a. D., erster stellvertr. Vorsitzender d. Leipziger Handelskammer, langj. Abg. in d. sächs. Kammer; * Leipzig 28. X. 28; † ebenda 22. I. — Ill. Ztg. 110, 251.

***Batsch**, Karl Ferdinand, kaiserl. deutscher Vizeadmiral; * Eisenach 10. I. 31; * Weimar 22. XI. — BJ III, 225.

***Bäumer**, Heinrich, Prof., Bildhauer; * Warendorf (Westf.) 25. II. 36; † Dresden 26. IV. — BJ III, 265; Allg. D. Biogr. 46, 256 (Lier).

***Baumgarten**, Maximilian v., k. u. k. Feldmarschall-Leutn.; * Mähr.-Neustadt 26. II. 20; † Wien 26. III. — BJ III, 221.

Baur, Georg, Dr. med., Prof. f. Osteologie u. Paläontologie an der Univ. Chicago; † München 25. VI. — Leopold. 34, 126.

***Beaulieu-Marconnay**, Eugen Frhr. von, großhgl. oldenburg. Kammerherr, Wirkl. Geh. Rat, Oberlandesgerichtspräs. a. D. in Oldenburg; * Nizza 16. II. 15; † Oldenburg 16. II. — BJ III, 176.

***Bechert**, Emil, Landwirt, großhgl. bad. Landeskommissar; * Mosbach 9. VII. 43; † Karlsruhe 6 VIII. — BJ III, 232.

Becker, Hermann, Oberlandesgerichtspräs. in Oldenburg, Politiker, früher Mitgl. d. Reichst. (nat.-lib.) u. Präs. des oldenburg. Landt.; * 11. XI. 16; † Oldenburg 7. V. — Ill. Ztg. 110, 594.

Becker-Denkenberg, Karl v., k. u. k. Hof- u. Ministerialrat i. R., früher im Minist. d. k. u. k. Hauses u. d. Äußern; † Wien 26. XI., im 67. J. — Ill. Ztg. 111, 778.

Behr, François, Komponist; * Lübtheen (Mecklenburg-Schwerin) 22. VII. 37; † Dresden 14. II. — Ill. Ztg. 110, 223; Monatsh. f. Musikgesch. 31, 146 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 98.

Behrens, Konrad, Opernbassist; * Braunschweig 37; † New-York 13. I. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 146 (Lüstner, mit L).

***Bennecke**, Hans, Dr. jur., o. Prof. f. Strafrecht an d. Univ. Breslau; * Kloster Mansfeld (Prov. Sachs.) 24. IV. 59; † Nervi 4. IV. — BJ III, 129; Ztschr. f. d. ges. Strafrechtswissensch. 18, II (E. Beling).

Benoit, Arthur, lothring. Geschichtsschreiber; † Berthelmingen b. Saarburg im Februar, 60 J. alt. — Lit. Zentralbl. 1898, 317; KL 21, 38.

Benser, Albert, Prof., emerit. Direktor der öffentl. Handelslehranst. in Dresden, Schulmann; † Dresden 14. IV. — Ill. Ztg. 110, 520.

Bentinck, Gräfin Pauline, geb. Gräfin v. Münich; * 27. V. 17; † Dresden 12. X. — Hofkal. 1899, 1309. 1900, 1123.

*__Benz__, Joseph, kath. Stadtpfarrer in Karlsruhe; * Konstanz 16. III. 25; † Karlsruhe 30. XI. — BJ III, 230; Freiburger Diözesanarchiv 28, 288.

*__Benz__, Severin, Historien- und Landschaftsmaler; * Marbach (St. Gallen) 14. III. 34; † München 2. XI. — BJ III, 119; Allg. D. Biogr. 46, 364 (H. Holland).

*__Berherich__, Lorenz, kath. Pfarrer; * Hainstadt (Baden) 11. VIII. 14; † Rothenberg 3. IV. — BJ III, 230; Freib. Diözesanarch. 28, 288 (mit L).

Bercken, Rudolf v., General d. Inf. z. D., zuletzt (bis 1888) Gouverneur von Metz; † Berlin 3. IV., 74 J. alt. — Ill. Ztg. 110, 453.

Berckholtz, Friedrich, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Hydrotherapeut, dirig. Arzt der Wasserheilanstalt d. Vereins der Wasserfreunde in Berlin; † Leipzig 17. VI. — Leopold. 34, 126; Ill. Ztg. 111, 21.

Berger, Wilhelm, Vizeadmiral z. D., teils in der Marineschule, teils als Schiffskommandant verwendet, 1864 bei Jasmund verwundet; † Göttingen 1. X., 69 J. alt. — Ill. Ztg. 111, 478.

Berke, Philipp, Dichter u. Publizist; * Offenbach a. M. 17. VI. 44; † Frankfurt a. M. 9. III. — KL 20, 86 (mit W). 21, 38.

Bernstorff-Gyldensteen, Johann Hartwig Ernst Lehnsgraf v., Wirkl. Geh. Rat, Erb-Oberjägermeister im Herzogt. Lauenburg, k. preuß. u. k. dän. Kammerherr, auch dän. Hofjägermeister, Sportsmann; * 18. I. 15; † Schloß Wotersen (Kr. Lauenburg) 7. I. — Ill. Ztg. 110, 79; Gräfl. Taschenbuch 1899, 1267.

Berthold, Ernst, Kapellmeister am Fürstl. Theater in Detmold; * Berlin 16. XI. 72; † Detmold 12. IV. — Monatsh. f. Musikgesch 31, 146 (Lüstner, mit L).

Beyer, Reinhold, k. sächs. Kammermusiker; * Dresden 15. III. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 146 (Lüstner, mit L).

Bielschowsky, Adolf, Industrieller, wirkte bahnbrechend f. d. Mühlenindustrie; † Breslau im Juli. — Ill. Ztg. 111, 87.

*__Bielz__, Albert Eduard, früher Schulinspektor für das Hermannstädter Komitat, Naturforscher; * Hermannstadt 4. II. 27; † ebenda 26. V. — BJ III, 143; Leopold. 34, 141; Verhandl. d. k. k. geol. Reichsanst. 1898, 328; BZ 5, 57 (Verhandl. u. Mitteil. d. siebenb. Ver. f. Naturwiss. zu Hermannstadt 48, 1: von Capesius, mit W).

Biesantz, Albert, Politiker, Reichstagsabg. f. Schaumburg-Lippe, Begründer d. Fortschrittspartei in diesem Lande; * Bückeburg 8. X. 46; † ebenda 13. X. — Ill. Ztg. 111, 507; Kürschner, Reichstag 1898—1903, 376 (mit P).

*__Bingmann__, C. F., Superintendent der hess. luth. Freikirche; * Oberroßbach 22. II. 22; † Höchst a. d. Nidda 16. II. — BJ III, 246.

Birkenbühl, Kl. (Pseudon.): s. Grasberger, Hans.

*__Bismarck__, Otto Fürst v.; * Schönhausen 1. IV. 15; † Friedrichsruh 30 VII. — BJ III, 1; Allg D. Biogr. 46, 571 (Lenz).

Blech, Karl, Pfarrer und Superintendent in Düsseldorf, Präses der rhein.-westfäl. Gefängnisgesellsch.; † Bonn 23. X. — Ill. Ztg. 111, 581.

Blumenthal, Max v., k. Zeremonienmeister; † Berlin 1. XII. — Ill. Ztg. 111, 840.

Boch, Eugen v., Geh. Kommerzienrat, Großindustrieller (Keramik, insbes. Bauornamente: Firma Villeroy & Boch); * Septfontaines b. Luxemburg 1809; † Mettlach 11. XI. — Ill. Ztg. 111, 706; D. Bauztg. 32, 616.

Böcking, Adolf, Dr. phil., früher Privatdozent in Bonn, Ornitholog; * Bonn 16. VI. 31; † Comford (Kendall County, Texas) 18. IV. — Lit. Zentralbl. 1898, 826; Ill. Ztg. 110, 629; Leopold. 34, 106; Allg. D. Biogr. 47, 44 (Hess); A. Böcking, De Rhea Americana. Diss. Bonnae 1863. S. 30.

*__Böhme__, Franz Magnus, Prof., Musikschriftsteller; * Willerstedt b. Weimar 11. III. 27; † Dresden 18. (Eitner: 17.) X. — BJ III, 345; Ill. Ztg. 111, 661 (Sahr, mit P); KL 20, 125 (mit W); Monatsh. f. Musikgesch. 31, 146 (Lüstner, mit L); Ztschr. f. den deutschen Unterricht 1898, 771; Allg. D. Biogr. 47, 77 (Eitner); Ztschr. d. Ver. f. Volksk. 1899, 95 (Weinhold).

Böhmert, Karl, Dr., Landrichter in Dresden, sozialpolit. Schriftsteller; * Bremen 17. VIII. 62; † Dresden 8. VI. — Arbeiterfreund 1898, 137 (V. Böhmert).

Bohn, Karl Theodor Richard, Dr. phil. h. c., Direktor der k. Baugewerkschule in Görlitz, Archäolog; * Berlin 29. XII. 49; † Görlitz 19. VIII. — KL 20, 132 (mit W); Leopold. 34, 141; Allg. D. Biogr. 47, 81 (Conze); D. Bauztg. 32, 440.

Bömches, Friedrich, früher Hafenbaudirektor, auch Schriftsteller; † Wien 22. III. — Ill. Ztg. 110, 418.

*__Bonde__, Oskar, Kommissionsrat, Hofbuch-

händler, Schriftsteller und Redakteur; * Zschernichen b. Altenburg 17. XI. 25; † Altenburg 15. VII. — BJ III, 170; Börsenbl. f. d. D. Buchh. 65, 5328. 5777 (Volger). 9907.

Borchers, Bodo, großhgl. sächs. Hofopernsänger a. D. u. Gesangslehrer, Mitbegründer d. Genossensch. deutsch. Bühnenangehörig.; * Northeim 12. I. 35; † Leipzig 6. VI. — Ill. Ztg. 110, 766; Monatsh. f. Musikgesch. 31, 147 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 137.

***Born,** Stephan, Dr. phil., ao. Prof. f. neuere Literaturgesch. an der Univ. Basel, Redakteur; * Lissa 28. XII. 24; † Basel 4. V. — BJ III, 62; Brümmer 1[5], 487; KL 20, 139 (mit W); Pädagog Archiv 1898, 682 (E. Hermann); Kukula 73. Suppl. 28 (W); Hinrichsen[2] 163.

Bose, Karl Eduard Arthur v., Geh. Reg.-Rat im k. sächs. Minist. d. Innern; * Dresden 21. X. 38; † ebenda 29. VIII. — Ill. Ztg. 111, 327.

Bosse, Hans Alexander v., k. sächs. Kreishauptmann in Bautzen, Mitgl. d. sächs. Kammer u. jurist. Schriftsteller; * Meißen 13. III. 35; † Bautzen 13. III. — Ill. Ztg. 110, 315; KL 21, 39; Allg. D. Biogr. 47, 138 (G. Müller).

***Böttcher,** Karl Julius, Pastor emerit., geistl. Dichter u. Kirchenhistoriker; * Dresden 11. V. 31; † Niederlößnitz 12. III. — BJ III, 246; Brümmer 1[5], 489 (mit W).

Bourbon: Prinzessin Maria Antonia, Großherzogin v. Toscana: s. Maria Antonia.

Bräsike, Hugo, Oberbürgermeister v. Bromberg, Mitgl. d. preuß. Herrenhauses; * Gut Heinrichsfelde (Kreis Niederung) 1. II. 43; † Bad Nauheim 7. X. — Ill. Ztg. 111, 478.

Brauer, Karl Friedrich, Organist, Klavier- u. Orgelkomponist in Naumburg; † daselbst Ende Juli, 92 J. alt. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 147 (Lüstner, mit L).

Braun, Joseph, kath. Pfarrer emerit., geistl. Dichter; * Koblenz 3. II. 23; † Kaiserswerth a. Rh. 29. I. — KL 20, 150 (mit W). 21, 39; Brümmer 1[5], 171. 492.

***Braunmüller,** Benedikt, Dr. phil., Abt d. Benediktinerstiftes Metten, Historiker; * Rötz (Oberpfalz) 12. III. 25; † München 12. VI. — BJ III, 132.

Breitsprecher, Schulrat, Seminardirektor in Franzburg; † 25. XII. — Deutsche Literaturzeitung 1899, 122.

Brennekam, Karl Friedrich Otto, protest. Pfarrer, Verf. v. Erzählungen u. Novellen, Redakteur d. christl. Unterhaltungsblattes »Immergrün«; * Berlin 13. VIII. 42; † Möhringen b. Stettin 4. V. — Brümmer 1[5], 180. 497 (mit W).

Brenner, Friedrich, Kirchenkomponist, früher Musikdirekt. an d. Univ. Dorpat; † München 17. XI., 84 J. alt. — Ill. Ztg. 111, 706; Monatsh. f. Musikgesch. 31, 147 (Lüstner, mit L).

***Brockhaus,** Rudolf, Verlagsbuchhändler; * Leipzig 16. VII. 38; † ebenda 28. I. — BJ III, 283 (Geiger); Blätter f. lit. Unterh. 1898 No. 10 (Geiger); Magazin f. Lit. 1898 No. 9 (Schüddekopf); Ill. Ztg. 110, 129; Börsenbl. f. d. D. Buchh. 65, 779. 839.

Bronner, Paul, Prof. Dr., Chemiker; † Stuttgart 14. VII. — Lit. Zentralbl. 1898, 1152; Leopold. 34, 169.

***Bruckmann,** Friedrich, Kommerzienrat, Kunstverlagsbuchhändler; * Deutz b. Köln 4. VI. 14; † Arco (Südtirol) 17. III. — BJ III, 121; Ill. Ztg. 110, 383 (mit P); Allg. D. Biogr. 47, 275 (H. Holland).

Buchta, Alois Alexander, Komponist u. Chorregent in Wien; † daselbst 25. VI., 57 J. alt. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 147 (Lüstner, mit L).

Bühl, C., Kommerzienrat, Industrieller, Politiker, lebenslängl. Mitgl. d. Landtags von Schwarzburg-Sondershaus.; † Großbreitenbach 8. VIII. — Ill. Ztg. 111, 229.

Buhle, Karl Theodor, Landgerichtsrat, Skatschriftsteller; † Leipzig 9. VII., 58 J. alt. — Ill. Ztg. 111, 87; KL 21, 39.

***Bühler,** Christian, Heraldiker u. Wappenmaler; * Bern 29. XII. 25; † ebenda 3. II. — BJ III, 160.

***Bühler,** Georg, Dr. phil., Prof. f. altind. Philologie u. Altertumskunde an d. Univ. Wien; * Borstel b. Nienburg a. d. W. 19. VII. 37; † Lindau 8. IV. — BJ III, 79; Allg. D. Biogr. 47, 339 (M. Winternitz); Oriental. Bibliographie 12, 7. 155. 13, 8. 167. 14, 10 (Scherman: L).

Burald, Franz, großhgl. Musikdir. in Neustrelitz; * Chevalla 13. XI. 36; † Neustrelitz 14. X. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 147 (Lüstner, mit L).

Bürde, Emil, ehemal. Schauspieler, später Lehrer am Konservatorium f. Musik in Wien u. Schriftsteller; * Berlin 6. III. 27; † Wien 22. II. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 147 (Lüstner, mit L); KL 20, 179. 21, 39; Ill. Ztg. 110, 251.

Bürgers, Georg, angesehenes Mitglied der Deutschen Kolonie in Paris, langj. Vizepräsident d. Deutschen Quartettvereins daselbst; * Köln; † Paris 12. X. — Ill. Ztg. 111, 507.

Bury, Betty, Konzertsängerin; † Wien 9. V., 71 J. alt. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 147 (Lüstner, mit L).

Busch, Johann Konrad, Dr. med., Sanitätsrat, 2. Vorsitzender des deutschen Ärztevereins, sozialer Schriftsteller; *48; † Krefeld 18. II. — Ill. Ztg. 110, 223; Leopold. 34, 52; Pagel 291.

Büttner, Friedrich August, Hofrat, Direktor d. sächs. Landesblindenanst., Autorität auf d. Gebiete d. Blindenerziehung; † Dresden 14. IX., 55 J. — Lit. Zentralbl. 1898, 1600; Ill. Ztg. 111, 385.

***Cabisius**, Julius, k. württemb. Kammervirtuos, Prof. am k. Konservatorium der Musik in Stuttgart, Cellist; * Halle a. S. 15. X. 41; † Stuttgart 3. IV. — BJ III, 151; Monatsh. f. Musikgesch. 31, 147 (Lüstner, mit L).

Canaval, Joseph Leodegar, kaiserl. Rat, Sekretär d. kärntner. Handelskammer, auch Landtags- u. Reichsratsabg.; † 21. IV. — Ill. Ztg. 110, 520.

Capellmann, Karl, Dr. med., Sanitätsrat, Psychiater u. Pastoralmediziner; * Aachen 1. VII. 41; † ebenda 8. III. — Ill. Ztg. 110, 315; KL 20, 191 (mit W). 21, 39; Pagel 305.

Cassel, Daniel Karl, deutsch-amerikan. Geschichtsforscher; † Philadelphia 21. II. — Lit. Zentralbl. 1898, 380; Ill. Ztg. 110, 315; KL 21, 39.

Castelli, Ernst, ehemal. Kammermusiker am Hoftheater zu Dresden; * daselbst 14. IV. 39; † Cölln a. E. 25. 7. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 148 (Lüstner, mit L).

Christensen, Karl, Dr. jur., Geh. Oberjustizrat, früher Senatspräsident des schlesw.-holst. Oberlandesgerichts, 1871/2 Mitgl. d. Reichstags (nat.-lib.); † Kiel 1. V.

***Claassen**, Johannes (Pseud.: Claravallensis, auch Clarissa), Theolog und Theosoph; * Königsberg i. Pr. 24. X. 35; † Calw 9. IV. — BJ III, 247.

Claravallensis (Pseudon.): s. Claassen, Johannes.

Clarissa (Pseudon.): s. Claassen, Johannes.

Claussen, C. W., Gymn.-Prof., Pädagog, 1848/9 lib. Mitgl. d. preuß. Nationalversammlung; † Rastenburg (Ostpr.) 14. X. — Ill. Ztg. 111, 539; Lit. Zentralbl. 1898, 1706.

***Cohn**, Ferdinand Julius, Dr. phil. et med., o. Prof. f. Botanik an d. Univ. Breslau, Geh. Reg.-Rat; * Breslau 24. I. 28; † ebenda 25. VI. — BJ III, 284; Ill. Ztg. 111, 54 (mit P); Leopold. 34, 98. 127 (mit W); KL 20, 204 (mit W); Allg. D. Biogr. 47, 503 (Wunschmann); BZ 3, 42. 4, 65. 5, 73. 6, 80 (L).

Colloredo-Mannsfeld, Fürstin Wilhelmine, geb. Prinzessin v. Auersperg: s. Auersperg.

Conrad, Anton, Konsistorialrat u. Stiftspfarrer zu Scheibe (Schles.), früherer preuß. Landtagsabg.; † Scheibe 27. VI. — Ill. Ztg. 111, 21.

Conrad v. Eybesfeld, Sigmund Frhr. v., früh. österr. Kultusminister; * Kainberg (Steiermark) 11. VIII. 21; † Graz 9. VII. — Ill. Ztg. 111, 49; Freih. Taschenb. 1899, 1164.

Conring, Gustav Ernst Georg v., preuß. Gen.-Leut.; * Labes (Kr. Regenwalde) 28. X. 25; † Hamburg 7. X. — Ill. Ztg. 111, 507.

Consbruch, Hermann, Geh. Reg.-Rat u. vortr. Rat im preuß. Minist. d. öffentl. Arbeiten; * Altenkirchen (Rheinprov.) 13. VI. 57; † Berlin 19. IX. — Ill. Ztg. 111, 409.

Cornicelius, Georg, Prof., Historien- und Genremaler; * Hanau 28. VIII. 25; † ebenda 9. XII. — Allg. D. Biogr. 47, 527 (L. Fränkel); BZ 4, 66 (Rust, Cornicelius-Ausstellung in Hanau: Kunsthalle 4, 195).

Cremer, Christoph Joseph, Publizist u. Politiker (Zentr., später Stoeckerianer), preuß. Landtagsabg., Redakteur; * Bonn 15. VII. 40; † Schöneberg b. Berlin 5. I. — Ill. Ztg. 110, 79; KL 20, 213 (mit W).

Croy, Prinz Alexis Wilhelm Zephirinus Viktor, preuß. Premierleut.; * Dülmen 13. I. 25; † Bad Nauheim 20. VIII. — Hofkal. 1899, 1309; Ill. Ztg. 111, 291.

Croy, Prinzessin Amalie, der Kongregation »Dienerin d. hl. Geistes«; * 15. XI. 35; † Missionshaus Steyl in Holland. — Hofkal. 1899, 1309.

Cruse, Paul, Geh. Oberreg.-Rat u. vortr. Rat im Eisenbahnamt zu Berlin; † daselbst 25. I., im 54. J. — Ill. Ztg. 110, 129.

***Cuny**, Jakob Ludwig v., Dr. jur., Geh. Justizrat, o. Hon.-Prof. an d. jurist. Fakult. d. Univ. Berlin u. Mitgl. d. Hauptverwaltung d. Staatsschulden, Parlamentarier (nat.-lib.); * Düsseldorf 14. VI. 33; † Berlin 20. VII. — BJ III, 131; Ill. Ztg. 111, 204 (mit P); Allg. D. Biogr. 47, 575 (Spahn); Kürschner, Reichstag 1898—1903, S. 222 (mit P).

***Curti**, Franz, Komponist; * Kassel 16. XI. 54; † Dresden 6. II. — BJ III, 75; KL 20, 216 (mit W); Monatsh. f. Musikgesch. 31, 148 (Lüstner, mit L).

Dahlke, Heinrich, preuß. Geh. Oberfinanzrat u. vortr. Rat, Mitgl. d. Hauptverwaltung d. Staatsschulden; † Berlin 6. VI., im 63 J. — Ill. Ztg. 110, 798.

Dahmen, Max, Dr., Bakteriolog; † Krefeld Ende Febr. — Lit. Zentralbl. 1898, 317; Leopold. 52 (mit W).

***Dahn**, Ludwig, Hofschauspieler in München; * daselbst 12. III. 43; † ebenda 20. I. — BJ III, 101.

***Dahn-Fries**, Sophie, Malerin, Gattin des Dichters F. Dahn; * München 13. IV. 35; † ebenda 23. I. — BJ III, 189.

Dames, Wilhelm Barnim, Dr. phil., o. Prof. f. Geologie u. Paläontologie an d. Univ. Berlin; * Stolp (Pomm.) 9. VI. 43; † Berlin 22. XII. — Leopold. 34, 170 (mit W); Verhandl. d. k. k. geolog. Reichsanst. 1898, 408 (E. Tietze); BZ 4, 67. 6, 82.

Danckelmann, Graf Alexander: s. Schack von Wittenau.

Dänemark, Luise Königin v., geb. Prinzessin v. Hessen: s. Luise.

Danner, Adolf, Buchhändler in Mühlhausen in Thür. u. Hrsghr. d. »Mühlhäuser Anzeigers«; † daselbst 5. VI., 73 J. alt. — Ill. Ztg. 110, 798.

Decken, Georg Friedrich Armand Graf von der, Majoratsherr zu Ringelheim, Mitgl. d. Deutschen Reichstags; * Braunschweig 5. X. 36; † Ringelheim (Hannover) 19. VIII. — Ill. Ztg. 111, 257; Gräfl. Taschenb. 1899, 1269; Kürschner, Reichstag 1898—1903, S. 157 (mit P).

***Delff**, Heinrich Karl Hugo, Dr. phil., Philosoph; * Husum 11. VIII. 40; † ebenda 6. XI. — BJ IV, 327; KL 20, 229 (mit W); Allg. D. Biogr. 47, 643 (Saß).

Demmin, August, Kunstschriftsteller, auch Verf. v. Romanen u. Bühnenstücken; * Berlin 1. IV. 17; † Wiesbaden 17. (oder 16.?) VI. — Ill. Ztg. 110, 831; KL 20, 230 (mit W); Repert. f. Kunstwissenschaft 22, Lahans Bibliogr. CII (L: Ztschr. f. histor. Waffenk. 1, 295).

Deutsch, Wilhelm, Prof., Schulmann des nordamerik. Westens; * Meseritz; † St. Louis 4. VI., 50 J. alt. — Ill. Ztg. 110, 831.

Dieckmann, H. Wilhelm, Lepidopterologe; † Grimma. — Leopold. 34, 141.

Dietrich, Alfred, Wirkl. Geh. Admiralitätsrat, Prof. an der Techn. Hochsch. Charlottenburg, Chefkonstrukteur d. deutschen Marine; * Pirna 11. VII. 43; † Grunewald b. Berlin 6. IX. — Ill. Ztg. No. 2778 vom 26. IX. 1896 (mit P); Lit. Zentralbl. 1898, 1536.

Dietz von Bayer, Paul, Amtsrat, Pächter d. Domänen Himmelstädt u. Kladow (Kreis Landsberg a. d. W.), früher Reichstagsmitgl. (kons.); * 25. I. 27; † Karlsbad 15. VI. — Ill. Ztg. 111, 21.

Dittel, Leopold Ritter v., Dr. med., Prof. f. Chirurgie an d. Univ. Wien; * Fulnek (Österr. Schles.) 15. V. 15; † Wien 28. VII. — Leopold. 34, 128 (mit W); Allg. D. Biogr. 47, 728 (Pagel); Münch. Med. Wochenschr. 1898, 743 (Posner).

Dittmar, Robert Max, Dr. phil., Historiker, Stadtarchivar in Magdeburg; * daselbst 11. IX. 58; † ebenda 21. II. — Lit. Zentralbl. 1898, 316; KL 20, 248 (mit W); Ill. Ztg. 110, 251.

Dittrich, Mathilde, Verf. hauswirtschaftl. Schriften; * 13. XI. 32; † Wien 14. III. — KL 21, 39.

***Dodge**, Ernest, Landschaftsmaler u. Radierer; * Boston 26. VIII. 63; † Mitterndorf bei Dachau 21. VIII. — BJ III, 168.

Dombrowski, Karl, Begründer d. »Bromberg. Tagebl.« u. d. »Thorner Presse«; † Bromberg 31. XII. — KL 21, 39.

Douglas, Graf Karl, bad. Kammerherr u. diensttuender Oberstkammerjunk. d. Königs v. Schweden u. Norwegen; * 20. IV. 24; † Villa Douglas b. Konstanz 14. I. — Ill. Ztg. 110, 129; Gräfl. Taschenb. 1899, 1269.

Dragendorff, Georg Noël, Dr. med. b. c. et phil., russ. Wirkl. Geh. Staatsrat, bis 1894 o. Prof. f. Pharmazie an der Univ. Dorpat; * Rostock 20. IV. 36; † ebenda 7. IV. — Leopold. 34, 106 (mit W); KL 20, 259 (mit W). 21, 39; Poggendorff 3, 476. 4, 347 (mit W); Pagel 418.

Dragollovicz, Hermine, verm. Semsey de Semse: s. Semsey de Semse.

***Dronke**, Adolf, Dr. phil., Direktor d. Kaiser-Wilhelm-Realgymn. in Trier, Mathematiker u. Geograph; * Koblenz 7. III. 37; † Bad Neuenahr 10. VI. — BJ III, 329; Geogr. Jahrb. 22, 439 (Wolkenhauer, mit L); Leop. 34, 128 (mit W); KL 20, 264 (mit W); Deutsche Rundsch. f. Geogr. u. Statistik 20, 520 (mit P).

Dutschka, Vinzenz Ritter v., Chef d. Wien. Bankhauses Dutschka & Co.; † Wien 9. II. — Ill. Ztg. 110, 197.

Eber, Wilhelm, Prof. f. Pharmakognosie an d. Tierärztl. Hochsch. Berlin; * Hannover 63; † Berlin 22. VI. — Leopold. 34, 129; Lit. Zentralbl. 1898, 1022; Ill. Ztg. 111, 21; BZ 4, 76 (Müller in: Archiv f. wissensch. u. prakt. Tierheilk. 1899, 21).

Eberhardt, Karl, Schulrat, Päd.; † Eisenach 3. X. — Lit. Centralbl. 1898, 1668; Ill. Ztg. 111, 507; KL 21, 39.

Eberling, großhgl. bad. Garteninspektor, Landschaftsgärtner; † auf d. Insel Mainau 6. (?) VIII. — Ill. Ztg. 111, 229.

***Ebers**, Georg, Dr. phil., Prof. z. D. f. Ägyptologie an d. Univ. Leipzig, auch Romanschriftsteller; * Berlin 1. III. 37; † Tutzing 7. VIII. — BJ III, 86; Orient. Bibliogr. 12, 8. 155. 13, 8. 167. 14, 10. 209 (Scherman: L); BZ 4, 76. 5, 84. 6, 90 (L).

***Ebner**, Adalbert, Prof. f. Patristik u. Liturgie am bischöfl. Lyceum in Eichstätt, Domkapitular, Kirchen- u. Kunsthistoriker; * Straubing 16. XII. 61; † Eichstätt 25. II. — BJ III, 216; KL 20, 276 (mit W).

***Ebner von Eschenbach**, Moriz Frhr. v., Feldmarschallleutnant, Militärschriftsteller; * Wien 27. XI. 15; † ebenda 28. I. — BJ III, 331; Brümmer 1[5], 532 (mit W); Almanach d. k. Akad. d. Wiss. Wien 48, 327 (Mach); Allg. Ztg. 1899, Beil. Nr. 230 (Bettelheim); BZ 7, 98 (L).

Eggeling, Wirkl. Geh. Oberjustizrat, Senatspräsident am Kammergericht a. D., Mitgl. d. preuß. Herrenhauses; † Berlin 16. II. — Ill. Ztg. 110, 223.

Egidy, Christoph Moriz v., Oberstleutn. a. D., theosoph. Schriftsteller; * Mainz 29. VIII. 47; † Potsdam 29. XII. — KL 20, 283 (mit W). 21, 39; BZ 4, 76. 5, 84. 7, 98 (L).

***Egler,** Ludwig, Dialektdichter, Lokalhistoriker; * Hechingen 24. VIII. 28; † ebenda 2. VIII. — BJ III, 115; Brümmer 1[5], 307. 535; KL 20, 283 (mit W).

Egli, Elvira, geb. Wirth, Opernsängerin, Gattin des folgenden; * Bromberg 7. XII. 32; † Berlin 28. IX. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 149 (Lüstner, mit L).

Egli, Georg, Opernbassist; * Chur 7. XI. 32; † Berlin 28. III. — Ill. Ztg. 110, 418; Monatsh. f. Musikgesch. 31, 149 (Lüstner, mit L).

Eichberg, Oskar, Musikinstitutsdirektur, Musikschriftsteller; * Berlin 21. I. 45; † ebenda 14. I. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 149 (Lüstner, mit L).

Eimer, Gustav Heinrich Theodor, Dr., Prof. f. Zoologie u. vergl. Anatomie an d. Univ. Tübingen; * Stäfa b. Zürich 22. II. 43; † Tübingen 29. V. — Leopold. 34, 98. 107 (mit W); Naturwissenschaftl. Rundschau 1898 No. 30 (R. v. Hanstein); Biolog. Zentralbl. 1898, 721; Insektenbörse 1898 No. 27 (mit P); Allg. Ztg. 1898 Beil. No. 132 (R. Hesse). 164 (W. Haacke); Naturwissenschaftl. Wochenschrift 1898 No. 381 (C. Fickert); BZ 3, 56. 4, 77.

Elfert, Paul, Dr. phil., Kartograph; * Weissenfels 31. XII. 60; † Leipzig 3. I. — Geogr. Jahrb. 22, 440 (Wolkenhauer, mit L u. W); P. Elfert, Bevölkerungsverhältnisse. Diss. Halle 1885 (Vita).

***Elisabeth** Amalie Eugenie, geb. Herzogin in Bayern, Kaiserin v. Österreich, Königin v. Ungarn; * München 24. XII. 37; † Genf 10. IX. — BJ III, 349; BZ 3, 60. 4, 81. 5, 90. 6, 66.

Endres, Hermann, Dr. med., Privatdozent f. Histologie an d. Univ. Halle; * 26. IX. 65; daselbst 30. VII. — Leopold. 34, 141; Chronik d. Univ. Halle-Wittenberg 1898, 99. S. 10.

***Erb,** Ferdinand, Frhr. v. Rudtorffer, k. u. k. wirkl. Geh. Rat, Sektionschef im österr. Minist. d. Innern; * Wien 23. XI. 33; † daselbst 19. III. — BJ III, 69.

Erdmann, Karl, Dr. jur., ehemal. o. Prof. f. Provinzialrecht u. jurist. Praxis an d. Univ. Dorpat; * Livland 41; † Dorpat 8. XI. — Lit. Zentralbl. 1898, 1844; Ill. Ztg. 111, 706.

Erkelenz, Hermann, Dr. phil., Prof., Direktor d. städt. höh. Mädchenschule u. Lehrerinnen-Anstalt in Köln; † daselbst 7. (oder 11?) IV. — Lit. Zentralbl. 1898, 688; Ill. Ztg. 110, 487: BZ 3, 63 (Ztschr. f. weibl. Bildung 1898, 297).

Erlanger, Ludwig Frhr. v., Chef d. Bankhauses Erlanger & Söhne in Frankfurt a. M., Generalkonsul f. Schweden u. Dänemark; * 8. IX. 36; † Frankfurt a. M. 14. II. — Ill. Ztg. 110, 223; Freiherrl. Taschenb. 1899, 1165.

Ernst, Georg, städt. Oberlehrer, langj. Präs. d. niederösterr. Landeslehrervereins, verdient um das Kindergartenwesen; † Wien 9. I, 62 J. alt. — Ill. Ztg. 110, 79.

***Esser,** Hermann, großhgl. badischer Baudirektor; * Köln 19. I. 40; † Karlsruhe 2. IV. — BJ III, 264.

Eybesfeld, Sigmund Frhr. Conrad v.: s. Conrad v. Eybesfeld.

Falstenberger, Johann, Prof. am Konservatorium d. Musik, Mitgl. d. Hofmusikkapelle u. d. Hofopernorchesters, langj. Korrepetitor an d. Hofoper in Wien; * daselbst 16. X. 40 (oder 48?); † ebenda 25. 10. — Ill. Ztg. 111, 581; Monatsh. f. Musikgesch. 31, 149 (mit L).

Falkenhayn, Franz Graf v., erbl. Mitgl. u. eine Zeitlang 1. Vizepräsident des Herrenhauses d. österr. Reichsrates, Geb. Rat u. Oberstleutn. a. D., Bundespräsid. d. österr. Gesellsch. v. Roten Kreuz; * 17. XI. 27; † Schloß Ottenschlag 7. IX. — Gräflich. Taschenb. 1899, 313. 1270; Ill. Ztg. 111, 351.

Fechtrup, Bernhard, Dr. theol., ao. Prof. an der kath. theol. Fakultät der Univ. Bonn; * Münster i. W. 23. III. 44; † Nervi 21. XII. — KL 20, 324; Deutsche Lit.-Ztg. 1899, 43; Chronik d. Univ. Bonn 24, 4 (mit W); Keiter 5, 51.

Fehleisen, Egmond, Schriftsteller; † Reutlingen 29. I. — Lit. Zentralbl. 1898, 206.

***Fein,** Emil Wilhelm, Elektrotechniker; * Ludwigsburg (Württemb.) 16. I. 42; † Stuttgart 6. X. — BJ III, 147.

***Feldhüter,** Ferdinand, Landschaftsmaler; * München 7. IV. 42; † ebenda 9. XII. — BJ III, 140.

Fiala, Franz, Botaniker u. Kulturhistoriker, Kustos d. prähistor. Abt. d. bosn.-herzeg. Landesmuseums; * Brünn 61; † Serajewo 28. I. — Leopold. 34, 52 (mit W); Ill. Ztg. 110, 162; BZ 5, 98 (Wissensch. Mitteil. aus Bosnien u. Herzegowina 6, XIX u. 744, mit W).

Fiedler, kaiserl. Schuldirektor, eine Reihe v. Jahren Direktor d. Landwirtschaftl. Lehranstalt zu Rufach (Oberelsaß); † Darmstadt 26. VIII. — Ill. Ztg. 111, 326.

Fiedler, Frau J. H. (Pseudon.: Hrt. Grabbé), Dichterin u. Jugendschriftstellerin; † Plauen (Vogtl.) 8. V. — KL 20, 331 (mit W). 21, 39; Pataky 1, 212.

Fink, Dr., Prof., Rektor d. k. Realanst. in Tübingen; † daselbst 27. II. — Lit. Zentralbl. 1898, 380.

Fisahn, Joseph, Buchdruckereibesitzer, Journalist, Politiker (freis. Volkspartei), Mitgl. d. Gemeinderates in Gera u. d. reuß. Landtags; † Gera 4. XII. — Ill. Ztg. 111, 840; KL 20, 335 (mit W).

Fischer, Friederike s. Swoboda-Fischer.

Fischer, Friedrich Wilhelm, Dr. phil., Realgymn.-Direktor a. D., Mathematiker und Altertumsforscher; * Schievelbein 12. II. 22; † Bernburg 5. III. — Leopold. 34, 108; Ill. Ztg. 110, 315; KL 20, 337 (mit W).

Fischer, Luise, Oratoriensängerin; † Zittau 7. II. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 150 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 326.

Fischer, Oswald, Dr. phil., Direktor d. städt. höh. Mädchenschule in Hildesheim; * Limbach 27; † Hildesheim 3. I. — Lit. Zentralbl. 1898, 109; Ztschr. f. weibl. Bildung 1898, 299 (Bauer).

Fischer, Richard, Opernsänger, * Freiburg i. B. 11. XI. 48; † Berlin 11. V. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 150 (mit L).

Fischer, Richard, Dr. phil., Redakteur des »Dorfbarbier«, Dichter; † Berlin Mitte Mai, 49 J. alt. — KL 20, 339 21, 39; Ill. Ztg. 110, 663.

***Fitting**, Jakob Ritter v., Oberlandesgerichtspräsident in Zweibrücken, Reichsrat der Krone Bayern, jurist. Schriftsteller; * Tiefenthal (Rheinpf.) 21. I. 31; † Zweibrücken 5. V. — BJ III, 102.

Flatow, Ludwig, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Vorstandsmitgl. d. Berliner Ärztekammer; * Konitz 2. VII. 35; † Berlin 15. XI. — Leopold. 34, 170; L. Flatow, De glaucomate. Diss. Königsberg 1859.

Flechtenmacher, Alexander, Komponist u. ehem. Direktor d. Konservat. in Budapest; † daselbst im März. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 150 (Lüstner, mit L).

Fliefs, Erich, Romanschriftsteller u. Redakteur; * Gnesen 2. IV. 57; † Berlin 23. VII. — Brümmer 1[5], 556 (mit W); KL 20, 346 (mit W); Lit. Zentralbl. 1898, 1187.

***Flœrke**, Gustav, früher Prof. f. Kunstgesch. an d. Kunstakademie in Weimar, Kunsthistoriker u. Dichter; * Rostock 4. VIII. 46; † daselbst 15. X. — BJ III, 240; Brümmer 1[5], 367. 556; KL 20, 346 (mit W).

Flügge, Wilhelm v., Rittergutsbesitzer auf Speck in Pommern, Groß-Halle u. Lüdershof in Mecklenburg, früher Mitgl. d. deutsch. Reichstags (deutsch-kons.); * Groß-Halle 17. IV. 25; † Speck 16. VI. — Ill. Ztg. 111, 21.

***Fontane**, Theodor, Dr. phil., Schriftsteller und Dichter; * Neuruppin 30. XII. 19; † Berlin 20. IX. — BJ III, 296; Ill. Ztg. 111, 421 (mit P); BZ 3, 70. 4, 92. 5, 100. 6, 107. 7, 119 (L).

***Forckenbeck**, O. v., Begründ. d. Aachener Zeitungsmuseums; * 28. IX. 23; † Wassenberg b. Aachen 29. VII. — Lit. Zentralbl. 1898, 1218; Ill Ztg. 111, 168 u. Jahrg. 1892 No. 2571 (mit P).

Formes, Ernst, Schauspieler am »Berliner Theater«; * Mülheim a. Rh. 30. I. 41; † Berlin 2. IV. — Ill. Ztg. 110, 453.

***Förster**, Theodor, Dr. theol., Superintendent, Prof. f. Kirchengesch. an d. Univ. Halle, Vorsitzender d. evang. Vereinigung d. Prov. Sachsen; * Lützen 28. I. 39; † Halle a. S. 28. VIII. — BJ III, 248; Chronik d. Univ. Halle-Wittenberg 1898 99, 8 (Haupt).

Francke, Hermann, Antiquariatsbuchhändler, Mitbegründer der Firma List & Franke in Leipzig; † daselbst 29. III. — Lit. Zentralbl. 1898, 484; Ill. Ztg. 110, 418 Börsenbl. f. d. D. Buchh. 64, 2427.

Franckenstein, Karl Frhr. von u. zu, k. u. k. Kämmerer, Wirkl. Geh. Rat, früher österr. Gesandter in Dresden u. Kopenhagen, Mitgl. d. Herrenhauses; * Frankfurt a. M. 22. I. 31; † Wien 2. II. — Ill. Ztg. 110, 162; Freiherrl. Taschenb. 1899, 116.

Francke, B., Balletmeister a. D. in Weimar; † daselbst 25. V., 83 J. alt. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 150 (Lüstner, mit L).

Franke, Paul Theodor, Geh. Reg.-Rat u. vortr. Rat im sächs. Minister d Innern; † Dresden 9. IV. — Ill. Ztg. 110, 487.

***Fränkel**, Ferdinand, Schriftstell.; * München 16. XI. 15; † daselbst 15. V. — BJ III, 169; Brümmer 1[5], 558.

Frankenberg u. Proschlitz, Gen.-Leutn. v.; * Malschöwen 11. XII. 41; † Flensburg 15. XI. — Ill. Ztg. 111, 706. 778.

***Freudenthal**, August, Dichter u. Schriftsteller; * Fallingbostel 2. IX. 51; † Bremen 6. VIII. — BJ III, 345; Brümmer 1[5], 384. 559 (mit W); KL 20, 365 (mit W); Geogr. Jahrb. 22, 440 (Wolkenhauer, mit W); BZ 3, 75. 4, 95 (L).

***Friedel**, Johann Ritter v., k. u. k. Gen.-Major; * Sanok (Galizien) 6. I. 16; † Wien 18. IX. — BJ III, 221.

Friedl, Michael Josef, Feuilletonist u. Dichter; * St. Pölten b. Wien 23. V. 70; † Wien Ende Febr. — Brümmer 1[5], 560; KL 20, 372. 21, 40 (mit W); BZ 3, 75. 4, 95 (L).

Friekert, Kammermusiker d. K. Kapelle in Berlin; † daselbst 29. VII. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 150 (Lüstner, mit L).

Fritsche, Hans, Oberbürgermeister in Charlottenburg; * Stendal 4. IX. 32; † Charlottenburg 16. III. — Ill. Ztg. 110, 355.

Fritz, Adelheid, s. Iwersen, A.

Fröhlich, Karl, Buchdrucker, Jugendschriftsteller u. Dichter; * Stralsund 8. IV. 21; † Berlin im Dez. — KL 20, 379 (mit W). 21, 40.

Frölich, Xaver, Kanzleirat, Stadtarchivar von Graudenz, Historiker; † Graudenz 15. I. — Ill. Ztg. 110, 101; Altpreuß. Monatsschr. 1898, 175 (G. Froelich).

Frühauf, Karl Julius, früh. Prof. f. Nationalökonomie am Polytechnikum in Riga, 1874 bis 1878 Mitgl. d. D. Reichstags (nat.-lib.) u. Kunstschriftsteller; * Eybau 4. V. 29; † Berlin 22. VI. — Lit. Zentralbl. 1898, 1054; Ill. Ztg. 111, 21.

Fuchs, Peter, Prof., Bildhauer; * Mülheim a. Rhein. 27. IX. 29; † ebenda 31. VII. — Ill. Ztg. 111, 195; Müller-Singer 1, 486.

Fuchs Edler von Telzheim, Johann, österr. Oberst i. R., »der einst als einfacher Soldat in das Infanterieregiment No. 1 eintrat und bei Magenta die Fahne dieses Regimentes rettete«, 1893 in den Adelstand erhoben; † Troppau. — Ill. Ztg. 111, 507.

Fugger-Kirchheim, Gräfin Marie Anna, verm. mit Karl Frbrn. v. Rehlingen; * Kirchheim 30. XI. 17; † München 20. II. — Hofkal. 1899, 1309.

Fünfkirchen, Ferdinand Graf v., Frhr. v. Steinabrunn, k. u. k. Kämmerer u. österr. Major a. D.; * 20. IX. 34; † Schloß Brunnsee (Steiermark) 18. XII. — Ill. Ztg. 111, 901; Gräfl. Taschenb. 1899, 350 1900, 970.

***Fürst**, Alexander, Dr. med., medizin. Schriftsteller; * Braunsberg 15. IV. 44; † Berlin 25. V. — BJ III, 129; BZ 5, 105 (Mossa in: Saat auf Hoffnung 1899, 343).

***Furtner**, Ernest, Dr. theol., päpstl. Hausprälat, Domkapitular in München; * Teisenham b. Endorf 27. I. 32; † München 3. XI. — BJ III, 224.

Fufsenecker, Johann Georg, Journalist u. Dichter, Verf. v. Dramen u. Epen; * Nürnberg 17. XI. 41; † Augsburg 29. V. — Brümmer 1[5], 565; Augsb. Postztg. 1898 No. 121 S. 9; Keiter 5, 60 (mit W).

Gall, Joseph, Journalist, Begründer u. Hrsgbr. d. »Correspondenz Gall« u. d. »Wiener Kommunalblattes«; * Laa an d. Thaya 21. XI. 20; † Wien 10. V. — Ill. Ztg. 110, 629; KL 20, 389.

Garnler-Turawa, Karl Fritz August Julius Albert Graf v., Fideikommißherr auf Turawa (Kr. Oppeln), Mitgl. d. preuß. Herrenhauses, Rittmeister a. D.; * 31. VII. 47; † Schloß Turawa 29. X. — Gräfl. Taschenb. 1899, 357. 1271.

Garten, Johannes Alexander, Dr. med., Privatdozent f. Chirurgie an d. Univ. Leipzig; † daselbst 14. V. — Lit. Zentralbl. 1898, 858; Leopold. 34, 108.

Gärtner-Griebenow, Karl Wilhelm Günther Frhr. v., Dr. jur., Herr auf Höbeseheid b. Wolfhagen, Gesandter d. D. Reichs in Teheran; * Leipzig 7. IV. 56; † Teheran 22. III. — Ill. Ztg. 110, 379; Freiherrl. Taschenb. 1899, 276. 1167.

Gast, Friedrich Wilhelm, k. Musikdirektor u. Kantor emer. d. Friedrichstädter Kirche in Dresden, auch Komponist; † daselbst 22. V. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 150 (Lüstner, mit L).

Gebauer, Julius, Geh. Oberberg- u. Baurat in d. Bergabt. d. preuß. Handelsministeriums, auch Dozent an d. Bergakademie in Berlin; † daselbst 13. VII. — Ill. Ztg. 111, 117.

***Gehrts**, Karl, Prof., Maler u. Illustrator; * Hamburg 11. V. 53; † Endenich b. Bonn 17. VII. — BJ III, 337; Ill. Ztg. 111, 117. 120 (mit P); Nation 15 No. 46 (Aldenhoven). No. 45 (Fitger); BZ. 4, 101 (L).

Geiser, Bruno, Politiker (soz.-dem.), sozialwissenschaftl. Schriftsteller, Redakteur der »Neuen Welt«; * Breslau 10. IV. 46; † Stuttgart 25. IX. — Ill. Ztg. 111, 449; KL 20, 399 (mit W).

Geifsler, Ewald Albert, Prof. f. Chemie, Physik u. Warenkunde an d. Tierärzt. Hochschule in Dresden; * Steinigtwolmsdorf (Sachs.) 20. IV. 48; † Dresden 15. X. — Leopold. 34, 171 (mit W).

Gerold (eigentl. Gerson), Jakob Hugo, Dr. med., mediz. Schriftstell.; * Inowrazlaw 3. VIII. 14; † Aken a. E. 29. VI. — Pagel 595.

***Geselschap**, Friedrich, Maler; * Wesel am Niederrh. 5. V. 35; † Aequa Acetosa b. Rom 1. VI. — BJ III, 269; Nation 15 No. 45 (A. Fitger); BZ 4. 105 (L).

***Gidionson**, Albrecht Wilhelm, Dr. phil., Gymn.-Direktor, klass. Philolog u. Pädagog; * Waabs 29. XII. 25; † Schleswig 4. IV. — BJ III, 333.

Giesrau, Theodor, ehemal. Theaterdirektor in Wien; † daselbst 4. I., 68 J. alt. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 150 (Lüstner, mit L).

Gilka, Hermann, Kommerzienrat, persischer Generalkonsul, Mitinhaber d. Spritfabrik u. Großdestillation J. A. Gilka in Berlin; † daselbst 20. II. — Ill. Ztg. 110, 251.

Gimbel, K., Geh. Oberreg.-Rat u. vortr. Rat im Reichseisenbahnamt, Autorität auf d. Geb. d. techn. Mechanik u. ihrer Anwendung a. d. Brückenbau; † Berlin 30. VII., 62 J. alt. — Ill. Ztg 111, 195.

Glan, Paul, Dr. phil., Prof., Privatdozent d. Physik an der Univ. Berlin, Meteorolog; * Berlin 26. II. 46; † ebenda 8. VIII. — KL 20, 415 (mit W); Leopold. 34, 141 (mit W); Lit. Zentralbl. 1898, 1252; Poggendorff 3, 625. 4, 502 (mit W).

Gläntzel, Paul, Großindustrieller (Firma Wex u. Söhne) in Chemnitz, verdient um die Entwicklung der dortigen Textilindustrie, insbes. des Strumpfgeschäfts; † ebenda 6. V. — Ill. Ztg. 110, 629.

***Gleich**, Ferdinand, Prof., Komponist und Musikschriftsteller; * Erfurt 17. XII. 16; † Langebrück b. Dresden 22. V. — BJ III, 344; Monatsh. f. Musikgesch. 31, 150 (Lüstner, mit L).

Gluge, Gottlieb, vormals Prof. f. Pathologie an der Univ. Brüssel; * Brakel (Westf.) 12; † Nizza 22. XII. — Leopold. 35, 57 (mit W); Biogr. Lexik. d. Ärzte 2, 578 (mit W u. L); Pagel 604 (mit W u. P).

Göbel, Anton, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, früher Provinzialschulrat; * Boppard 24; † Heiligenstadt 1. XII. — Ill. Ztg. 111, 840.

Goedeke, August, hgl. Kammermusiker a. D. in Koburg; † daselbst im Nov., 91 J. alt. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 150 (Lüstner, mit L).

Godin, Ludwig Karl August Frhr. v., k. bayer. Kämmerer u. fürstl. hohenzoll. Hofkammerpräsident a. D.; * 13. XI. 14; † München 27. X. — Ill. Ztg. 111, 581; Freiherrl. Taschenb. 1899, 311. 1167.

Göring, Ludwig, k. Kammermusiker in Dresden; † daselbst 3. I., 75 J. alt. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 150 (Lüstner, mit L).

***Goeschen**, Adolf, Dr. theol., Generalsuperintendent; * Königsberg 20. II. 03; † Harburg 27. III. — BJ III, 250.

Goldschmidt, Julius, nordamerikan. Generalkonsul in Berlin, langj. Vizepräsident d. Brand Stove Company in Milwaukee, auch als Schuldirektor dort tätig; * Osterode a. H.; † Berlin 2. XI., 51 J. — Ill. Ztg. 111, 614.

Goltermann, Georg Eduard, Komponist, Cellovirtuos, langj. Kapellmeister am Stadttheater in Frankfurt a. M.; * Hannover 19. VIII. 24; † Frankfurt a. M. 29. XII. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 150 (Lüstner, mit L); Riemann [5] 404.

Goſsler, Martin v., preuß. Generalleutnant z. D., früher Chef d. Kontrollabt. im Generalstab und Adjutant d. ehem. Chefs d. Generalstabs d. Armee; † Kalbe 3. X. — Ill. Ztg 111, 478.

Goetz, A. W. Gustav, Kommerzienrat, der älteste Chef d. Eisengießerei Goetz & Nestmann in Leipzig, Vorsitzender des Vorstandes d. Sächs.-Thüring. Eisen- u Stahlberufsgenossensch. u. bis Mai 1898 stellvertr. Vorsitzender d. Leipziger Handelskammer, bis 1881 Vorsteher d. Stadtverordnetenkollegiums, Ehrenbürger der Stadt Leipzig; * daselbst 29. XI. 21; † ebenda 16. XII. — Ill. Ztg. 111, 863.

Goetze, Woldemar, Dr. phil., Direktor des in Leipzig begründeten Lehrerseminars d. deutschen Vereins f. Knabenhandarbeit, eifriger Förderer d. deutschen Handfertigkeitsbestrebungen; * Dresden 1. I. 43; † Leipzig 14. XI. — Ill. Ztg. 111, 706; KL 20, 424 (mit W); Arbeiterfreund 1898, 407 (P. Schmidt, mit W).

Grabbé, Hrt. (Pseudon.): s. Fiedler, J. H.

***Grasberger**, Hans, Dichter u. Schriftsteller (Pseudon.: K. Birkenbühl); * Obdach (Steierm.) 2. V. 36; † Wien 11 XII. — BJ III, 156; BZ 4, 110 (L).

Grauhner, Karl Friedrich, Verlagsbuchhändler (Wintersche Verlagsbuchhandl.); † Leipzig 8 VIII., 61 J. — Ill. Ztg. 111, 195; Lit. Zentralbl. 1898, 1218; Börsenbl. f. d. D. Buchh. 65, 5869.

Gravenhorst, C. J. H., Bienenzüchter, Herausgeb. d. »Deutschen Illustr. Bienenztg.«; † Wilsnack 24. VIII., 75 J. — Ill. Ztg. 111, 291; Leopold. 34, 171.

Grevenberg, Wilhelmine, früher dramat. Sängerin am Darmstädter Hoftheater; † Berlin 2. IX. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 150 (Lüstner, mit L).

Grimm, Karl v., ehem. bad. Justizminister u. stellvertr. Bevollmächtigter z. Bundesrat, Förderer der deutschen Kolonialpolitik; † Karlsruhe 6. IV., 68 J. — Ill. Ztg. 110, 453.

Gröning, Hermann, Dr., ältestes Mitgl. d. Senats d. Freien Stadt Bremen; † daselbst 8. III., 75 J. — Ill. Ztg. 110, 315.

Groſsmann, Joseph, Kapellmeister an der Oper in Frankfurt a. M.; † Wien 2. VIII., 32 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 151 (Lüstner, mit L).

Grote, Graf Adolf, ehemal. hannöv. Legationsrat u. Gesandter in Madrid, eifriger Anhänger des Herzogs v. Cumberland; * 16. VI. 30; † Varchentin (Mecklenburg) 6. VII. — Ill. Ztg. 111, 49; Gräfl. Taschenbuch 1899, 389. 1271.

Grube, Fritz, der »Trompeter von Mars-la-Tour«, früher Stabstrompeter des preuß. Kürassierreg. Nr. 1 in Breslau, später Platzmeister in Schwientochlowitz; † im April. — Ill. Ztg. 110, 453.

Grube, Wilhelm Feodorowitsch, früher o. Prof. f. Chirurgie an d. Univ. Charkow, Dr. med.; * auf Landgut Neuguth in Kurland 30. V. 27; † Charkow 12. V. — Lit. Zentralbl. 1898, 826; Leopold. 34, 108 (mit W); Pagel 639.

***Grühl**, Raimund, Dr. jur., Bürgermeister von Wien; * daselbst 12. VIII. 47; † ebenda 12 V. — BJ III, 233.

***Grünbaum**, Max (eigtl. Maier), Orientalist; * Seligenstadt 12. VIII. 17; † München 11. XII. — BJ III, 235; Oriental. Bibliogr. 12, 155 (Scherman: L).

Grünberger, Viktor, früher Oberregisseur d. Leipziger Stadttheaters; † Prag 15 IX., 45 J. — Ill. Ztg. 111, 385.

***Gsell-Fels,** Theodor, Kunsthistoriker, Ethnograph, Reiseschriftsteller; * St. Gallen 14. III. 19; † München 12. X. — BJ III, 117; Geogr. Jahrb. 22, 441 (Wolkenhauer, mit W u. L); KL 20, 457 (mit W); Leopold. 34, 171; BZ 4, 112 (L).

Gude, Karl, pädagogischer Schriftsteller; † Magdeburg im Nov., 85 J. — Lit. Zentralbl. 1898, 1962; Ztschr. f. weibl. Bildung 26, 600 (Gränitz).

Gültlingen, Wilhelm Friedrich Balthasar Frhr. v., k. württemb. Kammerherr u. Landgerichtsdirektor in Stuttgart, seit 1889 Mitgl. d. Reichspartei d. D. Reichstags, seit 1868 des württemb. Landtags; * Wildbad 20. IX. 34; † Stuttg. 19. I. — Ill. Ztg. 110, 129; Freiherrl. Taschenb. 1899, 1168.

Gümbel, Karl, Erfinder der Saiten-Orgel; † Essen a. R. 4. I. — Monatsh. f. Musikgesch 31, 151 (Lüstner, mit L).

Gümbel, Karl Wilhelm Ritter v., Dr. phil., Oberbergdirektor, Honorarprof. an d. Univ. München, Mitglied d. k. bayer. Akad. d. Wissensch. etc.; * Dannenfels (Rheinpf.) 11. II. 23; † München 18. VI. — Leopold. 34, 98. 108; KL 20, 458 (mit W); Naturwissenschaftliche Rundschau 1898 Nr. 33 (Branco); Verhandl. d. k. k. geol. Reichsanst. 1898, 261; Berg- u. Hüttenmänn. Ztg. 1898, 251; Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statistik 20, 572 (mit P); Geogr. Jahrb. 22, 441 (mit W u. L); Ztschr. f. prakt. Geol. 1898, 375 (Leppla); BZ 4, 112. 5, 123 (L).

***Gundlach,** Georg, Dr. theol., Domkapitular v. Passau; * München 12. V. 48; † Passau 28. X. — BJ III, 224.

Günther, Franz, Kommerzienrat, ehemalig. Seniorchef d. Bankhauses »Günther & Rudolf« in Dresden, langj. Vorstand d. dortig. Börse; † daselbst 9. X., 73 J. — Ill. Ztg. 111, 507.

***Gustas,** Leopold Edler v., k. u. k. Feldmarschallleutn. i. R.; * 14. VI. 40; † Aussee 26. VII. — BJ III, 220.

***Haas,** Stephan, k. u. k. Feldmarschallleutn. i. R.; * Vinkovce 19; † Agram 27. 1. — BJ III, 221.

***Häberlin,** Karl, Dr. jur., Geh. Justizrat, o. Prof. f. Rechtsgesch., Kriminalrecht und Kriminalprozeß an der Univ. Greifswald; * Schloß Bracht b. Marburg 4. IX. 13; † Greifswald 28. II. — BJ III, 153.

Habermaas, August, württemb. Oberkriegskommissar a. D., langj. Direktor der Württemb. Hypothekenbank in Stuttgart; † zu Degerloch 30. X., 73 J. — Ill. Ztg. 111, 614.

***Hagen,** Hermann, Dr. phil., o. Prof. f. klass. Philologie an d. Univ. Bern; * Heidelberg 31. V. 44; † Bern 20. IX. — BJ III, 192.

Hager, Johannes (Pseudon.): s. Hasslinger, Frhr. J. N. v.

***Hagn,** Ludwig v., Genremaler; * München 13. XI. 19; † ebenda 15. I. — BJ III, 141.

Hahn, Oberverwaltungsgerichtsrat in Berlin; * Breslau 31; † Berlin 6. V. — Ill. Ztg. 110, 594.

***Halbreiter,** Adolf, Prof., Bildhauer u. Ciseleur; * Rosenheim 13. V. 39; † München 28. VI. — BJ III. 171.

Halm, Margarete: s. Maytner, Alberta v.

Hammelbacher, Michael v., Senatspräsident am Obersten Landesgericht in München; * Amberg 1. I. 31; † München 12. XII. — Ill. Ztg. 111, 863.

***Hammer,** Guido, Jagdmaler; * Dresden 4. II. 21; † ebenda 27. I. — BJ III, 267.

Hampel, Wilhelm, Gartenbaudirektor des Grafen Hans-Ulrich Schaffgotsch auf Schloß Koppitz, Verf. zahlr. Fachwerke; † Koppitz 13. VI. — Ill. Ztg. 110, 798; BZ 5, 124 (Wittmack, Hampelfeier in: Gartenflora 1899, 521).

Händel, Ernst, Prof., Hoftheaterdekorationsmaler a. D. in Weimar; † daselbst 31. V., 85 J. — Ill. Ztg. 110, 735.

***Handel-Mazzetti,** Eduard Frhr. v., k. u. k. Wirkl. Geh. Rat u. Feldzeugmeister; * 26. I. 38; † Völs (Bez. Bozen) 25. VIII. — BJ III, 221.

Hardt, Richard v., Geh. Kommerzienrat, Inhaber d. Exportfirma Hardt & Co., Vorsitzender d. Mitglieder d. Ausschusses der Reichsbank; † Berlin 29. IX., 75 J. — Ill. Ztg. 111, 449.

Harrach, Graf Leopold Karl August Wilhelm Ernst, Herr auf Klein-Kriehen (Kr. Lüben), preuß. Leutn., kommandiert zur Botschaft in Rom; * Klein-Krichen 29. IV. 73; † Capri 6. VIII. — Hofkal. 1899, 1309.

Hartmann, Emil v., Musikschriftsteller; † Wien 12. XI. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 151 (Lüstner, mit L).

***Hartmann,** Hans, Maler; * Berlin 24. II. 45; † Bad Nauheim 8. VI. — BJ III, 112

***Hartmann,** Helene, geb. Schneeberger, k. k. Hofschauspielerin; * Mannheim 12. IX. 45; † Wien 12. III. — BJ III, 113.

Hartmann-Sutor, Klotilde, Balletmeisterin in Darmstadt u. Leipzig; * München 22. IV. 54; † Leipzig 16. II. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 151 (Lüstner, mit L).

Hasse, Karl Ewald, Dr. med., Geh. Med.-Rat, früher Prof. d. Pathologie in Göttingen; * Dresden 23. VI. 10; † Braunschweig 5. II. — Leopold. 34, 53; Biogr. Lexik. d. Ärzte 3, 78; Pagel 694 (mit P).

Hasselbach, Gustav, k. preuß. Wirkl. Geh. Rat, bis 1889 Generalsteuerdirektor f. d.

indirekten Steuern; † Berlin 29. X, 80 J. — Ill. Ztg. 111, 614.

***Hasslinger von Hafsingen**, Johann Nepomuk Frhr. v. (Pseudon.: Johannes Hager), k. k. Sektionschef a. D., Komponist; * Wien 24. II. 22; † ebenda 9. I. — BJ III, 261; Monatsh. f. Musikgesch. 31, 151 (Lüstner, mit L).

Hatzsch, Friedrich August, Mitgl. d. Gewandhausorchesters zu Leipzig; * Lengefeld 26. I. 37; † Leipzig 18. XII. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 151 (Lüstner, mit L).

Hauer, Max, Apotheker, Mikroskopiker u. Mikrophotograph auf mineralog. Gebiete; † Oberhausen 10. VIII. — Leopold. 34, 171.

Haupt, Ottomar, Finanzschriftsteller; * Chemnitz 9. VIII. 39; † Paris 15. V. — Ill. Ztg. 110, 663; KL 20, 500 (mit W).

Häufsermann, Rudolf, Musikdirektor, Dirigent d. »Seethal-Gesangvereine«; * Seengen (Schweiz) 24. I. 42; † Reinach (Aargau) 9. VI. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 151 (Lüstner, mit L).

Hayl, Geh. Oberhaurat, Mitgl. d. Direktion d. preuß.-hess. Staatsbahn; † Darmstadt 23. V. — Ill. Ztg. 110, 697.

***Hebler**, Karl, Dr. phil., Prof. f. Philosophie an d. Univ. Bern, Literarhistoriker u. Philosoph; * Bern 18. XII. 21; † ebenda 4. IX. — BJ III, 123; BZ 5, 128 (R. Willy in: Euphorion 6, 427).

Heck, L., ehem. Opernsängerin; * Münster 18. XII. 30; † Linz a. d. D. 7. VI. — Monatsh. f. Musikgesch. 131, 151 (Lüstner, mit L).

Hedenus, Albert Ernst Gustav, k. Geb. Rat u. vortr. Rat im sächs. Justizministerium; † Kassel 15. IX. — Ill. Ztg. 111, 385.

***Heer**, Adolf, Prof., Lehrer an d. Kunstgewerbeschule in Karlsruhe, Bildhauer; * Vöhrenbach (Schwarzw.) 13. IX. 49; † Karlsruhe 29. III. — BJ III, 322; Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 53, 319 (Winkelmann: L).

***Heerklotz**, Adolf, Dichter u. Schriftsteller: * Börnchen b. Öderan 13. VI. 23; † Dresden 31. (oder 30.?) I. — BJ III, 244; Brümmer 2[5], 496.

Heidenheim, Moritz, Privatdozent d. Theologie; * 23. IX. 24; † Zürich 12. X. — Ill. Ztg. 1898, 1706; Ascherson, Univ.-Kalender S.-S. 1898, 327.

Heidmann, Alberik, Prälat, infulierter Abt d. Cisterzienserklosters Lilienfeld (Niederösterr.); * Joachimsthal (Erzgeb.) 27. XII. 18; † Lilienfeld 16. VIII. — Ill. Ztg. 111, 257.

Heimann, Hugo, langj. 1. Direktor d. Diskontobank in Breslau; † daselbst 23. VI. — Ill. Ztg. 110, 831.

Heinen, Gustav v., k. preuß. Kammerherr, Landtagsabg. (kons.); † Pfaffendorf (Kr. Landeshut) 7. X., 81 J. — Ill. Ztg. 111, 507.

Heinrich IX., Prinz von Reuß j. L., Herr auf Jänkendorf u. Neuhoff (Schles.), preuß. Gen.-Major à l. s., * 3. III. 27; † Neuhoff 1. VIII. — Hofkal. 1899, 1309.

Heinzel, Max, schles. Dialektdichter, Übers. aus d. Nord.; * Ossig (Schles.) 28. X. 34; † Schweidnitz 1. XI. — KL 20, 517 (mit W); Ill. Ztg. 111, 614. 789 (mit P); Brümmer 2[5], 123 (mit W).

Hellmuth, O. (Pseudon.): s. Lang, Paul.

***Hendel**, Otto, Verlagsbuchhändler; * Halle a. S. 14. IX. 20; † daselbst 13. X. — BJ III, 73; Börsenbl. f. d. D. Buchh. 65, 9763. 9759 (nach d. »Saaleztg.«).

Henke, Johann Gottlieb, Kommerzienrat, Großindustr. (Firma: Kreutziger & Henke), auch Mitgl. d. Handelskammer in Zittau; † Leutersdorf (Oberlausitz) 10. X., 68 J. — Ill. Ztg. 111, 614.

Henning, Geh. Provinzialschulrat in Koblenz; † Ottweiler 8. VIII. — Ill. Ztg. 111, 229.

Hensel, Sebastian, Sohn von Wilhelm u. Fanny Hensel, Landwirt, Direktor einer Baugesellschaft, Schriftsteller, * Berlin 30; † ebenda 13. I. — Deutsche Rundschau 1898 Sept. 455 (Friedländer).

Henter: s. Löwe, Th.

Hentschel, Martin, früher Prof. an d. k. sächs. Kadettenschule; † Dresden 9. VII., 49 J. — Lit. Zentralbl. 1898, 1120.

***Hepke**, Robert, Geh. Legationsrat z. D., Förderer d. D. Schulvereins; * Posen 9. I. 20; † Berlin 21. XII. — BJ III, 197; BZ 4, 120 (L. Aegidi, E. Vorkämpfer d. Deutschtums in d. Ostmark: Ostmark 1899, 5).

***Hermann**, Josef Edler v., k. u. k. Feldmarschall-Leutn. i. R.; * Graz 36; † Stein b. Laibach 15. VI. — BJ III, 224.

***Hermann**, Wilhelm Theodor, Sekretär d. Handels- u. Gewerbekammer in Dresden; * Bautzen 1. IX. 39; † Dresden 14. VI. — BJ III, 267.

Herodes, Adolf: s. Treblin, Adolf.

Herrmann, Bernhard Hermann v., k. bayer. Geh. Rat u. Oberbaudirektor a. D., hervorragender Fachmann, auch Fachschriftstell.; * Aschaffenburg 24. VI. 09; † München 5. XI. — Ill. Ztg. 111, 614; D. Bauztg. 32, 583.

***Hertslet**, W. L., Schriftsteller; * Memel 21. XI. 39; † Friedenau b. Berlin 2. V. — BJ III, 63; KL 20, 535 (mit W); Ill. Ztg. 110, 592; Lit. Zentralbl. 1898, 791.

Hertzberg, Graf Rudolf, preuß. Gen.-Major * 27. XI. 32; † Groß-Lichterfelde 30. IV. — Gräfl. Taschenb. 1899, 1272; Ill. Ztg. 110, 197.

Hertzog, Rudolf L., Eigentümer d. Berliner Weltgeschäfts; † Berlin 10. I. — Ill. Ztg. 110, 79.

Herzog, Geh. Justizrat, früher Senatspräsid. am thüring. Oberlandesgericht in Jena; † Eisenach 26. IV. — Ill. Ztg. 110, 557.

***Herzog**, Heinrich, Lehrer u. Jugendschriftsteller; * Reckingen (Kanton Aargau) 23. I. 22; † Aarau 7. I. — BJ III, 147.

***Hesse**, Bernhard, Dr. theol., großh. sächs. Wirkl. Geh. Rat, Generalsuperintendent u. Oberhofprediger; * Reinswalde b. Sorau 15. III. 18; † Weimar 1. X. — BJ III, 237; Deutsches Protestantenblatt 1898 No. 45 (E. Behr); Christl. Welt 1898 No. 6 (Teichmann).

Hessen, Prinzessin Luise, Königin v. Dänemark: s. Luise.

Heuser, Robert, Kommerzienrat, Chef der Firma P. G. Heusers Söhne in Köln, stellvertret. Vorsitzender d. Kölner Handelskammer, Vorsitzender d. preuß.-rhein. Dampfschiffahrtsgesellschaft etc.; † Köln 1. IV., 61 J. — Ill. Ztg. 110, 418.

Heyer, Otto, Kapellmeister, Dirig. d. Männergesangver. zu Lodz in Russ.-Polen; † Köln 5. VIII. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 151 (Lüstner, mit L).

Hiheau, Leopold, Geh. Reg.-Rat, Direktor d. Reichsbankhauptstelle in Posen; † daselbst 5. VI.

Hielscher, Karl, k. preuß. Geh. Reg.-Rat, früher Provinzialschulrat in Posen, errichtete dort die ersten Knaben- u. Mädchenmittelschulen; † Heidelberg 23. XI., 79 J. — Ill. Ztg. 111, 778.

Hiller, Bernhard v., Gen.-Leut. a. D.; * 20. VII. 06; † Groß-Lichterfelde 1. IV. — Ill. Ztg. 110, 453.

Hilz, Wolfgang (Pseud.: Hilderich Burgvogt), kath. Geistlich. u. Dicht.; * Zwiesel 24. III. 45; † Kastl b. Altötting an seinem Geburtstag 24. III. — Brümmer 2[5], 511.

***Hinschius**, Paul, Dr. theol. et jur., Geh. Justizrat, o. Prof. f. deutsches Zivil- u. Kirchenrecht an d. Univ. Berlin; * daselbst 25. XII. 35; † ebenda 13. XII. — BJ III, 51; BZ 4, 121 (L).

Hipler, Franz, Dr. theol., Geistl. Rat, Domkapitular, Geschichtsforscher; * Allenstein 17. II. 36; † Frauenburg (Ostpr.) 17. XII. — Lit. Zentralbl. 1898, 2075; Ill. Ztg. 111, 803; KL 20, 552 (mit W); Keiter 5, 88 (mit W); BZ 5, 132 (Dittrich, Dr. F. Hipler, Skizze eines Gelehrtenlebens: in Ztschr. f. d. Gesch. u. Altertumsk. Ermlands 12, 383).

Hirsch, L., Dr. med., Geh. Sanitätsrat, angesehener Arzt in Charlottenburg; † daselbst 3. VI. — Leopold. 34, 130.

Hochheim, Karl Adolph, Dr. phil., Prof., Mitgl. d. Provinzialschulkollegs d. Provinz Brandenburg, Mathematiker; * Kirchheilingen (Kreis Langensalza) 16. I. 40; † Schnepfenthal (Thür.) 9. VIII. — Ill. Ztg. 111, 229; KL 21, 40; Leopold. 34, 130 (mit W); Poggendorf 3, 641 (mit W).

Höffler, Adolf, Landschaftsmaler; * Frankfurt a. M. 23. XII. 25; † ebenda 19. III. — Ill. Ztg. 110, 379.

Hoffmann, Theodor, Dr. phil., Verlagsbuchhändler auf populärwissenschaftl., dann auf rein pädagog. Gebiete, in Gera; † daselbst 21. II., 54 J. — Ill. Ztg. 110, 251; Börsenbl. f. d. D. Buchh. 65, 1470. 1526. 2135.

Hofmann, Oskar, Liederkomponist; † Wien 23. IV. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 152 (Lüstner, mit L).

Hohenlohe - Bartenstein - Bartenstein und Jagstberg, Albert Vinzenz Ernst Leopold Clemens Fürst zu, erbl. Mitgl. d. württemb. Kammer d. Standesherrn, zuletzt Vorstand d. Finanzausschuss. dies. Kamm.; * Schloß Haltenbergstetten 22. XI. 42; † ebenda 15. IX. — Hofkal. 1899, 1310.

Hollesen, Thomas Johann Gottfried, Reeder in Rendsburg, 1879—83 nat.-lib. Mitgl. d. Reichst.; * 1. VII. 37; † Rendsburg 29. IV. — Ill. Ztg. 110, 594.

Holthusen, Ike, langj. Redakteur d. londoner deutschen Wochenblattes »Hermann«; * Topens (Oldenburg); † London 7. X., 68 J. — Ill. Ztg. 111, 581; KL 21, 40.

Hoppe, Karl, Begründer d. Hoppeschen Maschinenbauanstalt in Berlin (Lokomobilen, hydraul. Maschinen); † daselbst 1. II. — Ill. Ztg. 110, 162.

Höppner, Gerhard, Landesdirektor in Stettin, 1888—93 Abg. d. preuß. Kammer (kons.); † Stettin Mitte April, 45 J. — Ill. Ztg. 110, 520.

Hoesch, Albert, italien. Honorarkonsul, Vorstand d. Aktiengesellsch. Eisen- u. Stahlwerk Hoesch in Dortmund; † daselbst 2. III. — Ill. Ztg. 110, 286.

Höting, Bernhard, Dr. theol., Bischof v. Osnabrück; * Epe 18. VII. 22; † auf einer Romreise zu Venedig 21. X. — Ill. Ztg. 111, 539; Keiter 5, 94 (mit W); Rassmann, Münsterländ. Schriftsteller 157 u. Neue Folge 100 (mit W).

Hövel-Herbeck, Edmund Frhr. v., westfäl. Landwirt, Vorsitzender d. Landeskulturgesellsch. f. d. Reg.-Bez. Arnsberg; * 25. XI. 33; † Herbeck 12. III. — Ill. Ztg. 110, 379; Freiherrl. Taschenb. 1899, 1169.

Hoyns, Georg. Dr. phil., Redakteur, histor. u. kulturhistor. Schriftsteller; * Hannover 8. IV. 21; † ebenda 3. V. — Ill. Ztg. 110, 594; KL 20, 582 (mit W).

Hrussoczy, Marie Edle v. (Pseudon.: Mariam Tenger), Schriftstellerin und Dichterin; * Wincha b. Warasdin 8. XII. 21; † Berlin 2. XII. — Lit. Zentralbl. 1898, 2075; Ill. Ztg. 111, 863; Pataky 1, 381. 2, 359.

***Huber,** Alfons, Dr. phil., Hofrat, Generalsekretär d. k. k. Akad. d. Wissensch., o. Prof. f. allg. u. österr. Gesch. an d. Univ. Wien; * Fügen (Tirol) 14. X. 34; † Wien 23. XI. — BJ III, 104; BZ 4, 124. 5, 134 (L).

Humbert, Georg Paul Andreas, preuß. Wirkl. Geh. Rat, Unterstaatssekretär; * Berlin 10. II. 39; † ebenda 12. VII. — Ill. Ztg. 111, 87.

***Hummel,** August, Seminarlehrer, Geograph; * Halle a. S. 4. VIII. 39; † Delitzsch (Prov. Sachsen) 19. I. — BJ III, 324; Geogr. Jahrb. 22, 442 (Wolkenhauer, mit W u. L); KL 20, 589 (mit W); Leopold. 34, 109; Hinrichsen [2], 611.

Hussla, Andreas, ehemal. russ. Hofkapellmeister; † Würzburg 18. XII. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 152 (Lüstner, mit L).

Huste, Richard, Konsul d. Vereinigten Staat. in Leipzig; † daselbst 20. X. — Ill. Ztg. 111, 581.

Jäckel, Karl Franz Adolf, Landeshauptmann von Westpreußen, früher Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses (frei-kons.); * 1. V. 44; † Danzig 29. XI. — Ill. Ztg. 111, 778.

Jaffé, Julius, k. sächs. Hofschauspiel.; * Berlin 17. VIII. 23; † Dresden 11. IV. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 152 (Lüstner, mit L).

Janauschek, Leopold, P. O. Cist., Dr. theol., Kapitular des Cisterzienserstiftes Zwettl; * Brünn 13. X. 27; † Baden b. Wien 23. VII. — KL 20, 602 (mit W); Cisterzienserchronik 1898 No. 285 (B. Hammerl, mit P).

Janke, Heinrich, Dr. jur., Kreisgerichtsrat a. D., Schriftsteller; † Berlin 5. XII., 75 J. — Lit. Zentralal. 1898, 2028.

Jansen, Eduard, Dr. med., Geh. Kommerzienrat. Großindustrieller der Textilbranche, langj. Vorsitzender d. Vereins f. d. wirtsch. Interessen Rheinlands u. Westfalens; * Dülken 6. I. 30; † ebenda 26. X. — Ill. Ztg. 111, 581.

Janssen, Joh. (Pseud.: J. Romanus), Rektor d. Kollegium St. Gabriel in Mödling b. Wien, kath. Theolog; * Goch a. Rh. 15. X. 53; † Steyl 14. IV. — KL 20, 604 (mit W). 21, 41; Keiter 5, 99.

Jeppe, Friedrich, früher Mitgl. d. Regierung d. Südafrikan. Republik, seit 1887 Chef d. kartograph. Abteil. d. Landesvermessung; * Rostock 33; † Pretoria Juli/Aug. — Ill. Ztg. 111, 326; Geogr. Jahrb. 22, 443 (Wolkenhauer, mit W u. L).

Igel, Benzion, Dr., Dozent an d. k. k. Techn. Hochsch. in Wien; † Baden b. Wien 1. VII. — Leopold. 35, 2.

Jilek, August Ritter v., Admiralstabsarzt, der frühere Chef d. österr.-ung. Marinesanitätswesens; † Triest 8. XI., 80 J. — Lit. Zentralbl. 1898, 1874.

***Jolly,** Julius, Dr. jur., großh. bad. Geh. Reg.-Rat, Chefredakteur d. »Allg. Ztg.«; * Heidelberg 5. I. 56; † München 20. II. — BJ III, 312; Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 53, 319 (Winkelmann; L); BZ 1898, 112 (L).

Joner-Tettenweifs, Graf Joseph, k. bayer. Kämmerer u. Gen.-Major a. D.; * München 31. VII. 21; † ebenda 27. I. — Ill. Ztg. 110, 162; Gräfl. Taschenb. 1899, 1272.

***Jörger,** Schwester Albana, Generaloberin d. barmherz. Schwestern in Baden; * Gengenbach 17. XI. 39; † Freiburg i. B. 14. IV. — BJ III, 256.

Ising, Julius v., preuß. Gen.-Leutn. z. D., früher Kommandant d. Berliner Zeughauses, 1. Vorsitzender d. Vereins »Herold«, Autorität auf d. Geb. d. Waffenkunde; * Klein-Wasserburg 31. I. 32; † Berlin 7. VII. — Ill. Ztg. 111, 49.

Juncker von Ober-Conreut, Albert Woldemar Frhr. v., Wirkl. Geh.-Rat, früher Regierungs-Präsident in Breslau; * Lyck (Ostpr.) 26. IV. 19; † ebenda 24. IX. — Ill. Ztg. 111, 409; Freiherrl. Taschenb. 1899, 474. 1170.

***Iwersen,** Adelheid, geb. Fritz, Schriftstellerin; * Flensburg 25. VIII. 29; † Kropp b. Schleswig 19. IX. — BJ III, 335; Brümmer 2[5], 248. 540.

Kaiser, Simon, Alt-Nationalrat im Kanton Solothurn, früher Direktor d. Solothurner Bank; † Locarno 28. III., 70 J. — Ill. Ztg. 110, 453.

***Kálnoky von Köröspatak,** Gustav Graf v., österr. Staatsmann; * Lettowitz (Mähr.) 29. XII. 32; † Prödlitz (Mähr.) 15. II. — BJ III, 359.

***Kaltenborn-Stachau,** Hans, preuß. General d. Inf.; * Magdeburg 23. III. 36; † Braunschweig 15. II. — BJ III, 99.

Kämmerer, Hermann, Dr. phil., Prof. an d. Industrieschule in Nürnberg, Chemiker; * Mutterstadt (Rheinpf.) 7. IV. 40; † München 10. IV. — Leopold. 34, 109 (mit W); Poggendorff 3, 705 (mit W).

Kanneglefser, Karl Erwin, Geh. Reg.-Rat u. Provinzialschulrat a. D., theolog. Schriftsteller; * 1. III. 34; † Kassel 8. III. — Ill. Ztg. 110, 315; KL 21, 41.

Kastner, Wilhelm v., k. bayer. Staatsrat, Ministerialrat im Justizministerium, Mitgl. d. bayer. Abg.-Kammer u. d. Reichstags (Reichspartei); * Spalt 10. V. 24; † München 26. VII. — Ill. Ztg. 111, 168.

***Katharine** Friederike Charlotte Prinzessin v. Württemberg; * Stuttgart 24. VIII. 21; † ebenda 6. XII. — BJ III, 73; Hofkal. 1900, 1117.

Katzsch, Max, Inhaber eines Musikinstituts in Leipzig; † daselbst 12. IV., 44 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 152 (Lüstner, mit L).

Kaufmann, Leopold, früh. Oberbürgermeist. von Bonn, mehrere Jahre Mitgl. d. preuß. Herrenhauses (Zentrum); † Bonn 27. II. — Ill. Ztg. 110, 286.

Kawerau, Waldemar, Redakteur and. »Magdeburg. Ztg.«, Journal. u. Kulturhistorik.; * Berlin 4. VI. 52; † Magdeburg 25. VII. — KL 20, 643 (mit W); Lit. Zentralbl. 1898, 1187; Ill. Ztg. 111, 195.

Kayser, Paul, Dr. jur., Senatspräsident am Reichsgericht in Leipzig, vorher Mitgl. d. Auswärt. Amtes in Berlin, wo er zuletzt der Rechtsabt. angehörte u. später d. Kolonialabt. leitete: * Öls (Schles.) 9. VIII. 45; † Leipzig 13. II. — Ill. Ztg. 110, 197 und Jahrg. 1894 No. 2651 (mit P); BZ 3, 118 (L.)

Kelper, Louis, Tanzkomponist, Kapellmeister am Zoolog. Garten in Frankfurt a. M.; † daselbst 16. V. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 152 (Lüstner, mit L).

***Keiter**, Heinrich, Literarhistoriker u. Journalist; * Paderborn 17. VI. 53; † Regensburg 30. VIII. — BJ III, 188.

Keller, Eduard, Kommerzienrat, ehemalig. Direktor d. Sächs. Maschinenfabrik vorm. Richard Hartmann in Chemnitz; † Dresden 22. I. — Ill. Ztg. 110, 129.

Kellner, G. Theodor, Dr., Schriftsteller; † New-York 16. V., 78 J. — Lit. Zentralbl. 1898.

***Kerner** Ritter von Marilaun, Anton, Dr. phil., Hofrat, o. Prof. f. Botanik u. Direktor d. Botan. Gartens an d. Univ. Wien; * Mautern (Niederösterr.) 12. XI. 31; † Wien 22. VI. — BJ IV, 341; Leopold. 34, 130 (mit W); Verhandl. d. k. k. zool.-botan. Gesellsch. in Wien 48, 694 (Fritsch); Bibl. geogr. 7, 32 (L); Geogr. Jahrb. 22, 443 (Wolkenhauer, mit W u. L); Ill. Ztg. 111, 25 (mit P); BZ IV, 137. V, 149 (L).

Kletz, Theodor, Bildhauer; † Loschwitz b. Dresden Juli/Aug. — Ill. Ztg. 111, 195.

Kirch, Emma, geb. Moerdès, Koloratursäng.; * Straßburg i. Els. 68; † Wien 6. IV. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 152 (Lüstner, mit L).

Klarwill, Isidor Ritter v., Schriftsteller, bis vor kurzem Chefredakteur des »Wiener Fremdenblattes«; * Prag 14. VI. 42; † Wien 8. V. — Ill. Ztg. 110, 629.

Klatt, Johann Georg, Vizeadmiral z. D.; † Stralsund 7. IX., 75 J. — Ill. Ztg. 111, 385.

Klein, Karl, Dr. theol., Bischof v. Limburg; * Frankfurt a. M. 11. I. 19; † 6. II. — Ill. Ztg. 110, 191 (mit P).

***Klein**, Karl, protest. Pfarrer u. Dekan zu Nördlingen, Volksschriftsteller; * Hirschland (Els.) 31. V. 38; † Kaufbeuren 29. IV. — BJ III, 262; BZ V, 153 (Servaes in: Voss. Ztg. 31. V. 1899).

Kleinwächter, Friedrich, Geh. Baurat, hantechn. Schriftsteller; † Erfurt 18. II. — Ill. Ztg. 110, 251: Lit. Zentralbl. 1898, 316.

Klepperbein, Wilhelm Oskar, Kaufmann u. Stadtrat in Dresden, früher Inhaber d. weitbekannten Drogengeschäfts C. S. Klepperbein; † Dresden 9. IX., 78 J. — Ill. Ztg. 111, 351.

Klöden, Friedrich Karl Ludwig v., preuß. Gen.-Leutn. z. D., Vorsitzender d. Verwaltungsausschusses d. Kaiser Wilhelm-Stiftg. f. deutsche Invaliden; * Wilsnack 8. II. 22; † Berlin 26. X. — Ill. Ztg. 111, 581.

Klopfleisch, Friedrich, Dr. phil., Hofrat, ao. Prof. f. Archäologie u. Kunstgesch. an d. Univ. Jena; * daselbst 12. VIII. 31; † ebenda 3. IV. — Ill. Ztg. 110, 766; Lit. Zentralbl. 1898, 922.

Knapp, August, Kammersänger, langj. Mitgl. d. Oper in Mannheim; † daselbst 25. VIII. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 152 (Lüstner, mit L).

Knaus, Rudolph Johann Wilhelm, Hofpianofortefabrikant in Koblenz; † daselbst 6. IV. — A. a. O. 31, 152 (Lüstner, mit L).

Knebel, Karl, Geh. Reg.-Rat, früher Landrat in Merzig, Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses (nat.-lib.); † Köln 18./19. VIII., 58 J. — Ill. Ztg. 111, 257.

***Knies**, Karl, Dr., Geh. Hofrat, Prof. f. Staatswissensch. an d. Univ. Heidelberg i. R., Mitgl. d. bad. Kammer; * Marburg 29. III. 21; † Heidelberg 3. VIII. — BJ III, 110.

Knille, Otto, Maler u. Schriftsteller, Prof. an d. Akad. d. bild. Künste in Berlin; * Osnabrück 10. IX. 32; † Meran 8. IV. — Ill. Ztg. 110, 525 (mit P); D. geistige Deutschland 1, 373; D. geistige Berlin 1, 249.

Knüpfer, Richard, Domkantor u. k. Musikdirektor in Halle a. S.; † daselbst 25. XI., 59 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 152 (Lüstner, mit L).

***Kober-Gobat**, Paul, Buchhändler; * Öhtlingen (Württemb.) 30. VII. 42; † auf See vor Alexandria 22. X. — BJ III, 152; Börsenbl. f. d. D. Buchh. 65, 7942. 8051.

***Köberle**, Georg, Hoftheaterdirektor a. D. u. dramat. Schriftsteller; * Nonnenhorn am Bodensee 21. III. 19; † Dresden 7. VI. — BJ III, 343.

Köhrich, Karl, Bergrat in Schönebeck, als »Oberbohrdirigent« um d. Vervollkommnung d. Bohrwesens durch vielfache Erfindungen verdient; † Bozen 1. V. — Ill. Ztg. 110, 594; Berg- u. Hüttenmänn. Ztg. 57, 173 (Tecklenburg).

Koch, H., Dr. med., Ohrenarzt; † Braunschweig. — Leopold. 34, 171.

Koch, Johann August, Besitzer d. Univ.-Buchdrucker. u. Hrsgbr. d. »Oberhess. Ztg.« in Marburg; † daselbst 3. I.

Koch, Theodor, Justizrat, Rechtsanwalt in Buchholz, früh. Mitgl. d. Reichstags (nat.-lib.), auch sächs. Landtagsabg.; * Kürbitz (Vogtl.) 15. III. 22; † Buchholz 2. X. — Ill. Ztg. 111, 478; Schoenfeld, Notizb. für Reichst.-Wähler[5] 311.

Kochs, Wilhelm, Dr. med., Prof., Privatdozent f. Physiologie an d. Univ. Bonn; * Cleve 3. VIII. 52; † Bonn 15. X. — Lit. Zentralbl. 1898, 1741; Ill. Ztg. 111, 539; Pagel 879; Biogr. Lexik. d. Ärzte 3, 513; Chronik d. Univ. Bonn 24, 3.

Komp, Georg Ignaz, Dr. theol., Erzbischof von Freiburg i. B.; * Hammelburg (Unterfranken) 5. VI. 28; † Mainz 11. V. — Ill. Ztg. 110, 629; Kl. 20, 704 (mit W); Freib. Diözesanarchiv 28, 291; Keiter 5, 118; Schäfler 2, 660; Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 53, 319 (Winckelmann: L).

Königsegg-Aulendorf, Alfred Graf zu, erbl. Mitgl. d. württemb. Kamm. d. Standesherrn, k. u. k. Geh. Rat, Gen.-Maj.; * Aulendorf 30. VI. 17; † Wien 27. X. — Hofkal. 1899, 1310.

Königslöw, Otto Friedrich v., Kammermusiker, Prof., früher 1. Konzertmeister u. Lehrer am Konservatorium d. Musik in Köln, Violinist; * Hamburg 13. XI. 24; † Bonn 6. X. — Ill. Ztg. 111, 478; Monatsh. f. Musikgesch. 31, 152 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 591.

Kontschacke, Adolf, k. Sänger u. Mitgl. d. k. Opernchores in Berlin; † daselbst 22. IV. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 152 (Lüstner, mit L).

Kopf, Johann, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, früh. Kurarzt in Bad Johannisburg; † Marienbad 10. VI., 78 J. — Leopold. 34, 130.

Kopp, G., evang. Pfarrer an d. Neuen Kirche in Straßburg i. E., hervorragender Kanzelredner; † daselbst Febr., 69 J. — Ill. Ztg. 110, 251; Kaiser, Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrh. 54, 130 (Elsäß. Evangel. Sonntagsbl. 35, 1898, 82).

*__Koeppen__, Albert, Dr jur., früher Prof. f. röm. Recht an d. Univ. Straßburg; * Goldberg (Mecklenb.-Schwer.) 17. XII. 22; † Lichtenthal b. Baden-Baden 12. V. — BJ III, 123.

Koskull, Nikolaus Karl Ernst Reichsgraf v., k. ruß. Hofrat, Konsul f. d. Kgr. Sachsen u. d. sächs. Fürstentümer in Leipzig; * Goldingen (Kurland) 43; † Leipzig 15. II. — Ill. Ztg. 110, 223.

Köstinger, Franz, Komponist v. Männerchören, Direktionsmitgl. d. Gesellsch. d. Musikfreunde in Wien; † daselbst 26. I., 53 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 152 (Lüstner, mit L).

Koetschet, Joseph, Dr. med., Stadtphysikus von Sarajewo, lange Zeit Militärarzt in türk. Diensten, auch historischer Schriftsteller; * Delmont (Kant. Bern); † Sarajewo 22. VII. — Ill. Ztg. 111, 195.

Krafft, Carl, evangel. Pastor emerit., Dr. theol., Kirchen- u. Literarbistoriker; * Cöln 25. XI. 14; † Elberfeld 11. III. — Kl. 20, 711 (mit W); Lit. Zentralbl. 1898, 414.

Krafft, Ernst Friedrich, Geh. Kommerzienrat, Fabrikbes. u. Landwirt in St. Blasien (Schwarzw.), früh. nat.-lib. Reichstagsabg., auch Mitgl. d. 1. bad. Kammer; * 18. V. 25; † St. Blasien 11. VII. — Ill. Ztg. 111, 87; Schoenfeld, Notizb. f. Reichstags-Wähler[5] 333.

*__Krantz__, Eugen, Hofrat, Prof., Direktor d. k. Konservatoriums d. Musik in Dresden, Tonkünstler; * daselbst 13. IX. 44; † Gohrisch b. Königstein 26. V. — BJ III, 341; Monatsh. f. Musikgesch. 31, 152 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 603.

Krause, Amtsgerichtsrat in Altenburg i. S., Entomolog; † daselbst Mitte Nov. — Leopold. 34, 172.

Krauss, Ferdinand, Landesrechnungsrat, Reiseschriftsteller; † Meran 12. IV., 49 J. — Lit. Zentralbl. 1898, 688.

Krauss, Konrad, Magistratsrat in Rothenburg o. T., bayer. Landtagsabg.; * daselbst 9. V. 30; † ebenda Mitte Nov. — Ill. Ztg. 111, 706; Kürschner, Bayer. Landtag 1893, 122.

*__Krebs__, Georg Ludwig, pfälz. Dialektdicht.; * Alsheim b. Gronau (Rheinpf.) 7. XI. 26; † Oppau (Rheinpf.) 15. VIII. — BJ III, 236; Brümmer 2[5], 342. 567.

Kreth, Hermann, Amtsrat in Göritten, Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses (kons.); * 23; † Göritten 12. (?) XII. — Ill. Ztg. 111, 863.

Kretschy, Franz, Dr. med., Privatdozent f. innere Medizin an d. Univ. Wien; † daselbst im Juni. — Leopold. 34, 130; Virchows Jahresber. 1898, I, 338 (Pagel, L).

Kreuzhage, Eduard, Dr. phil., Musikdirektor in Witten, Dirigent d. dortigen Musikver. u. Männergesangver., Komponist u. Kritik.; † auf d. Rückreise aus Bad Liebenwerda im Eisenbahnzuge 12. IX. — Ill. Ztg. 111, 385; Monatsh. f. Musikgesch. 31, 152 (Lüstner, mit L).

Krieger, Maximilian Alfred v., preuß. Gen.-Leutn.; * Peukendorf (Schwarzb.-Sondersh.) 11. XI. 24; † Gotha 4. VIII. — Ill. Ztg. 111, 229.

*__Kronast__, Joseph v., Dr. theol., Domprobst in München; * Sölhuben b. Prien 1. XI. 27; † München 2. XII. — BJ III, 223.

Kropf, Paul v., preuß. Gen.-Leutn. z. D.; * Berlin 19. XI. 32; † Braunschweig Ende Juli. — Ill. Ztg. 111, 168.

Krug, Leopold, Prof., Botaniker; † Groß-lichterfelde b. Berlin 5. IV., 63 J. — Leop. 34, 109; Lit. Zentralbl. 1898, 687; Berichte d. D. Botan. Gesellsch. 1898, Generalvers.-Heft, S. 23; BZ IV, 148.

Küchler, Friedrich, Geh. Rat, Jurist; † Darmstadt 15. I., 74 J. — KL 21, 41.

***Kugler,** Bernhard v., Dr. phil., o. Prof. f. Geschichte an d. Univ. Tübingen; * Berlin 14. VII. 37; † Tübingen 7. IV. — BJ III, 316; IV, 149.

Kuh, Angelo Ritter v., Dramatiker; † Wien 9. VII. — Lit. Zentralbl. 1898, 1120.

Kühn, Gottfried, Maler u. Illustrator, bes. f. d. »Gartenlaube« tätig; † Beiern (Sachs.-Altenb.) Nov./Dez. — Ill. Ztg. 111, 778.

Kühnelt, Anton, k. k. Minist.-Rat a. D., Generaldirektor d. österr. Nordwestbahn; † Sylt 4. VIII., 55 J. — Ill. Ztg. 111, 229.

Kulka, Adolf, Schriftsteller u. Dichter, Mitarb. d. »Ostdeutschen Post«, Redaktionsmitgl. d. »Wien. Allg. Ztg.«; † Wien 5. XII., 75 J. — Ill. Ztg. 111, 840; Lit. Zentralbl. 1898, 2028.

Kunowski, Leopold v., Geh. Oberjustizrat, früher Landgerichtspräsident in Danzig; † Halle a. S. 29. IX. — Ill. Ztg. 111, 507.

Kutzschebauch, Hermann, Musiklehrer u. Vereinsdirigent in Meißen; † daselbst 30. IV. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 153 (Lüstner, mit L).

Labes, Hermann, 1. Direkt. d. Versicherungsgesellschaft Providentia in Frankfurt a. M., 1879—82 Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses; * 20. XI. 26; † Frankfurt a. M. 21. XI. — Ill. Ztg. 111, 738.

Landrath, Friedrich Wilhelm Eduard, Geh. Postrat u. vortr. Rat im Reichspostamt, verdient um Telephonbetrieb; * Stettin 4. XI. 41; † Berlin 3. IX. — Ill. Ztg. 111, 351.

Landsberg, Ernst, Geh. Oberreg.-Rat a. D. u. vortr. Rat im preuß. Minist. f. Landwirtschaft; * Breslau 53(?); † Bonn 23. VIII. — Ill. Ztg. 111, 291.

Landsberg-Velen und Gemen, Friedrich Ludolf Anton Walpurg Graf von, erbl. Mitgl. d. preuß. Herrenhauses; * Münster i. W. 27. I. 15; † Schloß Gemen 15. X. — Gräfl. Taschenb. 1899, 582. 1273; Ill. Ztg. 111, 539.

***Lang,** Paul (Pseudon.: O. Hellmuth), Dichter u. Kulturhistorik., Dekan; * Wildenstein (Oberamt Crailsheim) 9. IX. 46; † Urach 19. III. — BJ III, 137.

Lange, Julius, k. Musikdirektor in München-Gladbach; † daselbst 1. II., 68 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 153 (Lüstner, mit L).

Langen, Dr. phil, Schulrat, Direktor des Lehrerinnenseminars in Odenkirchen; † daselbst 28. IX., 59 J. — Lit. Zentralbl. 1898, 1535.

Lasard, Adolf, Dr., früher Direktor d. Vereinigten D. Telegraphengesellsch., Schöpf. d. deutschen unterseeischen Kabelverbindungen; † Nizza 15. IX., 73 J. — Ill. Ztg. 111, 507.

Latendorf, Friedrich, Dr. phil., Gymn.-Oberl. a. D., Literarhistoriker u. lyrisch. Dichter; * Neustrelitz 6. XI. 31; † Schönberg (Fürstent. Ratzeburg) 1. V. — KL 20, 737 (mit W); Brümmer 2[5], 383. 581.

Lattmann, Julius, Geh. Reg.-Rat, vormals Gymn.-Dir. in Clausthal, Pädagog; * Goslar 4. III. 18; † Göttingen 20. VIII. — Lit. Zentralbl. 1898, 1315; Ill. Ztg. 111, 291.

Lauenstein, Lotte (Pseudon.): s. Tille, Alice.

Lautenschläger, Direkt. d. Frankfurt. Bank.; † Göggingen b. Augsburg 12. IX. — Ill. Ztg. 111, 385.

***Le Feubure,** Ferdinand, Porzellan- u. Glasmaler; * München 21. IX. 15; † ebenda 19. XII. — BJ III, 133.

Lefler, Franz, Maler; * Langenbruck (Böhmen) 31; † Weißenbach a. d. Triesting 19. VI. — Ill. Ztg. 110, 831; Müller-Singer 2, 481.

***Lehmann,** Emil, Rechtsanwalt u. Notar, Publizist, Mitgl. d. 2. sächs. Kammer; * Dresden 2. IX. 29; † ebenda 25. II. — BJ III, 343; KL 20, 764 (mit W).

***Leibbrand,** Carl v., Brückenbaumeister; * Ludwigsburg (Württemb.) 11. XI. 39; † Stuttgart 14. III. — BJ III, 198.

Leitschuh, Friedrich, Dr. phil., Oberbibliothekar, Vorstand d. kgl. Bibliothek in Bamberg, Kultur-, Kunst- u. Literarhistoriker; * Münnerstadt 4. IV. 37; † Bamberg 13. XII. — KL 20, 772 (mit W); Hinrichsen[2] 796; Zentralbl. f. Bibliotheksw. 16, 337; BZ IV, 154 (L).

***Lempertz,** Heinrich, Buchhändler u. Antiquar; * Cöln 2. X. 16; † ebenda 7. II. — BJ III, 76.

Leo, August (Pseudon.): s. Pulvermacher, Auguste.

***Leo,** Friedrich August, Dr. phil., Prof., Literarhistoriker; * Warschau 6. XII. 20; † Glion am Genfer See 30. VI. — BJ III, 241.

Leon, Gustav Ritter v., Großindustrieller (Firma A. Ph. Waagner), früher Mitgl. d. österr. Reichsrates; † Wien 16. II. — Ill. Ztg. 110, 223.

***Leopold** Ludwig Maria Franz Rainer Julius Eustachius Gerbard Erzherzog v. Österreich; * Mailand 6. VI. 23; † Schloß Hörnstein 24. V. — BJ III, 212.

Leopold Friedrich Moritz Ernst Konstantin Aribert Eduard Prinz v. Anhalt; * Dessau 10. II. 97; † ebenda 26. XII. — Hofkal. 1900, 1116.

Lesser, Adolf, Reichsgerichtsrat a. D.; * Berlin 1. I. 19; † ebenda 21. X. — Ill. Ztg. 111, 539.

Lessing, Hermann, Dr. phil., Schriftsteller; * Berlin 25. IX. 17; † ebenda 16. IV. — Ill. Ztg. 110, 620; KL 20, 779 (mit W).

Leuch, Albert, Dr., Mathematiker und Astronom; * Bern; † Biel im Dez., 46 J. — Lit. Zentralbl. 1898, 2076.

Leuckart, Karl Georg Friedrich Rudolf, Dr. med., Geh. Rat, o. Prof. f. Zoologie u. Zootomie an d. Univ. Leipzig; * Helmstedt 7. X. 22 (nicht 23.); † Leipzig 6. II. — Leopold. 34, 22. 35, 62. 82. 102 (Taschenberg: mit W u. L); Virchows Jahresber. 1898, I, 338 (Pagel, mit L); BZ III, 140. IV, 156 (L).

Leuschner, Ernst, Geh. Bergrat, Oberberg- u. Hüttendirektor d. Mansfelder Gewerkschaft, auch Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses u. d. Reichstags (Reichspartei); * Waldenborg (Schles.) 23. II. 26; † Eisleben 3. V. — Berg- und Hüttenmänn. Ztg. 57, 173; Kürschner, D. Reichstag 1893, 133 (mit P).

Lichner, Heinrich, Musikdirektor u. Kantor in Breslau, Komponist; * Harpersdorf b. Goldberg (Schles.) 6. III. 29; † Breslau 7. I. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 153 (Lüstner, mit L); Riemann [5] 655.

Lieber, Geh. Oberreg.-Rat u. vortr. Rat im Reichsschatzamt; † Berlin 10./11. XII. — Ill. Ztg. 111, 863.

***Liebeskind,** Felix, Verlagsbuchhändler; * Leipzig 14. I. 37; † ebenda 17. III. — BJ III, 134.

***Liezen-Mayer,** Alexander v., Prof. f. Historienmalerei an d. Kunstakad. München; * Raab (Ungarn) 24. I. 39; † München 19. II. — BJ III, 84; BZ IV, 157 (L).

***Lindau,** Jakob, Kaufmann u. Politiker; * Heidelberg 10. V. 33; † ebenda 15. VIII. — BJ III, 231.

Lindheim, Wilhelm v., Großhändler (Firma Lindheim & Co.) u. rumän. Generalkonsul, auf dem Geb. d. Eisenbahnwesens (auch schriftstellerisch) tätig; † Wien 6. I., 62 J. — Ill. Ztg. 110, 79.

***Lindner,** Karl Ritter v., k. u. k. Contre-Admiral; * Brünn 30; † Graz 28. IX. — BJ III, 220.

***Linsenmann,** Franz Xaver v., Dr. theol., Bischof v. Rottenburg; * Rottweil 28. V. 35; † Lauterbach b. Schramberg 21. IX. — BJ III, 120; BZ IV, 157 (L).

Lobkowitz, Franz Eugen Prinz, Herr d. Herrschaft Křimic in Böhmen; * Prag 15. III. 39; † Křimic 24. VIII. — Hofkal. 1899, 1310.

Lobkowitz, Josephine Marie Polyxena, verm. mit Ludwig Grafen von u. zu Arco-Zinneberg: v. Arco-Zinneberg.

Lock, Michel, Bildhauer; * Cöln 27. IV. 48; † Berlin 21. II. — Ill. Ztg. 110, 251; D. geistige Deutschland I, 430; Müller-Singer 3, 25.

Lodron-Laterano und Castelromano, Peter Anton Karl Theodor, Obersterblandmarschall im Herzogtum Salzburg; * 23. IX. 28; † Gmünd 16. I. — Gräfl. Taschenb. 1899, 620. 1274.

Lohaus, Bernard, Senatspräsident am Oberverwaltungsgericht in Berlin; * Münster i. W. 38; † auf d. Riffelalp b. Zermatt 27. VIII. — Ill. Ztg. 111, 291. 326.

Lohmann, Wilhelm, Dr. med., Sanitätsrat, Vorsitzender d. Ärztekammer d. Provinz Hannover; † daselbst 22. VII., 63 J. — Leopold. 34, 142; Virchows Jahresber. 1898, I, 338 (Pagel, mit L).

***Lorenz,** Johann Georg, kathol. Pfarrer; * Bruchsal 1. I. 32; † Neusatz 19. XI. — BJ III, 230.

Lossen, Max, Dr. phil., Prof., Sekretär d. Akad. d. Wissenschaft. in München, Historiker; * Emmershäuser Hütte b. Usingen 25. IV. 42; † München 5. I. — KL 20, 815 (mit W); BZ III, 143 (L).

Löw-Burkhardt, Rudolph, Gesanglehrer u. Organist in Basel; † daselbst 6. VIII., 66 J. — Monatsschr. f. Gottesd. u. kirchl. Kunst 3, 218 (Spitta); Monatsh. f. Musikgesch. 31, 153 (Lüstner, mit L).

Löwe (eigentlich Henter), Theodor, ehemal. Direktor d. herzogl. Theaters in Koburg; * Dresden 5. V. 30; † Koburg 21. (oder 22.?) II. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 153 (Lüstner, mit L); Flüggen, Biogr. Bühnenlexikon 1, 203.

***Lüddecke,** Richard, Dr. phil., Kartograph; * Magdeburg 1. I. 59; † Gotha 14. I. — BJ III, 324; Geogr. Jahrb. 22, 445 (Wolkenhauer, mit W u. L).

Ludolf, Emanuel Konstantin Franz Graf von, k. u. k. Geh. Rat, Botschafter a. D.; * Linz 3. X. 23; † Vercelli b. Novara 17. V. — Gräfl. Taschenb. 1899, 640. 1274.

Luise Wilhelmine Friederike Karoline Auguste Julie, geb. Prinzessin v. Hessen, Königin v. Dänemark; * Kopenhagen 26. V. 42; † Schloß Bernstorf 29. IX. — Hofkal. 1899, 1308.

Lungwitz, Senior d. schles. Lehrer, bahnbrechend f. Entwicklung d. Lehrervereinswesens in Deutschland; † Hirschberg (Schl.) Mitte Jan., 83 J. — Ill. Ztg. 110, 129.

Lütcken, Hermann Ferdinand von, preuß. General d. Inf. z. D.; * Stade 10. II. 37; † Königstein (Taunus) 25. VIII. — Ill. Ztg. 111, 326.

Lyncker, Lothar Frhr. v., preuß. Generalmajor, 1870/71 Oberst u. Kommandeur d. ostfries. Inf.-Reg., nachmals Kommandant von Nancy; * Vorbrigen (Kr. Rybnik) 27. III. 17. † Wernigerode 30. VI. — Ill. Ztg. 111, 87.

***Machek,** Ernst Ritter v., k. u. k. Feldmar-

schall-Leutn. i. R.; * Venedig 29; † Graz 29. X. — BJ III, 224.

Marcus, Siegfried, Erfinder auf d. Geb. d. Mechanik u. Elektrizität; † Wien Juni/Juli. — Ill. Ztg. 111, 49.

Maria Antonia Anna Großherzogin v. Toscana, Erzherzogin v. Österreich, geb. Prinzessin von Bourbon-Sizilien, Witwe des verst. Großherzogs Leopold II.; * Palermo 19. XII. 14; † Schloß Orth b. Gmunden 7. XI. — Hofkal. 1899, 1309; Ill. Ztg. 111, 614. 654 (mit P).

Marie Friederike Leopoldine Georgine Auguste Alexandra Elisabeth Therese Josephine Helene Sophie, Prinzessin v. Preußen, geb. Prinzessin v. Sachsen-Altenburg, Gemahlin d. Prinzen Albrecht v. Preußen, Regenten v. Braunschweig; * Eisenberg 2. VIII. 54; † Kamenz 8. X. — Hofkal. 1899, 1309; Ill. Ztg. 111, 478. 485 (mit P).

***Márold**, Ludek, Maler u. Zeichner; * Prag 7. VIII. 63; † ebenda 30. XI. — BJ III, 164.

***Maertens**, Hermann, Baurat; * Halberstadt 16. VIII. 23; † Bonn 3. XI. — BJ III, 169.

Martin, Mathilde (Pseud.): s. Mirbach, M.

Marx, Ferdinand, Schulrat, Turninspektor a. D.; † Darmstadt 1. IX., 71 J., — Lit. Zentralbl. 1898, 1503.

Mascher, Heinrich Anton, Dr. jur., Bürgermeister a. D., Schriftsteller auf nationalökon. u. kulturhistor. Gebiete; † Hoerde 24. VIII., 74 J. — Ill. Ztg. 111, 385.

Mattig, Heinrich von der (Pseudon.): siehe Wallmann, Heinrich.

Mayer, Joseph Leonhard, artist. Direktor d. Mayerschen kgl. Hofkunstanst. in München; † daselbst 30. XI., 52 J. — Ill. Ztg. 111, 778.

***Mayer**, Wilhelm (Pseudon.: W. A. Remy), Komponist u. Musikpädagog; * Prag 10. VI. 31; † Graz 23. I. — BJ III, 261; Monatsh. f. Musikgesch. 31, 154 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 707.

Maytner, Frau Alberta v., geb. v. Wilhelm (Pseud.: Margarete Halm, Paul Andow, A. v. Sandez), Dichterin; * Neusandec 8. IV. 45; † Wien 14. VII. — KL 20, 855 (mit W). 21, 41; Brümmer 3[5], 39. 478 (mit W); Pataky 1, 308. 2, 27.

***Maywald**, Carl Ritter v., k. u. k. Feldmarschall-Leutn.; * Neu-Becse (Banat) 12. XII. 14; † Schloß Heltyhof b. Krems 19. II. — BJ III, 220.

Mecker, Wilhelm, Schulrat, Direktor d. rhein. Provinzial-Blindenanstalt in Düren, verdient um Entwicklung d. Blindenwesens; † Cöln 7. IX., 59 J. — Ill. Ztg. 111, 351.

Meidinger, Hermann, Verlagsbuchhändler; † Berlin 15. V. — Ill. Ztg. 110, 663.

***Meier**, Hermann Henrich, Großkaufmann u. Politiker; * Bremen 16. X. 09; † ebenda 17. X. — BJ III, 346; D. Kolonialztg. 1898 No. 18 (F. Bertram).

***Meissner**, Karl, Buchhändler; * Marienwerder 12. IV. 36; † Elbing 20. III. — BJ III, 153.

Meister, Karl, Chef d. 1791 in Stettin begr. Firma G. E. Meisters Söhne, Mitbegründer d. Preuß. Nationalversicherungsgesellschaft, österr.-ungar. Konsul; † Stettin 25. X., 77 J. — Ill. Ztg. 111, 581.

Mensinga, Johannes Aletta Marinus, Pastor an d. remonstrantisch-reform. Gemeinde zu Friedrichstadt in Schleswig, Verfechter d. kirchl. Liberalismus; * Utrecht 15. VIII. 09; † Friedrichstadt 7. VIII. — Ill. Ztg. 111, 229; Alberti, Lexikon d. schlesw.-holst.-lauenb. Schriftsteller 2, 40. N. F. 2, 24 (mit W).

Menter, Karl, k. bayer. Hofmusiker, auch Komponist; * 12. IV. 47; † München 28. IX. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 154 (Lüstner, mit L).

Merkel, Georg Friedrich, Geh. Reg.-Rat, früh. Oberbürgermeister v. Göttingen; * Hannover 28; † Göttingen 4. IX. — Ill. Ztg. 111, 351.

***Merseburger**, Otto, Maler, Verlagsbuchhändler u. Numismatiker; * Leipzig 18. XII. 22; † ebenda 14. XI. — BJ III, 159.

Meruéll, E. (Pseudon.): s. Müller, Elisabeth.

Merz, Karl Anton, Kommerzienrat, Industrieller d. Textilbranche in Greiz, 1878—81 Mitgl. d. Reichstags (kons.); † Langenhennersdorf (Sächs. Schweiz) 10. VI., 65 J. — Ill. Ztg. 120, 798; Schoenfeld, Notizb. f. Reichstagswähler[5] 380.

Messerschmidt, Hermann, Vizepräsident a. D. d. preuß. Oberrechnungskammer; † Potsdam 15. IV., 82 J. — Ill. Ztg. 110, 520.

Mettenheimer, Karl Friedrich Christian v., Dr. med, Geh. Med.-Rat, großherzogl. mecklenb.-schwerin. Leibarzt; * Frankfurt a. M. 19. XII. 24; † Schwerin 18. IX. — Leopold. 34, 134. 142 (mit W); Pagel 1124 (mit P).

Metzger, J. C., Dirigent u. Komponist in Feldkirchen (Kärnten); † daselbst 9. IV., 71 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 154 (Lüstner, mit L); Wurzbach 18, 72.

***Meves**, Oskar, Dr. jur. h. c., Reichsgerichtsrat a. D.; * Sorau 8. II. 28; † Berlin 3. X. — BJ III, 130.

Meyer, Karl Friedrich, Dr. phil. h. c., Prof. f. Math. am Stadtgymn. in Halle a. S.; * Mlinsk (Westpr., Kr. Kulm) 5. III. 42; † Halle 5. XII. — KL 21, 42; Ztschr. f. math. u. naturw. Unterr. 30, 551; Jahresber. d. D. Mathematikerver. 8, 1, 59 (Riehm, mit P).

Meyer, Johann Friedrich, Gutsbesitzer zu Selhausen, preuß. Landtagsabg. (kons.); † Lämmershagen (Landkr. Bielefeld) 31. VII., 77 J. — Ill. Ztg. 111, 195.

Meyer-am Rhyn, Jost, Großgrundbesitzer im Kanton Luzern, Landschaftsmaler und Kunstfreund; † Luzern 20. X., 63 J. — Ill. Ztg. 111, 581.

***Meyer-Ziegler**, Konrad Ferdinand, Dichter; * Stampfenbach zu Unterstraß-Zürich 12. X. 25; † Kilchberg b. Zürich 28. XI. — BJ III, 42.

Meyner, Dr. med., Sanitätsrat, Vertreter d. Naturheilmethode; † Chemnitz 30. III. — Ill. Ztg. 110, 418.

Michaelis, v., General-Leutn. z. D.; † Wiesbaden 20. V. — Ill. Ztg. 110, 663.

Michelly, Siegfried, Dr., Wirkl. Geh. Rat, bis 1897 Direktor d. Domänensbt. im preuß. Landwirtschaftsministerium; * Königsberg i. Pr. 23. VI. 33; † Berlin 14. V. — Ill. Ztg. 110, 663.

Michelmann, Guido Waldemar, preuß. General-Leutn. z. D.; * Brandenburg a. H., 16. I. 23; † Berlin 3. VIII. — Ill. Ztg. 111, 229.

Mirbach, Margarete (Pseudon.: Mathilde Martin, August Urbani, Raphael v. Winthern), Dichterin; * Königswinter 5. VIII. 52; † ebenda 6. X. — Brümmer 3[5], 77. 487; Pataky 2, 49.

Mohr, Eugen, Geh. Baurat, Wasserbautechniker; † Königsberg i. Pr. 3. VII., 58 J. — Ill. Ztg. 111, 219.

Moldenhauer, Wilhelm, Dr. med., ao. Prof. f. Laryngologie an d. Univers. Leipzig; * Carwitz (Mecklenb.-Strelitz) 14. V. 45; † Meran 17. II. — Leopold. 34, 55 (mit W); KL 20, 893 (mit W); Pagel 1147 (mit W); D. litterar. Leipzig 228.

Molitor, Peter, Historienmaler: * Koblenz 19. IX. 21; † Oberlahnstein 15. V. — Ill. Ztg. 110, 663; Müller-Singer[3] 3, 226.

***Mollik**, Heinrich, k. u. k. Feldmarschall-Leut.; * Mähr.-Weißkirchen 4. VII. 38; † Hochsitzen (Tirol) 26. VII. — BJ III, 224.

Monbart, Hans v., General-Leutnant z. D.; † Düsseldorf 21. IV. — Ill. Ztg. 110, 520.

***Montemezzo**, Antonio, Tier- u. Landschaftsmaler; * San Paolo di Piane b. Treviso 11. XII. 41; † München 11. IX. — BJ III, 182.

Montin, Dora: s. Müller, Dora.

***Montluisant**, Bruno Frhr. v., k. u. k. Gen.-Major i. R.; * Enzersdorf (Niederösterr.) 15; † Graz 20. VIII. — BJ III, 218; Ill. Ztg. 111, 291.

Mosig von Aehrenfeld, Karl August, Justizrat, ehemaliger Reichstagsabg. (nat.-lib.); * Eiserode 7. V. 20; † Kleinschweidnitz b. Löbau 31. VII. — Ill. Ztg. 111, 195; Schoenfeld, Notizb. f. Reichst.-Wähler[5] 292.

Mücke, Karl, Dr. theol., Theolog, Schulmann, Landwirt und Journalist in Australien; * Prov. Sachsen 11. VII. 15; † Hahndorf b. Adelaide 5. I. — Lit. Zentralbl. 1898, 274

Mülinen, Rudolf Graf v., k. u. k. Kämmerer, Geh. Rat und außerordentl. Gesandter und bev. Minister z. D.; * 29. IX. 27; † Graz 17. II. — Gräfl. Taschenb. 1899, 1275.

Müller, Dora (Theatername: Dora Montin), Koloratursängerin am Opernhause in Frankfurt a. M.; * Thesdorf 31. VIII. 59; † Frankfurt a. M. 29. III. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 154 (Lüstner, mit L).

Müller, Elisabeth (Pseudon.: E. Meruéll), Dichterin und Jugendschriftstellerin; * 6. III. 27; † Stuttgart 6. III. — KL 20, 907 (mit W); Brümmer 3[5], 107. 493 (mit W); Ill. Ztg. 110, 418; Pataky 2, 36. 67. 532.

Müller, Ernst Wilhelm, Direktor des Märkischen Zentralsängerbundes; † Berlin 3. X., 52 J. — Ill. Ztg. 111, 614.

***Müller**, Friedrich, Dr. phil., Hofrat, o. Prof. f. Sanskrit u. vergl. Sprachwissensch. an d. Univ. Wien; * Jemnitz (Böhmen) 5. III. 34; † Wien 24. V. — BJ III, 327; Geogr. Jahrb. 22, 447 (Wolkenhauer mit W u L); Oriental. Bibliogr. 12, 9. 156. 13, 168 (Scherman: L).

Müller, Georg, Philanthrop, Begründer d. Instituts zur Verbreitung d. Kenntnis d. heil. Schriften und einer großen Waisenanstalt in Bristol; * Kroppenstadt b. Halberstadt 05; † Bristol 10. III. — Ill. Ztg. 110, 315; BZ III, 159. IV. 174 (L).

***Müller**, Hermann, Dr. med., Privatdozent f. Bakteriologie an d. Univ. Wien; * Oberdöbling b. Wien 25. X. 66; † Wien an d. Pest 23. X. — BJ IV, 331; Leopold. 34, 172; Ill. Ztg. 111, 581. 584 (mit P).

Müller, Johann, Musiklehrer am Kollegium zu Freiburg (Schweiz); † daselbst 21. II., 70 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 154 (Lüstner, mit L).

Müller, Josef, Magistratsrat in Bamberg, früher Reichs- und bayer. Landtagsabg. (Zentr.); * Strullendorf 17. IV. 39; † Bamberg 7. V. — Ill. Ztg. 110, 629; Schoenfeld, Notizb. f. Reichstags-Wähler[5] 272.

Müller, Lucian, Dr. phil., Wirkl. Staatsrat, o. Prof. f. lat. Sprache und Literatur am histor.-philol. Institut in St. Petersburg, auch Prof. an d. röm.-kathol. Akademie und am Archäologischen Institut daselbst; * Merseburg 17. III. 36; † St. Petersburg 28. IV. — Biograph. Jahrb. f. Altertumsk. 22. 63 (E. Schulze, mit L u. W).

***Müller**, Otto, Dr. jur., Geh. Rat, o. Prof. f. röm. und sächs. Recht an der Univers. Leipzig; * Wittenberg 12. V. 19; † Leipzig 13. XII. — BJ III, 128

Müller-Jessen, Ernst Wilhelm, Gesanglehrer und Chordirigent in Berlin; * Jessen b. Wittenberg 47; † Berlin 2 XI. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 154 (Lüstner, mit L).

Münch, Eugen, Musikdirektor und Organist zu Mühlhausen i. E.; † daselbst im Aug., 41 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 154 (Lüstner, mit L).

Muther, vorm. Oberbürgermeister von Koburg und langj. Präsident d. Koburgischen Landtags; † Koburg 28. IV. — Ill. Ztg. 110. 557.

Naht, Adalbert Wilhelm, Geh Oberbaurat u. vortr. Rat. im preuß. Minist. der öffentl. Arbeiten; * Zanzhausen b. Landsberg a. W.; † Berlin 17. V. — Ill. Ztg. 110, 663.

Nasse, Dietrich, Dr. med., ao. Prof. der Chirurg. an d. Univ. Berlin; * daselbst 5. XI. 60; † infolge eines Absturzes beim Abstieg vom Piz Palü in der Berninagruppe h. Pontresina 1. IX. — Leopold. 34, 143 (mit W); Pagel 1189 (mit W).

Natalie Maria Theresia Erzherzogin von Österreich, vierte Tochter des Erzherzogs Friedrich, Kommandanten des 4. Armeekorps in Preßburg; * daselbst 12. I. 84; † ebenda 23. III. — Hofkal. 1899, 1308.

***Neuwirth**, Theodor Edler von Neufels, k. u. k. Feldmarschall-Leutn.; * Chrudim 8. IV. 30; † Pößnitz h. Marburg 13. X — BJ III, 221.

Nesselrode, Maximilian Bertram Graf v., Herr auf Ehreshoven (Kr. Wipperfürth), k. preuß. Kammerherr und Rittmeister a. D., einstiger Oberhofmeister d. Kaiserin Augusta, Mitgl. d. preuß. Herrenhauses auf Lebenszeit; * Düsseldorf 20. XII. 17; † Schloß Ehreshoven 13. VIII. — Ill. Ztg. 111, 257: Gräfl. Taschenb. 1899, 1275.

Neudörfer, Ignaz Josef, Dr. med., Generalstabsarzt, Kriegschirurg, früher Dozent d. Chirurgie an der Univ. Wien; * Illinik (Ungarn) 15. III. 25; † Abbazia 22. V. — Leopold. 34, 110 (mit W); Pagel 1201 (mit W).

Neuhofer, G. Fr, Flötist am Stadttheater zu Basel; † daselbst 10. XII. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 154 (Lüstner, mit L).

Neukäufler, Marie, pens. hess. Hofsängerin, lange Zeit am Darmstädter Hoftheater, Koloratursängerin; † Darmstadt 30. XI., 52 J. — A. a. O. 31, 155 (Lüstner, mit L); Ill. Ztg. 111, 778.

Niemann, Rudolf, Klaviervirtuos und Komponist; * Wesselhuren (Holst.) 4 XII. 38; † Wiesbaden 3. V. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 155 (Lüstner, mit L); Fétis Suppl. 2, 274.

Niernberger, Joh., Schuldirektor a. D., pädagog. Schriftsteller; * Tribuswinkel h. Baden 15; † Wien 7. VII. — KL 20, 42.

***Nitzsch**, Friedrich August Berthold, Dr. theol., Konsistorialrat, o. Prof. d. Theol. an d. Univ. Kiel; * Bonn 19. II. 32; † Kiel 21. XII. — BJ III, 250; BZ IV, 183.

Nöldeke, Karl, Dr. phil. h. c., Oberappellationsgerichtsrat, Botaniker; * Hannov.-Münden 11. V. 15; † Celle 22. IV. — Leopold. 34, 110; KL 20, 943 (mit W); Berichte d. D. Botan. Gesellsch. 1898, Generalvers.-Heft S. 37; BZ IV, 183. V, 199 (L).

Normann-Neruda, Ludwig, Alpinist und alpiner Schriftsteller; † auf dem Wege nach St. Ulrich im Grödener Tal 11. IX. — Ill. Ztg. 111, 385.

Oberleithner, Karl v., Großindustrieller d. Leinenindustrie (Firma Oberleithner und Söhne) in Mähr.-Schönberg; † Arco 10. X, 70 J. — Ill. Ztg. 111, 507; Wurzbach 20, 458 (mit W).

Obermüllner, Karl, k. k. Hofrat a. D., Vizepräsident d. Museum Francisco-Carolinum in Linz, Kunsthistoriker; * 25. VIII. 31; † 28. II. — Jahres-Bericht d. Mus. Franc.-Carol. 56, 3.

Obsieger, Andreas, Dichter und Philosoph; * Nikolsburg 26. I. 24; † Meran 30. XII. — KL 20, 952 (mit W). 21, 42; Brümmer 3[5], 162.

Opitz, Karl, Generalarzt I. Kl., Korpsarzt d. 3. preuß. Armeekorps; † Berlin 25. VII. — Ill. Ztg. 111, 168.

Oppenheim, Rudolf, fürstl. schwarzburg. Hofmaler in Rudolstadt; † daselbst 26. VI. — Ill. Ztg. 111, 21.

Oppersdorff, Sophie Gräfin v., geb. Gräfin Trauttmannsdorff: s. Trauttmannsdorf.

Osten, Alexander von der, Rittergutsbesitzer in Blumberg h. Casekow, Generallandschaftsdirektor von Pommern und Mitgl. d. Herrenhauses, Reichstagsabg. (kons.); * Blumberg 27. I. 39; † ebenda 8. X. — Ill. Ztg. 111. 507; Schoenfeld, Notizb. f. Reichstags-Wähler[5] 65

***Oesterlein**, Nikolaus, Kassierer d. Hofbräuhauses zu Nußdorf b. Wien, musikwissenschaftl. Sammler und Schriftsteller; * Wien 4. V. 41; † Nußdorf 8. X. — BJ III, 262; Monatsh. f. Musikgesch. 31, 155 (Lüstner, mit L).

Österreich, Kaiserhaus: s. Elisabeth; — Leopold; — Maria Antonia; — Natalie.

***Österreich**, Franz, Ritter v., k. u. k. Gen.-Major; * Braunschweig 24. XII. 30; † Perchtoldsdorf (Niederösterr.) 2. I. — BJ III, 220.

Öttingen-Wallerstein, Prinzessin Karoline Wilhelmine Marie Anna Sophie, verm. mit Karl Grafen Raczyński; * Wallerstein 21. IX. 31; † Bregenz 2. V. — Hofkalender 1899, 1310.

Otto, Johann Karl Theodor, Opernbariton; * Rudolstadt 10. IV. 30; † Hamburg 3. VIII. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 155 (Lüstner, mit L); Flüggen, Biogr. Bühnenlexikon 1, 235.

***Otto**, Karl, Generaldirektor der Leipziger Lebensversicherung; * Neustedt b. Koburg 24. VIII. 44; † Leipzig 31. III. — BJ III, 341.

Overweg, Karl, Metallhändler in London, hervorragendes Mitgl. d. dortigen deutschen Kolonie; † daselbst 24. III. — Ill. Ztg. 110, 379.

Ow-Felldorf, Karl Frhr. v., k. bayer. Kämmerer, Direktor a. D. d. bayer. Verwaltungsgerichtshofs, lebensl. Reichsrat der Krone Bayern, langjähr. Präsident d. Kammer d. Abg.; * München 6. I. 18; † ebenda 11. IV. — Ill. Ztg. 110, 487; Schoenfeld, Notizb. f. Reichstags-Wähler[5] 251.

Pabst, Friedrich, Ökonomierat, Gutsbesitzer auf Burgstall in Mittelfranken, ehem. Reichstagsabg. (nat.-lib.); * Gelsenkirchen (Westf.) 7. IX. 27; † Burgstall 22. VI. — Ill. Ztg. 111, 21; Schoenfeld, Notizb. f. Reichstags-Wähler[5] 278.

Pape, Joseph (Pseudon.: Jos. Spielmann), Justizrat, Rechtsanwalt und Notar, lyr. u. dramat. Dichter; * Eslohe 4. IV. 31; † Büren (Westf.) 16. V. — KL 20, 973 (mit W). 21, 42; Brümmer 3[5], 189. 513.

Pappenheim, Anastasia, verw. Gräfin, geb. Gräfin v. Schlieffen; * 9. I. 27; † Pappenheim 22. IV. — Hofkal. 1899, 1310.

Parmet, Albert Anton Friedrich Gerhard, Dr. phil., ao. Prof. f. klass. Philologie an d. Akademie Münster i. W.; * 30. VII. 30; † Münster i. W. 19. XI. — Lit. Zentralbl. 1898, 1918; Eckstein, Nomenclator 423; Keiter[5] 167 (mit W); Chronik d. Akad. zu Münster 1898/99, 5.

Parth, Franz, Tenorbuffo; * Wien 44; † Baden b. Wien 21. XII. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 155 (Lüstner, mit L).

***Paul**, Oskar, Dr. phil., ao. Prof. f. Musikwissensch. an der Univ. Leipzig; * Freiwaldau (Schles.) 8. IV. 36; † Leipzig 18. IV. — BJ III, 271; Monatsh. f. Musikgesch. 31, 155 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 843.

Pauli, Fritz, Reg.-Assessor a. D., früher Mitglied d. Nordd. Reichstags u. des preuß. Abg.-Hauses (erst Linkes Zentr., dann Fortschrittspartei); * Cöln 14. III. 32; † Großkönigsdorf b. Cöln 18. XII. — Ill. Ztg. 111, 901; Hirths Parlaments-Almanach 1868, 191.

Paulsen, Fritz, Prof., Porträt- und Genremaler; * Schwerin 31. V. 38; † Berlin 22. II. — Ill. Ztg. 110, 251; Müller-Singer[3] 3, 387; Das geistige Deutschland 511 (mit W).

Pecha, Albine, Krankenwärterin; † Wien a. d. Pest 30. X. — Ill. Ztg. 111, 584 (mit P).

Pechmann, Karl v., Gen.-Major, Kommandeur d. 5. bayer. Kavalleriebrigade; † Dieuze 25. VII. — Ill. Ztg. 111, 168.

Perkuhn, Emil, Oberverwaltungsgerichtsrat in Berlin, nach Absetzung d. Erzbischofs Ledochowski von Posen mit d. Vermögensverwaltung des Erzbistums betraut; † Berlin 6. XII., 59 J. — Ill. Ztg. 111, 840.

Pernwerth, Wilhelm v., Kurvorsteher von Meran, um Entwicklung dieses Kurortes verdient; † daselbst durch Selbstmord 13. V. — Ill. Ztg. 110, 629.

Pfderit, Theodor, Dr. med., Naturforscher u. Dichter; * Detmold 15. IX. 26; † ebenda 27. IV. — Brümmer 3[5], 221. 522; KL 20, 1003.

Pieper, Heinrich, Waffenfabrikant in Belgien; * in Deutschland 41; † Lüttich 23. VIII. — Ill. Ztg. 111, 291.

***Pirazzi**, Emil, polit.-religiöser Dichter u. Dramatiker; * Offenbach 3. VIII. 32; † ebenda 8. I. — BJ III, 245.

Pitt, Ulrich, Harzdichter; † Wernigerode 3. XI. (oder XII.?). — Ill. Ztg. 111, 778; Lit. Zentralbl. 1898, 1962.

Pitthan, Adam, rheinhess. deutschfreis. Landtagsabg.; † 2. I., 74 J. — Ill. Ztg. 110, 79.

Pizzala, Josef, Rechnungsdirektor d. Statist. Zentralkommission in Wien; † Deutsch-Wagram b. Wien im Juli. — Ill. Ztg. 111, 168; Statist. Monatsschrift 1898, 574.

Ploetz, Berthold Friedrich August v., Rittergutsbesitzer und Hauptmann a. D., 1. Vorsitzender des von ihm 1893 mitbegründeten Bundes d. Landwirte, Mitgl. d. Reichstags und preuß. Landtagsabg; * Potsdam 9. VIII. 44; † Berlin 23. VII. — Ill. Ztg. 111, 204 (mit P); Schoenfeld, Notizb. für Reichstags-Wähler[5] 60. 67; Kürschner, D. Reichstag 1893, 54 (mit P).

Podack, Max, Dr. med., Privatdozent f. innere Medizin an d. Univ. Königsberg i. Pr.; * daselbst 30. III. 67; † ebenda 1. II. — Leopold. 34, 56; Lit. Zentralbl 1898, 206; M. Podack, Beitr. z. Histol. u. Funktion d. Schilddrüse. Diss. Königsberg. 1892. Vita; Chronik d. Univ. Königsberg i. Pr. 1897/8, 7.

Podstatzky-Lichtenstein, Adolf Graf v., k. u. k. Kämmerer, Geh. Rat; * 2. XII. 05; † Wien 8. IV. — Gräfl. Taschenb. 1899, 803. 1275.

Pohlmann, Edwin, Kapitän, Verwalter des Deutschen Hospitals zu San Francisco; † daselbst 12. X., 62 J. — Ill. Ztg. 111, 614.

***Pokorny**, Alois Ritter v., k. u. k. Vizeadmiral; * Neuhaus (Böhmen) 26; † Wien 24. II. — BJ III, 220; Wurzbach 23, 46.

Pollmann, August, Dr., ehemal. Dozent an

d. Landwirtschaftl. Akademie Poppelsdorf, Bienenzüchter; † Bonn 16. V. — Leopold. 34, 112.

Pommer-Esche, Robert v., Wirkl. Geh. Oberfinanzrat, Direktor der Provinzial-Steuerdirektion f. Berlin u. Brandenburg; † Berlin 5. VIII. — Ill Ztg. 111, 195.

Potthast, August, Dr. phil., früher Bibliothekar d. D. Reichstags, Historiker; * Höxter (Westf.) 13. VIII. 24; † Leobschütz 13. II. — KL 20, 1023 (mit W). 21, 42; Allg. Ztg. 1898 Beil. 38.

Prein, Friedrich, Pianofortefabrikant in Cöln; † daselbst 7. III. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 155 (Lüstner, mit L).

Prell-Erekens, Eduard, früher Großkaufmann, Konsul d. Dominikan. Republik in Leipzig, Übersetzer aus dem Griechischen; * Krefeld 5. VIII. 14; † Leipzig 24. XI. — Ill. Ztg. 111, 738.

***Pressel,** Paul, Theologe, Politiker und Dichter; * Tübingen 16. VI. 24; † ebenda 4. IV. — BJ III, 149; Brümmer 3⁵, 249. 529.

Preussen, Prinzessin Marie: s. Marie.

Prinz, Andreas, pens. Hofopernsänger in Wien; † daselbst 16. II., 61 J. — Monatsb. f. Musikgesch. 31, 155 (Lüstner, mit L).

Prokesch von Osten, Irene Gräfin, verm. Freifrau v. Reyer: s. Reyer-Prokesch.

***Proskowetz von Proskow und Marstorff,** Max Ritter von, Dr. phil., Gerent d. österr.-ungar. Generalkonsulats in Chicago, k. u. k. Truchseß, Landwirt und Reiseschriftsteller; * Kwassitz (Mähren) 4. XI. 51; † bei Fort Wayne (Indiana) 19. IX. — BJ III, 66; Geogr. Jahrb. 22, 449 (Wolkenhauer, mit W u. L); BZ IV, 201 (L).

Pulvermacher, Auguste (Pseudon.: August Leo), Dichterin; * Lissa 18. IV 35; † Berlin 13. XII. — KL 20, 1034 (mit W); Brümmer 3⁵, 263. 531; Pataky 2, 158.

Purschka, Norbert, Dechant in Waldneukirchen (Oberösterr.), Dialektdichter; * Linz 6. VI. 13; † Waldneukirchen 17. VII. — Brümmer 3⁵, 263. 531; Wurzbach 24, 103.

Pütz, Hermann, Dr. phil., o. Hon.-Prof. für Tierheilkunde u. Leiter d. Tierärztl. Klinik an d. Univ. Halle; * Oberpleis 26. III. 29; † Halle 5. III. — KL 20, 1034 (mit W); Leopold. 34, 56 (mit W); Güntz, Handb. d. landwirtsch. Litt. II, 292; BZ IV, 203 (L).

Rabe, Christian Friedrich Wilhelm, Prof. f. pathol. Anat. an d. Tierärztl. Hochschule in Hannover; † daselbst 22. II., 60 J. — Lit. Zentralbl. 1898, 317; Ill. Ztg. 110, 251; BZ IV, 204 (L).

Rachfall, Hermann, Musikdirektor in Berlin; † Zingst am Dars 27. VIII., 57 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 156 (Lüstner, mit L).

Raeke, Karl, Direktor d. Südd. Immobiliengesellschaft, bis 1892 Bürgermeister von Mainz; † Bockenheim b. Mainz 13. V., 73 J. — Ill. Ztg. 119, 697.

Raczynski, Gräfin Karoline, geb. Prinzessin v. Wallerstein-Oettingen: s. Wallerstein-Oettingen.

Rakwicz, Leon, Dr. jur., k. u. k. Wirkl. Geh. Rat, Senatspräsident am Obersten Gerichts- u. Kassationshof in Wien, Mitgl. d. österr. Herrenhauses; * Radauts 18; † Wien 3. I. — Ill. Ztg. 110, 79.

Ranzoni, Emerich, Dr. phil., Dichter und Kunstschriftsteller; * Unteralb (Niederösterr.) 17. XII. 23; † Wien 4. IV. — Brümmer 3⁵, 276. 534; KL 20, 1044 (mit W); Wurzbach 24, 351.

Rappenhöner, Joseph, Dr. theol., o. Prof. f. Dogmatik an der kath. Fakultät d. Univ. Bonn; * Neuß a. Rh. 1. VI. 50; † Bonn 6. II. — Lit. Zentralbl. 1898, 244; Ill. Ztg. 110, 197; KL 20, 1044 (mit W); Chronik d. Univ. Bonn 23. 10.

Rätzsch, Richard, Prof., Mitgl. d. k. sächs. Stenograph. Instituts in Dresden, bedeutender Stenograph; † Dresden 26. V. — Ill. Ztg. 110, 766.

Redner, Leo, Dr. phil., Bischof von Kulm, theol. Schriftsteller; * Neuenburg a. W. 13. IX. 28; † Kulm 31. III. — KL 20, 1049 (mit W); Ill. Ztg. 110, 453; Schäfler, Handlex. d. kathol. Theol. 3, 882; Keiter 5, 180

Rehlingen, Marie Freiin v.: s. Fugger-Kirchheim, Gräfin Marie v.

Reichard, Julius, Kommissionsrat, Buchdruckereibesitzer, Eigentümer d. »Dresdner Nachrichten«, Ehrenmitgl. d. Vereins Dresdener Presse; * 27. III. 26; † Dresden 21. VII.

Reidl, Franz, Komponist u. Organist; * Kelheim 13. II. 53; † München 22. IV. — Monatsh. f. Musikgesch. 110, 557 (Lüstner, mit L).

Reimann, Eduard, Direktor d. Stadttheaters in Würzburg u. d. Kgl. Theaters in Kissingen; † Würzburg 10. XI., 67 J. — A. a. O. 31, 156 (Lüstner, mit L).

Reimers, Hermann, Musiklehrer in Bonn; † daselbst im Jan., 72 J. — A. a. O. 31, 156 (Lüstner, mit L).

Reinfelder, Gottlieb, Optiker; * Pegnitz b. Nürnberg 18. XII. 36; † München 30. V. — Jahrb. üb. d. Fortschr. d. Math. 29, 20 (Steinheil: Vierteljahrsschr. d. Astronom. Gesellsch. 33, 170).

Reinhardt - Stromberg, Mathilde, Frau, Schriftstellerin auf d. Geb. d. Frauenfrage; † auf ihrer Villa Rheinbreitbach 8. XI. — Ill. Ztg. 111, 778.

***Reinwald,** Gustav, Stadtpfarrer und Stadtbibliothekar in Lindau, Lokalhistoriker;

*Heckenmühle b. Diesbach unweit Rothenburg o. T. 16. III. 37; † Lindau 30. IX. — BJ III, 239; BZ IV, 207 (L).

***Reiser**, Joh. B., Domkapitular zu Passau; * Ingolstadt 27. VI. 28; † Passau 10. XII. — BJ III, 224.

***Reiser**, Wilhelm v., Dr. phil. et theol., Bischof v. Rottenburg; * Egesheim (Oberamt Spaichingen, Württemb.) 13. V. 35; † Ellwangen 11. V. — BJ III, 196.

Reissner, Fritz, Theaterkapellmeister; * Sangerhausen 4. IX. 42; † Bayreuth 10. XII. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 156 (Lüstner, mit L).

***Reitzel**, Robert, Redakteur in Detroit, Journalist u. Dichter; * Schopfheim (Baden) 27. I. 49; † Detroit 31. III. — BJ III, 165.

Remy, W. A. (Pseudon.): s. Mayer, Wilhelm.

***Renner**, Andreas v., württemb. Finanzminister; * Ditzingen (Oberamt Leonberg) 28. IX. 14; † Stuttgart 9. XII. — BJ IV, 329.

Reuss j. L., Prinz Heinrich IX.: s. Heinrich IX.

Reuss, Lothar v., k. bayer. Major der Artillerie, Ritter des Max-Joseph-Ordens, tapferer Kommandant aus dem Kriege 1870/71; * Obernburg 28. I. 29; † Weilheim 3. VI.

Reuter, Bruno, Dr. phil., Geh. Archivrat am Geh. Staatsarchiv in Berlin, Historiker, Vorsitzender d. Verbandes der deutschen Geschichts- u. Altertumsvereine; † Zehlendorf b. Berlin 6. VIII. — Korrespondenzbl. d. Ver. d. d. Gesch.- u. Altertumsvereine 1898, 89. 133. 141.

Reuter, Wilhelm, Dr. phil., Oberlehrer a. D., Dichter u. Literarhistoriker; * Andernach 18. I. 33; † ebenda 7. I. — KL 21, 1068 (mit W); Brümmer 3[5], 306. 541.

Reyer-Prokesch, Irene Freifrau v., geb. Gräfin Prokesch von Osten, Dichterin u. Philanthropin; * Smyrna 22. VII. 41; † Graz 29. III. — Brümmer 3[5], 306. 541; Gräfl. Taschenb. 1899, 1276; Pataky 2, 187.

***Ribbeck**, Otto, Dr. phil., Geh. Hofrat, o. Prof. f. klass. Philologie an d. Univ. Leipzig; * Erfurt 23. VII. 27; † Leipzig 18. VII. — BJ III, 271.

Richter, August Albert, Jagdmaler und Illustrator; * Dresden 29. VII. 45; † Langebrück b. Dresden 23. VI. — Ill. Ztg. 111, 24 (A. Pache, mit P); Müller-Singer[3] 4, 62; D. geistige Deutschland I, 560 (mit W).

Richter, Ludwig, Musiklehrer u. Komponist in Berlin; † daselbst 4. XII., 72 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 156 (Lüstner, mit L).

Richter, Hieronymus Theodor, Dr. phil., Prof., Geh. Bergrat, früher Direktor der Bergakademie zu Freiberg i. S., Chemiker, Entdecker d. Indiums; * Dresden 21. XI. 25; † Freiberg i. S. 25. IX. — Leopold. 34, 134. 144.

***Riecke**, Karl Victor v., württemberg. Finanzminister; * Stuttgart 27. V. 30; † ebenda 9. III. — BJ III, 59.

Riemenschneider, Max, Dr., ehemal. Prof. an d. Univ. Dorpat; † Neuenstadt (Schweiz) 6. XII., 83 J. — Lit. Zentralbl. 1898, 2075.

Riesenthal, Julius A. Oskar v., k. Oberförster a. D., Ornitholog, Jagdschriftsteller; * Breslau 18. IX. 30; † Charlottenburg 22. I. — Leopold. 34, 57; KL 20, 1078 (mit W); Ornitholog. Zeitschr. 23, 131 (C. R. Hennicke).

***Riess**, Richard v., Dr. phil., Domkapitular, Geograph; * Schwäb. Gmünd 19. III. 23; † Rottenburg 6. X. — BJ III, 175.

Ripping, Ludwig Hugo, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, früher Direktor der Rhein. Provinzialirrenanstalt in Düren; * Gieboldehausen (Prov. Hannover) 27. X. 37; † Düren 8. II. — Lit. Zentralbl. 1898, 244; Pagel 1392; Biogr. Lexikon d. hervorragenden Ärzte 6. 981 (mit W); D. Mediz. Wochenschr. 1898 Nr. 7; BZ IV, 209 (L).

Rödern, Max Gustav Erdmann Joseph, preuß. Gen.-Leutn. z. D.; * Glumbowitz 17. VII. 16; † Breslau 2. IV. — Gräfl. Taschenb. 1899, 884.

Rohde, Erwin, Dr. phil., Geh. Hofrat, o. Prof. f. klass. Philologie an d. Univ. Heidelberg; * Hamburg 9. X. 45; † Heidelberg 11. I. — O. Crusius, E. Rohde. Tüb. u. Leipz. 1902 (mit P).

Rokitansky, Karl Frhr. v., Dr. med., o. Prof. f. Gynäkologie an d. Univ. Graz; * Wien 14. 5. 39; † Graz 20. VI. — Leopold. 34, 131; Pagel 1408; Virchows Jahresber. 1898, I, 340 (Pagel, L).

Romanus, J. (Pseudon.): s. Janssen, Joh.

Romberg, Hermann Karl Friedrich, Dr. phil., Astronom; * Bromberg 6. XI. 36; † Berlin 6. VII. — Leopold. 34, 173; Vierteljahrsschr. d. Astronom. Gesellsch. 34, 3.

Rose, Karl Georg Friedrich Philipp v., k. preuß. Verwaltungsdirektor, zuletzt stellvertr. Vorsitzender f. d. Reg.-Bez. Hildesheim; * Hannover 29. I. 29; † Hildesheim 6. IX. — Ill. Ztg. 111, 385.

Röseler, Friedrich Wilhelm, Dichter und Schriftsteller; * Neumünster 14. III. 48; † Hamburg 25. XII. — KL 20, 1090 (mit W). 21, 42; Alberti, Lexik. d. schlesw.-holst. Schriftsteller N. F. II, 182.

Rosenbaum, Georg, Dr. med., Spezialarzt f. Neurol. in Berlin; * Memel 24. VI. 57; † auf d. Heimreise aus Italien 19. IV. — Leopold. 34, 112; Virchows Jahresber. 1898, I, 340.

***Rossbach**, Adolf, Verlagsbuchhändler (B. G. Teubner) in Leipzig; * Mühltroff (Vogtl.) 26. XII. 22; † Leipzig 6. I. — BJ III, 133.

***Rossbach**, August, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, o. Prof. f. klass. Philologie an der Univ. Breslau; * Schmalkalden 28. VI. 23; † Breslau 23. VII. — BJ III, 257.

Rostosky, Gustav, Kommerzienrat, langj. Leiter d. großen Holzstoff- u. Papierfabrik in Niederschlema, Vorsitzender d. Vereins sächs. Papierfabrikanten, Mitgl. d. 2. sächs. Kammer; † Niederlößnitz 7. XI. — Ill. Ztg. 111, 654.

Roten, Leo Lucian v., Dichter und Schriftsteller, Regierungsstatthalter von Raron (Oberwallis), Mitgl. des Großen Rats im Kanton Wallis; * Raron 7. I. 24; † ebenda im Aug. — Brümmer 3[5], 355. 553; Lit. Zentralbl. 1898, 1315.

Roth, Philipp, Violoncellvirtuos und Musikschriftsteller, Hrsgbr. d. Berliner „Signale"; * Tarnowitz (Oberschlesien) 25. X. 53; † Berlin 9. VI. — KL 20, 1102; Monatsh. f. Musikgesch. 31, 156 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 966.

Rothschild, Ferdinand Frhr. v., Novellist; * Wien 17. XII. 39; † Waddesdon Manor (England) 17. XII. — Brümmer 3[5], 360. 553.

Rotteck, Karl v., Sohn d. Historikers, 1848 am Aufstand in Baden beteiligt, entfloh er über Frankreich nach Nordamerika, wo er als Farmer, Kaufmann u. Journalist tätig war; * Freiburg i. B. 26. XII. 07; † auf einer Farm bei Woodstock in der Nähe v. St. Louis im März (?). — Ill. Ztg. 110, 355.

Rück, Andreas, Schriftsteller und Dichter, Redakteur d. »Fränkischen Ztg.« in Ansbach; * Nürnberg 26. III. 30; † Ansbach 19. I. — KL 20, 1106 (mit W); Brümmer 3[5]. 554.

Rudhart, Gideon v., bayer. Gesandter, zuletzt in Dresden; † Garmisch 4. XI. — Allg. Ztg.

Rudorff, Franz v., sächs. General der Inf. z. D., früher Generaladjutant des Königs; * Hildesheim 12. III. 25; † Dresden 7. XI. — Ill. Ztg. 111, 654.

***Ruprecht**, Karl, Verlagsbuchhändler in Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht); * daselbst 13. IX. 21; † Berlin 8. I. — BJ III, 164.

Rüthnik, Dr., Prof. an d. Ritterakademie in Brandenburg a. H.; † daselbst 23. XI. — Ill. Ztg. 111, 738; Lit. Zentralbl. 1898, 1918.

Sabbath, Eduard Gustav, k. Domsänger u. Liederkomponist; * Zessel b. Ols (Schles.); † Blasewitz b. Dresden 9. VIII. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 156 (Lüstner, mit L).

Sachsen-Altenburg, Prinzessin Marie: s. Marie.

Sachsen-Weimar-Eisenach, Prinzessin Auguste: s. Auguste.

***Sager**, Michael v., k. bayer. Oberbaurat, Eisenbahnfachmann; * Holzhäusel b. Gaindorf (Niederb.) 13 IX. 25; † München 6. I. — BJ III, 183; D. Bauztg. 32, 24. 46.

Sagunsky, Albert Hermann, ehemal. Operosänger; * Berlin 12. V. 27; † ebenda 1. V. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 156 (Lüstner, mit L).

S.(aint) Bruière (Pseudon.): s. Schneegans, C. A.

Salm-Reifferscheid-Raitz, Erich, Sohn des Altgrafen Robert; * Wadowice 31. III. 98; † ebenda 7. IV. — Hofkal. 1900, 1119.

— Altgraf Siegfried Konstantin Bardo, Obersthofmeister d. Frau Erzherzogin Alice, Großherzogin v. Toscana, k. k. Kämmerer u. Geh. Rat, früher Mitgl. d. böhm. u. oberösterr. Landrats u. d. österr. Reichsrates; * Prag 10. VI. 35; † Salzburg 14. VIII. — Hofkal. 1899, 1310.

Salm-Salm, Prinzessin Mathilde Wilhelmine Marie Konstanze; * Anholt 19. V. 37; † Brüssel 19. IV. — Hofkal. 1899, 1310.

***Sandberger**, Fridolin v., Dr. phil., Geh. Rat, o. Prof. f. Mineralogie an der Univ. Würzburg; * Dillenburg (Nassau) 22. XI. 26; † Würzburg 11. IV. — BJ III, 121; Verhandl. d. k. k. Reichsanst. 1898, 199; Bayerland 1896, 481 (mit P); Leopold. 34, 112.

Sandez, A. v. (Pseudon.): s. Maytner, A. v.

Sandrart, von, General d. Inf. z. D.; † Hannover 28. I. — Ill. Ztg 110, 162.

Sarfert, Julius, Großindustrieller in Reichenbach i. V. (Firma Georg Schleber); * 21. XII. 36; † Reichenbach i. V. 20. XII.

Schack (Schach) von Wittenau, Alexander Karl Magnus Heinrich Graf (genannt Graf Danckelmann), früher preuß. Landtagsabg. (lib.); * 20. XI. 05; † Beuthen a. O. 24. VI. — Gräfl. Taschenb. 1899, 921.

Schapira, Hermann, ao. Prof. d. Mathematik an d. Univ. Heidelberg, auch gründlicher Kenner d. hebr. Geschichte u. Lit., früher Kaufmann: * Erswilken bei Tauroggen 16. VIII. 40; † Cöln 8 V. — Leopold. 34, 112; Jahrb. üb. d. Fortschr. d. Math. 29, 20; Jahresber. d. D. Mathematikerver. 8, 1, 61 (Köhler, mit P).

Schaum, Geh. Oberpostrat a. D., bis 1886 vortr. Rat im Reichspostamt zu Berlin; * Hünfeld (Kurhessen) 30. III. 37; † Marburg 22. IV. — Ill. Ztg. 110, 557.

Scheffer, Wilhelm, Dr. jur., Oberverwaltungsgerichtsrat, Mitgl. des d. Reichstags und preuß. Abg.-Hauses (deutschkons.); * Mar-

burg 2. XII. 44; † Berlin 2. III. — Ill. Ztg. 110, 379; Schoenfeld, Notizb. f. Reichstagswähler[5] 35.

Scheffer-Boichorst, Geh. Reg.-Rat, früher Oberbürgermeister von Münster i. W., Mitglied d. preuß. Abg.- u. Herrenhauses; † Münster i. W. 20. X. — Ill. Ztg. 111, 539.

Schelbe, Auguste (Pseudon.: S. Augustin), Schriftstellerin u. Übersetzerin; * Dresden 23. I. 24; † ebenda 6. II. — KL 20, 1141 (mit W); Lit. Zentralbl. 1898, 244; Pataky 2, 235.

Scheibert, Karl Gottfried, Dr., Geh. Reg.- u. Schulrat a. D., Pädagog; † Jannowitz (Riesengeb.) 18. II., 95 J. — Lit. Zentralbl. 1898, 316.

Scherel, Otto, Oberforstmeister in Moritzburg b. Dresden, weitbekannter Forstmann; † 12. VI., 54 J. — Ill. Ztg. 110, 798.

Schillbach, Ernst Ludwig, Dr. med., ao. Prof. der Chirurgie an d. Univ. Jena; * Pfuhlsborn b. Dornburg (Sachs.-Weim.) 25. XI. 25; † Jena 30. IV. — Leopold. 34, 113 (mit W); Virchows Jahresber. 1898, I, 340 (Pagel, L); Pagel 1498.

Schilling, G., Dr., Prof., Literarhistoriker; † Züllichau im Juli. — Lit. Zentralbl. 1898, 1152.

Schkopp, Hermann v., General d. Inf. z. D.; * Breslau 20. XI. 33; † Heidelberg 8. VI. — Ill. Ztg. 110, 766.

Schlieffen, Anastasia Gräfin v., verehelichte Gräfin Pappenheim: s. Pappenheim, Anastasia Gräfin.

Schlözer, Paul v., Pianist und Komponist, Prof. am kaiserl. Konservatorium d. Musik in St. Petersburg; † Bad Nauheim 13. VII. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 157 (Lüstner, mit L).

Schmaltz, Heinrich, Dr. med., Hofrat, angesehener Arzt in Dresden; † daselbst 7. VI., 57 J. — Ill. Ztg. 110, 766.

Schmelzer, Karl Heinrich Theodor, Dr. phil., Gymn.-Direktor a. D., Pädagog u. klass. Philolog, auch mehrmals Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses (nat.-lib.); * Berlin 18. IV. 34; † ebenda 7. (oder 6.?) X. — Lit. Zentralbl. 1898, 1668; KL 20, 1161 (mit W).

***Schmid**, Ludwig, Dr., Prof. a. D., Historiker; * Vaihingen a. d. Enz 17. I. 11; † Tübingen 2. IV. — BJ III, 179.

Schmidt-Warneck, Feodor v., Dr. phil., Prof., früher Pastor, soziolog. Schriftsteller; * Kurland 5. XII. 31; † Stuttgart 28. VI. — Lit. Zentralbl. 1898, 1054; KL 20, 1172 (mit W).

Schmidt, Rudolf, schweizer. Oberst, früher Direktor d. Eidgenöss. Waffenfabrik; † Bern 28. VII., 66 J. — Ill Ztg. 111, 168.

***Schmieder**, Konrad, Historienmaler; * Übelbach b. Wolfach (Schwarzw.) 12. XI. 59; † Mannheim 5. VII. — BJ III, 230.

Schmiedeseck, Rudolf v., Major z. D., preuß. Kammerherr und Landtagsabg. (kons); * Woplanken 10. X. 40; † ebenda 24. I. — Ill. Ztg. 110, 129.

Schmitt, Rudolf Wilhelm, Dr. phil., Geh. Hofrat, früher Prof. d. Chemie am Polytechnikum in Dresden; * Wippershain (Kr. Herzfeld) 5. VIII. 30; † Radebeul b. Dresden 18. II. — Leopold. 34, 22. 57 (mit W); Poggendorff 3, 1201 (mit W); BZ IV, 219 (L).

***Schmitz**, Wilhelm, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, Gymn.-Dir. a. D, klass. Philolog u. Historiker; * Kalkum 2. VIII. 28; † Cöln 17. VI. — BJ III, 180; BZ IV, 219 (L).

Schneeberger, Helene: s. Hartmann, Helene.

Schneegans, Karl August (Pseudonym: S. Bruière, auch Alsaticus), deutscher Generalkonsul in Genua, Ethnograph und Dichter, 1877—80 deutscher Reichstagsabg.: * Straßburg i. E. 9. III. 35; † Genua 2. III. — KL 20, 1178 (mit W); Brümmer 3[5], 457. 581; Schoenfeld, Notizb. f. Reichstagswähler[5] 397; BZ IV, 219 (L).

Schneider, Rudolf, Dr. med., ao. Prof. für Chirurgie an der Univ. Königsberg, Mitdirektor d. Universitätsklinik f. Hautkrankheiten, Leiter der chirurg. Abt. d. Städt. Krankenhauses; * daselbst 3. XII. 37; † ebenda 9. III. — Leopold. 34, 113 (mit W); Chronik d. Univ. Königsberg i. Pr. 1897/8, 6; Pagel 1516; Allg. Lexikon hervorrag. Ärzte 5, 257; Virchows Jahresber. 1898, I, 340 (Pagel, L).

Schnelle, Adolf, Stadtmusikdirektor in Lichtenstein; † daselbst im August, 63 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 157 (Lüstner, mit L).

Schnierer, Adolar, Dr. jur., o. Prof. f. Strafrecht u. Rechtsphilosophie an der Univ. Budapest; † daselbst 9. XII., 63 J. — Lit. Zentralbl. 1898, 2075.

Schnitzler, Alfred, Prof. u. Ministerialrat in Budapest, jurist. Schriftsteller; † daselbst 6. XII., 62 J. — Lit. Zentralbl. 1898, 2075.

Schönberner, Reinhold, Superintendent und Prediger d. Johannes-Evangelist-Gemeinde in Berlin, früher Lehrer u. Seelsorger an d. dortigen Taubstummenanstalt; † daselbst 9. XI. — Ill. Ztg. 111, 706.

Schönborn-Buchheim, Gräfin Franziska, geb. Gräfin v. Trauttmannsdorff; * Ober-Waltersdorf 21. VI. 44; † Beaulieu 12. II. — Hofkal. 1899, 1310.

Schönburg-Forderglauchau, Karl Heinrich Wolff Wilhelm Franz Graf und Herr von Schönburg, Graf u. Herr zu Glauchau u. Waldenburg etc.; * Wechselburg 13. V. 32;

† Genf 27. XI. — Hofkal. 1899, 237. 1900, 1119.

Schöne, Immanuel Ferdinand, Prof., Konrektor emerit. d. Kreuzschule in Dresden; * Großröhrsdorf b. Pulsnitz 18. I. 21; † Dresden 11. IX. — Ill. Ztg. 111, 385; Haan, Sächs. Schriftsteller-Lexikon 311.

***Schönfeld**, Anton Frhr. v., k. u. k. Feldzeugmeister u. Geh. Rat; * Prag 3. VII. 27; † Wien 7. I. — BJ III, 214.

Schöning, Hermann Richard Gustav v., Majoratsherr auf Lübtow (Kr. Pyritz), Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses u. d. Reichstags (kons.); * Krüssow 7. VIII. 25; † Berlin 11. IV. — Ill. Ztg. 110, 487; Schoenfeld, Notizb. f. Reichstagswähler[5] 67; Kürschner, D. Reichstag 1893, 61 (mit P).

Schöttner, Hermann, Chor- u. Stadtmusikdirektor in Außig a. E.; † daselbst 23. I., 69 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 157 (Lüstner, mit L).

Schousboe, Fritz, Pianist, Lehrer am Konservatorium d. Musik zu Köln; * Jütland 59; † Köln 13. V. — A. a. O. 31, 157 (Lüstner, mit L).

Schrader, Julius, Dr. phil., ehemal. Bibliothekar an d. Königl. Bibliothek in Berlin; † daselbst 16. VI., fast 90 J. — Ill. Ztg. 111, 21; Centralbl. f. Bibl.-Wesen 15, 344.

Schroeder, Otto, Direktor im Reichsamt d. Innern; † Baden-Baden 30. X., 52 J. — Ill. Ztg. 111, 614.

Schröder, Waldemar v., o. Prof. f. Pharmakologie u. Direktor des Pharmakolog. Instituts an der Univ. Heidelberg; * Dorpat 6. IX. 50; † Heidelberg 28. I. — Leopold. 34, 58.

Schubert, Fritz, Direktor d. Leipziger Börsenhalle u. Vorstand d. Leipziger Agentur d. Wolffschen telegraph. Bureaus, Mitarb. des »Leipz. Tagebl.«; † daselbst 20. V., 61 J. — Ill. Ztg. 110, 663.

Schubert, Julius, Gesanglehrer in Breslau; † daselbst 17. XI., 72 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 157 (Lüstner, mit L).

Schubert, Karl, kaiserl. Rat, Direktor der k. k. Gartenbaugesellsch. in Wien; † Rodaun 16. VI., 54 J. — Ill. Ztg. 110, 798.

***Schulenburg**, Hans Graf von der, k. u. k. Feldzeugmeister; * Hohenliebenthal (Schles.) 24. VI. 34; † Lemberg 2. V. — BJ III, 217.

Schueler, G. A. W., Major a. D., Militärschriftsteller; * Dierdorf b. Neuwied 28. II. 46; † Niederingelheim 14. I. — Lit. Zentralbl. 1898, 206; KL 20, 1208 (mit W).

***Schulhoff**, Julius, Prof., Pianist u. Klavierkomponist; * Prag 2. VIII. 25; † Berlin 13. (oder 15.?) III. — BJ III, 362; Monatsh. für Musikgesch. 31, 157 (Lüstner, mit L).

***Schulin**, Friedrich, Dr. jur., früher Prof. an d. Univ. Basel; * Frankfurt a. M. 4. VIII. 43; † Dornach b. Basel 31. III. — BJ III, 148.

***Schullerus**, Fritz, Maler; * Fogarasch (Siebenbürgen) 22. VI. 66; † 22. XII. — BJ III, 58.

***Schultze**, Theodor, Oberpräsidialrat a. D., Indist; * Oldenburg (Holstein) 22. VI. 24; † Potsdam 6. IV. — BJ III, 145; Oriental. Bibliogr. 12, 9. 156. 13, 9. 168, 15, 16 (Scherman: L).

Schumann, Karl, Baurat u. Baudirektor d. Wiener Baugesellsch., Erbauer d. Wiener Staatsbahnhofes; † April/Mai, 70 J. — Ill. Ztg. 110, 594.

Schumann, William, Dichter u. Schriftsteller; * Halle a. S. 21. VI. 50; † Berlin 1. V. — KL 20, 1221 (mit W); Brümmer 3[5], 46. 440.

Schunke, Hermann, ehemal. k. sächs. Kammersänger; * Berlin 17. IX. 25; † Dresden 17. IX. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 157 (Lüstner, mit L).

Schuster, Max, Chordirektor d. k. Opernhauses in Berlin; * Königsberg i. Pr. 22. I 66; † Berlin 21. IV. — A. a. O. 31, 157 Lüstner, mit L).

Schütz, Jacob, Dr. med., emerit. Dozent der deutschen Univ. Prag; * daselbst 8. V. 16; † ebenda 17. III. — Pagel 1545; Virchows Jahresber. 1898, I, 340 (Pagel, L).

***Schütze**, Wilhelm, Maler; * Kaufbeuren 19. VII. 40; † München 31. V. — BJ III, 163; Müller-Singer[3] 4, 232.

Schwabach, Julius Leopold, Geh. Kommerzienrat und bad. Generalkonsul in Berlin, Chef d. Bankhauses S. Bleichröder; * Breslau 31. V. 31; † Berlin 23. II. — Ill. Ztg. 110, 251.

Schwalbe, Schulrat, Kreisschulinspektor f. Posen u. dessen Vororte; † Posen 3. XII. — Ill. Ztg. 111, 840.

Schwarzenberg, Prinzessin Anna Maria Gabriele, Gemahlin d. vormal. österr. Ministerpräsidenten Franz Grafen v. Thun u. Hohenstein; * Prag 1. V. 54; † Wien 24. XII. — Hofkal. 1900, 1119.

Schwiefert, Heinrich, ehem. Kapellmeister, Direktor des Stadttheaters Bremerhaven; † daselbst 1. IV. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 157 (Lüstner, mit L).

Schwimmer, Ernst Ludwig, Dr med., k. Rat u. Primararzt, ao. Prof. f. Dermatologie an d. Univ. Budapest; * daselbst 14. XI. 37; † ebenda 25. II. — Leopold. 34, 58 (mit W); KL 20, 1234 (mit W); Pagel 1566 (mit P); Virchows Jahresber. 1898, I, 340 (Pagel, mit L).

***Seemann**, Theodor, Kunstschriftsteller; * Göttingen 11. VII. 37; † Dresden 30. I. — BJ III, 265.

***Seidl**, Anton, Kapellmeister; * Budapest 7. V. 50; † New-York 28. III. — BJ III,

260; Monatsh. f. Musikgesch. 31, 157 (Lüstner, mit W).

Seldeneck, W. L. F. R. v., Dr. jur., deutscher Ministerresident u. Generalkonsul in Bangkok (Siam); * Bruchsal 18. IV. 50; † in d. Heilanstalt Selabatoe b. Soekaboenni auf Java 2. IX. — Ill. Ztg. 111, 385.

Serlo, Albert Ludwig, Oberberghauptmann u. Ministerialdirektor a. D., Fachschriftsteller, auch Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses (freik.); * Krossen a. O. 14. II. 24; † Charlottenburg 14. XI. — Leopold. 34, 173 (mit W); Berg- u. Hüttenmänn. Ztg. 1898, 455; BZ IV, 225 (L).

Seydewitz, Otto Theodor v., Dr., Wirkl. Geh. Rat, früher Oberpräsident der Provinz Schlesien, früher Mitgl. und 1879—90 erster Präsident des Reichstags (deutschkons.); * Großladegast 11. IX. 18; † auf s. Gute Biesig (Oberlausitz) 11. XI. — Ill. Ztg. 111, 654; Schoenfeld, Notizb. f. Reichstagswähler[5] 126.

Siehel, William, Komponist, Kapellmeister am Hamburger Stadttheater; * Hannover 26. V. 68; † daselbst 5. IX. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 157 (Lüstenow, mit L).

Sievers, Gustav, Dr. phil., Forschungsreisender; † Petersburg 27. III. (15. III. alten St.). — Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statistik 20, 424 (mit P).

Sima, Johann, Übungsschullehrer a. d. Laibacher Lehrerbildungsanst. in Görz, Tourist u. Alpenschilderer; † Görz 11. IV. — Leopold. 34, 113; Mitteil. d. D. u. Österr. Alpenver. 24, 130.

Sivkovich, Philipp Frhr. v., k. u. k. Gen.-Major, * Triest 28. VI. 39; † im Brucker Lager 4. VI. — Ill. Ztg. 110, 798.

Solms-Rödelheim, Gräfin Bertha: s. Stolberg-Roßla.

***Sombart**, Anton Ludwig, Geometer, Landwirt u. Parlamentarier; * Haus-Bruch bei Hattingen a. R. 14 IX. 16; † Elberfeld 10. I. — BJ III, 253.

Sommer, Otto, Prof., Dr., Direktor d. höh. Töchterschule in Braunschweig; * Stadtoldendorf 11. VII. 38; † Braunschweig 18. IV. — Ztschr. f. weibl. Bildung 1898, 293 (O. Peters).

Spielmann, Jos. (Pseudon.): s. Pape, Jos.

Spöndli, Heinrich, Dr. med., vormals o. Prof. für Frauenheilk. an der Univ. Zürich; * daselbst 16. VIII. 24; † Baden (Aarg.) 13. X. — Leopold. 34, 174; Pagel 1633 (mit W).

Spoerer, Eduard, Düsseldorfer Landschaftsmaler, geb. Esthländer; † Düsseldorf 22. XI. — Ill. Ztg. 111, 738.

***Sprinzl**, Josef, Dr. theol., k. u. k. Reg.-Rat, Geistl. Rat, Kanonikus, o. Prof. f. Dogmatik an d. D. Hochschule Prag; * Linz 9. III. 39; † Prag 8. XI. — BJ III, 218; KL 20, 1278 (mit W).

Stadion-Stadion-Thannhausen, Karl Friedrich Graf v., Chef d. Philipp. Linie des Hauses, erbl. Reichsrat d. Krone Bayern; * Wien 13. XII. 17; † Schloß Weseli bei Klattan 24. V. — Hofkal. 1898, 241. 1899, 1310.

Stahlberg, Paul Julius, Kommerzienrat, Begründer u. Besitzer d. großen Stahlbergschen Spritfabrik in Stettin; † daselbst 11. V. — Ill. Ztg. 110. 629.

Stähr, Georg, Dr., Prof. f. polit. Ökonomie an der Univ. Kasan, Deutschlivländer; † Kasan 2. VI., 42 J. — Ill. Ztg. 110, 798.

Staps, Friedrich, Musikdirektor u. Inspektor der belg. Militärmusiken; * in Sachsen; † Ixelles 19. III. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 158 (Lüstner, mit L).

Statz, Vincenz, k. preuß. Baurat und Dombaumeister zu Linz a. D., Altmeister deutscher Gotik, verdient um zahlreiche Kirchenbauten, insbesond. den Cölner Dom; * Cöln 9. IV. 19; † ebenda 21. VIII. — D. Bauztg. 32, 458.

Steffens-Frauweiler, Adolf Frhr. v., Geh. Leg.-Rat z. D., Fideikommißherr u. Herr auf Haus Rat (Kr. Bergheim); * 28. X. 17; † Eschweiler b. Aachen 9. III. — Ill. Ztg. 110, 355; Freiherrl. Taschenb. 1899, 1178.

Steinhausen, Karl W., Seminar-Musiklehrer a. D. in Neuwied, Komponist f. Männerchöre u. Orgel; † daselbst im Juli. — Ill. Ztg. 111, 117.

Stephan, Emil, Geh. Kommerzien- u. Admiralitätsrat, Vorsitzender der Direktion der Preuß. Bodenkredit-Aktienbank; † Berlin 5. V. — Ill. Ztg. 110, 594.

Steudener, Hermann, Dr. phil., Prof., Pädagog u. klass. Philolog; † Quedlinburg 13. V., 78 J. — Lit. Zentralbl. 1898, 858.

Stieve, Felix, Dr. phil., o. Prof. f. Gesch. an d. Techn. Hochsch. in München; * Münster i. W. 9. III, 45; † München 10. VI. — Ill. Ztg. 110, 828 (Helmolt, mit P); KL 20, 1303 (mit W); Deutscher Merkur 1898 Nr. 25; BZ 3, 221. 4, 234. 5, 252; (L); F. Stieve, Abhandl., Vorträge und Reden. Leipz. 1900 (mit P).

Stöckhardt, Ernst, Dr. phil., Geh Reg.-Rat, Prof. f. Landwirtschaft a. D. an d. Univ. Jena u. zugleich Direktor d. Ackerbauschule Zwätzen b. Jena; * Bautzen 4. I. 16; † ebenda 27. III. — Leopold. 34, 88 (W. v. Boetticher, mit W).

Stolberg-Rofsla, Gräfin Bertha, geb. Gräfin v. Solms-Rödelheim u. Assenheim, Gemahlin des † Grafen Karl Martin; * Assenheim 1. III. 49; † Roßla 14. XI. — Hofkal. 1899, 1310.

Stolberg-Stolberg, Gräfin Agnes Marie Anna Katharina; * Amberg (Oberpf.) 1. IX. 19; † Brustawe 14. III. — Hofkal. 1899, 1311. 1900, 1124.

Stolberg-Wernigerode (Ast Jannowitz): Wilhelm Graf zu, k. preuß. Gen. d. Kav., lebensl. Mitgl. d. preuß. Herrenhauses; *Wernigerode 13. V. 07; † Alt-Jannowitz 6. III. — Hofkal. 1899, 1311.

Stolberg-Wernigerode (Ast Peterswaldau): Gräfin Anna Agnes Luise; * Peterswaldau 3. II. 37; † Pless 27. VII. — Hofkal. 1899, 1311. 1900, 1124.

Stölzle, Rudolf, Chef der berühmten Glasfabriksfirma C. Stölzles Söhne in Wien; † Venedig 31. III., 56 J. — Ill. Ztg. 110, 487.

***Stransky**, Karl Frhr. v., k. u. k. Feldmarschall-Leutn.; * Neustadtl (Krain) 3. IX. 37; † Wien 3. VIII. — BJ III, 220.

***Streccius**, Johannes, preuß. Gen.-Leutn.; * Stendal 5. III. 31; † Kassel 26. I. — BJ III, 137.

Streit, Lothar, Oberbürgermeister d. Stadt Zwickau i. S., Reichstags- u. sächs. Landtagsabg. (fortschr.); * Gera 6. II. 23; † 4. VI. — Schoenfeld, Notizb. f. Reichstags-Wähler[5] 308.

***Stricker**, Salomon, Dr. med. et chir., o. Prof. f. allg. u. experimentelle Pathologie an d. Univ. Wien; * Waag-Neustadtl (Ungarn) 1. I. 34; † Wien 2. IV. — BJ III, 53; Leopold. 34, 113 (mit W); Ill. Ztg. 110, 528 (M. Weinberg, mit P); Pagel 1671 (mit P u. W); Virchows Jahresber. 1898, I, 341 (Pagel, mit L); BZ IV, 236 (L).

Strosser, Strafanstaltsdirektor, langj. Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses (kons.); † Münster 26. VII., 79 J. — Ill. Ztg. 111, 168.

Struckmann, Carl Eberhard Friedrich, Dr. phil., Amtsrat, Geolog; * Osnabrück 16. III. 33; † Hannover 23. XII. — Leopold. 34, 165. 174 (mit W).

Stumpf, Ludwig Wilhelm v., preuß. Gen.-Major z. D., zeichnete sich 1870 als Artillerieoffizier b. Spicbern, Metz u. Le Mans aus; † Naumburg 6. V. — Ill. Ztg. 110, 629.

Sturm, Adolf, Dr. med., Geh. Med.-Rat, Begründer u. langj. Leiter d. Sool- u. Badeheilanstalt zu Köstritz, ein Bruder des Dichters Julius Sturm; † daselbst 26. VIII. — Ill. Ztg. 111, 327.

Sturm, Carl Rudolf, k. bayer. Obersekretär a. D., Stifter u. Hauptleiter d. Pfälzer Verschönerungsver.; † Neustadt a. d. H. Mitte Juli. — Ill. Ztg. 111, 117.

Sturm, Friedrich, Genre- u. Dekorationsmaler; * Wien 22; † Weisenbach a. d. Triesting Anf. Nov. — Ill. Ztg. 111, 614; Wurzbach 40, 237. 240.

Sutro, Adolf, Deutschamerikaner, Minenbesitzer, durch humanitäres Wirken ausgezeichnet, früher Bürgermeister von San Franzisko; * Aachen 30; † San Franzisko im Aug. — Ill. Ztg. 111, 327.

Sutter, Roman, Dirigent verschiedener Gesangvereine in Zürich; † daselbst im Juli. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 158 (Lüstner, mit L).

Swoboda-Fischer, Friederike, Bühnensängerin; † Dresden im Okt. — A. a. O. 31, 158 (Lüstner, mit L).

Sy, Louis Philipp, Dr. phil., Geh. Hofrat, früher Prof. f. französ. u. ital. Sprache an d. Techn. Hochschule in Braunschweig; † daselbst 26. X., 85 J. — Ill. Ztg. 111, 614.

Tamms, Oberbürgermeister v. Stralsund u. Mitglied des preuß. Herrenhauses; * daselbst 9. IV. 28; † ebenda 30. I. — Ill. Ztg. 111, 614.

***Taschenberg**, Ernst, Dr. phil., ao. Prof. f. Zoologie an d. Univ. Halle; * Naumburg 10. I. 18; † Halle a. S. 19. I. — BJ III, 200.

Tausche, Anton, Mitgl. d. böhm. Landtags, Landes- und Wanderlehrer im böhm. Erz- u. Riesengeb.; † Teplitz 20. XI., 59 J. — Ill. Ztg. 111, 738.

***Teichman-Logischen**, Arwed v., Gen.-Leutn. a. D., * Kreisau (Kr. Militsch) 12. IV. 29; † Berlin 18. I. — BJ III, 104.

Temmel, Hermann, Direktor d. Stadttheaters zu Frankfurt a. O., Komiker; * Großstrelitz 24. IX. 25; † Frankfurt a. O. 5. I. — Ill. Ztg. 110, 44; Flüggen Biogr. Bühnenlexikon[5] 305.

Tenner, Armin, Begründer d. deutschen Carbid- u. Acetylen-Industrie; † Berlin 20. VI., 52 J. — Ill. Ztg. 110, 831.

Tettau, Hans Bernhard v., k. sächs. Gen.-Leutn. z. D.; * Dresden 1. IX. 18; † ebenda 27. VIII. — Ill. Ztg. 111, 327.

Thelemann, Otto, Konsistorialrat, Schulschriftsteller; * Pfalz 20. III. 18; † Detmold 17. I. — KL 21, 43.

Thun- und Hohenstein, Gräfin Anna Marie: s. Schwarzenberg.

— Leopold Bohumil Joseph Felix Graf v., k. u. k. Kämmerer, Mitgl. d. böhm. Landtags (verfassungstr. Grundbesitz); * 3. III. 42; † Stěpan (Bez. Malnik) 27. XI. — Gräfl. Taschenb. 1899, 1105. 1900, 976.

Thurn und Taxis, Marie Eleonore Prinzessin v., Schwester d. Generals u. Herrenhausmitgl. Prinzen Emerich; * Laučin (Böhmen) 11. VI. 18; † Prag 8. VII. — Hofkal. 1899, 1311.

Tille, Frau Alice (Pseudon.: Lotte Lauenstein), Schriftstellerin; * Leipzig 22. III. 70; † 8. IX. — KL 20, 1343 (mit W). 21, 44; Pataky 2, 370.

***Tomaschek**, Johann Adolf Edler v. Stratowa, ehemal. Prof. f. deutsche Reichs- u. Rechts-, sowie österr. Rechtsgesch. an der Univ. Wien; * Iglau (Mähren) 16. V. 22; † Wien 9. I. — BJ III, 154; BZ IV, 243 (L).

***Toosbüy**, Wilhelm, Oberbürgermeister von Flensburg; * Eckernförde 1. III. 31; † Flensburg 19. IX. — BJ III, 332.

Törring-Jettenbach, Konstantin Joseph Anton, Graf; * Odelzhausen 17. V. 30; † Crailsheim 29. X. — Hofkal. 1899, 1311.

Toscana, Maria Antonia Großherzogin v.: s. Maria Antonia.

Toussaint, Ernst Willibald, Reichsgerichtsrat; * Lübben (Spreewald) 1. XI. 36; † Leipzig 30. XI. — Ill. Ztg. 1898, 778; Lit. Zentralbl 1898, 1962.

Trampusch, Leopold, Dr. jur., Advokat, 1848 Mitgl. d. Frankfurter Parlaments als Vertreter Mährens; † Wien Anfang März, 82 J. — Ill. Ztg. 110, 315.

Trauttmannsdorff, Franziska, geb. Gräfin: s. Schönborn-Buchheim.

— Gräfin Sophie, verm. mit Johannes Grafen v. Oppersdorff; * Ober-Waltersdorff 19. VII. 59; † Thomaswaldau 17. VIII. — Hofkal. 1899, 1311.

Trebitsch, Eduard, Eigentümer u. Hrsgbr. d. »Wiener Illustr. Extrablattes«; * Budapest 48; † Wien 27. III. — Ill. Ztg. 110, 418; KL 20, 1351.

Treblin (eigentlich Herodes), Adolf, Dr. theol., Propst an d. Kirche St. Bernhardin in Breslau, protest. Theolog u. Verf. lyr. Gedichte; * Samter (Prov. Posen) 15. III. 37; † Breslau 12. VII. — Brümmer 4[5], 217. 479.

Treskow, Eduard v., Gen.-Major z. D.; * Radojewo b. Posen 37; † Kassel 3. I. — Ill. Ztg. 110, 44.

***Turban**, Ludwig, bad. Staatsminister; * Bretten 5. X. 21; † Karlsruhe 12. VI. — BJ III, 319.

***Ubbelohde**, August, Dr. jur., Geh. Justizrat, o. Prof. f. röm. Recht an d. Univ. Marburg; * Hannover 18. XI. 33; † Marburg 30. IX. — BJ III, 158.

Uellner, Victor, Direktor d. höh. Mädchen- (Luisen- u. Friedrich-) Schule in Düsseldorf; † daselbst 24. X. — Lit. Zentralbl. 1898, 1806; Zeitschr. f. weibl. Bildung 26, Heft 24.

***Unkart**, Gustav, Kaufmann; * Leobschütz 25. VII. 42; † Hamburg 22. II. — BJ III, 243.

Urbani, August (Pseudon.): s. Mirbach, M.

Vahlen, Franz, Verlagsbuchhändler in Berlin; † Honnef 18. V. — Lit. Zentralbl. 1898, 858.

Vangerow, Karl Julius August v., Reichsgerichtsrat a. D.; * Groß-Wesseln b. Elbing 26. VII. 09; † Leipzig 10. XII. — Lit. Zentralbl. 1898, 2028.

***Vautier**, Benjamin, Genremaler; * Morges (Genfersee) 24. IV. 29; † Düsseldorf 25. IV. — BJ III, 222; Ill. Ztg. 110, 569 (L. Schütze, mit P); Nation 15 No. 32 (A. Fitger); BZ IV, 250 (L).

Velten, Gottfried, Dr. theol., Domkapitular in Köln; * Pissenheim b. Berkum 30. XI. 22; † Cöln 22. III. — Ill. Ztg. 110, 379.

***Vischer**, August, Historien- u. Genremaler; * Waldangelloch b. Sinsheim 30. VI. 21; † Karlsruhe 8. I. — BJ III, 321.

***Vogel**, Hermann, Dr. phil., o. Prof. f. Photochemie u. Spektralanalyse an der Techn. Hochschule zu Charlottenburg; * Dobrilugk 23. III. 34; † Charlottenburg 17. XII. — BJ III, 157; Ill. Ztg. 111, 894 (mit P); Leopold. 34, 165. 174 (mit W); BZ IV, 254 (L).

Vogel, Max, Dr. phil., Reiseschriftsteller u. Übersetzer; * Leipzig 30. IV. 46; † Chemnitz 13. IV. — Lit. Zentralbl. 1898, 688; KL 20, 1380.

***Volkening**, August, Verlagsbuchhändler; * Minden 16. VII. 34; † Leipzig 13. VI. — BJ III, 168.

Volkmann, John, Dr., deutsch-amerikan. Schriftsteller; † Berlin 13. II., 85 J. — Lit. Zentralbl. 1898, 274.

Vollert, Philipp August, Oberjustizrat, bis 1897 Landgerichtsdirektor am Landgericht Leipzig; † daselbst 18. X. — Ill. Ztg. 111, 539.

Vorbrodt, Dr., Stadtschulrat in Erfurt; * Pechau (Reg.-Bez. Magdeburg) 15. II. 38; † Erfurt 27. IX. — Ill Ztg. 111, 449; Lit. Zentralbl. 1898, 1634.

***Waagen**, Adalbert, Landschaftsmaler; * München 30. III. 34; † Berchtesgaden 15. IV. — BJ III, 189.

Wachenhusen, Hans, Hofrat, Roman- und Reiseschriftsteller; * Trier 1. I. 22 (nicht 31. XII. 27); † Marburg 23. III. — KL 20, 1390 (mit W); Ill. Ztg. 110, 14 (L. Salomon, mit P); Brümmer 4[5], 262. 488.

Wahrendorf, Ferdinand, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Psychiater; * Diepenau (Hannover) 20. II. 26; † Ilten (Reg.-Bezirk Lüneburg) 21. III. — Leopold. 34, 114; Virchows Jahresber. 1898, 1, 341 (Pagel, mit L).

***Waldow**, Alexander, Buchdrucker u. Verlagsbuchhändler; * Stolp (Pommern) 5. II. 34; † Leipzig 8. X. — BJ III, 167.

Wallenberg, Karl v., Wirkl. Geh. Rat, Hofkammerpräsident a. D.; † Berlin 19. X., 76 J. — Ill. Ztg. 111, 539.

***Walli**, Anton. Geh. Rat, bad. Ministerialrat; * Rastatt 8. XI. 16; † Karlsruhe 8. I. — BJ III, 230.

Wallmann, Heinrich (Pseudonym: Heinrich von der Mattig), Dr. med., k. u. k. Oberstabsarzt, Dialektdichter; † Mattsee 7. VII. — Ill. Ztg. 111, 87.

Walther, Gutsbesitzer auf Mattstedt (Sachs.-Weimar), Mitgl. d. Weimarer Landtags u. d. Synode; † Mattstedt 11. VII. — Ill. Ztg. 111, 87.

Walther, Ludwig, Dr., großherzogl. hess. Geh. Kirchenrat, Pfarrer in Niederingelheim, Mitgl. d. erweiterten Oberkonsistoriums u. 1. Präsident d. hess. Landessynode; * Darmstadt 8. IX. 22; † Niederingelheim Ende Juni. — Ill. Ztg. 111, 21; Perthes, Handlex. f. evang. Theologen 3, 637.

Warneck, F. S.: s. Schmidt-Warneck, Feodor v.

Wartenberg, Rudolf v., Gen.-Leutn. z. D., zuletzt Kommandeur des Kadettenkorps; † Berlin 20. IX. — Ill. Ztg. 111, 409.

Watzdorf, Karl Gustav v., Domdechant des Hochstifts Meißen u. Domherr des Kollegiatstifts Wurzen; † Dresden 27. III., 79 J. — Ill. Ztg. 110, 418.

***Weber**, Heinrich, Dr. theol., erzbischöfl. Geistl. Rat, Prof. f. Geschichte am Lyceum in Bamberg; * Euerdorf (Unterfr.) 21. VI. 34; † Bamberg 18. I. — BJ III, 191.

Weber, Karl Emil, Vize-Konsul a. D., deutscher Reichstags- u. preuß. Landtagsabg. (nat.-lib.); * Heidelberg 10. IV. 43; † 3. IX. — Schoenfeld, Notizb. f. Reichstagswähler[5] 342.

Wedel, Karl Georg Ferdinand Gerhard Graf v., Fideikommißherr u. erbl. Mitgl. d. preuß. Herrenhauses, bis 1867 Flügeladjutant d. Königs Georg V. v. Hannover; * 7. VIII. 27; † Schloß Evenburg (Ostfriesl.) 2. V. — Gräfl. Taschenbuch 1899, 1168. 1279.

Wegner, Friedrich Wilhelm, Geh. Reg.-Rat, bis kurz vor s. Tode Oberbürgermeister v. Barmen, Mitgl. d. preuß. Herrenhauses; * Klöden (Kr. Schweinitz) 14. III. 36; † Barmen 8. VII. — Ill. Ztg. 111, 49.

Wehrmann, Dr. phil., Staatsarchivar a. D., Historiker; † Lübeck 11. IX., 89 J. — Lit. Zentralbl. 1898, 1536; Korrespondenzbl. d. Gesamtver. d. deutschen Geschichts- u. Altertumsver. 46, 168.

Weibezahn, Albert, Amtsgerichtsrat in Harburg a. E., Mitgl. des preuß. Abg.-Hauses (nat.-lib.); * 18. VI. 40; † Harburg a. E. 7. XI. — Ill. Ztg. 111, 654.

Weidinger, Ferdinand, Violoncellist, Mitgl. d. Hofopernorchesters u. der Hofkapelle in Wien; † daselbst Mitte März, 48 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 158 (Lüstner, mit L).

Weinberger, Helene, Mitgl. d. Wiener Karltheaters u. eine Zeit lang auch des Burgtheaters, Gattin des Schriftstellers Hugo Wittmann; † Abbazia Nov./Dez. — Ill. Ztg. 111, 840.

Weinzierl, Max Ritter v., Tondichter u. Kapellmeister; * Bergstadtl (Böhmen) 16. IX. 41; † Mödling b. Wien 10. VII. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 158 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 1239.

Weissig, Julius, Oberlandesgerichtsrat a. D., 1867—74 Mitgl. d. Reichstags (nat.-lib.); * 10. XI. 24; † Hannover Mitte April. — Ill. Ztg. 110, 520; Schoenfeld, Notizb. f. Reichstagswähler[5] 382.

Wendel, Robert, herzogl. Kammermusiker (Cellist) in Meiningen; † daselbst 31. I. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 159 (Lüstner, mit L).

Wentzel, Richard, Geh. Kommissionsrat, Direktor, später Mitgl. d. Aufsichtsrats d. Kontinental-Telegraphenkompagnie (Wolffsches Telegraphenbureau); † Berlin 4. X. — Ill. Ztg. 111, 478.

Werner, C. v., großherzogl. hess. Geh. Staatsrat, Kammerherr und Zeremonienmeister, Hauptvertreter Hessens bei d. Verhandlungen üb. d. Abschluß d. preuß.-hess. Staatsvertrages wegen Verstaatliehung d. hess. Ludwigsbahn; † Darmstadt 11. II. — Ill. Ztg. 110, 197.

***Werner**, Karl, emerit. k. k. Landesschulinspektor, Historiker; * Wien 28. V. 28; † Meran 26. III. — BJ III, 172.

Werner, Karl Edmund, Dr. jur., Präsident d. k. sächs. Oberlandesgerichts u. d. Staatsgerichtshofes, Vorsitzender d. Disziplinarhofes zu Dresden; * Hainichen 15. XI. 35; † Dresden 1. VIII. — Annalen d. k. sächs. Oberlandesger. zu Dresden 1898, 385.

Westenholz, Karl Friedrich Ludwig Frhr. v., ältester Inhaber d. Firma F. Westenholz & Co. in Hamburg, langjähr. österr.-ungar. Generalkonsul daselbst, Mitbegründer und Förderer d. Vereins hamb. Kunstfreunde; * Breslau 27. V. 25; † Hamburg 19. X. — Ill. Ztg. 111, 539; Freih. Taschenb. 1899, 1107.

Westerholt und Geysenberg, Karl Theodor Eugen von und zu, k. preuß. Kammerherr u. Schloßhauptmann v. Stolzenfels; * 14. V. 41; † Schloß Arenfels b. Hönningen a. Rh. 1. XII. — Ill. Ztg. 111, 840.

Wezel, Ernst, Dr. phil., Gymn.-Prof. in Berlin, klass. Philolog u. Geschichtsforscher; * Limbach i. S. 28. IX. 48; † 7. XII. — Lit. Zentralbl. 1898, 2075; KL 1898, 1446 (mit W).

Wiederhold, Jakob Ernst Eduard, Chemiker, Erfinder d. ersten giftfreien grünen Farbe; * Kassel 1822; † daselbst 11. I. — Lit. Zentralbl. 1898, 110; Leopold. 34, 60.

Wiedersperger Ritter v. Wiedersperg, Gustav, Dr. med., k. k. Obersanitätsrat, Gutsbesitzer, Mitgl. d. österr. Reichsrats u. d. böhm. Landtags; * Wodic (Böhmen) 10. III. 39; † Wien 8. V. — Ill. Ztg. 110, 629; Wurzbach 56, 8.

Wiener, Max, Dr. med., ao. Prof. f. Geburtshilfe u. Gynäkologie an d. Univ. Breslau; * Floß (Oberpfalz) 11. IV. 50; † Görlitz 11. IX. — Leopold. 34, 144; Pagel 1850; Virchows Jahresber. 1898, I, 341 (Pagel)

Wildauer Ritter v. Wildhausen, Tobias, Dr. phil., k. k. Hofrat, o. Prof. f. Philosophie an d. Univ. Innsbruck, Mitglied d. österr. Reichsrats u. des tiroler Landtags (lib.); * Flügen 4. IX. 25; † Innsbruck 3. IV. — Ill. Ztg. 110, 453; Wurzbach 56, 136.

Wilding von Königsbrück, Georg Graf, Principe di Radali; * 11. 3. 26; † Schloß Altenburg bei Westerham (Oberbayern) 11. VII. — Gräfl. Taschenb. 1898, 1199. 1279.

Wilhelm, Alberta v., verehel. v. Maytner: s. Maytner, Alb. v.

Will, Konrad, früher Oberinsp. d. zoolog. Sammlung in München, Meister der Skelettierkunst; † daselbst 20. II. — Leopold. 34, 114.

*__Willatzen,__ Peter Johann, Dichter u. Übersetzer; * Silberstedt b. Schleswig 12. IX. 24; † Bremen 14. XII. — BJ IV, 328; Brümmer 4[5], 351. 506.

Wilsdorff, Otto Camillo v., k. sächs. Gen.-Major, früher Flügeladjutant des Königs; * 47; † Krähendorf (Schwarzw.) 9. IV. — Ill. Ztg. 110, 487.

Windthorst, Frau Julie, geb. Engelin, Witwe d. Zentrumführers; † Hannover 26. I., fast 93 J. alt. — Ill. Ztg. 110, 129.

Winterfeld, Hugo v., Gen. d. Inf. u. Gen.-Adjutant d. † Kaisers Friedrich; * Landsberg a. W. 8. X. 36; † Schreiberhau (Riesengeb.) 3. IX. — Ill. Ztg. 111, 351.

Winthern, Raphael v. (Pseudon.): s. Mirbach, M.

Wislicenus, Dr. med., medizin. Schriftsteller, Homöopath; † Eisenach 29. VII. (oder 4. VIII.?). — Ill. Ztg. 111, 195; Lit. Zentralbl. 1898, 1218.

Wittmann, Helene: s. Weinberger, Helene.

Wodiezka, Viktor, Dichter u. Schriftsteller; * Schloß Lichtenstein (Niederösterr.) 9. I. 51; † Graz 8. VII. — Brümmer 4[5], 369. 511; KL 20, 1467.

Wohlgemuth, G., Baumeister u. Stadtverordneter in Berlin, Vorstand d. Verbandes d. deutschen Baugenossenschaft; † daselbst 18. I. — Ill. Ztg. 110, 101.

Wölfel, Oskar, Chorregent an d. Stadtpfarrkirche zu Amberg; † daselbst 9. XI., 33 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 159 (Lüstner, mit L).

Wolff, v., Chefpräsident d. Rechnungshofes d. Deutschen Reichs; † Potsdam 13. II. — Ill. Ztg. 110, 197.

Wolff, Heinrich, Violinist, I. Konzertmeister d. Theaters u. d. Museumskonzerte in Frankfurt a. M., Komponist; * Frankfurt a. M. 1. I. 13; † Leipzig 24. VII. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 159 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 1258.

Wolff, Oskar, Dr. jur., volkswirtschaftl. und jurist. Schriftsteller; * Ziegenrück 18. IV. 46; † Berlin 7. XI. — KL 20, 1485 (mit W); Lit. Zentralbl. 1898, 1844.

Wrschowetz-Sekerka und Sedczicz, Alexander Graf v., berühmter Quellensucher; * Bad Langenau (Kr. Habelschwerdt) 16. II. 56; † Breslau 13. 11. — Gräfl. Taschenb. 1899, 1221.

Wulff, Ferdinand Willibald, Dichter und Schriftsteller, Dramaturg des Hamburger Thaliatheaters; * Hamburg 6. I. 37; † Marmstorf b. Harburg im April (tot aufgefunden am 24.). — KL 20, 1494 (mit W); Brümmer 4[5], 391. 515.

Wunderlich, Oskar, Kapellmeister am Stadttheater in Magdeburg; * Göttingen 21. XI. 41; † Magdeburg 21. IV. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 159 (Lüstner, mit L).

Württemberg: s. Auguste; — Katharine.

Zabuesnig, Johann Baptist v., Kommerzienrat, Besitzer d. »Landshuter Ztg.« u. Thomannschen Buchhandlung u. Buchdruckerei; † Landshut i. B. Mitte Juni, 78 J. — Ill. Ztg. 110, 798.

Zdekauer, Karl Ritter v., kaiserl. Rat, Chef des Bankhauses Moritz Zdekauer in Prag, Mitgl. der Prager Handelskammer; * Prag 23. X. 40; † daselbst 12. V. — Ill. Ztg. 110, 663; Wurzbach 59, 233.

Zehl, Richard, Chefredakteur der »Metzer Ztg.«; * Leipzig 14. XI. 37; † Metz 25. I. — Ill. Ztg. 110, 162.

Zehme, Ernst Walther, Dr. phil., Direktor d. Gewerbeschule in Hagen, Mathematiker; † Görlitz 4. VII., 76 J. — Leopold. 34. 132 (mit W).

*__Zeller,__ Karl, Dr. jur., Hofrat u. Referent f. Angelegenheiten d. Kunst im k. k. Kultusministerium, Operettenkomponist; * St. Peter in der Au (Niederösterr.) 19. VI. 42; † Wien 7. VIII. — BJ III, 261; Allg. D. Biogr. 45. 32 (L. Fränkel).

Zenker, Friedrich Albert v., Dr. med., früher o. Prof. f. patholog. Anatomie an d. Univers. Erlangen; * Dresden 13. III. 25; † Reppentin (Mecklenb.-Schwerin) 13. VI. — Münchn. Med. Wochenschr. 1898, 854 (G. Hauser); Leopold. 34, 98. 115; Ill. Ztg. 110, 828 (mit P); Allg. D. Biogr. 45. 58 (E. Gurlt); Pagel 1896 (mit P u. W);

Virchows Jahresber. 1898, I, 341 (Pagel, mit L).

Ziech, Karl, k. Kammermusiker a. D. in Berlin, Harfenist; † daselbst 9. II., 65 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 159 (Lüstner, mit L).

Zierenberg, Hermann, Kreisgerichtsrat a. D., früher Mitglied des preuß. Abg.-Hauses; † Berlin 6. XI., 75 J. — Ill. Ztg. 111, 654.

Zierold, Wilhelm, Mitgl. des preuß. Abg.-Hauses; * 12. XII. 25; † Berlin 11. I. — Ill. Ztg. 110, 101.

***Zimmermann**, Cuno Moritz, Pastor, theol. Schriftsteller; * Dresden 17. III. 15; † ebenda 28. II. — BJ III, 266.

***Zimmermann**, Robert Edler v., Dr. phil., Hofrat, früher o. Prof. d. Philosophie an d. Univ. Wien; * Prag 2. XI. 24; † ebenda 31. VIII. — BJ III, 202; Allg. D. Biogr. 45, 294 (B. Münz).

Zitelmann, Karl, Geh. Oberreg.-Rat, früher vortrag. Rat im preuß. Staatsministerium, Kurator d. »Reichs- u. Staatsanz.«; * Stettin 3. II. 16; † Berlin 17. I. — Ill. Ztg. 110, 129.

Zschokke, Olivier, Ingenieur; * 26. — Allg. D. Biogr. 15, 463 (J. J. Bäbler).

Zschoppe, Konstantin, städt. und Theaterkapellmeister in Heidelberg; * Dresden 22. XI. 50; † Heidelberg 19. II. — Monatsh. f. Musikgesch. 31, 159 (Lüstner, mit L); Flüggen, Biogr. Bühnenlexikon 1, 339.

TOTENLISTE

1900

Abani, Karl (Pseudon.): s. Bancalari, G.

*__Abegg__, Georg Friedrich Heinrich, Dr. med., Geh. Med.-Rat u. Geh. Sanitätsrat, früher Direktor d. Provinzial-Hebammen Instituts d. Prov. Westpreußen u. Mitgl. d. k. Medizinal-Kollegiums in Danzig; * Königsberg i. P. 19. III. 26; † Wiesbaden 3. X. — BJ V, 223; Leopold. 36, 158. 168; KL 22, 3. 23, 9; Virchows Jahresber. 1900, I, 327 (Pagel, mit L).

Abel, Ludwig, Dr. phil., ao. Prof. f. semit. Philologie an d. Univ. Erlangen; * Basel 18. V. 63; † Erlangen 25. VI. — KL 23, 39.

Abraham, Max, Dr. phil., Musikverleger (Firma: C. F. Peters); * Danzig 3. VI. 31; † Leipzig 8. XII. — Monatsb. f. Musikgesch. 33, 110 (Lüstner, mit L); KL 23, 39; Riemann[5] 855.

Abronheim, Albert, Dr. med., Orthopäd; † Berlin im Mai. — Leopold. 36, 129.

Abt, Karl Julius, Pianist u. Musikdirektor am Hoftheater zu Koburg; * Kassel 9. III. 22; † Koburg 12. IV. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 110 (Lüstner, mit L).

Adelheid Klothilde Auguste Gräfin zur Lippe-Biesterfeld, Witwe d. Grafen Julius, geb. Gräfin zu Castell-Castell; * Castell 18. VI. 18; † Detmold 11. VII. — Hofkal. 1900, 42. 111. 1901, 1071.

*__Adelheid__ Viktorie Amalie Luise Marie Konstanze Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, verw. Herzogin Friedrich zu Schleswig-Holstein (-Sonderburg-Augustenburg), Mutter der Deutschen Kaiserin; * Langenburg 20. VII. 35; † Dresden 25. I. — BJ V, 3; Hofkal. 1900, 33. 131. 1901, 1071.

Adelmann von und zu Adelmannsfelden, Klemens Adolf Wilhelm Rudolf Graf, k. württemb. Kammerherr u. Mitgl. d. Landtags; * Stuttgart 4. V. 50; † ebenda 19. IV. — Gräfl. Taschenb. 1901, 3. 993.

Adensamer, Theodor, Dr., Zoolog; † Baden b. Wien 16. XI., 34 J. — Leopold. 37, 32.

*__Ahles__, Wilhelm Ernst v., Dr. phil., Prof. f. Botanik u. Pharmakognosie an d. Techn., wie Tierärztl. Hochsch. in Stuttgart; * Neckarburken b. Mosbach a. N. 2. IX. 29; † Stuttgart 29. VIII. — BJ V, 33; Leopold. 36, 145. 151 (mit W).

*__Albert__, Eduard, Dr. med., k. k. Hofrat, o. Prof. d. Chirurgie u. Vorstand d. 1. chirurg. Klinik an d. Univ. Wien; * Scoftenberg 20. I. 41; † ebenda 26. IX. — BJ V, 127; Virchows Jahresber. 1900, I, 327 (Pagel, mit L).

Albert Karl Anton Ludwig Wilhelm Viktor Prinz v. Sachsen, Herzog zu Sachsen, k. sächs. Rittmeister; * Dresden 25. II. 75; † Wolkau b. Nossen 16. IX. — Hofkal. 1900, 85. 1901, 1072; Gartenlaube 1900 Nr. 39 Beil. 2 (mit P).

Alexandra Friederike Wilhelmine (seit 6. II. 56: Alexandra Petrowna), geb. Herzogin v. Oldenburg, Witwe d. russ. Großfürst. Nikolaus Nikolajewitsch; * St. Petersburg 2. VI. (alt. Stils: 21. V.) 38; † Kiew 26. (13.) IV. — Hofkal. 1901, 1072.

Alfred Ernst Albert Herzog v. Sachsen-Koburg u. Gotha; * Schloß Windsor 6. VIII. 44; † Schloß Rosenau b. Koburg 30. VI. — Hofkal. 1900, 82. 1901, 1072.

Althaus, Julius, Dr. med., Neurolog u. Elektrotherapeut in London; * Detmold 31. III. 33; † London 11. VI. — Virchows Jahresber. 1900, I, 328 (Pagel, mit L); Pagel 30 (mit W u. P).

Altmann, Richard, Dr. med., ao. Prof. an d. Univ. Leipzig; * Deutsch-Eylau 12. III. 53; † Hubertusburg 8. XII. — Virchows Jahresber. 1900, I, 328 (Pagel).

Alton, Johann, Gymn.-Prof. u. Privatdozent an d. Univ. Wien, klass. Philolog u. Romanist; * Colfosco (Tirol) 23. XI. 45; † Roveredo 4. IV. — KL 22, 15 (mit W). 23, 39.

*__Altum__, Bernhard, Dr., Geh. Reg.-Rat, Prof. d. Zoologie an d. Forstakad. Eberswalde; * Münster i. W. 31. I. 24; † Eberswalde 1. II. — BJ V, 31; Leopold. 36, 45 (mit W); Gartenlaube 1900 Nr. 8 Beil. 2 (mit P); KL 22, 16. 23, 39.

*Amelunxen, August Frhr. v., Gen.-Leutn. z. D.; * Koblenz 11. X. 28; † Burg Weckelsheim (Kr. Warburg) 14. XII. — BJ V, 46.

Anders, Ernst, Dr. med., Chef d. chirurg. Abt. am St. Elisabeth-Kinderhospital in St. Petersburg; * Dorpat 50; † Karlsbad 23. VI. — Virchows Jahresber. 1900, I, 328 (Pagel, mit L).

Andrian-Werburg, Leopold Frhr. v., k. bayer. Kämmerer u. Gen.-Major a. D.; * 31. III. 39; † München 26. IX. — Freiherrl. Taschenb. 1901, 901.

Anhalt, Prinzessin Luise von: s. Luise.

Anton, Ferdinand, Dr. phil., Leiter d. Astronom.-meteorol. Observatoriums in Triest; † daselbst 1. X., 56 J. — Leopold. 36, 169; Poggendorff IV, 33 (mit W).

Appunn, Anton, Akustiker, Komponist u. Organist an d. französ. Kirche in Hanau; * daselbst 20. VI. 39; † ebenda 13. I. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 110 (Lüstner, mit L); Poggendorf III, 38. IV, 34 (mit W).

Arndt, Rudolf, Dr. med., Prof. f. Psychiatrie u. Direktor d. Klinik f. Irrenheilkunde an d. Univ. Greifswald; * Bialken (Kr. Marienwerder) 31. III. 35; † Greifswald 29. IX. — Leopold. 36, 169 (mit W); KL 22, 25 (mit W); 23, 39; Pagel 44 (mit W); Virchows Jahresber. 1900, I, 328 (Pagel, mit L).

Arnim, Hans Heinrich v., Dr. med., Sanitätsrat; † Berlin 11. II., 53 J. — Leopold. 36, 46.

*Arnold, Gustav, Pianist u. Komponist, früher Musikdirektor in Luzern; * Altdorf (Kanton Uri) 1. IX. 31; † Luzern 28. IX. — BJ V, 39; Monatsh. f. Musikgesch. 33, 111 (Lüstner, mit L).

Arocker, Franz, Violinist, Mitgl. d. Wiener Hofkapelle; † Wien 2. XII. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 111 (Lüstner, mit L).

Astl-Leonhard, Hugo, Schriftstell. u. Dichter; * Prag 9. VI. 70; † Wien 31. III. — Brümmer[5] 1, 443 (mit W); KL 22, 31 (mit W). 23, 39.

*Aub, Ernst, Dr. med., k. bayer. Reg.- u. Kreis-Medizin.-Rat, Parlamentarier (nat.-lib.), Vorstand d. liberalen Vereinigung der 2. bayer. Kammer; * Fürth 30. VIII. 37; † München 16. III. — BJ V, 268; Virchows Jahresber. 1900, I, 328 (Pagel, mit L).

Auerbach, Mina, Witwe des Dichters Berthold Auerbach; † 29. IX., 75 J. alt. — KL 23, 39.

August, Friedrich Wilhelm Oskar, Dr. phil., Prof. f. Mathem. an d. Kgl. vereinigten Artillerie- u. Ingenieurschule in Berlin; * daselbst 17. IX. 40; † ebenda 8. I. — Leopold. 36, 46 (mit W); Poggendorff III, 50. IV, 46 (mit W).

Autenrieth, Georg, Dr. phil., Oberstudienrat, Rektor a. D. d. Alten (Melanchthon-) Gymn. in Nürnberg; * Schwand b. Schwabach 3. XI. 33; † ebenda 8. VI. — KL 22, 34 (mit W). 23, 39; BZ VI, 55. VII, 54. VIII, 57.

Bade, Wilhelm, Lehrer, plattd. Dialektdichter, Vorsitzender d. »Allg. Plattd. Verbandes« in Berlin; * Prezelle 10. V. 55; † Ende Mai. — KL 22, 38 (mit W). 23, 39.

Baden, Josephine Prinzessin v., verw. Fürstin v. Hohenzollern: s. Josephine.

Bancalari, Gustav (Pseudon.: Carl Abani), Oberst a. D., Militärschriftsteller u. Kulturhistoriker (bes. auf d. Geb. d. Hausforschung); * Linz 4. II. 41; † ebenda 13. V. — KL 22, 46. 23, 39.

Bann, Joseph, Musikdirektor am Stadttheater in Hamburg; † im Aug. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 111 (Lüstner, mit L).

*Barack, Karl August, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, Direktor d. Kaiserl. Univ.- u. Landesbibliothek in Straßburg i. E., auch Historiker u. Germanist; *Oberndorf a. M. (Württemb.) 23. X. 27; † Straßburg i. E. 12. VII. — BJ V, 34.

Bartels, Friedrich Hermann, ehemal. Hofschauspieler; * 4. VI. 54; † Leipzig 9. V. — Kürschners Jahrb. 1901, 898.

Bartsch, Joseph, Chordirektor in Rorschach; † daselbst 18. II., 36 J. — Musica sacra 1900, 40; Monatsh. f. Musikgesch. 33, 111 (Lüstner, mit L).

Basler, Wilhelm, Dr. med., Arzt in Offenburg b. Tübingen, Forscher auf d. Geb. d. Gesch. d. Medizin; * Weingarten 18. I. 38; † Oberstaufen 1. IX. — Virchows Jahresber. 1900, I, 328 (Pagel, mit L).

Battlogg, Franz Joseph, Redakteur u. Hrsgbr. d. »Kirchenchor«; * Bartholmaeberg (Montafon) 36; † Frastanz (Tirol) 9. IX. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 111 (Lüstner, mit L); Kornmüller, Lexikon d. kirchl. Tonkunst 2[2], 24 (mit W).

Bauer, Jakob, Lehrer d. Chorgesangs an d. Musikschule in Zürich; † daselbst 12. I., 70 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 111 (Lüstner, mit L).

*Baumstark, Reinhold (Pseudon.: Lukianos Dendrusthenes, Kl. Beck, Stabilis), Landesgerichtspräsident in Mannheim, Jurist, Publizist u. Historiker; * Freiburg i. B. 24. VIII. 31; † Mannheim 30. I. — BJ V, 367; KL 22, 63 (mit W). 23, 39.

Bech, Wilhelm Fedor, Dr. phil., Prof., Gymn.-Oberl. a. D., Germanist; * Rettgenstedt b. Kölleda 30. III. 21; † Zeitz 6. X. — KL 22, 66 (mit W). 23, 39; Ztschr. f. D. Wortforsch. 1 (mit P).

Becher, Ferdinand, Prov.-Schulrat in Berlin; * Granzow 50; † Berlin 4. V. — KL 23, 39.

Bechstein, Karl, Geh. Kommerzienrat, Pianofortefabrikant; * Gotha 1. VI. 26; † Berlin 5. (oder 6.?) III. — Gartenlaube 1900 Nr. 12 Beil. 2 (mit P); Monatsh. f. Musikgesch. 33, 111 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 88.

Beck, Kl. (Pseudon.): s. Baumstark, R.

*Becker, Gustav, Gen.-Leutn. z. D.; * Angermünde 25. X. 35; † Bredereiche (Uckermark) 4. II. — BJ V, 146.

*Becker, Johannes, kath. Pfarrer in Vochem b. Brühl (Landkr. Cöln), Lokalhistoriker; * Cöln 15. XI. 38; † Vochem 19. V. — BJ V, 309.

Beell, Wilhelm, Bezirksarzt in Davos; * Posen 15. V. 43; † Davos 15. X. — Virchows Jahresber. 1900, I, 329 (Pagel, mit L).

Beer, Adolph, Geiger u. Dirigent in Hamburg; † daselbst Anfang Sept. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 111 (Lüstner, mit L).

Bein, Louis, Dr. phil., Nationalökonom; * Berlin 18. XI. 57; † 2. IV. — KL 22, 75 (mit W). 23, 39.

Bellingrath-Wagner, Emilie, Konzertsängerin in Dresden; † daselbst 17. III. — Monatsh. f. Musikg. 33, 111 (Lüstner, mit L).

***Benkard**, Christian, Seemann u. Kaufmann, Kolonialpolitiker, Schriftsteller u. Dichter; * Frankfurt a. M. 5. XI. 53; † Oberursel b. Frankfurt a. M. 9. II. — BJ V, 154; Brümmer[5] 1, 99. 461 (mit W); KL 22, 80 (mit W). 23, 39.

Bentheim und Steinfurt: Prinz Karl Wilhelm Alexis Julius Ferdinand, k. preuß. Oberstleutn. à la suite; * Burgsteinfurt 21. II. 48; † Hannover 15. III. — Hofkal. 1900, 108. 1901, 1073.

***Benzinger-Wahlmann**, Eleonore, Tragödin; * Klagenfurt 11. IV. 43; † Tübingen 18. VII. — BJ V, 68.

Berchtold, Sigismund Samuel Korsinus, k. k. Kämmerer u. Geh. Rat, Mitgl. d. österr. Reichsrats; * Schloß Buchlau (Mähren) 6. II. 34; † Bergudi 19. III. — Gräfl. Taschenb. 1901, 75. 994; Kürschner, Abg.-Haus d. Reichsrats 1891, 276 (mit P).

***Berger**, Emil v., preuß. General d. Inf. z. D.; * Segeberg (Holstein) 4. VI. 13; † Berlin 23. III. — BJ V, 271; Löbells Jahresber. üb. Militärwesen 27, 614.

***Berger**, Friedrich, Dr. med., Medizinalrat; * Coburg 16. I. 34; † ebenda 28. V. — BJ V, 315.

Berlepsch, Friedrich Frhr. v., k. sächs. Oberforstmeister; * 23. XII. 24; † Montreux 8. I. — Freiherrl. Taschenb. 1901, 902.

Bernhard Heinrich Karl Alexander Hermann Wilhelm Oskar Friedrich Franz Prinz v. Sachsen-Weimar-Eisenach, Herzog zu Sachsen, k. preuß. Leutn.; * Weimar 18. IV. 78; † Eisenach 1. X. — Hofkal. 1900, 78. 1901, 1072.

Bertsch, Joseph Ferdinand, Dr. phil., Direktor d. Erziehungsinstitutes »Concordia« in Zürich; † daselbst im Jan., 65 J. — Gartenlaube 1900 Nr. 6 Beil. 2 (mit P).

Berwin, Adolf, Dr., Pianist, Direktor d. vereinigten Bibliotheken d. »Accademia di S. Cecilia« in Rom; * Schwersenz b. Posen 30. III. 47; † Rom 29. VIII. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 112 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 112.

***Bethge**, Karl, Geh. Baurat, Erbauer u. Generaldirektor d. siamesischen Staatseisenbahnen; * Berlin 47; † Bangkok 11. IV. — BJ V, 183; D. Bauztg. 34, 204.

***Betz**, Franz, k. preuß. Kammersänger; * Mainz 19. III. 35; † Berlin 11. VIII. — BJ V, 72; Monatsh. f. Musikgesch. 33, 112 (Lüstner, mit L).

***Beyer**, Karl, Dr. phil., Archivar d. Stadt Erfurt; * Koblenz 26. I. 48; † Erfurt 17. VII. — BJ V, 118.

***Beyschlag**, Johann Heinrich Christoph Willibald, Dr. phil. et theol., o. Prof. d. Theol. an d. Univ. Halle a. S., auch geistl. Dichter; * Frankfurt a. M. 5. IX. 23; † Halle a. S. 25. XI. — BJ V, 350; Beyschlag, Aus meinem Leben. 1896—88; Brümmer[5] 1, 119. 469.

Binder, Julius O. (Pseudon.): s. Isenbeck, Julius.

Block, August Hermann, protest. Pfarrer an St. Nicolai in Prenzlau, Theolog und Romanschriftsteller; * Regenwalde (Pommern) 14. VI. 41; † Prenzlau 30. VII. — Brümmer[5] 1, 136. 477 (mit W).

***Blösch**, Karl Emil, Dr. phil., ao. Prof. d. Theol. an d. Universität Bern, Oberbibliothekar daselbst; * Burgdorf (Schweiz) 11. I. 38; † Bern 11. III. — BJ V, 165.

***Blumenthal**, Karl Konstantin Albrecht Leonhard Graf v., Generalfeldmarschall; * Schwedt a. O. 30. VII. 10; † Quellendorf b. Köthen 21. XII. — BJ V, 6; Löbells Jahresberichte über Militärwesen 27, 615 (mit L).

Bobertag, Bianka, geb. Marbach (Pseudon.: Irenäus Wasservogel, Viktor Valentin), Romanschriftstellerin; * Breslau 19. X. 46; † Breslau Ende März. — Brümmer[5] 1, 142. 480 (mit W); Pataky 1, 80.

***Boeckel**, Eugen, Dr. med., emerit. Prof. d. Medizin an der alten Medizin. Fakultät in Straßburg i. E.; * daselbst 21. IX. 31; † Marseille 25. II. — BJ V, 314; Leopold. 36, 38. 47; Virchows Jahresber. 1900, I, 329 (Pagel, mit L).

Bodek, Julius, Journalist, Chef d. Berliner Redaktionsbureaus d. »Hannov. Anz.«, »Danziger Neueste Nachr.«, »Dresdner Neueste Nachr.«; * Leipzig 29. VIII. 60; † im Febr. — KL 22, 127. 23, 40.

Bogler, Wilhelm, Journalist, Redakteur an der »Nat.-Ztg.«; * 19. IX. 54; † Berlin 11. XI. — KL 22, 140. 23, 40.

Boeheim, Wendelin, Direktor d. Waffensammlung an d. kunsthistor. Sammlungen d. Kaiserhauses, Hauptmann a. D., Fachschriftsteller; * Wiener-Neustadt 17. IX. 32; † Wien 1. XI. — Gartenlaube 1900 Nr. 47 Beil. 2 (mit P); KL 22, 130 (mit W). 23, 40; BZ VII, 69. VIII, 71. X, 74 (L).

Böhlau, Hermann, Verlagsbuchhändl.; * Halle a. S. 7. IX. 26.; † Weimar 1. IV. — KL 23, 40.

Böie, John, k. Musikdirektor u. Prof., Komponist in Altona; * daselbst 8. III. 21; † ebenda 19. III. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 112 (Lüstner, mit L).

Böklen, Georg Heinrich Otto, Dr. phil., Mathematiker, Mithrsgr. d. »Math.-Naturwiss. Mitteil. d. math.-naturw. Vereins in Württemberg«; * Weinsberg (Württemb.) 12. IX. 21; † Stuttgart 20. VI. — Jahrb. üb. d. Fortschr. d. Math. 31, 27; Poggendorff III, 148. IV, 143 (mit W).

Borchers, Otto, Journalist, Redakteur d. »Berliner Polit. Nachr.«; † Berlin 12. XI., 55 J. — KL 23, 40.

***Boretius,** Alfred Edwin, Dr. jur., o. Prof. d. Jurisprudenz a. D., Jurist u. Publizist; * Meseritz (Posen) 27. II. 36; † Heilanstalt Karlsfeld b. Brehna (Prov. Sachsen) 1. VIII. — BJ V, 171.

***Born,** Gustav Jakob, Dr. med., Prof. u. Prosektor am Anatom. Institut d. Univ. Breslau; * Kempen 22. IV. 51; † Breslau 6. VII. — BJ V, 221; Leopold. 36, 117. 130; Virchows Jahresber. 1900, I, 329 (Pagel, mit L).

Börner, Richard, k. preuß. Musikdirektor, ehemal. Militärkapellmeister in Brieg; † Breslau 6. III. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 112 (Lüstner, mit L).

***Bose,** Heinrich, Dr. med., Geh. Med.-Rat, ehem. Prof. u Direktor der Chirurg. Klinik an d. Univ. Gießen; * Dauernheim (Oberhessen) 31. VII. 40; † Gießen 23. IV. — BJ V, 267; KL 23, 40; Leopold. 36, 130; Virchows Jahresber. 1900, I, 329 (Pagel, mit L); Pagel 216 (mit W).

Bothmer, Maximilian Graf, großhgl. sächs. Kammerherr u. Reisemarschall; * 24. IV. 40; † Weimar 27. V. — Gräfl. Taschenb. 1901, 120. 994.

Brandis, Heinrich Maria Graf u. Herr zu, k. u. k. Kämmerer, Sekretär d. Sternkreuzordens, Mitgl. d. österr. Herrenhauses u. Reichsrates, Politiker (klerikal); * 20. IV. 21; † Wien 17. II. — Gräfl. Taschenb. 1901, 123. 995.

Brandner, Anton, Kapellmeister; † Kronstadt i. S. 15. X., 60 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 112 (Lüstner, mit L).

***Braun,** Karl, Dr. jur. utr., Domdechant, Prof., Kanonist; * Fulda 21. X. 35; † ebenda 16. II. — BJ V, 304; KL 22, 160 (mit W). 23, 40.

Braun, Elisabeth Johanne Karoline, Erzieherin u. Romanschriftstellerin; * Hadamar 30. IX. 37; † Hachenburg (Kr. Oberwesterwald) 9. VI. — Brümmer[5] 1, 173. 493 (mit W).

Braun, Otto Philipp, Dr. phil. h. c., Journalist u. Dichter, früher Chefredakteur d. »Allg. Ztg.«; * Kassel 1. VIII. 24; † München 12. VI. — Brümmer[5] 1, 493; Gartenlaube 1900 Nr. 26 Beil. 2 (mit P); KL 22, 161. 23, 40; BZ VI, 70.

Bredow, Berbardine v., verm. Salmuth: s. Salmuth, Dina von.

Bredow, Ernst v., Rittmeister a. D., Landrat v. Liebenwerda, Rittergutsbesitzer auf Mückenberg u. Retzow, früher Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses u. d. Reichstags (kons.); * Charlottenburg 1. VII. 34; † Liebenwerda 12. I. — Schönfeld, Notizb. f. Reichst.-Wähler[5] 135; Kürschners Jahrb. f. 1901, 899.

Bresch, Johann, elsäss. Dichter; * Münster (Els.) 23. IX. 16; † St. Amarin (Oberels.) 6. IV. — Brümmer 1[5], 181. 497 (mit W).

Breusing, Eduard, Dr. phil., Assistent f. Geologie an d. Techn. Hochsch. in Hannover; * Frankfurt a. M; † auf einer Studienreise nach Niederl. Guyana im Militärhospitale zu Paramaribo. — Leopold. 36, 152; Breusing, Breithaupts Manganocalcit. Diss. Rostock 1900.

Brinkmann, Wilhelm, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, prakt. Arzt in Berlin; * 5. III. 36; † Wiesbaden 8. I. — Virchows Jahresber. 1900, I, 329 (Pagel, mit L).

Brockdorff, Ludwig Baron, Pascha, kais. türk. Gen.-Leutn.; * 4. IX. 47; † Konstantinopel 25. X. — Gräfl. Taschenb. 1901, 132. 995.

Brückmann, Kapellmeister u. Direktor d. Stadttheaters in Straßburg i. E.; * daselbst 30. IX. 45; † ebenda 1. II. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 112 (Lüstner, mit L).

Bucher, Joseph, früher Redakteur an d. »Allg. Ztg.«; † Burghausen a. Inn 8. VII. — KL 23, 40.

Buchheim, Karl Adolf, Dr. phil., M. A., Prof. am Kings College in London, Literarhistoriker, auch Publizist und Romanschriftsteller; * in Mähren 28; † London im Juni. — KL 22, 184 (mit W). 23, 40.

Buchholz, Korvettenkapitän d. deutschen Kreuzers »Kaiserin Augusta«; † bei der Station Lofa vor Tientsin in China. — Gartenlaube 1900 Nr. 29 Beil. 2 (mit P).

Buddenbrock und Buddenbrock-Hettersdorf, Frhr. Heinrich, k. preuß. Kammerherr, Hofmeister u. Oberstleutn. z. D.,

herzoglich schleswig-holst. Hofmarschall; * 29. VII. 40; † Berlin 12. III. — Freiherrl. Taschenb. 1901, 902.

***Budinszky**, Alexander, Direktor d. Archiv- u. Bibliotbekdienstes im österr. Finanzministerium; * Grinzing b. Wien 27. II. 44; † Wien 15. III. — BJ V, 147.

Budwiński, Adam Julius Joseph Frhr. v., Dr. jur., Senatspräs. beim k. k. Verwaltungsgerichtshof in Wien; * Lemberg 27. I. 45; † Wien 1. I. — Freiherrl. Taschenb. 1900, 85. 1901, 903.

***Buelau**, Gotthard, Dr. med., früher Oberarzt am Allg. Krankenbause in Hamburg; * daselbst 27. II. 35; † ebenda 25. X. — BJ V, 314; Leopold. 36, 178 (mit W); Virchows Jahresber. 1900, I, 330 (Pagel, mit L); Pagel 274 (mit W).

Burkart, Rudolf, Dr. med., Geb. Sanitätsrat, Neurolog; * Bonn 12. X. 46; † ebenda 4. II. — KL 23, 40.

***Bussler**, Ludwig, Prof., Musikschriftsteller, Referent der »Nat.-Ztg.«; * Berlin 26. XI. 38; † ebenda 18. I. — BJ V, 205; Monatsh. f. Musikgesch. 33, 112 (Lüstner, mit L).

Castell-Castell, Adelheid, Gräfin, verw. Gräfin zur Lippe-Biesterfeld; s. Adelheid.

Castell-Castell, Karoline Johanne Viktorie Elise Gräfin, Ehrendame d. k. bayr. Theresien-Ordens; * Castell 2. XII. 19; † ebenda 8. VI. — Hofkal. 1900, 111. 1901, 1075.

Choulant, Ludwig Theodor, k. sächs. Hofmaler; * Dresden 18. VII. 27; † ebenda 12. VII. — Kürschners Jahrb. 1901, 1900; Müller-Singer[3] 1, 256.

Christian Viktor Albert Ludwig Ernst Anton Prinz zu Schleswig-Holstein, k. großbrit. Hauptmann mit dem Range als Major; * Schloß Windsor 14. IV. 67; † Pretoria 29. X. — Hofkal. 1900, 33. 1901, 1071.

Christoffel, Elwin Bruno, Dr. phil., ehemal. Univ.-Prof., Matbematiker; * Montjoie 10. XI. 29; † Straßburg i. E 15. III. — KL 23, 40; Poggendorff III, 271. IV, 248 (mit W).

Claus, Adolf, Dr. phil., o. Prof. d. Cbemie u. Technol. an d. Univ. Freiburg i. Br.; * Kassel 6. VI. 40; † auf d. Gute Horheim 18. IX. — Leopuld. 36, 152; Poggendorff III, 278. IV, 256 (mit W).

Cölestine, Alexandrine Auguste Henriette, Gräfin zur Lippe-Weißenfeld, Stiftsdame d. Stifts Lippstadt; * Ober-Lösnitz 20. X. 23; † Ober-Schönfeld (Schles.) 3. III. — Hofkal. 1900, 44. 1901, 1072.

Colloredo-Mannsfeld, verw. Fürstin Marie Theresia, geb. v. Lebzeltern; * Wien 27. IV. 18; † ebenda 19. I. — Hofkal. 1900, 114. 1901, 1073.

***Cramer-Frey**, Conrad, Dr. jur. publ. et cam. h. c., Mitgl. d. Schweizer. Nationalrats; * Volken (Kant. Zürich) 12. V. 34; † Zürich 6. I. — BJ V, 180.

Cranach, Karl Lukas v., k. preuß. Gen.-Major; * 1809; † Dresden 29. VIII. — Kürschners Jahrb. 1901, 900.

***Czerny**, Albin, regulierter Chorherr in St. Florian, Kirchenhistoriker; * Wien 19. II. 21; † St. Florian 7. VII. — BJ V, 310.

Czerny, Franz, Musikdirektor u. Prof. am Konservatorium in St. Petersburg; * in Böhmen 30; † St. Petersburg 5. (18.) IV. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 113 (Lüstner, mit L).

***Daimler**, Gottlieb, Kommerzienrat, Ingenieur; * Schorndorf 17. III. 34; † Cannstatt 6. III. — BJ V, 36.

Dalcke, Geh. Oberjustizrat, jurist. Schriftsteller; † Berlin im Juli, 72 J. — KL 23, 40.

Dangelmeier, Emil, Dr. jur., k. u. k. Oberstauditor im Reichskriegsminist., Militärjurist; * Wien 19. III. 50; † Tulln 21. VIII. — Löbells Jahresber. üb. Militärwesen 27, 617; KL 22, 236 (mit W). 23, 40.

Dendrosthenes, Lukianos (Pseudon.): s. Baumstark, R.

***Deppe**, Bernbard, Rektor am Hospital in Ehrenbreitstein, Homilet; * Salzkotten b. Paderborn 21. I. 45; † Ehrenbreitstein 2. V. — BJ V, 308.

Determann, Hermann, deutschamerikan. Journalist, auch lyr. Dichter; * Amsterdam 30. IX. 41; † Columbus (Ohio) 14. III. — Brümmer[5] 1, 518.

***Deym von Střítež**, Ferdinand Franz de Paula Wenzel Moritz Albert Aloys Maria Graf; * Erdevik (Komitat Syrmien, Slavonien) 21. VI. 37; † Wien 9. II. — BJ V, 24; Gräfl. Taschenb. 1901, 201. 995.

Dietel, Theodor v., Präsident d. fürstl. Landesregierung v. Reuß älterer Linie, Reg.- u. Konsist.-Präsident, Wirkl. Geh. Rat, Exz.; * Zeulenroda, 16. XII. 30; † Greiz 18. IX. — Kürschners Jahrb. 1901, 900; Hofkal. 1900, 577.

Dittmar, Karl, Dr. med. Direktor d. lothring. Bezirksirrenanst. Saargemünd; * Grünstadt (Rheinpfalz) 6. VI. 44; † ?

Döhell, Marie, verehel. Huber: s. Huber, M.

***Doderer**, Wilhelm Ritter v., k. k. Hofrat, ehemal. o. Prof. f. Architektur an d. Techn. Hochsch. in Wien, Architekt; * Heilbronn 2. I. 25; † Wien 13. V. — BJ V, 260; D. Bauztg. 34, 251.

Dohna, Heinrich Otto Fabian Rodrigo Burggraf u. Graf zu, k. preuß. Kammerherr, Oberburggraf im Kgr. Preußen, Mitgl. d. preuß. Herrenhauses, früher auch d. preuß. Abg.-Hauses und des Reichstages; * auf

Finckenstein (Kr. Rosenberg, Westpr.) 3. XI. 15; † ebenda 9. IV. — Gräfl. Taschenb. 1901, 207. 995; Schönfelds Notizb. f. Reichstagswähler[5] 30.

Dobnberg, Hermann, Dr. med., Prof. f. Augenheilk. am klin. Institut d. Großfürstin Helene Pawlowna in St. Petersburg; * Lihau 52; † 4. VII. (21. VI.) — Virchows Jahresber. 1900, I, 331 (Pagel, mit L).

Dollmayr, Hermann, Univ.-Dozent, Kunsthistoriker; † Wien 17. III. — KL 23, 40.

***Doppler**, Karl, k. württemb. Hofkapellmstr. a. D.; * Lemberg 12. IX. 25; † Stuttgart 10. III. — BJ V, 158; Monatsh. f. Musikgesch. 33, 113 (Lüstner, mit L).

Drechsler, August, Mitredakteur d. »Dresdner Anzeiger«; † Dresden 13. VIII., 67 J. — KL 23, 40.

Dreher, Eugen, Dr. phil., Prof. h. c. d. deutsch-amerikan. Univ. Chicago, Naturforscher, Astronom u. Philosoph; * Stettin 21. I. 41; † Berlin 6. III. — KL 22, 375 (mit W). 23, 41.

***Dreyer**, Otto, Dr. theol., Oberkirchenrat in Sachsen-Meiningen, protest. theol. Schriftsteller; * Hamburg 4 XII. 37; † Meiningen 4. V. — BJ V, 349; KL 22, 278 (mit W). 23, 41; Holtzmann u. Zöpffel, Lexik. f. Theol. u. Kirchenwesen[2] 191.

Drouët, Alexander Louis, Leiter d. Musikschule zu Freiburg i. Br.; † daselbst 16. III. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 114 (Lüstner, mit L).

Dumba, Nikolaus, k. k. Geh. Rat, Mitgl. d. österr. Herrenhauses, Kunstmäcen; * Döbling b. Wien 24. VII. 30; † Budapest 23. III. — Gartenlaube 1900 Nr. 15 Beil. 2 (mit P); Kürschners Jahrb. 1901, 900.

***Dürr**, Wilhelm, Maler; * Freiburg i. B. 57; † München 23. II. — BJ V, 48; D. geistige Dtschl. 1, 143.

***Eckstein**, Ernst, Dr. phil., Dichter u. Schriftsteller; * Gießen 6. II. 45; † Dresden 18. XI. — BJ V, 327; Brümmer[5] 1, 302. 533; KL 22, 294 (mit W). 23, 41.

***Eggers**, Karl Friedrich Peter, Dr. jur., Kunst- u. Literarhistoriker, auch plattdeutscher Dialektdichter; * Rostock 7. VI. 26; † Warnemünde 18. VII. — BJ V, 153.

Eglinger, Gotthold, Tenorist, Vorsteher d. Allg. Musikgesellsch. in Basel; † daselbst 10. IV. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 114 (Lüstner, mit L).

Ehrenzweig, Adolf, Publizist, Redakteur d. »Österr. Versicherungsztg.«; * Leipnik 1. I. 37; † Wien 19. I. — KL 22, 299. 23, 41.

Ehrhardt, Gustav, fürstl. stolberg. Musikdirektor u. Organist an d. St. Johanniskirche zu Wernigerode; † daselbst 26. VI. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 114 (Lüstner, mit L.)

Eichendorff, Hermann Frhr. v., k. preuß. Geh. Reg.-Rat a. D., einziger Sohn d. Dichters Joseph v. E.; * 30. VIII. 15; † Bonn 17. V. — Freiherrl. Taschenb. 1901, 904; KL 23, 41.

Eigenbrodt, Dr. med., Geh. Rat, Leibarzt d. Großherzogs v. Hessen; * Darmstadt 7. II. 26; † ebenda 27. V. — Leopold. 36, 130 (mit W); Pagel 450 (mit W); Virchows Jahresber. 1900, I, 332 (Pagel, mit L).

***Eigner**, Moriz Ritter v., Landeshauptmann v. Oberösterreich; * Retz (Niederösterr.) 7. XI. 22; † Linz 25. III. — BJ V, 82.

Eisemann, Albert, Violinist, Mitgl. d. Hofkapelle zu Neustrelitz, auch Theaterschriftsteller; † daselbst 6. XII., 75 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 114 (Lüstner, mit L).

Elm, Andreas Hugo (Pseud.: André Hugo, E. v. Naundorff, Selmar Jazennah), Lehrer, Publizist u. Dichter; * Gera 7. III. 43; † Dresden 17. V. — Brümmer[5] 1, 320. 538 (mit W); KL 22, 309 (mit W). 23, 41.

***Elze**, Ludwig Theodor, Dr. phil. h. c., Hofrat, emerit. Pfarrer d. deutsch-evang. Gemeinde in Venedig, Kirchen- u. Kulturhistoriker, auch Numismatiker u. Dichter; * Alten b. Dessau 17. VII. 23; † Venedig 27. VI. — BJ V, 98.

***Engelmann**, Emil, Kaufmann, Dichter u. Übersetzer, Jugendschriftsteller; * Kirchheim u. T. 26. VIII. 37; † Stuttgart 10. III. — BJ V, 160; Gartenlaube 1900 Nr. 13 Beil. 2 (mit P).

***Erckert**, Roderich v., russ. Gen.-Leutn. a. D., Militärschriftsteller u. Ethnograph; * Kulm 21; † Berlin 12. XII. — BJ V, 74; KL 22, 319. 23, 41.

***Erler**, Ludwig, Domdekan in Mainz; * Oberholm (Hessen); † 15. III. — BJ V, 305.

***Ernst**, Ludwig, Prof. u. Direktor d. Wiesenbauschule in Siegen; * daselbst 2. IX. 39; † ebenda 2. I. — BJ V, 255; Kürschners Jahrb. 1901, 900.

Ernst, Moritz, ehemal. Direktor d. Kgl. Opernbauses in Berlin; * Wien 13. X. 26; † Frankfurt a. M. 19. VI. — Monatsh. f. Musikgesch. 33. 114 (Lüstner, mit L); Flüggen, Biogr. Bühnenlex. 1, 76.

Eschke, Wilhelm Benjamin Hermann, Prof., Landschafts- u. Marinemaler; * Berlin 6. V. 23; † ebenda 15. I. — Gartenlaube 1900 Nr. 6 Beil. 2 (mit P); Müller-Singer[3] 1, 405; D. geistige Dtschl. 1, 165 (mit W).

***Eschricht**, Emmy, verw. Türk; s. Türk, E.

***Eylert**, Hermann, Assistent an d. deutschen Seewarte in Hamburg; * Papenburg 26. V. 46; † Hamburg 27. X. — BJ V, 32.

***Falk**, Paul Ludwig Adalbert, Dr. jur., Oberlandesgerichtspräsident, Staatsminister a. D., früher auch Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses u. d. Reichstags; * Metschkau

(Kr. Striegau) 10. VIII. 27: † Hamm i. W. 7. VII. — BJ V, 225.

Falkson, Ferdinand, Dr. med., prakt. Arzt, Stadtverordneter, Dichter, Literarhistoriker und Publizist; * Königsberg i. Pr. 20. VIII. 20; † ebenda 31. VIII. — Brümmer[5] 1, 342. 549 (mit W); KL 22, 336 (mit W), 23, 41.

Faltis, Emanuel, herzogl. sächs. Hofkapellmeister a. D.; * Lanzow b. Königinhof (Böhmen) 28. V. 47; † Breslau 14. VIII. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 114 (Lüstner, mit L); Flüggen, Biogr. Bühnenlex. 1, 79.

Fäsebeck, Ferdinand, der älteste praktizierende Wundarzt in Deutschland; * 4. III. 09; † Braunschweig 8. I. — Kürschners Jahrb. 1901, 900.

Fafs, Gabriele, verehel. Rubieri: s. Rubieri.

Feis, Jakob, Dichter und Schriftsteller; * Deidesheim 42; † London 8. VII. — KL 22, 342 (mit W). 23, 41.

Fellner von Feldegg, Heinrich Frhr., k. k. Sektionschef a. D., Präsident d. Allg. Versicherungsanst. in Wien; * Oedenburg (Ungarn) 14. V. 20; † Prein 19. IX. — Freiherrl. Taschenb. 1900, 178. 1901, 904.

Ferdinand Graf u. Edler Herr zur Lippe-Weißenfeld, Mitgl. d. 1. sächs. Kammer; * Baruth 6. X. 44; † ebenda 11. IV. — Hofkal. 1900, 42. 1901, 1072.

Feurich, Julius, Pianofortefabrikant; * Leipzig 19. III. 21; † ebenda 16. VII. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 114 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 319.

Finck von Finckenstein, Konrad Karl Friedrich Theodosius, Fideikommißherr auf Schönberg, k. preuß. Kammerherr, Mitgl. d. preuß. Herrenhauses; * 2. IV. 20; † Schönberg (Kr. Rosenberg, Westpr.) 30. III. — Gräfl. Taschenb. 1901, 262. 997.

Fincke, Fritz, großherzogl. mecklenburg. Musikdirektor; † Ostorf-Schwerin 26. VI. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 114 (Lüstner, mit L).

***Fischbach**, Heinrich v., württemb. Forstdirektor a. D.; * Hohenheim b. Stuttgart 21. V. 27; † Stuttgart 5. VIII. — BJ V, 161.

Fischer, Ludwig Friedrich Alexander v., Geh. Hofrat, 1. Bürgermeister d. Stadt Augsburg, Parlamentarier (nat.-lib.); * Sulzbach (Oberpfalz) 5. X. 32; † Augsburg 8. I. — Kürschners Jahrb. 1901, 901; Gartenlaube 1900 Nr. 5 Beil. 2 (mit P); Schönfelds Notizb. f. Reichstagswähler[5] 269. 285. 327.

***Flathe**, Theodor, Dr. phil., Prof. an der Fürstenschule in Meißen, Historik.; * Tanneberg 1. VI. 27; † Loschwitz b. Dresden 26. III. — BJ V, 332; KL 22, 361 (mit W). 23, 41.

Flattich, Wilhelm v., Architekt; * Stuttgart 26; † Döbling b. Wien 24. II. — D. Bauzeitung 34, 128.

Flügel, Gustav, Organist u. Komponist, k. Musikdirektor und früherer Schloßorganist in Stettin; * Nienstedt a. S. 2. VII. 12; † Stettin 1. VIII. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 114 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 330.

***Foglár**, Adolf (Pseudon.: Robert Schild), k. k. Oberlandesgerichtsrat a. D., Literarhistoriker u. Verf. v. Dramen u. Novellen; * Wien 7. II. 22; † Iglau (Mähren) 27. VII. — BJ V, 152; Brümmer[5] 1, 368. 556 (mit W).

Forfsbohm, C. O. Alwin, Chorgesangpädag.; * Reudnitz b. Leipzig 8. VIII. 51; † Borsdorf b. Leipzig 10. IV. — Monatsh. für Musikgesch. 33, 126 (Lüstner, mit L).

***Förstemann**, Joseph, Dr. phil., k. sächs. Hofrat, 2. Oberbibliothekar d. Univ.-Bibliothek Leipzig; * Halle a. S. 12. II. 41; † Leipzig 19. XII. — BJ V, 341; KL 22, 366 (mit W). 23, 41.

François, Agnes v.: s. Wegerer, Agnes v.

***Frank**, Albert Bernhard, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, Prof. an d. Landwirtschaftl. Hochsch. in Berlin, Vorsteher d. Biolog. Abt. f. Land- u. Forstwirtsch. beim Kaiserl. Gesundheitsamt, Botaniker; * Dresden 17. I. 39; † Berlin 27. IX. — BJ V, 257; KL 22, 373 (mit W). 23, 41; Leopold. 36, 170 (mit W).

***Friedlieb**, Joseph Heinrich, Dr. theol., o. Prof. f. neutestamentl. Exegese an d. kath. theol. Fakultät in Breslau; * Meisenheim 1. IX. 10; † Breslau 10. III. — BJ V, 305; KL 22, 391 (mit W). 23, 41.

Friese, Karl Adolf, Schauspieler; * Bamberg 24. X. 31; † Wien 24. I. — Kürschners Jahrb. 1901, 901; Flüggen, Biogr. Bühnenlexikon 1, 94.

Fröbel, Luise, geb. Levin, Witwe d. Pädag. Friedrich F., Fortsetzerin seiner Bestrebungen; * Osterode 15. IV. 15; † Hamburg 4. I. — Kürschners Jahrbuch 1901, 901.

Fröhlich, Adolf, kathol. Pfarrer in Werthbühl (Kanton Thurgau), Vizepräses d. Diözesan-Cäcilien-Vereins d. Bistums Basel; † Wertbühl 22. IX., 59 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 126 (Lüstner, mit L).

***Frölich**, Hermann, Dr. med., k. sächs. Gen.-Arzt z. D., militärmedizin. Schriftsteller; * Nossen 21. IV. 39; † Leipzig 30. VII. — BJ V, 316; KL 22, 398 (mit W). 23, 41; Virchows Jahresber. 1900, I, 332 (Pagel, mit L).

Fugger zu Glött, Alfred Graf, k. bayer. Rittmeister a. D.; * Glött 25. VI. 22; † Banjaluka (Bosnien) 23. IV. — Hofkal. 1900, 122. 1901, 1073.

*Funke, Karl Walter v., Dr. phil. h. c., vormals o. Prof. f. Landwirtschaftskunde und Direktor d. Landwirtschftl. Instituts an d. Univ. Breslau; * Königsberg i. Pr. 18. VIII. 32; † Berlin 10. XII. — BJ V, 252; Leopold. 36, 174. 178 (mit W).

Fürstenberg, Landgräfin Karoline, geb. Busek, Witwe des Landgrafen Ernst; † Wien 26. I. — Hofkal. 1900, 126. 1901, 1073.

Fürstenberg, Prinzessin Pauline, verw. Fürstin v. Hohenlohe-Oehringen: s. Hohenlohe-Oehringen.

Gagern, Heinrich Frhr. v., Dr. jur., kais. deutscher Reg.-Assessor u. kommand. Bezirksamtmann v. Kamerun; * 5. XII. 68; † Kamerun 19. III. — Freiherrl. Taschenb. 1901, 905.

*Ganghofer, August v., k. Geh. Rat, bayer. Ministerialrat a. D., Forstmann; * Bayerdiessen am Ammersee 23. IV. 27; † München 29. III. — BJ V, 126.

Gebhardt, Johann Friedrich Adelbert, Dr. phil., Prof. u. Konrektor am Nikolaigymn. in Leipzig, Mathematiker; * Neu-Ebersbach b. Löbau 9. X. 30; † Leipzig 13. I. — KL 23, 41; Kürschners Jahrb. 1901, 901; Poggendorff III, 500. IV, 484.

*Geinitz, Hanns Bruno, Dr. phil., Geh. Rat, früher Prof. f. Mineral. u. Geol. am Polytechn. in Dresden; * Altenburg 16. X. 14; † Dresden 28. I. — BJ V, 343; Leopold. 36, 2. 59. 85. 98 (F. E. Geinitz, mit W).

Geiringer, Leo (Pseudon.: Leo Gerhard), Lustspiel- u. Schwankdichter; * Wien 51; † ebenda 29. V. — KL 22, 419 (mit W). 23, 41.

Gerber, Eduard, Schriftsteller u. Hofschauspieler; * 12. IV. 18; † Berlin 15. I. — KL 23, 41.

Gerhard, Leo (Pseudon.): s. Geiringer, L.

Gernerth, Franz, Appellationsrat i. R. in Wien, Komponist v. Männergesängen; † daselbst im Jan., 79 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 126 (Lüstner, mit L).

Gesellius, Franz, langj. Chefredakteur des »St. Petersburger Herold«; * Malchin 9. IX. 40; † St. Petersburg 24. III. — KL 33, 41.

Gessler, Hermann, Dr. med., dirig. Arzt d. inn. Abt. d. Ludwig-Spitals in Stuttgart, Neurolog; * daselbst 27. II. 57; † ebenda 16. I. — Virchows Jahresber. 1900, I, 333 (Pagel, mit L).

Giesecke, Hermann, Teilhaber der Buchdruckerei u. d. Verlags »Giesecke & Devrient«; † Leipzig 31. XII., 69 J. — KL 23, 41.

Gitt, Bernhard, ehemal. Opernsänger; * Eisenberg 10. IV. 24; † Jena 20. III. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 126 (Lüstner, mit L).

*Gleich, Hermann, Weihbischof v. Breslau; * Laskowitz b. Breslau 10. IX. 15; † Breslau 2. IV. — BJ V, 307.

Gleiniger, Theodor, Dr. phil., Oberbibliothekar an d. Königl. Bibliothek in Berlin, klass. Philolog; * Meseritz 11. I. 51; † Steglitz 11. I. — KL 22, 438 (mit W). 23, 41; Centralbl. f. Bibl.-Wesen 17, 36. 159.

*Gmür, Augustin, Benediktiner in Einsiedeln; * St. Gallen 6. VI. 41; † Einsiedeln 15. VII. — BJ V, 309.

Gmür-Harloff, Amelie, Konzertsängerin: † Weimar 28. VI. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 126 (Lüstner, mit L).

Göldlin von Tiefenau, Alfred, Dr. phil., Vizedirektor d. k. k. Hofbibliothek in Wien; * Luzern 16. III. 34; † Wien 4. III. — KL 22, 442. 23, 41; Centralbl. f. Bibl.-Wesen 17, 207.

Goltz, Friedrich Frhr. von der, k. preuß. Gen.-Leutn. z. D.; * 17. I. 30; † Potsdam 8. III. — Freiherrl. Taschenb. 1901, 905.

Gottschalk, J. V., Konzertimpresario; † bei einem Eisenbahnunglück in Amerika im Juli. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 126 (Lüstner, mit L).

*Graben-Hoffmann, Gustav, Opernsänger, Gesanglehrer, Komponist u. Schriftsteller: * Bnin b. Posen 7. III. 20; † Potsdam 21. V. — BJ V, 144; Monatsh. f. Musikgesch. 33, 126 (Lüstner, mit L); Gartenlaube 1900 Nr. 12 Beil. 2 (mit P).

*Griepenkerl, Friedrich, Dr. phil., o. Prof. der Landwirtschaftskunde an der Univ. Göttingen; * Brilon 25. III. 26; † Göttingen 6. IX. — BJ V, 251; Leopold. 36, 171.

Grillwitzer, Karl Alexander, P., Prior des Cisterzienserklosters Reun, kathol. Theolog, Kirchen- u. Kunsthistoriker; * Graz 30. X. 08; † Reun 24. II. — KL 22, 466 (mit W). 23, 41.

*Gröben, Günther Wilhelm Karl Graf von der, Fideikommißherr auf Neudörfchen (Kr. Marienwerder, Westpr.), k. preuß. Gen.-Leutn. z. D.; * Berlin (?) 11. VII. (oder VI.?) 32; † ebenda 28. II. — BJ V, 47; Gräfl. Taschenb. 1901, 306. 997.

*Gross, Ferdinand (Pseudon.: Piccolo), Journalist u. Dichter; * Wien 9. IV. 49; † ebenda 21. XII. — BJ V, 57; Brümmer[5] 2, 49. 473 (mit W); KL 22, 470 (mit W). 23, 41; Gartenlaube 1901 Nr. 3 Beil. 2 (mit P).

*Gruber, Josef, Dr. med., Prof. f. Ohrenheilk. an d. Univ. Wien; * Kosolup (Böhmen) 4. VIII. 27; † Wien 31. III. — BJ V, 182; Leopold. 36, 131 (mit W); Virchows Jahresber. 1900, I, 333 (Pagel, mit L).

Grützmacher, Leopold, Konzertmeister, Cellist an d. großherzogl. Hofkapelle in Weimar; * Dessau 4. IX. 35; † Weimar

26. II. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 126 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 434.

*Gumprecht, Otto, Dr. jur., Musikschriftsteller, Referent d. Berliner »Nat.-Ztg.«; * Erfurt 4. IV. 23; † Meran 6. II. — BJ V, 206; Monatsh. f. Musikgesch. 33, 127 (Lüstner, mit L).

Guthery, Franz, Schauspieler (Komiker) am Lessingtheater in Berlin; * Bozen 21. IX. 39; † Berlin 3. V. — Kürschners Jahrb. 1901, 901; Flüggen, Biogr. Bühnenlexikon 1, 120.

*Haekenschmidt, Johann Christian, elsäss. Dichter; * Straßburg i. E. 20. V. 09; † in der Erziehungsanst. auf d. Neuhof 16. II. — BJ V, 151; Brümmer[5] 2, 76. 481 (mit W); Gartenlaube 1900 Nr. 9 Beil. 2 (mit P).

Hagenmüller, Paul, Dr. phil., Zoolog, Assistent am »Museé d'histoire naturelle« in Marseille; * 52; † Marseille 8. VI. — Leopold. 36, 153; Virchows Jahresber. 1900, I, 334 (Pagel, mit L).

*Haller, Johannes, Evangelist, Kardinal, Fürstbischof von Salzburg; * St. Martin im Passeiertal 30. IV. 25; † Salzburg 5. IV. — BJ V, 308; Kürschners Jahrbuch 1901, 901.

Hanau, Arthur, Dr. med., früher Dozent f. pathol. Anat. an d. Univ. Zürich; * Frankfurt a. M. 11. V. 58; † Konstanz Ende Aug. — Leopold. 36, 153 (mit W); KL 22, 507. 23, 41; Virchows Jahresber. 1900, I, 334 (Pagel, mit L).

Hané, Eugen, Dichter; * Neu-Ruppin 23. VIII. 45; † Frankfurt a. M. 9. XI. — Brümmer[5] 2, 92. 485 (mit W); KL 22, 508 (mit W). 23, 41.

*Hansemann, Ferdinand v., Dr. jur., Rittergutsbesitzer; * 10. IX. 61; † Berlin 3. X. — BJ V, 247.

Hardegg, Johann Julius Franz Graf zu Hardegg auf Glatz u. im Marchlande, Fideikommißherr auf Stetteldorf (Niederösterr.), erbl. Mitgl. d. Herrenh. d. österr. Reichsrates, Oberstërblandmundschenk in Österreich unter d. Enns, Erbtruchseß in Steiermark, k. u. k. Kämmerer; * 10. V. 33; † Stetteldorf 11. II. — Gräfl. Taschenb. 1901, 323. 997.

Harknes, Arma, Violinvirtuosin: s. Senkrah, A.

Hartig, Karl Ernst, Geh. Reg.-Rat, o. Prof. f. mechan. Technol. an d. Techn. Hochsch. in Dresden, Redakteur d. »Civilingenieur«; * Stein b. Wiederau i. S. 20. I. 36; † Dresden 23. IV. — Leopold. 36, 59. 131 (mit W); D. Bauztg. 34, 228.

*Hartlaub, Gustav, Dr. med., prakt. Arzt, Ornitholog, auch Goetheforscher; * Bremen 8. XI. 14; † ebenda 20. XI. — BJ V, 74; Leopold. 36, 166. 179 (mit W).

Hartmann, Ernst, Maler, langjähr. artist. Direktor von »Über Land und Meer«; * Magdeburg 22. V. 18; † Düsseldorf 27. VI. — Kürschners Jahrb. 1901, 902.

Hartmann, Ferdinand, k. bayr. Hof- und Kammermusiker, Lehrer f. Klarinette an d. Kgl. Akad. d. Tonkunst in München; † daselbst 20. I., 48 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 127 (Lüstner, mit L).

Hasel, Johann Emerich, Komponist u. Prof. d. Harmonielehre; * Budapest 21. XII. 28; † Wien 27. VIII. — A. a. O. 33, 127 (Lüstner, mit L).

Haselberger, Johannes, Prof., Vorstand f. Glasmalerei an d. Kgl. Kunstakad. und Kunstgewerbeschule in Leipzig; * Kanstein (Bayern) 22. III. 40; † Leipzig 13. I. — Kürschners Jahrb. 1901, 902.

*Haucheeorne, Wilhelm, Dr. phil., Geh. Oberbergrat, Direktor d. K. Preuß. Geolog. Landesanstalt u. Bergakademie in Berlin; * Aachen 13. VIII. 28 (nicht 24); † Berlin 15. I. (nicht VI.) — BJ V, 288; Gartenlaube 1900 Nr. 7 Beil. 2 (mit P); Leopold. 36, 48 (mit W).

Heffner, Karl, Musikdirektor u. Gesanglehrer am Maxgymn. in München; * Regensburg 37; † Baden-Baden 5. IX. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 127 (Lüstner, mit L).

Hegler, Robert, Dr. phil., Privatdozent für Chemie an d. Univ. Rostock; † Stuttgart 29. IX., 31 J. — Leopold. 36, 181.

*Heinrich Ludwig Wilhelm Adalbert Waldemar Alexander Prinz v. Hessen und bei Rhein, k. preuß. Gen. d. Kav.; * Bessungen b. Darmstadt 28. XI. 38; † München 16. IX. — BJ V, 112; Hofkal. 1900, 29. 1901, 1071.

*Heinrichs, Gustav v., Gen.-Leutnant z. D.; * Marienwerder 19. V. 39; † Charlottenburg 4. III. — BJ V, 168.

*Helbig, Emil Bernhard, k. sächs. Hofschauspieler; * Dresden 20. VI. 54; † ebenda 30. VI. — BJ V, 342; Kürschners Jahrb. 1901, 902; Flüggen, Biogr. Bühnenlexikon 1, 135.

Held, Ludwig (Pseudon.: F. Katholikus), Prof. f. Kirchengesch. am Priesterseminar in Luxemburg; * Diekirch 26. III. 58; † Wien 2. III. — KL 22. 547 (mit W). 23, 42.

Helfriegel, Kantor in Dippoldiswalde; † daselbst im Nov., 58 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 127 (Lüstner, mit L).

Helm, Ernst Friedrich, Organist an d. St. Petrikirche u. Dirigent d. Heringschen Gesangvereins in Bautzen; † daselbst 22. XII. — A. a. O. 33, 128 (Lüstner, mit L).

Helmberger, Michael, Kanonikus am Kollegiatstift St. Johann u. Chorregent an d. Stadtpfarrkirche St. Emmeran zu Regensburg; * 20.; † Regensburg 5. XI. — A. a. O. 33, 128 (Lüstner, mit L).

*Herold, Hedwig, geb. Rasmus, Schriftstell. u. Dichterin; * Dessau 11. IV. 45; † Berlin 5. III. — BJ V, 264; KL 22, 562 (mit W). 23, 42.

Herrfurth, Ludwig, preuß. Staatsminister a. D., auch Publizist u. jurist. Schriftsteller; * Oberthau b. Merseburg 6. III. 30; † Charlottenburg 14. II. — Gartenlaube 1900 Nr. 9 Beil. 2 (mit P); KL 22, 563 (mit W). 23, 42.

*Herzfeld-Link, Rosa Babette, k. bayer. Hofschauspielerin; * Nürnberg 12. IV. 46; † München 1. VI. — BJ V, 95; Kürschners Jahrb. 1901, 902; Flüggen, Biogr. Bühnenlexikon 1, 140.

*Herzogenberg, Leopold Heinrich Frhr. Picot de Peccadue v., k. preuß. Prof., Mitgl. d. Senats d. k. Akad. d. Künste in Berlin u. Vorsteher einer Meisterschule an derselben, Komponist; * Graz 10. VI. 43; † Wiesbaden 9. X. — BJ V, 244; Monatsh. f. Musikgesch. 33, 128 (Lüstner, mit L); Freiherrl. Taschenb. 1901, 561.

*Hesse, Wohlgemuth (Pseudon.): s. Mohr, Ludwig.

Hessel, Rudolf, Dr., Ichthyolog; * in Baden 25; † Washington 10. VIII. — Leopold. 36, 153.

Hesselbarth, Hofrat, ehemal. Leiter d. Rudolstädter Hofkapelle; † Dessau im Jan. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 128 (Lüstner, mit L).

*Hessen: Prinz Heinrich, s. Heinrich — Prinz Wilhelm, s. Wilhelm.

*Hessler, Friedrich, Alexander, ehemal. Direktor d. Stadttheaters zu Straßburg i. E., auch Schriftsteller; * Torgau 16. VII. 33; † Straßburg i. E. 9. II. — BJ V, 176.

Hetzel, Moritz, Großhgl. Musikdirektor in Mannheim, Komponist; * Staßfurt 12. IX. 50; † Mannheim 14. IX. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 128 (Lüstner, mit L).

Heynsen, Lulu, Oratoriensängerin; † Berlin 23. I. — A. a. O. 33, 128 (Lüstner, mit L).

Hinkelmann, K. H., Musikdirektor in Chemnitz; † daselbst im Nov. — A. a. O. 33, 128 (Lüstner, mit L).

Hirschel, Hermann, Regisseur, Dramaturg u. Bühnenschriftsteller; * Hamburg 21. III. 48; † Berlin 25. XI. — A. a. O. 33, 128 (Lüstner, mit L); Brümmer[5] 2, 170. 514 (mit W); KL 22, 588 (mit W). 23, 42.

Hirschfeld, Anna, Konzertsängerin; † London Anfang 1900. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 128 (Lüstner, mit L).

*Hoeker, Nikolaus Anton, Dr. phil., Kanzler d. österr.-ungar. Konsulats in Cöln, Kulturhistoriker, Sagenforscher u. Dichter; * Neumagen a. d. Mosel 22. III. 22; † Cöln 21. XII. — BJ V, 104; Brümmer[5] 2, 175. 515 (mit W).

Hoffmann, Arma, geb. Harknes: s. Senkrah, A.

*Hoffmann, Emanuel, Dr. phil., o. Prof. f. klass. Philol. an d. Univ. Wien; * Neiße 11. IV. 25; † Wien 6. XII. — BJ V, 331; KL 22, 599 (mit W). 23, 42.

*Hoffmann, Friedrich Eduard, Baurat, Leiter d. »Deutschen Töpfer- u. Ziegler-Ztg.«, verdient um die keramische Industrie; * Gröningen bei Halberstadt 18. X. 18; † Berlin 3. XII. — BJ V, 539; D. Bauztg. 32, 552; 34, 604.

*Hoffmann, Otto v., k. preuß. Gen.-Leutn. z. D.; * Haynau (Schles.) 26. X. 13; † Dresden 6. III. — BJ V, 238; Löbells Jahresber. üb. Militärwesen 27, 618.

Hofmokl, Joh., Dr. med., Hofrat, Prof. f. Chirurgie an d. Univ. Wien; * Brzezany (Galizien) 11. VIII. 40; † Wien 25. III. — Leopold. 36, 131; Virchows Jahresber. 1900, I, 334 (Pagel, mit L).

*Hohenlohe-Langenburg, Adelheid Prinzess. zu, verw. Herzogin Friedrich zu Schleswig-Holstein: s. Adelheid.

Hohenlohe-Oehringen, Pauline Wilhelmine Karoline Amalie verw. Fürstin zu, Herzogin v. Ujest, geb. Prinzessin zu Fürstenberg; * Donaueschingen 11. VI. 29; † Slawentzitz 8. VIII. — Hofkal. 1900, 126. 133. 1901, 1073.

*Hohenzollern, Fürstin Josephine, geb. Prinzessin v. Baden: s. Josephine.

Hohl, Heinrich, Direktor des Stadttheaters Frankfurt a. O.; † daselbst 3. III. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 128 (Lüstner, mit L).

Holningen genannt Huene, Karl Frhr., k. preuß. Major a. D., früher Mitgl. d. Reichstags u. d. preuß. Abg.-Hauses; * Cöln 24. X. 37; † Gossensaß (Tirol) 13. III. — Kürschners Jahrb. 1901, 702; Freiherrl. Taschenb. 1901, 906; Schonfelds Notizb. f. Reichstagswähler[5] 130.

*Hollen, Amandus Karl Georg Frhr. v., kais. deutscher Vizeadmiral z. D.; * Schöneweide 13. VI. 45; † Kiel 6. IX. — BJ V, 146; Freiherrl. Taschenb. 1901, 320. 906.

Hollenberg, August, Ingenieur, Redakteur von »Dinglers polytechn. Journal«; * Meiderich 17. VIII. 35; † im Jan. — KL 22, 607 (mit W). 23, 42.

*Holm, Adolf, Dr. phil., o. Univ.-Prof. in Neapel, Historiker; * Lübeck 8. VIII. 30; † Freiburg i. B. 9. VI. — BJ V, 18.

Holstein, Christian Viktor Prinz zu: s. Christian Viktor — Herzogin Friedrich, geb. Prinzessin Adelheid zu Hohenlohe-Langenburg: s. Adelheid.

Höpfener, Karl, Dr. phil. Elektrochemiker u. Forschungsreis.; * Friedrichs-Lora (Harz) 8. II. 57; † Denver (Colorado) 14. XII. — Leopold. 37, 35; Poggendorf IV, 652.

Hoppe, Ernst Reinbold Eduard, Dr. phil., Prof., Privatdozent f. Math. an d. Univ. Berlin, Redakteur d. »Archiv f. Math. u. Phys.«; * Freiburg a. d. Unstr. 18. XI. 16; † Berlin 7. VI. — Leopold. 36, 97. 132 (mit W); Verhandl. d. D. physikal. Gesellsch. 1900, 2, 183 (Lampe); Arch. f. Math. u. Phys. III, 1 (1901), 1 (mit P).

***Hoppensack**, Leopold August, Pfarrer und Dichter; * St. Trudpert (Schwarzw.) 13. X. 20; † Schuttern 3. IX. — BJ V, 142.

***Hosäus**, Friedrich Wilhelm, Dr. phil., Geh. Hofrat, Bibliothekar, Leiter d. herzogl. Bibliothek in Dessau, Dichter u. Literarhistoriker; * Dessau 7. IX. 27; † ebenda 17. VII. — BJ V, 263.

Hotze, Friedrich, k. u. k. Feldmarschallleutn. d. R. auch Militärschriftsteller; * Mainz 28. VII. 33; † Triest 7. V. — Löbells Jahresber. üb. Militärwesen 27, 618 (mit W).

***Hövel**, Kaspar, Jesuit, eine Zeitlang Provinzial d. deutschen Ordensprovinz; * Neheim i. W. 15. IX. 31; † Valkenberg (Holland) 30. VII. — BJ V, 312.

Hoverden, Johann Adrian Hermann Graf von, Fideikommißherr, Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses; * 12. VIII. 19; † Hünern (Kr. Ohlau) 30. VIII. — Gräfl. Taschenb. 1901, 365. 998; Kürschners Jahrb. 1901, 902.

Huber, Ludwig, Verleger; † Kempten 19. III. — KL 33, 42.

Huber, Marie, geb. Döbeli (Pseudon.: Maria v. Lindenberg), Dichterin, Leiterin des »Schweizer Frauenheim«; * Sarmenstorf (Kant. Aargau) 23. II. 68; † Grindelwald (Schweiz) 14. IX. — Brümmer[5] 2, 526; KL 22, 618 (mit W). 23, 42.

Hugo, André (Pseudon.): s. Elm, Hugo.

***Hundhausen**, Ludwig Joseph, Prof. am bischöfl. Seminar in Mainz; * Gaualgesheim (Rheinhessen) 29. VIII. 35; † Mainz 7. I. — BJ V, 303.

***Jacobi**, Simon Leonard, Dr. phil., Justizrat, Notar, ao. Prof. an d. Univ. Berlin; * Königsberg 17. IX. 32; † Charlottenburg 17. IV. — BJ V, 241; KL 22, 631 (mit W). 23, 42.

***Jacobowski**, Ludwig, Dr. phil., Schriftsteller u. Dichter; * Strelno (Prov. Posen) 21. I. 68; † Berlin 2. XII. — BJ V, 28.

Jäger, Bernhard, Dr. jur., Justizrat, ehemal. Bürgermeister v. Hirschberg, Volksvertreter seit 1848; * 29. V. 25; † Hirschberg 25. V. — Kürschners Jahrb. 1901, 902; Schönfelds Notizb. f. Reichstagswähler[5] 381.

***Jagor**, Andreas, Feodor, Dr., Weltreisender u. Ethnolog; * Berlin 30. XI. 16; † ebenda 11. II. — BJ V, 78; Leopold. 36, 38.

Jahn, Albert, Dr. phil. h. c., Ehrenprof. d. Univ. Bern, Philolog, Anthropolog und Historiker; * Bern 9. X. 11; † ebenda im Aug. — KL 22, 637 (mit W). 23, 42.

***Jahn**, Otto v., k. preuß. Gen.-Leutn. z. D.; * Kosten 11. I. 33; † Charlottenburg 17. IV. — BJ V, 170.

***Jahn**, Wilhelm, ehemal. Direktor d. Wiener Hofoper; * Hof (Mähren) 24. XI. 35; † Wien 21. IV. — BJ V, 245; Gartenlaube 1900 Nr. 19 Beil. 2 (mit P); Monatsh. f. Musikgesch. 33, 128 (Lüstner, mit L).

***Jähns**, Max, Dr. phil. h. c., Oberstleutn. a. D., früher Prof. f. Gesch. d. Kriegskunst an d. preuß. Kriegsakad., Militärschriftsteller, auch lyr. u. ep. Dichter; * Berlin 18. IV. 37; † ebenda 19. IX. — BJ V, 238; Löbells Jahresber. über Militärwesen 27, 620; Brümmer[5] 2, 224. 532; KL 22, 636 (mit W). 23, 42; Gartenlaube 1900 Nr. 41 Beil. 2 (mit P).

Jauner, Franz Ritter v., 1875—80 Direktor der Wiener Hofoper, dann d. Ringtheaters in Wien; * daselbst 4. XI. 32; † ebenda 23. II. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 129 (Lüstner, mit L); Flüggen, Biogr. Bühnenlexikon 1, 157.

Jazennah, Selmar (Pseudon.): s. Elm, Hugo.

Jehle, Albert, kaiserl. Rat, Kunsthistoriker; † Wilten b. Innsbruck 13. X. — KL 23, 42.

Jessel, Sarah, Vokalkomponistin; † Frankfurt a. M. 7. X., 45 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 129 (Lüstner, mit L).

***Ille**, Eduard, Titularprof. an d. Akad. d. bild. Künste in München, Maler u. Zeichner, Mitredakteur d. »Fliegenden Blätter«, auch lyr. u. ep. Dichter; * München 17. V. 23; † ebenda 18. XII. — BJ V, 48; Brümmer[5] 2, 234. 535 (mit W).

***Josephine** Friederike Luise, geb. Prinzessin v. Baden, Witwe d. Fürsten Karl Anton v. Hohenzollern; * Karlsruhe 21. X. 13; † Sigmaringen 19. VI. — BJ V, 215; Hofkal. 1900, 6. 1901, 1072; Gartenlaube 1900 Nr. 27 Beil. 2 (mit P).

Isenbeck, Julius (Pseudon.: Julius O. Binder), Erzieher, Schriftsteller und Dichter, Hrsgbr. d. »Allg. Reichskorrespondenz«; * Münster i. W. 27. V. 47; † Steglitz b. Berlin Mitte Dez. — Brümmer[5] 2, 539 (mit W).

Isenburg und Büdingen in Büdingen, Prinzessin Ida, verw. Gräfin v. Solms-Laubach: s. Solms-Laubach.

Ysenburg und Büdingen im Meerholz, Karl Friedrich Kasimir Adolf Ludwig Graf, erbl. Mitgl. d. preuß. Herrenhauses u. d. 1. Kammer d. Großhgt. Hessen; * Meerholz b. Hanau 26. X. 19; † ebenda 30 III. — Hofkal. 1900, 143. 1901, 1073.

Juch, Ernst, mit Gottfried Kinkel Gründer d. »Londoner Ztg.«; † London Ende Mai. — KL 23, 42.

Jung, Rudolf, Mechaniker, Erfinder d. Mikrotome; † Heidelberg 9. XII., 54 J. — Virchows Jahresber. 1900, I, 335 (Pagel).

Kade, Otto, Dr. phil., Prof., großhgl. Musikdirektor a. D., Musikschriftsteller; * Dresden 6. II. 19; † Doberan 19. VII. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 129 (Lüstner, mit L); KL 22, 665.

Kallenberg, C., Turnveteran; * Württemberg; † 8. II. — Gartenlaube 1900 Nr. 9 Beil. 2 (mit P).

Kaps, Amandus, ehem. Heldentenor am Stadttheater zu Hamburg; * Bärdorf (Oberschles.) 25. IX. 10; † Polzin 6. III. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 129 (Lüstner, mit L); Flüggen, Biogr. Bühnenlexikon 1, 162.

Karst, Franz v. (Pseudon.: Flemming), k. k. Rittmeister a. D., Eigentümer d. »Armeeblatt«, Romanschriftsteller; † Wien im Febr. — KL 22, 676 (mit W). 23, 42.

***Karsten,** Gustav, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, Prof. d. Physik an d. Univ. Kiel, früher auch Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses u. des Reichstags; * Berlin 24. XI. 20; † Kiel 15. III. — BJ V, 76; Leopold. 36, 38. 49 (mit W).

***Kasch,** Anna Katharina, geb. Sager, Dichterin; * Hürup in Angeln (Schlesw.) 12. XII. 39; † Plön 5. XI. — BJ V, 203; Brümmer[5] 2, 259. 543.

Kassebeer, Fritz, Volksschullehrer, pädagog. Schriftsteller u. Dichter; * Northeim (Hannover) 8. VI. 61; † Hildesheim 5. XI. — Brümmer[5] 2, 543 (mit W).

Katholikus, F. (Pseudon.): s. Held, L.

Katz, Heinrich, Nationalökonom u. Journalist; † Prag im Nov., 84 J. — KL 23, 42.

***Keck,** Wilhelm, Geh. Reg.-Rat, Prof. für Mechanik, Elektrizitätslehre u. graph. Statik an der Techn. Hochsch. in Hannover, Redakteur d. »Ztschr. d. Architekten- u. Ingenieur-Ver. zu Hannover«; * Kniestedt b. Salzgitter (Hannover) 7. VII. 41; † Hannover 20. VII. — BJ V, 185; Leopold. 36, 153; D. Bauztg. 24, 372.

***Kemlein,** William, Porträtmaler u. Bilderrestaurator; * Jena 31. III. 18; † Weimar 11. I. — BJ V, 143.

***Kerker,** Moritz, Oberschulrat u. Seminardirektor in Schwäb.-Gmünd; * Mergentheim 8. II. 25; † 3. XI. — BJ V, 301.

Kernstock, Ernst, Dr. phil., Prof. an d. Oberrealsch. in Klagenfurt, Lichenolog. — Leopold. 36, 153.

***Kersten,** Otto, Dr., Afrikareisender und Schriftsteller; * Altenburg i. S. 23. XII. 39; † ebenda 22. XI. — BJ V, 79; Gartenlaube 1900 Nr. 51 Beil. 2 (mit P).

Kessler, Eduard, Dr. med., großhgl. sachs.-weimar. Hof- u. Med.-Rat, früher Direktor d. weimar. Irren- u. Siechenanstalt (Karl Friedrich-Hospital) in Blankenhain; † Weimar 30. I., 65 J. — Virchows Jahresber. 1900, I, 335 (Pagel, mit L).

Ketteler, Clemens August Frhr. v., kaiserl. deutscher außerordentl. Gesandter u. bevollmächtigter Minister in Peking; * Potsdam 22. XI. 53; † Peking 19. VI. — Gartenlaube 1900 Nr. 27 Beil. 2 (mit P); Freiherrl. Taschenb. 1901, 907.

Ketteler, Eduard, Dr. phil., o. Prof. f. Physik an der Akad. zu Münster i. W.; * Bocholt (Westf.) 18. IV. 36; † Münster i. W. 8. XII. — Leopold. 37, 35 (mit W); Poggendorff IV, 742 (mit W).

***Kirchner,** Friedrich, Dr. phil., Lic. theol., Prof., Realgymn.-Oberlehrer, Dozent f. Philos. an d. Humboldtakademie in Berlin, Philosoph, Literarhistoriker und Dichter; * Spandau 1. V. 48; † Berlin 6. III. — BJ V, 262; KL 22, 704 (mit W). 23, 42; Brümmer[5] 3, 287. 549 (mit W).

Kleinecke, Georg, Hofschauspieler in Hannover, auch Dichter; * Jüterbogk 20. II. 52; † Hannover 29. X. — Brümmer[5] 2, 554 (mit W).

Kleist vom Loss, Konrad Adolf Graf, Herr auf Schmenzin usw., Mitgl. d. preuß. Herrenhauses auf Lebenszeit; * Tschernowitz 4. IV. 39; † Schmenzin 23. IX. — Gräfl. Taschenb. 1900, 399. 1901, 998.

Klemm, Heinrich Bethmann, k. sächs. Oberlandesgerichtspräsident a. D.; † Dresden 8. IV., 83 J. — KL 23, 42.

***Klix,** Friedrich Ferdinand, Bibliothekar d. Stadt Kamenz i. S.; * Zobeltitz b. Löbau 14. IX. 27; † Kamenz 22. VIII. — BJ V, 120.

Klotzsch, Wilhelm, k. Kammermusiker in Kassel, Klarinettist; * Domnitz (Kr. Torgau) 5. II. 53; † Kassel 1. X. — Monatsschr. f. Musikgesch. 33, 129 (Lüstner mit L).

Knauth, Friedrich, k. Kammermusiker a. D. in Berlin; † daselbst 20. III., 70 J. — A. a. O. 33, 129, (Lüstner, mit L).

Knöfler, Max, Kapellmeister am Stadttheater zu Riga; * Weimar 16. 1. 61; † Riga 17. XI. — A. a. O. 33, 129 (Lüstner, mit L); Flüggen, Biogr. Bühnenlex. 1, 171.

***Knoll,** Philipp, Dr. med., k. k. Hofrat, o. Prof. f. Pathol. an d. Univers. Wien; * Karlsbad 4. VII. 41; † Wien 31. I. — BJ V, 362; Leopold. 36, 50; Virchows Jahresber. 1900, I, 335 (Pagel, mit L).

***Knoerzer,** Karl v., k. württemb. Gen. d. Inf. z. D.; * Stuttgart 18. VII. 19.; † ebenda 24. I. — BJ V, 208.

***Koch,** Karl Johann, Historienmaler, Zeichner u. Geograph; * Hamburg 31. V. 06; † Speier 11. V. — BJ V, 148.

***Koch,** Richard, k. württemb. Eisenbahnoberinspektor, Fachschriftsteller: * Wil-

dungen 24. VIII. 36; † Hannover 6. IX. — BJ V, 187.

Köhler, Sylvester, Sektionsvorstand d. Museums in Boston, Schriftsteller auf d. Geb. d. Buchtechnik; * Leipzig; † Boston im Sept. — KL 23, 42.

Kohlhofer, Josef, Dr. theol., Domkapitular u. Dompfarrer in Passau, Forscher auf dem Geb. d. Patristik; * Fürstenstein 17. II. 40; † Passau 26. VII. — KL 22, 743 (mit W). 23, 42.

***Köhne**, Karl, Reg.- u. Baurat, Mitgl. d. Eisenbahndirektion Halle a. S., früher techn. Beirat d. deutschen Botschaft zu St. Petersburg; * Neustettin 18. X. 49; † Halle a. S. 17. X. — BJ V, 186; D. Bauztg. 34, 524.

Koner, Max, Prof. an d. Akad. d. bild. Künste in Berlin, Porträtmaler; * daselbst 17. VII. 54; † ebenda 7. VII. — Gartenlaube 1900 Nr. 30 Beil. 2 (mit P); Kürschners Jahrb. 1901, 903.

König, Joseph, Dr. theol., Geistl. Rat, o. Univ.-Prof. a. D. in Freiburg i. B.; * Hausen (Baden) 9. VII. 19; † Freiburg i. B. im Juni. — KL 22, 737 (mit W). 23, 42.

***König**, Robert, Dr. phil., Schulmann und Schriftsteller; * Danzig 15. XI. 28; † Potsdam 7./8. IV. — BJ V, 121.

Korn, Friedrich (Pseudon.): s. Spindler, Hermann.

Kösperer, Gymnasialmusiklehrer a. D., Komponist von Männerchören; † Freising im Febr. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 129 (Lüstner, mit L).

***Köster**, Hans, Dr. phil., Landwirt, Parlamentarier (kons.) u. Dichter; * Kritzow b. Wismar 16. VIII. 18; † Ludwigslust (Mecklenb.) 6. IX. — BJ V, 262; KL 22, 740 (mit W); Brümmer[5] 2, 333. 563 (mit W).

Kötzle, J. G., Verleger, früher Besitzer d. Lauppschen Verlagsbuchh.; † Tübingen im Sept. — KL 23, 42.

***Kozics**, Joseph, Genre- u. Bildnismaler, *Preßburg 2. I. 63; † München 2. X. — BJ V, 148.

***Krafft**, Adolf, Stenograph; * Nürnberg 13. VI. 59; † ebenda 21. III. — BJ V, 358.

***Krafft**, Theodor, k. bayer. Gymn.-Prof., Stenograph; * Ansbach 18. X. 28; † Nürnberg 23. I. — BJ V, 358.

Krause, Ferdinand, k. Musikdirektor in Neustettin; † daselbst 6. II. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 129 (Lüstner, mit L).

***Krause**, Josef, Prof. d. Philos. am Lyceum Hosianum in Braunsberg; * daselbst 26. I. 40; † ebenda 27. III. — BJ V, 307.

Krause, Karl Gotthold, Dr. jur., Gutsbesitzer, Stadtrat in Berlin, Mitgl. d. 2. sächs. Kammer u. d. deutschen Reichstags (deutschfreis.); * Dresden 16. VIII. 37; † Berlin 23. X. — Schoenfelds Notizb. f. Reichstagswähler 5, 140; Kürschners Jahrb. 1901, 903.

Krautwurst, Julius, Dr. med., Generalarzt a. D.; † Berlin 12. II. — Leopold. 36, 50; Virchows Jahresber. 1900, I, 335 (Pagel).

Krawani, August, Chefredakteur d. »Österr. Volksztg.«; † Wien 4. XI. — KL 22, 764. 23, 43.

***Krebs-Brenning**, Mary, k. sächs. Kammervirtuosin, Pianistin; * Dresden 5. XII. 51; † ebenda 28. VI. — BJ V, 334; Monatsh. f. Musikgesch. 33, 129 (Lüstner, mit L); Gartenl. 1900 Nr. 29 Beil. 2 (mit P).

Kreuzer, Heinrich, ehemal. lyr. Tenor am Wiener Hoftheater; * Wien 19; † Baden b. Wien 25. X. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 129 (Lüstner, mit L).

***Krieg**, Heinrich, Oberreg.-Rat, Prof., Stenograph; * Prowehren (Ostpr.) 18. VI. 35; † Dresden 10. II. — BJ V, 358; KL 22, 769. 23, 43.

***Kristeller**, Samuel, Dr. med., Geh. Sanitätsrat; * Xions (Posen) 26. V. 20; † Berlin 15. VII. — BJ V, 313; KL 22, 769. 23, 43; Virchows Jahresber. 1900, I, 336 (Pagel, mit L).

***Kröner**, Paul, Verleger; * Stuttgart 13. XI. 39; † ebenda 25. II. — BJ V, 33; Gartenlaube 1900 Nr. 13 Beil. 2 (mit P).

***Kruse**, Ernst, Dr. med., Sanitätsrat, k. Badearzt in Norderney, medizin. Schriftsteller, Hygieniker, auch Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses u. d. deutschen Reichst. (nat.-lib.); * Esens (Ostfriesl.) 28. II. 37; † Berlin 22. II. — BJ V, 313; Kürschners Jahrb. 1901, 903; Kürschners Reichst. 1893, 152 (mit P); Leopold. 36, 50; Virchows Jahresber. 1900, I, 336 (Pagel, mit L).

***Kuhn**, Abraham, Dr. med., ao. Prof. f. Ohrenheilk. u. Direktor d. Poliklinik f. Ohrenkrankh. an d. Univ. Straßburg; * Bissersheim (bayr. Rheinpfalz) 29. I. 38; † Straßburg 15. IX. — BJ V, 317; Leopold. 36, 171 (mit W); KL 22, 781 (mit W); Virchows Jahresber. 1900, I, 336 (Pagel, mit L).

***Kühne**, Moritz, k. preuß. Gen. d. Inf. z. D., Militärschriftsteller; * Magdeburg 26. I. 35; † Gardone Riviera am Gardasee 12. III. — BJ V, 170; Löbells Jahresber. üb. Militärwesen 27, 621 (mit L u. W).

Kühne, Willy, Dr. med., Geh. Rat, o. Prof. f. Physiol. an d. Univ. Heidelberg; * Hamburg 19. XI. 37; † Heidelberg 10. VI. — KL 22, 778; Leopold. 36, 153 (mit W); Virchows Jahresber. 1900, I, 336 (Pagel, mit L).

***Kummer**, Ferdinand Rudolf v., k. preuß. Gen. d. Inf. z. D.; * Szelejewo (Prov. Posen) 11. IV. 16; † Hannover 3. V. — BJ V, 169;

Gartenlaube 1900 Nr. 20 Beil. 2 (mit P); Löbells Jahresber. üb. Militärwesen 27, 621.

Kunz, Hugo, Vizekonsul, Redakteur d. »Südamerikan. Rundschau«, Geograph; * Sorau 4. V. 52; † Berlin 13. VIII. — KL 22, 784 (mit W). 23, 43.

Küpper, Karl Josef, Dr. phil., früher Prof. d. Geometrie an d. deutschen Techn. Hochschule in Prag; * 28; † Prag Mitte Sept., 72 J. — Leopold. 36, 180; Poggendorf IV, 814.

***Kurz,** Anton, Dr. theol., o. Prof. d. Theol. an d. D. Univ. Prag; * Radonitz 5. VII. 37; † Prag 25. II. — BJ V, 305; 22, 786 (mit W). 22, 43.

Kym, Ludwig, Dr. phil., o. Prof. d. Philos. an d. Univ. Zürich; * Berlingen 30. III. 22; † Zürich 2. V. — KL 23, 43.

***Laeisz,** Karl Ferdinand, Kaufmann, Gründer d. ehemal. Reedereigesellsch. »Hansa« in Hamburg; * daselbst 10. VIII. 53; † ebenda 22. VIII. — BJ V, 202.

Lahmer, R., Apothekenbesitzer zu B.-Kamnitz, Lokal- u. Kulturhistoriker; * Hohenelbe 20. XI. 46; † B.-Kamnitz 21. I. — KL 22, 791 (mit W). 23, 43.

Landmann, Karl, Dr. phil., Realgymn.-Prof. a. D., Germanist u. Literarhistoriker; * Heldenbergen 8. II. 30; † Darmstadt 21. VII. — KL 22, 795 (mit W). 23, 43.

Landskron, Leopold, Komponist, Prof. f. Klavier am Konservatorium in Wien; * daselbst 5. XII. 42; † ebenda 18. VII. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 129 (Lüstner, mit L).

Langehan, Richard, Kapellmeister am Kaimorchester in München; † daselbst 18. III., 35 J. — A. a. O. 33, 129 (Lüstner, mit L).

Laudahn, Heinrich, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Direktor d. städt. Irrenanstalt Lindenberg b. Cöln; * 30; † Cöln 9. V. — Virchows Jahresber. 1900, I, 336 (Pagel, mit L).

Laufs, Karl, dramat. Dichter; † Kassel 13. VIII. — KL 23, 43.

Lautsch, Auguste, verebel. Lutze: s. Lutze, A.

***Lefflad,** Michael, Prof. am bischöfl. Lyceum in Eichstätt, Kirchenhistoriker; * Ammerbacherkreuth b. Wemding 26. V. 28; † Eichstätt 2. XI. — BJ V, 302.

***Lehfeldt,** Paul, Dr. phil., Prof., Konservator der Kunstdenkmäler Thüringens, Kunsthistoriker; * Berlin 9. IX. 48; † Kissingen 1. VII. — BJ V, 204; KL 22, 812 (mit W). 23, 43; D. Bauztg. 34, 336.

***Leibl,** Wilhelm, Genremaler in Aibling (Oberbayern); * Cöln 23. X. 44; † Würzburg 4. XII. — BJ V, 320.

***Leichtenstern,** Otto Michael Ludwig, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Vorstand d. Augusta-Hospitals in Cöln; * Ingolstadt 14. X. 45; † Cöln 23. II. — BJ V, 315; Gartenl. 1900 Nr. 11 Beil. 2 (mit P); Pagel 977 (mit P u. W); Virchows Jahresber. 1900, I, 336 (Pagel, mit L).

Leiningen, Henriette Pauline Katharine Gräfin zu, geb. Keller, Witwe d. Maximilian Grafen zu; * Karlsruhe 16. IX. 40; † 19. V. — Hofkal. 1900, 148. 1901, 1073.

Leiningen-Billigheim (Guntersblum), Karl Wenzeslaus Graf zu, Graf v. Dagsburg u. Aspremont; * Heidelberg 7. III. 23; † Schloß Billigheim (Baden) 23. VII. — Hofkal. 1900, 147. 1901, 1073.

Leudesdorf, Maximilian, Dr. med., prakt. Arzt in Hamburg, verdient um die Erforschung der Krankheiten auf See; * 32 i. d. Rheinprov. — Virchows Jahresber. 1900, I, 337 (Pagel, mit L).

Leutheuser, Komponist, Musikdirektor am Ernst-Albert-Seminar zu Koburg; † daselbst 7. X. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 129 (Lüstner, mit L).

***Levi,** Hermann, k. bayer. Generalmusikdirektor u. Hofkapellmeister a. D. in München; * Gießen 7. XI. 39; † München 13. V. — BJ V, 113; Monatsh. f. Musikgesch. 33, 130 (Lüstner, mit L).

Lewandowsky, Hermann, Dr. med., Sanitätsrat, prakt. Arzt in Berlin, verdient um die Förderung mediz. Standesangelegenheiten; * 2. III. 44; † 5. VI. — Virchows Jahresber. 1900, I, 337 (Pagel, mit L).

Liebe, Eduard Ludwig, Musikdirektor u. Liederkomponist in Chur; * Magdeburg 19. XI. 19; † Chur 4. VII. — A. a. O. 33, 130 (Lüstner, mit L).

***Liebknecht,** Wilhelm, Politiker u. Journalist, Landtags- u. Reichstagsabg. (soz.-demokr.); * Gießen 29. III. 26; † Charlottenburg 7. VIII. — BJ V, 374; KL 22, 835 (mit W). 23, 43.

***Lierheimer,** Bernard Maria, Benedictiner, Theolog; * Eichstätt 1. XII. 26; † Gries b. Bozen 9. XII. — BJ V, 301.

Liedl, Franz, Violinvirtuose; † Budapest 31. X. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 130 (Lüstner, mit L).

Limbeck, Rudolf Ritter v., Dr. med., Prof. in d. medizin. Fakultät d. Universität Wien, Oberarzt am Krankenhause d. Rudolfstiftung; * 21. X. 61; † Wien 4. V. — Leopold. 36, 133 (mit W); Pagel 1013; Virchows Jahresber. 1900, I, 337 (Pagel, mit L).

Limpöck, Klementine Freiin v., Sternkreuzordensdame, Ehrendame d. k. bayer. Theresienordens, Oberhofmeisterin Ihrer k. u. k. Hoheit d. Prinzessin Leopold v. Bayern; * 14. VIII. 37; † München 29. III. — Freiherrl. Taschenb. 1901, 437. 908.

Lindenberg, Maria v. (Pseud.): s. Huber, M.

Linder, Moritz, Publizist; * Jaroslau 24. V. 41; † Wien 29. V. — KL 22, 844 (mit W). 23, 43.

Lindley, William, Ingenieur, vorzugsweise in Deutschland (Hamburg u. Frankfurt a. M.) tätig; * 7. IX. 08; † London 22. V. — Kürschners Jahrb. 1901, 904; D. Bauztg. 34, 268.

Link, Antoinette, Opernsängerin; † Brooklyn Ende Okt. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 130 (Lüstner, mit L).

*__Link__, Rosa, Hofschauspielerin: s. Herzfeld-Link, R.

Linsingen, Eduard Wilhelm v., Major, wohl d. älteste inaktive Offizier d. deutschen Armee; * Messina 10; † Osnabrück 16. V. — Gartenlaube 1900 No. 22 Beil. 2 (mit P).

Lintner, Karl, Prof. u. Direktor d. Landwirtschaftl. Zentralschule in Weihenstephan b. Freising; * München 3. II. 28; † ebenda 15. I. — Kürschners Jahrb. 1901, 904.

Lippe-Biesterfeld, Adelheid Gräfin v.: siehe Adelheid.

Lippe-Weifsenfeld, Ferdinand Graf zur: s. Ferdinand — Cölestine Gräfin zur: siehe Cölestine.

*__Löbe__, August Julius, D., Dr. phil., Geh. Kirchenrat, Pastor in Rasephas (Sachs.-Altenb.), Philolog und Lokalhistoriker; * Altenburg 8. I. 05; † Rasephas 27. III. — BJ V, 210.

Löffler, R., Liederkomponist; † Pittchach (Niederösterr.) im Nov. — Monatsh. für Musikgesch. 33, 130 (Lüstner, mit L).

Lohse, Mathilde, Sängerin u. Gesanglehrerin in Riga; † daselbst im Juni, 41 J. — A. a. O. 33, 130 (Lüstner, mit L).

*__Long__, Reinhold, Dr. med., Geh. Med.-Rat; * Friedland (Schles.) 35; † Berlin 19. (oder 18?) V. — BJ V, 224; Leopold. 36, 133; Virchows Jahresber. 1900, I, 337 (Pagel, mit L).

Lorenz, Adolf (Pseudon.: Adolf Lenz), Oberlandesgerichtsrat a. D., Direktionsmitgl. d. »Gesellsch. d. Musikfreunde« in Wien, beliebter Tanzkomponist; † daselbst 29. III., 76 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 130 (Lüstner, mit L).

Lorenz, Friedrich August, k. sächs. Hofkantor a. D.; † Dresden 12. IX. — A. a. O. 33, 130 (Lüstner, mit L).

Loew, Moritz, Dr. phil., Prof., Abt.-Vorstand d. preuß. geodät. Instituts; * Makó (Ungarn) 22. VIII. 41; † Groß-Lichterfelde b. Berlin 25. V. — Leopold. 36, 133; KL 23, 43; Poggendorff III, 825. IV, 904 (mit W).

*__Lucam__, Wilhelm Ritter v., Generalsekretär d. österr.-ungar. Bank in Wien; * Wien 6. I. 20; † Ischl 30. IX. — BJ V, 380; KL 22, 870. 23, 43.

Luise, Prinzessin von Anhalt, Tochter erster Ehe d. Prinzen Georg; * Dessau 22. VI. 26; † ebenda 18. II. — Hofkal. 1900, 4. 1901, 1071.

*__Luther__, Karl Theodor Robert, Dr. phil. h. c., Prof., Geh. Reg.-Rat, Direktor der Sternwarte »Charlottenruhe« in Bilk bei Düsseldorf; * Schweidnitz 16. IV. 22; † Düsseldorf 15. II. — BJ V, 106; Leopold. 36, 22. 51; Jahrb. üb. d. Fortschr. d. Math. 31, 30 (L).

Lutze, Auguste, geb. Lautsch, Dichterin; * Halberstadt 1. V. 23; † im April. — Brümmer[5] 2, 457. 604; Pataky I, 527.

*__Maafsen__, Friedrich Bernhard, Dr. jur., k. k. Hofrat, Mitgl. d. österr. Herrenhauses, früher Prof. f. Kirchenrecht an d. Univ. Wien, Kirchenrechtler; * Wismar 24. IX. 23; † Innsbruck 9. IV. — BJ V, 242.

Mack, Gustav, Dr. med., Sanitätsrat, langj. Vorsitzender d. braunschweig. ärztl. Landesvereins; † Braunschweig 17. VIII., 70 J. — Virchows Jahresber. 1900, I, 337 (Pagel, mit L).

*__Majer__, Gustav, Genremaler; * Balingen (Württemb.) 21. III. 47; † Schleißheim 6. IX. — BJ V, 149.

Malfs, Eduard, Dr. phil., Realschulprof. in Wien, Physiker; * Krems 1. II. 53; † Velden 13. IX. — KL 22, 886 (mit W). 23, 43.

Malsen, Wilhelm Frhr. v., k. b. Kammerjunker, kaiserl. deutscher Bezirksamtmann in Kamerun; * 28. VIII. 72; † Kamerun 8. VII. — Freiherrl. Taschenb. 1901, 908.

Mamszanowski, Adolf, Titularbischof von Agathopolis, Domherr zu Frauenburg, d. ehemal. kathol. Feldpropst d. preuß. Armee; * Danzig 12. VIII. 20; † Oliva bei Danzig 22. III. — Kürschners Jahrb. 1901, 904.

Marbach, Bianka, verehel. Bobertag: siehe Bobertag, B.

Marcuse, Moritz, Dr. med., Geh. Sanitätsrat in Berlin; † daselbst 3. IX. — Virchows Jahresber. 1900, I, 337 (mit L).

Marcuse, Wilhelm, Dr. med., prakt. Arzt und medizin. Schriftsteller; † Berlin 23. III. — Leopold. 36, 133.

Marie-Elisabeth Margarete Therese Josephe Albertine Antonie Prinzessin von Württemberg, Tochter d. Herzogs Albrecht; * Potsdam 12. IX. 99; † Meran 15. IV. — Hofkal. 1900, 100. 1901, 1072.

Mauracher, Hans, Hoforgelbauer in Salzburg; † daselbst 12. VI. — Monatsh. für Musikgesch. 33, 130 (Lüstner, mit L).

Mayer, C. Th., Hrsgbr. d. »Philadelphia Gazette«; * Freiburg i. B. 42; † Philadelphia 18. VI. — KL 23, 43.

*__Mayer__, Rudolf, Prof. f. Baumechanik und graph. Statik an d. Techn. Hochsch. in Wien; * daselbst 25. III. 61; † ebenda 30. XI. — BJ V, 260; KL 23, 43.

Mayerhofer, Johann von Gott, Dr. phil., Kreisarchivar in Speier, Historiker, auch pfälz.

Dialektdichter; * Haidenhof 1. I. 51; † 16. XIII. — KL 22, 910 (mit W). 23, 43.

Merck, Louis, Hornvirtuose, Lehrer am Konservatorium in Brüssel; * Landau (Pfalz) 32; † Saint-Gilles 15. IV. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 130 (Lüstner, mit L).

Mettcker, Wilhelm, Buchdruckereibesitzer, Haupt der »Getreuen von Jever«, die alljährl. dem Fürsten Bismarck 101 Kiebitzeier mit einem originellen Spruch als Geburtstagsgeschenk übersandten; † Jever 10. IV., 74 J. — Gartenlaube 1900 No. 18 Beil. 2 (mit P).

***Meyer,** Georg, Dr. jur., Prof. f. Staatsrecht an d. Univ. Heidelberg, früher auch Mitgl. d. deutschen Reichstags; * Detmold 21. II. 41; † Heidelberg 28. II. — BJ V, 336; D. Juristenztg. 5, 130 (Jellinek).

***Meyer,** Gustav, Dr. phil., o. Prof. f. Sprachvergleichung an d. Univ. Graz; * Großstrehlitz 25. XI. 50; † Irrenanst. Feldhof b. Graz 29. VIII. — BJ V, 331; KL 22, 933 (mit W). 23, 43.

Meyer, H., Dr. med., russ. Wirkl. Staatsrat, Arzt in Odessa; * Libau 10. VII. 25; † Odessa 24. VI. — Virchows Jahresber. 1900, I, 338 (Pagel, mit L).

***Meyer,** Ludwig, Dr. med., Prof., Geh. Med.-Rat, o. Prof. f. Psychiatrie u. Direktor d. Prov.-Irrenanstalt u. d. psychiatr. Klinik an d. Univ. Göttingen; * Bielefeld 27. (oder 29.?) XII. 27; † Göttingen 8. II. — BJ V, 222; Leopold. 36, 22. 51 (mit W); Pagel 1129 (mit P u. W); Virchows Jahresber. 1900, I, 338 (Pagel, mit L).

Mik, Joseph, Schulrat, früher Prof. am Akad. Gymn. in Wien; Dipterologe, Redakteur d. Wiener Entomolog. Ztg.; * Hohenstadt (Mähren) 39; † Wien 13. X. — Leopold. 36, 180.

Miller, Julie v., Tochter d. Erzgießers Ferdinand v. M., Samariterin; † München 10. VII. — Gartenlaube 1900 Nr. 31 Beil. 2 (mit P).

Mirow, Kapitän d. Lloyddampfers »Saale«; † Hoboken b. New-York beim Brand des Lloyddockes 30. VI. — A. a. O. Nr. 31 Beil. 2 (mit P).

***Mohr,** Ludwig (Pseudon.: Wohlgemut Hesse), Erzieher, später Optiker, dann Eisenbahnbeamt., Schriftsteller u. Dichter; * Homberg (Hessen) 10. II. 33; † Wehlheiden b. Kassel 13. VII. — BJ V, 157; Brümmer[5] 3, 82. 489; KL 22, 951 (mit W).

Molitor, Johann Baptist, Domkapellmeister u. Chorallehrer am bischöfl. Priesterseminar zu Leitmeritz; * Stadt Weil (Württemb.) 14. XI. 34; † Leitmeritz 25. V. — Kornmüller, Lexikon d. kirchl. Tonkunst II, 185 (mit W).

***Mommsen,** Karl Johannes Tycho, Dr. phil., Prof., Gymn.-Dir. a. D., klass. Philolog, Anglist u. Literarhistoriker, auch Übersetzer; * Garding (Schlesw.) 23. V. 19; † Frankfurt a. M. 30. XI. — BJ V, 219.

Mone, Fredegar Josef, Dr. phil., Prof. a. D., Historiker bes. auf d. Geb. d. Kultur und Kunstgesch., auch Heraldiker; * Löwen (Belgien) 12. IV. 29; † Karlsruhe 8. IV. — KL 22, 954 (mit W). 23, 43.

Mooren, Albert, Dr. med., Augenarzt; * Oedt 28; † Düsseldorf 1. I. — Kürschners Jahrb. 1901, 904.

***Morgott,** Franz v. Paula, Dr. theol., Domdekan u. Prof. am Lyzeum in Eichstätt; * Mühlheim (Mittelfranken) 12. VI. 29; † Eichstätt 3. II. — BJ V, 303; KL 22, 957 (mit W). 23, 43.

Moro, Leopold Ritter v., Großindustrieller u. Politiker, Mitgl. d. Abg.-Hauses d. österr. Reichsrates (Vereinigte deutsche Linke); * Viktring b. Klagenfurt 26; † Wien 5. II. — Kürschners Jahrb. 1901, 904.

Morsey genannt Picard, Marie Isabella Freifrau, geb. Gräfin zu Stolberg-Stolberg: s. Stolberg-Stolberg.

***Mosengeil,** Karl v., Dr. med., o. Prof. d. Medizin an d. Univ. Bonn, Begründer d. wissenschftl. Behandlung d. Massage; * Meiningen 25. IV. 40; † Bonn 11. III. — BJ V, 314; KL 23, 43; Virchows Jahresber. 1900, I, 339 (Pagel, mit L).

***Möser,** Albert, Dr. phil., Gymn.-Prof., Dichter; * Göttingen 7. V. 35; † Striesen bei Dresden 27. II. — BJ V, 329; KL 22, 950 (mit W). 23, 43; Brümmer[5] 3, 99. 492.

Moser, Paul, Verleger; † Berlin 8. I., 58. J. — KL 23, 43.

***Motschi,** Karl, O. S. B., Abt v. Maria-Stein; * Oberbuchsiten 29. III. 27; † Delle (Frankr.) 18. IV. — BJ V, 308.

Müldener, Wilhelm, Dr. phil., Oberbibliothekar an d. Univ.-Bibl. Greifswald, klass. Philolog u. Bibliograph; * Rottleben 31. X. 30; † Greifswald 25. XI. — KL 22, 963. 23, 43; Zentralbl. f. Bibl.-Wesen 1900, 61. 600. 1901, 336.

***Müller,** Johann August Karl (Pseudon.: Hans Müller, A. Weller), Prof., Gymn.-Oberlehrer, dramat. Schriftsteller; * Kakeldüt (Mecklenb.-Strel.) 12. XII. 38; † Berlin 9. IV. — BJ V, 156; KL 23, 43.

Müller, E., Generalsuperintendent in Koburg, protest. Theolog; † daselbst 5. I., 90 J. — KL 23, 43.

Müller, Eduard, früher o. Prof. f. Theol. an d. Univ. Bern; * 29. VI. 20; † im Januar. — KL 23, 43.

***Müller,** Ferdinand, Gymn.-Oberlehrer in St. Petersburg, Reisender u. Geograph; * Riga 37; † St. Petersburg 7. XI. — BJ V, 107; Leopold. 36, 171.

Müller, Haos (Pseudon.), Dichter: s. Müller, August.

*__Müller,__ Isidor, Dr. jur., früher Notar, Schriftsteller u. Dichter, auch Alpinist; * Landeck (Tirol) 4. IV. 27; † Innsbruck Ende Sept. — BJ V, 156; Brümmer[5] 3, 493.

*__Müller,__ Friedrich Max, Dr. phil., Prof. f. vergl. Literaturgesch. u. Sprachforschung an d. Univ. Oxford; * Dessau 6. XII. 23; † Oxford 28. X. — BJ V, 273.

*__Muncker,__ Theodor Ritter v., Geh. Hofrat, Bürgermeister von Bayreuth, verdient um die Kunst R. Wagoers; * Bayreuth 29. V. 23; † ebenda 14. II. — BJ V, 318; Monatsh. f. Musikgesch. 33, 131 (Lüstner, mit L); Gartenlauhe 1900 Nr. 10 Beil. 2 (mit P).

Nathusius-Ludom, Philipp v., polit. Schriftsteller (kons.), früher Chefredakteur d. »Kreuzztg.«; * Althaldensleheo 4. V. 42; † Berlin 8 VII. — KL 23, 43.

Naundorff, E. v. (Pseudon.): s. Elm, Hugo.

Neuhäuser, Joseph, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, o. Prof. d. Philos. an d. Univ. Bonn; * Küchelheim (Westf.) 24. I. 26; † Boon V. I. — KL 22, 992 (mit W). 23, 44.

*__Nietzsche,__ Friedrich Wilhelm, Dr. phil., früher Prof. f. klass. Philol. an d. Univ. Basel, Philolog, Philosoph u. Dichter; *Röeken b. Lützen 15. X. 44; † Weimar 25. VIII. — BJ V, 388.

*__Nissel,__ Karl, dramat. Dichter; * Neumarkt (Schles.) 25. XI. 17; † Liegnitz 6. IV. — BJ V, 155.

Norden, Ernst (Pseudon.): s. Wegerer, A. v.

*__Noerr,__ Julius v., Laodschafts- u. Georemaler; * München 6. XI. 27; † Starnberg 28. V. — BJ V, 140.

*__Nottbeck,__ Eugen v., Dr. phil. et jur. h. c., k. russ. Staatsrat, Rechtshistoriker; * Reval 23. IV. 42; † ebenda 26. XI. — BJ V, 213.

Nötzli, Jean, Schriftsteller u. Dichter, Mitbegründer d. »Nebelspalter«; * Höngg b. Zürich 22. (oder 26.?) IV. 44; † Küsnaeht b. Zürich 21. IV. — Brümmer[5] 3, 504; KL 22, 1008 (mit W).

Oberbeck, Aoton, Dr. phil., Prof. d. Physik u. Direktor d. Physikal. Instituts an d. Univ. Tübingen; * 25. III. 46; † Berlin 23. X. — Leopold. 36, 158.

Ockert, Karl Ernst Louis, Direktor d. Stadttheaters in Essen a. d. R; * Leipzig 2. VIII. 43.; † Essen a. d. R. 26. VI. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 131 (Lüstner, mit L); Flüggen, Biogr. Bühnenlexikon 1, 233.

Oldenburg: Großherzog Peter: s. Peter — Herzogin Alexandra: s. Alexandra.

Oelschlägel, S. E., Musikdirektor io Dresdeo; † daselbst im Juli. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 131 (Lüstner, mit L).

Oppenheim, Joseph, Journalist, Redakteur ao der »Neuen Freien Presse« in Wien; * Arheiligen 39; † Baden b. Wien 12. VII. — KL 22, 1026. 23, 44.

*__Oppermann,__ Eduard, Stenograph; * Gießen 15. VIII. 41; † Dresden 28. XII. — BJ V, 359.

Orsini und Rosenberg, Stephanie Gräfin v.; * Klagenfurt 7. VIII. 44; † ebenda 13. V. — Hofkal. 1900, 177. 1073.

Oertel, Karl, Michael, Politiker, Mitgl. d. deutschen Reichstags (soz.-dem.), Redakteur d. »Fränk. Tagespost«; * Forchheim 29. I. 66; † Nürnberg 4. IV. — KL 23, 43; Kürschners Reichstag 1898, 267 (mit P).

Ortwein, August, Prof., Direktor d. Staatsgewerbeschule in Graz, Baumeister u. dekorativer Zeichner, auch Kunstschriftsteller; * Schloß Kornherg b. Riegersburg 30. IX. 36; † Graz 22. IX. — Müller-Singer[3] 3, 347; Gartenl. 1900 Nr. 41 Beil. 2 (mit P).

*__Otten,__ Alois, Dr. theol., Prof. f. Apologetik u. Gesch. d. Philos. an d. bischöfl. philos.-theol. Fakultät in Paderborn; * daselbst 9. VI. 53; † eheoda 9. V. — BJ V, 301.

Ottendorfer, Oswald, Besitzer u. Hrsgbr. d. »New Yorker Staatsztg.«, 1848ger; * Zwittau (Mähreo) 28. II. 26; † New York 15. XII. — Gartenlaube 1901 Nr. 1 Beil. 2 (mit P); KL 23, 44.

Oettingen, Max v., kaiserl. russ. Hofgerichtsrat a. D., Politiker u. Publizist; * Warschau 1834; † Berlin 4. XII. — KL 22, 1020 (mit W). 23, 44.

Oettingen-Wallerstein, Fürstin Albertine, geb. Gräfin v. Larisch-Moenich, Witwe d. Fürsten Ludwig; * 20. V. 19; † Görz 10. VII. — Hofkal. 1900, 162. 1901. 1073.

Panthel, Karl Christian Friedrich Peter, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, k. Brunneo- u. Badearzt in Bad Ems; † daselbst 24. III. — Leopold. 36, 38.

Parey, Paul, Verlagsbuchhändler; * Berlin 23. III. 42; † ebenda 31. III. — Börsenbl. f. d. D. Buchh. 1900, II, 2614. 2665. 2861. 3578 (Vollert). 3729. 4017.

Parisius, Ludolf, Kreisrichter a. D., Publizist n. Parlamentarier (fortschr.), auch Romanschriftsteller u. Folklorist; * Gardelegen (Altmark) 15. X. 27; † Berlin 11. III. — KL 22, 1039 (mit W). 23, 44; Schoenfelds Notizb. f. Reichstagswähler[5] 20, 361.

Paul, Carl Maria, k. k. Oberbergrat, Chefgeologe d. k. k. Geolog. Reichsanstalt in Wien; * daselbst 17. VII. 38; † ebenda 10. II. — Leopold. 36, 22; Poggendorff III, 1008 (mit W).

*__Paul,__ Richard, Porträtmaler und Kartonzeichner, auch lyr. und dramat. Dichter; * Breslau 25. VIII. 43; † München 18. I. — BJ V, 138; Brümmer[5] 3, 196, 515.

Pelka, Hermann, Dr. theol., Oberkonsistorialrat u. 2. Schloßpfarrer, Lektor d. poln. Sprache u. Dirigent d. poln.-homilet. Seminars an d. Univ. Königsberg i. Pr.; * 31; † Königsberg i. Pr. 25. V. — Chronik der Univ. Königsberg 1900/1, 6.

***Peter**: Nikolaus Friedrich Peter Großherzog v. Oldenburg; * Oldenburg 8. VII. 27; † Rastede 13. VI. — BJ V, 190.

***Petersen**, Johann Christian Wilhelm, Geh. Reg.-Rat, Dichter, auch Bildhauer u. Kunsthistoriker; * Kellingbusen (Holstein) 20. I. 35; † Schleswig 26. IX. — BJ V, 218.

Pfuel, Richard v., deutscher Diplomat, früher Gesandter in Stockholm; * 13. XI. 27; † Berlin 15. IV. — Kürschners Jahrb. 1901, 905.

***Piccolo** (Pseudon.): s. Groß, Ferdinand.

***Pichler** Ritter v. Rautenkar, Adolf, Dr. med., früher Prof. f. Mineral. u. Geol. an d. Univ. Innsbruck, Ehrenbürger dieser Stadt, Dichter; * Erl bei Kufstein 4. IX. 19; † Innsbruck 15. XI. — BJ V, 89; Brümmer[5] 3, 219. 522 (mit W); Gartenlaube 1900 Nr. 48 Beil. 2 (mit P); KL 22, 1069 (mit W). 23, 44.

Piefke, Rudolf, ehemaliger Kapellmeister im preuß. 48. Inf.-Reg., Komponist; † Küstrin 25. XI., 65 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 131 (Lüstner, mit L).

Pielsticker, Ludwig Joseph Hermann, k. k. Feldmarschallleutn. i. R., Wirkl. Geh. Rat; * Osnabrück 12. VIII. 24; † auf der Insel Lussingrande im Golf v. Quarnero 3. V. — Gartenlaube 1900 Nr. 22 Beil. 2 (mit P); Freiberrl. Taschenb. 1901, 562; Löbells Jahresber. üb. Militärwesen 27, 623.

***Planck**, Max v., Dr. phil., Schulmann; * Feuerbach b. Stuttgart 8. VII. 22; † Stuttgart 8. IV. — BJ V, 64.

***Planck**, Johann Julius Wilhelm v., Dr. jur., Geh. Rat, o. ö. Prof. f. Zivil- u. Strafprozeß an d. Univ. München; * Göttingen 22. IV. 17; † München 14. IX. — BJ V, 14.

Plank, Fritz, großhgl. bad. Kammersänger; * Wien 7. XI. 48; † Karlsruhe 15. I. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 131 (Lüstner, mit L).

***Platz**, Philipp, Dr. phil., früher Prof. am Realgymn. in Karlsruhe, Geolog; * Wertheim 1. V. 27; † Karlsruhe 30. VI. — BJ V, 109.

Pochhammer, Paul, Oberstleutn. z. D., Danteforscher; * Neiße 21. II. 41; † Berlin 30. XII. — KL 23, 44.

Pollitzer, Adolf, Direktor der »Academy of Music« in London, Violinist; * Budapest 32; † London 14. XI. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 131 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 878.

***Popp**, Karl Ritter v., bayer. Gen. d. Inf.; * Rhodt b. Landau 23. VI. 38; † München 14. X. — BJ V, 85; Löbells Jahresber. über Militärwesen 27, 625 (mit L).

***Porges**, Heinrich, k. Musikdirektor, Dirigent eines nach ihm benannten Chorvereins, Komponist und Musikschriftsteller; * Prag 25. XI. 37; † München 18. XI. — BJ V, 247; Gartenlaube 1900 Nr. 49 Beil. 2 (mit P); KL 22, 1087 (mit W); Monatsh. für Musikgesch. 33, 132 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 880.

Proksch, Marie, Vorsteherin der von ihrem Vater begr. »Musikbildungsanstalt« in Prag; † daselbst 17. V., 64 J. — Monatsb. f. Musikgesch. 33, 132 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 892.

Pschorr, Matthias, Großbrauer; * München 4. XI. 34; † ebenda 4. IX. — Kürschners Jabrb. 1901, 905.

***Purtscheller**, Ludwig, Turnlebrer a. Gymn. in Salzburg, Alpin.; * Innsbruck 6. X. 49; † Bern 3. III. — BJ V, 359; Purtscheller, Über Fels u. Firn. München 1901. S. XI (H. Heß, mit P.)

Pusch, Georg, Publizist, Redakteur an der »Berliner Ztg.«; * Katscher (Schles.) 4. VII. 65; † Berlin 28. X. — KL 22, 1102. 23, 44.

Puscher, Wilhelm v., Politiker, ein Führer d. nat.-lib. Partei in Süddeutschland; * Hannöverisch-Münden 22. XI. 18; † Nürnberg 20. IX. — Kürschners Jahrb. 1901, 905.

Puttkamer, Robert Viktor v., Oberpräsident der Prov. Pommern, preuß. Staatsminister a. D.; * Frankfurt a. O. 5. V. 28; † Karzin h. Stolp (Pommern) 15. III. — Gartenlaube 1900 Nr. 13 Beil. 2 (mit P); BZ 1900, I, 229.

***Randegger**, Johannes, Kupferstecher und Kartendrucker, Teilhaber d. Firma Wurster, Randegger & Cie. in Winterthur; * daselbst 30; † ebenda 18. II. — BJ V, 109.

Rasmus, Hedwig, Schriftstellerin: s. Herold, Hedwig.

Raspl, Eugen, Dr. phil., Schriftsteller, Dichter u. Literarhistoriker; * Wien 28. XI. 58; † Saulgau (Württemb.) im März. — KL 22, 1112 (mit W). 23, 44.

Rathay, Emerich, Prof., Direktor d. oenolog.-pomolog. Lehranstalt zu Klosterneuburg; † 9. IX., 56 J. — Leopold. 36, 180.

***Rauch**, Alfred Bonaventura v., preuß. Gen. der Inf., ehemal. Generaladjutant Kaiser Wilhelms I.; * Potsdam 1. IV. 24; † Berlin 25. IX. — BJ V, 84; Löbells Jahresber. üb. Militärwesen 27, 624.

Rautenstrauch, Eugen, angesehener Kaufmann in Cöln, Stadtverordneter; * daselbst 5. VII. 42; † Godesberg 18. V. — Kürschners Jahrb. 1901, 905.

Rehling, Friedrich, früher Opernsänger, später Gesanglehrer am Konservatorium in Leipzig; * Barby 14. VIII. 35; † Leipzig 15. X. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 132 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 918.

Rechberg u. Rothenlöwen, Gräfin Gabriele, geb. Gräfin v. Bray, Witwe d. Grafen Ludwig; * Dorpat 9. III. 18; † München 6. V. — Hofkal. 1900, 173. 1901, 1073; Gräfl. Taschenb. 1901, 995.

***Reibnitz,** Paul Frhr. v., kaiserl. deutscher Vizeadmiral z. D; * Breslau 12. VIII. 38; † Berlin 14. II. — BJ V, 84; Kürschners Jahrb. 1901, 905; Freiherrl. Taschenb. 1901, 911.

***Reich,** Lucian, Maler, Zeichner u. Schriftsteller; * Hüfingen (Baden) 26. II. 17; † ebenda 2. VII. — BJ V, 140; Brümmer[5] 3, 536.

Reichel, Wolfgang, Sekr. d. österr. archäolog. Instituts in Athen, Kulturhistoriker; † daselbst 20. XII. — KL 23, 44.

Reichert, Maximilian Wilhelm, Kaufmann in Baden-Baden, Politiker (Zentr.), Mitgl. d. deutschen Reichstags und d. bad. Landtags; * Duttenberg b. Jagstfeld 23. III. 30; † Baden-Baden 9. III. — Schoenfeld, Notizb. f. Reichst.-Wähler[5] 338; Kürschners Reichstag 1893, 331 (mit P); Kürschners Jahrb. 1901, 906.

Reichhart, Gottfried, O.S.B., Bibliograph; * Göttweig 13. VII. 21; † ebenda 28. XI. — KL 23; 44; Scriptores Ordinis S. Benedicti qui 1750—1880 fuerunt in Imperio Austriaco-Hungarico. Vindob. 1881 S. 364 (mit W); Zentralbl. f. Bibl.-Wesen 1901, 144.

***Reimann,** Eduard, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, ehemal. Direktor d. Realgymn. zum Hl. Geist in Breslau, Historiker; * Oels (Schles.) 17. IV. 20; † Breslau 19. I. — BJ V, 102.

Reimer, Carl, Dr. med., Ordinator am Nicolai-Kinderhospital i. St. Petersburg, Kinderarzt; * St. Petersburg 19. X. 37; † Mitte Januar. — Virchows Jahresber. 1900, I, 340 (Pagel, mit L).

Reinhold, Alexander, ehemal. Operntenor; * Wien 10. XII. 41; † Aschaffenburg 15. VII. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 132 (Lüstner, mit L).

Reiss, Joseph, Bildhauer; * Düsseldorf 25. X. 35; † ebenda 31. I. — Gartenlaube 1900 Nr. 9 Beil. 2 (mit P).

***Renn,** Gottfried, Bildhauer; * Imst (Tirol) 15. X. 18; † Speier 3. X. — BJ V, 135.

***Reusch,** Franz Heinrich, Dr. theol., o. Prof. an der Univ. Bonn, Altkatholik; * Brilon i. W. 4. XII. 25; † Bonn 3. III. — BJ V, 26.

Rheinhold, Hugo, Bildhauer; * Oberlahnstein 26. III. 53; † Berlin 2. X. — Gartenl. 1900 Nr. 44 Beil. 2 (mit P).

***Riegel,** Hermann, Dr. phil., Geh. Hofrat, Prof. f. Kunstgeschichte an d. Techn. Hochschule in Braunschweig und Direktor des dortigen herzogl. Museums, Mitbegründer d. Allg. D. Sprachvereins, auch Reiseschriftsteller; * Potsdam 27. II. 34; † Braunschweig 13. VIII. — BJ V, 326; Brümmer[5] 3, 316. 543 (mit W); KL 22, 1146 (mit W). 23, 44; Gartenlaube 1900 Nr. 35 Beil. 2 (mit P).

***Rietzler,** Franz Xaver, Bildhauer; * Wald (Allgäu) 2. XII. 38; † München 10. III. — BJ V, 137.

Röckner, Gottfried Heinrich, freireligiöser Prediger und Schriftsteller; * Ostpreußen 18. IV. 26; † Danzig 17. III. — Brümmer[5] 3, 546.

Röder, Christian Friedrich, Schuldirektor a. D., erzgebirg. Dialektdichter; * Schneeberg (Erzgeb.) 27; † Johanngeorgenstadt Anf. Dez. — Brümmer[5] 3, 547.

***Roggemann,** Diedrich Gerhard, Dr. jur., Oberbürgermeister von Oldenburg; * Zwischenahn 28. I. 40; † Oldenburg 7. II. — BJ V, 189.

Rosé, Heinrich, Schauspieler (Komiker), Direktor des Stadttheaters in Danzig; † daselbst 4. VI. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 132 (Lüstner, mit L).

***Rosenberg,** Heinrich v., preuß. Gen. d. Kav. z. D.; * Puditsch (Kr. Trebnitz) 1. VI. 33; † Rathenow 19 IV. — BJ V, 207; Löbells Jahresber. üb. Militärwesen 27, 625 (mit L).

Rubieri, Gabriele, geb. Faß, ehemal. Theaterdirektorin, zuletzt Chorsängerin am Hoftheater in Dessau; † daselbst 1. XI. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 133 (Lüstner, mit L).

***Rubinstein,** Friedrich, Dr. med., Privatdozent f. Medizin an der Humboldtakad. in Berlin; * Stettin 26. VI. 63; † Berlin 11. VI. — BJ V, 224; Virchows Jahresber. 1900, I, 341 (Pagel, mit L).

***Ruland,** Heinrich, Historienmaler; * München 9. VI. 66; † ebenda 5. IV. — BJ V, 270.

***Rulf,** Friedrich, früher Prof. f. Strafrecht u. Strafprozeß an der Univ. Prag; * daselbst 8. VIII. 20; † ebenda 11. IV. — BJ V, 177.

***Rümker,** Georg Friedrich Wilhelm, Dr. phil., Prof., früher Direktor d. Sternwarte in Hamburg: * daselbst 31. XII. 32; † ebenda 3. III. — BJ V, 111; Leopold. 36, 38. 53 (mit W).

***Rueppreeht,** Christian, Xylograph; * Memmingen 27. VII. 15; † München 11. II. — BJ V, 137.

Rußland, verw. Großfürstin Alexandra, geb. Herzogin v. Oldenburg: s. Alexandra.

***Rustige,** Heinrich Franz Gaudenz v., früher Direktor d. Staatsgalerie in Stuttgart u. Prof. an d. dortigen Kunstakad., Kunstmaler, auch lyr. und dramat. Schriftsteller; * Werl (Westf.) 11. IV. 10; † Stuttgart 16. I. — BJ V, 66; Brümmer[5] 3, 374. 555 (mit W).

Sachs, Julius, Theateragent in Berlin; † San Remo 15. IV., 50 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 133 (Lüstner, mit L).

Sachsen (Kgl. Haus), Prinz Albert: s. Albert.
Sachsen-Coburg-Gotha, Herzog Alfred: s. Alfred.
Sachsen-Weimar-Eisenach, Prinz Bernhard Heinrich: s. Bernbard Heinrich.
Sacken, Adolf Frhr. v., k. u. k. Feldmarschall-leutn. a. D., langj. Leiter d. Kriegsarchivs, Militärschriftsteller; * Wien 16. V. 30; † ebenda 12. III. — Löbells Jahresber. üb. Militärwesen 27, 626 (mit L); Freiherrl. Taschenb. 1901, 653.
Sackur, Karl, Musikverleger in Breslau; † daselbst 5. VII., 50 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 133 (Lüstner, mit L).
Sager, Katharine, verehel. Kasch, Dichterin: s. Kasch, Anna Katharine.
Salma, Bernhardine v., Dichterin: s. Salmuth, Dina v.
***Salmuth,** Dina (Bernhardine) v. (Pseudon.: Dina u. Bernbard v. Salma), Dichterin; *auf Gut Briesen b. Friesack (Mark Brandenburg) 31. V. 28; † Berlin 26. III. — BJ V, 142; Brümmer[5] 3, 384. 557.
***Sarwey,** Ernst Otto Claudius v., Dr. jur., lebensl. Mitglied d. württemb. Kammer d. Standesherren, württemb. Staatsminister d. Kirchen- u. Schulwesens, früher Mitgl. d. württemb. Abg.-Hauses u. d. Reichstags; * Tübingen 24. IX. 25; † Stuttgart 1. IV. — BJ V, 42.
Saurma von der Jeltsch, Johann Anton, Frhr., k. preuß. Wirkl. Geh. Rat, kaiserl. deutscher außerordentl. Gesandter und bevollm. Botschafter a. D.; * 27. III. 36; † Brauchitschdorf 28. IV. — Gräfl. Taschenbuch 1901, 716. 1002.
***Schäffer,** Carl Julius Traugott Hermann, Dr. phil., Hofrat, ao. Prof. f. Math. u. Phys. an der Univ. Jena; * Weimar 6. VIII. 24; † Jena 3. II. — BJ V, 289; Leopold. 36, 22. 78 (Compter, mit W); Ztschr. f. math. u. naturw. Unterr. 31, 149. 239.
Schäffer, Hermann, Korrepetitor a. D. an d. Hofoper zu Berlin; † daselbst im Juli. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 133 (Lüstner, mit L).
Schalk, Josef, Prof. f. Klavier am Konservatorium in Wien; † daselbst 7. XI., 44 J. — A. a. O. 33, 133 (Lüstner, mit L).
***Schaumann,** Karl v., k. preuß. Gen. d. Inf. z. D; * Hannover 3. V. 35; † daselbst 21. IV. — BJ V, 237.
Schein, Paul, Sammler u. Hrsgbr. ruß. Volkslieder; * Mohilew 26; † Riga im Aug. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 133 (Lüstner, mit L).
***Schell,** Arnold, Departementstierarzt, früher Prof. f. Tierheilkunde a. d. Landwirtschaftl. Akad. Poppelsdorf; *Stolberg 21; † Bonn 9. VI. — BJ V, 253; Leopold. 36, 154.
Schenk, Friedrich, Politiker und Nationalökonom; * Wiesbaden 19. XII. 27; † Groß-Lichterfelde b. Berlin 21. VIII. — Kürschners Jahrb. 1901, 906.
***Schenkl,** Karl, Dr. phil., k. k. Hofrat, Mitgl. der Akad. der Wissensch. in Wien, früher Prof. f. klass. Philol. an d. Univ. daselbst; * Brünn 11. XII. 27; † Graz 20. IX. — BJ V, 352; KL 22, 1220 (mit W). 23, 44.
***Schindler,** Joseph, Dr. theol., Prof. d. Theol. am Priesterseminar in Leitmeritz; * Motzdorf (Böhmen) 25. II. 54; † Wörishofen 21. V. — BJ V, 310.
Schlemüller, Gustav, Musiklehrer u Musikreferent in Leipzig; † daselbst 22. V., 59 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 133 (Lüstner, mit L); KL 23, 44.
Schleswig-Holstein: s. Holstein.
***Schlieffen,** Theodor Graf v., k. preuß. Gen. der Kavallerie z. D., Gen. à la suite Kaiser Wilhelms I., Vorsitzender d. Heroldsamts; * Berlin 26. IV. 31; † Interlaken 13. VII. — BJ V. 224; Gräfl. Taschenb. 1901, 737. 1002.
Schmal, Johannes Adolf, Journalist und Dichter, zuletzt in d. Redaktion d. »Wiener Neuen Tagebl.«; * Gimborn (Rheinprov.) 23. IX. 44; † Wien 24. XII. — Gartenlaube 1901 Nr. 2 Beil. 2 (mit P); Brümmer[5] 3, 435. 573 (mit W).
Schmid, Karl, k. k. Militärintendant, Historiker; † Innsbruck 16. IX. — KL 23, 44.
Schmidt, Ernst, Dr. med., früher Privatdozent an der Univ. Würzburg, Freiheitskämpfer aus d. J. 1848, Deutschamerikaner; * Ebern (Oberfranken) 2. III. 30; † Chicago 26. VIII. — Gartenlaube 1900 Nr. 44 Beil. 2 (mit P); Virchows Jahresber. 1900, I, 341 (Pagel, mit L).
***Schmidt,** Hermann, fürstl. schwarzburg-sondershäus. Archivrat, thüring. Lokalhistoriker; * Arnstadt 2. XI. 28; † Jena 30. X. — BJ V, 212.
Schmidt, Hermann Otto, Dr. phil., prot. Pfarrer in Zadel a. d. Elbe (Kgr. Sachsen), geistl. u. patriot. Dichter; * Sayda (Erzgeb.) 7. VIII. 61; † Lindewiese 26. V. — Brümmer[5] 3, 576.
Schmidt, Immanuel, Dr. phil., Prof., Neuphilolog und Lexikograph; * Derenburg bei Halberstadt 12. VIII. 23; † Groß-Lichterfelde b. Berlin 12. V. — Gartenlaube 1900 Nr. 24 Beil. 2 (mit P); KL 23, 44.
Schmitt, Viktor Christian Tenorbuffo, langj. Hofopernsänger in Wien; * Frankfurt a. M. 24. XI. 44; † Wien 23. II. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 133 (Lüstner, mit L); Flüggen, Biogr. Bühnenlexikon 1, 275.
***Schnebel,** Karl, Reg.-Baurat; * St. Johann b. Saarbrücken 41; † in Basel auf d. Reise 3. IV. — BJ V, 186.
Schneider, Ernst Robert, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, Prof. f. Chemie an d. Universität

Berlin; * Aschersleben 20. III. 25; † Berlin 4. IV. — KL 22, 44; Leopold. 36, 154; Poggendorff III, 1203.

Schnyder, H., Dr. med., Oberfeldarzt und Oberstabsarzt in Basel-Alt, Reorganisator des schweiz. Militärsanitätswesens; * 24. II. 28; † 20. V. — Virchows Jahresber. 1900, I, 341 (Pagel, mit L).

***Scholz,** Paul, Dr. theol., o. Prof. f. alttestamentl. Exegese an d. kathol. theol. Fakultät d. Universität Breslau; * Sagan 29. VI. 28; † Breslau 27. VIII. — BJ V, 312; KL 22, 1275 (mit W). 23, 45.

Schön, Hermann Theodor v., Oberst z. D., Historiker; † Berlin 10. IV. — KL 23, 45.

Schönburg-Glauchau: Richard Klemens, Graf und Herr v. Schönburg, Graf u. Herr zu Glauchau u. Waldenburg etc., Herr d. Rezeßherrsch. Hinter-Glauchau, d. Herrsch. Rochsburg in Sachsen und der Rittergüter Gusow und Platkow in Preußen, Mitgl. d. preuß. Herrenhauses auf Lebenszeit, k. preuß. Gen.-Major à la suite der Armee; * Berlin 19. XI. 29; † ebenda 19. X. — Hofkal. 1900, 195. 1901, 1074.

Schönburg-Waldenburg, Prinz Georg, Fideikommißherr auf Laas u. Schneeberg in Krain, sowie Herr auf Hermsdorf u. Grünberg in Sachsen, k. sächs. Gen. d. Kav. u. Generaladjutant des Königs von Sachsen; * Waldenburg 1. VIII. 28; † Schloß Hermsdorf 28. X. — Hofkal. 1900, 194. 1901, 1074.

Schöning, Friedhelm, k. preuß. Oberst a. D., Militärschriftsteller; † Dresden 6. II., 53 J. — KL 23, 45.

Schrader, Julius, Prof. an d. Akad. d. bild. Künste in Berlin, Historienmaler; * daselbst 16. VI. 15; † Groß-Lichterfelde 17. II. — Gartenlaube 1900 Nr. 10 Beil. 2 (mit P); Müller-Singer IV, 225.

Schramke, Hermann, k. Musikdirektor in Berlin, früher Direktor der Singakad. in Kottbus; † Berlin 20. XII. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 133 (Lüstner, mit L).

***Schröer,** Karl Julius (Pseud.: Karl Julius), Dr. phil., o. Prof. f. deutsche Literaturgesch. an der Techn. Hochsch. in Wien, Literarhistoriker, Dichter u. Schriftsteller; * Preßburg 11. I. 25; † Wien 15. XII. — BJ V, 364; Brümmer[5] 4, 26 (mit W). 437; KL 22, 1285 (mit W). 23, 45.

***Schrott,** Johannes, Benefiziat, Ehrenkanonikus von St. Cajetan in München, Dichter, Literar- uud Kunsthistoriker; * Asch bei Landsberg (Oberbayern) 17. XII. 24; † München 13. VI. — BJ V, 51; Brümmer[5] 4, 27. 437.

***Schuler von Libloy,** Friedrich, Dr. jur., o. Univ.-Prof. a. D., Rechts- u. Kulturhistoriker und Politiker; * Hermannstadt 13. I. 27; † Wien 8. XI. — BJ V, 178; KL 22, 1293 (mit W).

Schuler von Senden und Bibran, Ernst Ludwig Aglaïs Frhr., k. preuß. Gen.-Major z. D.; * 19. XI. 40; † Berlin 31. X. — Freiherrl. Taschenb. 1901, 702. 913.

***Schultz,** Karl Gustav Theodor, k. preuß. Hauptmann a. D., Schriftsteller; * Oliva b. Danzig 9. XI. 35; † Königsberg i. Pr. 14. III. — BJ V, 176; KL 22, 1297 (mit W).

Schulz, Wilhelm, Prof. f. Bergwissensch. an d. Techn. Hochsch. in Aachen; † daselbst 1. IV., 53 J. — Leopold. 36, 155; KL 23, 45.

***Schumann,** Johann Gottlob Christian, Reg.- u. Schulrat in Magdeburg; * Gröbitz bei Naumburg a. S. 3. II. 36; † Magdeburg 20. VI. — BJ V, 123.

Schüz, Theodor, Genre- u. Landschaftsmaler; * Thumlingen b. Freudenstadt 26. III. 30; † Düsseldorf 19. VI. — Gartenlaube 1900 Nr. 28 Beil. 2 (mit P).

Schvarcz s. Schwarz.

Schwarz (Schvarcz), Julius, o. Prof. f. Gesch. u. Altertumskunde an d. Univ. in Budapest; * Stuhlweißenburg 7. XII. 38; † Budapest 31. I. — KL 23, 45.

***Schwarze,** Karl Friedrich Rudolf, Prorektor am Friedrichsgymn. in Frankfurt a. O., Lokalhistoriker; * Prenzlau 11. VII. 25; † Frankfurt a. O. 8. IV. — BJ V, 107.

Schwerin, John Henry, Journalist, Inhaber d. »Correspondenz Schwerin«; * Potsdam 23. V. 42; † Berlin 29. XI. — KL 22, 1316. 23, 45.

***Scudier,** Anton Frhr. v., k. und k. Wirkl. Geh. Rat u. Feldzeugmeister i. R.; * Villach 2. I. 18; † Wien 31. V. — BJ V, 290; Freiherrl. Taschenb. 1901, 711. 913; Löbells Jahresber. üb. Militärwesen 27, 626.

***Segesser,** Heinrich Viktor v., Architekt u. schweizer. Oberst; * Luzern 17. VIII. 43; † Schloß St. Andreas bei Cham (Kanton Zug) 28. XI. — BJ V, 54.

Sehring, Wilhelm, Dichter u. Schriftsteller; * Konigsberg i. Pr. 12. IV. 16; † Karlsruhe 24. IV. — KL 22, 1324 (mit W). 23, 45.

Seidel, Ludwig, Verleger in Wien; † daselbst 13. IV. — KL 23, 45.

***Seitz,** Anton, Genremaler; * Roth am Sand 23. I. 29; † München 22. XI. — BJ V, 150.

Senff, Bartholf Wilhelm, Musikverleger u. Hrsgr. d. »Signale f. d. musikal. Welt« in Leipzig; * Friedrichshall b. Koburg 2. IX. 15; † Badenweiler 25. VI. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 133 (Lüstner, mit L); KL 22, 1331. 23, 45; Riemann[5] 1045.

Senkrah (eigentl. Harknes), Arme, verm. mit d. Rechtsanwalt Hoffmann in Weimar; Violinvirtuosin; * New York 6. VI. 64; † Weimar 4. IX. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 133 (Lüstner, mit L).

*Seybold, Georg v., Maler; *Schrobenhausen 20. III. 32; † Reichenhall 17. X. — BJ V, 139.

Seyffertitz, Karl Frhr. v., Lokalhistoriker; * 27. II. 25; † Bregenz 13. VI. — KL 23, 45; Freiherrl. Taschenb. 1901, 913.

Sick, Paul v., Dr. med., Obermedizinalrat, Hospitalarzt u. Mitgl. d. Med.-Colleg. in Stuttgart; † 16. XII. — Virchows Jahresber. 1900, I, 342 (Pagel, mit L).

Sigismund, Reinhold, Dr. med., prakt. Arzt, Kulturhistoriker, Shakespeareforsch., Verf. humoristisch. Erzählungen; * Schwarzburg (Thür.) 18. XI. 35; † ebenda 4. III. — KL 22, 1342 (mit W). 23, 45; Brümmer[5] 4, 87.

*Silberstein, August, Dr. phil., Dichter u. Schriftsteller; * Ofen 1. VII. 27; † Wien 8. III. — BJ V, 86; Brümmer[5] 4, 88. 449 (mit W); KL 22, 1343 (mit W). 23, 45.

*Simon, Bernhard, Architekt; * Niederurnen (Kant. Glarus) 29 II. 16; † Baden-Baden 28. VII. — BJ V, 265.

Solms-Braunfels, Prinz Hermann Ernst Ludwig Bernhard Wilhelm, Major à la suite d. Großherzogs v. Hessen; * Düsseldorf 8. X. 45; † Schloß Braunfels bei Wetzlar 30. VIII. — Hofkal. 1900, 135. 1901, 1074.

Solms-Laubach: Friedrich Wilhelm Aug. Christian Graf zu, erbl. Mitgl. d. 1. Kamm. d. Großhgt. Hessen, k. preuß. Gen.-Major à la suite d. Armee, Präsident d. Vereins deutscher Standesherren; * Laubach (Oberhessen) 23. VI. 33; † ebenda 1. IX. — Hofkal. 1900, 204. 1901, 1074.

— Ida Gräfin zu, geb. Prinzessin zu Ysenburg u. Büdingen, Witwe d. Grafen Reinhard; * Büdingen 10. III. 17; † 31. VII. — Hofkal. 1900, 142. 204. 1901, 1074.

Solms-Rödelheim und Assenheim, Emma Karoline Henriette Gräfin zu, geb. v. Thun a. d. H. Schlemmin, Gemahlin des Grafen Otto, vorher verm. mit Johannes Grafen zu Stolberg-Wernigerode; * Berlin 10. VI. 34; † 10. V. — Hofkal. 1900, 203. 212. 1901, 1074.

Solms-Sonnenwalde, Amalie Sophie Friederike Gräfin zu, Witwe des Grafen Alfred, geb. Gräfin v. Schwerin, Herrin a. Lemmersdorf (Kr. Prenzlau) u. Wehlack (Kr. Rastenburg); * Kreckow 6. VIII. 20; † Berlin 23. VII. — Gräfl. Taschenb. 1901, 771. 1003; Hofkal. 1900, 202. 1901, 1074.

Sommer, Johann, Dr. theol., Konsistorialrat u. Prof. d. prot. Theol. an d. Univ. Königsberg i. Pr.; * 23. X. 10; † Königsberg i. Pr. 8. VII. — Chronik d. Univ. Königsberg i. Pr. 1900/1, 7.

Sommer, Karl Marcell, ehemal. Wiener Hofopernsänger (Bariton); * Klagenfurt 15. I. 55; † Bleiburg (Kärnten) 9. X. — Monatsh. für Musikgesch. 33, 133 (Lüstner mit L); Flüggen, Biogr. Bühnenlexikon 1, 291.

Sommer, Karl Wilhelm, Dr. med., Direktor d. Provinzialirrenanstalt in Allenberg (Ostpreuß.); * 53; † Allenberg 10. X. — Leopold. 36, 54 (mit W); Virchows Jahresber. 1900, I, 342 (Pagel, mit L).

*Sontag, Karl, k. preuß. Hofschauspieler a. D., Ehrenmitgl. d. Hoftheaters in Schwerin u. Koburg-Gotha, Schauspieler (Bonvivant u. Charakterdarsteller), auch Schriftsteller u. Dichter; *Berlin 7. I. 28; † Dresden 23. VI. — BJ V, 340; Gartenlaube 1900 Nr. 28 Beil. 2 (mit P); KL 22, 1356 (mit W). 23, 45; Brümmer[5] 4, 103. 452 (mit W); Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 291.

Sowa, Rudolf v., Dr. phil., Prof. am Gymn. in Brünn, Forscher auf d. Geb. d. Zigeunersprache; * Lemberg 53; † Brünn 29. IX. — KL 22, 1357 (mit W). 23, 45.

Spindler, Johann Christian Hermann, (Pseudon.: Friedrich Korn), Schriftsteller und Dichter, Autodidakt (früher Barbier); * Sömmerda b. Erfurt 25. I. 52; † Reichenberg b. Moritzburg (Sachs.) 7. II. — KL 22, 1363 (mit W). 23, 45; Brümmer[5] 4, 455.

Spinola, Bernhard, Geh. Oberreg.-Rat, Verwaltungsdirektor d. Charité u. d. Klinikum in Berlin; * daselbst 13. II. 36; † ebenda 2. XII. — Gartenlaube 1900 Nr. 52 Beil. 2 (mit P); Virchows Jahresber. 1900, I, 342 (Pagel, mit L).

Stahilis, (Pseudon.): s. Baumstark, R.

*Stähelin, Rudolf, Dr. theol. et phil., o. Prof. f. Kirchengesch. an der Univ. Basel; * daselbst 22. IX. 41; † ebenda 13. III. — BJ V, 297; KL 22, 1367 (mit W). 23, 45.

*Starhemberg, Camillo Heinrich Fürst v., Erblandmarschall in Österreich ob u. unter d. Enns, erbl. Mitglied d. Herrenhauses d. österr. Reichsrats, k. u. k. Kämmerer und Geh. Rat; * Cilli (Steierm.) 31. VII. 35; † Wien 3. II. — BJ V, 81; Hofk. 1900, 209. 1901, 1074.

Staudinger, Otto, Dr., Lepidopterolog; † Luzern 13. X., 70 J. — Leopold. 36, 180.

Steiner, Philipp, Bischof v. Stuhlweißenburg; *Weißkirch 39; † Stuhlweißenburg 11. VIII. — Kürschners Jahrb. 1901, 907.

Steinitz, Wilhelm, berühmter Schachspieler; * Prag 18. V. 37; † New York 12. VIII. — A. a. O. 1901, 907; Gartenlaube 1900 Nr. 35 Beil. 2 (mit P); KL 23, 45.

*Steinmeyer, Franz Ludwig, Dr. theol., o. Prof. f. prakt. Theol. an d. Univ. Berlin; * Beeskow (Mittelmark) 15. XI. 12; † Berlin 5. II. — BJ V, 345.

Stengel, A., o. Prof. f. Landwirtschaftsk. an d. Univ. Heidelberg; * Darkehmen 12. VI. 28; † Heidelberg 22. XI. — KL 23, 45.

*Stetter, Georg, Dr. med., Prof., Privatdozent für Chirurgie an der Univ. Königsberg; *Breslau 2. VI. 48; † Königsberg i. Pr. 5. XI. — BJ V, 314; Chronik d. Univ. Königsberg 1900/1, 7; Leopold. 36, 172; KL 23, 45; Virchows Jahresber. 1900, I, 342 (Pagel, mit L).

Stirnemann, Musikdirektor und Organist in Altstätten; † daselbst 13. XI. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 134 (Lüstner, mit L).

Stobwasser, Julius, Mitbesitzer der Blechblasinstrumentenfabr. W. Stobwassers Söhne zu Graslitz in Böhmen; † daselbst im Sept., 63 J. — A. a. O. 33, 184 (Lüstner, mit L).

*Stockert, Franz Ritter v., Reg.-Rat, Eisenbahntechniker; * Stockau (Böhmerwald) 10. II. 22; † 23. III. — BJ V, 188.

*Stoeger, Otto, Chemiker, Kunstmaler, Humorist und Schriftsteller; * Wegscheid (bayr. Wald) 11. IV. 33; † München 27. XII. — BJ V, 270.

Stolberg-Stolberg, Marie Isabella Gräfin zu, verm. mit Wilhelm Frhrn. v. Morsey gen. Picard; * Söder 17. VIII. 25; † Graz 19. V. — Hofkal. 1900, 215. 1901, 1075; Freiherrl. Taschenb. 1901, 909.

Stolberg-Wernigerode: Elise Friederike Luise Henriette Emma Karoline Gräfin zu, geb. v. Thun, Witwe des Grafen Bolko; * Berlin 22. VIII. 32; † Schlemmin 6. II. — Hofkal. 1900, 214. 1901, 1074.

— Emma Gräfin zu, geb. v. Thun, Witwe d. Grafen Johannes, wiedervermählt mit Graf Otto v. Solms-Rödelheim u. Assenheim: s. Solms-Rödelheim u. Assenheim.

— Friedrich Leopold Maximilian Maria Franz v. Assisi Joseph Martin Ferdinand Ludwig Alfred Pius Aloysius Franz v. Borgia Graf zu, Sohn des Grafen Alfred; * Peterswaldau 10. X. 97; † Gries (Tirol) 4. II. — Hofkal. 1900, 211. 1901, 1074.

Streicher, Andreas, Klavierfabrikant in Wien; † daselbst im Nov., 75 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 134 (Lüstner, mit L).

Strombeck, August v., Berghauptmann, Geolog; * Groß-Sisbeke 27. XII. 09; † Braunschweig 25. VII. — Leopold. 36, 155; KL 23, 45.

*Stromberger, Christian Wilhelm, Dr. theol. et phil., Kirchenrat, früher Dekan in Zwingenberg, protest. geistlicher Dichter; * Georgenhausen b. Darmstadt 28. VI. 26; † Zwingenberg 30. III. — BJ V, 158; Brümmer[5] 4, 170. 469; KL 22, 1408 (mit W).

Swaine, Alfred, Dr., Nationalökonom und alpinist. Schriftsteller; † Mammern im Febr., 32 J. — KL 23, 45.

Teck, Franz Paul Karl Ludwig Alexander Herzog v., k. württemberg. Gen.-Leutn. à la suite d. Drag.-Regiments Königin Olga Nr. 25 und k. engl. Gen.-Major; * Wien 27. VIII. 37; † White Loog bei Richmond 20. I. — Hofkal. 1901, 1077.

Teichmann, Karl, Prof. f. Maschinenkunde an der Technisch. Hochschule in Stuttgart; † daselbst im März, 62 J. — KL 23, 45.

Thieme, Otto, Balletmeister am Hoftheater in Dresden; * Berlin 55; † Hubertusburg i. S. 15. IX. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 134 (Lüstner, mit L); Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 306.

Thomann Edler v. Montalmar, k. k. Fregatt.-kapitän, Kommandant der österr. Fregatte »Zenta«; * 53; † China im Juni. — Gartenlaube 1900 Nr. 34 Beil. 2 (mit P).

*Thurn und Taxis, Emerich Prinz zu, k. u. k. Kämmerer u. Geh. Rat, Gen. d. Kav. u. Inhaber des Husaren-Regts. Graf Hadik v. Futak Nr. 3, Mitgl. d. österr. Reichsrats; * Prag 12. IV. 20; † Gleichenberg 28. VII. — BJ V, 293; Hofkal. 1900, 221. 1901, 1075.

*Tolkmitt, Gustav, k. Baurat; * 48; † Charlottenburg 15. III. — BJ V, 261.

Trau, Joseph, Bezirksingenieur der Pfälz. Eisenbahnen; † Ludwigshafen a. Rh. 24. X., 56 J. — D. Bauztg. 34, 548.

*Tresckow, Hermann v., k. preuß. Gen. d. Inf. z. D., Chef d. Militärkabinets 1870/71; * Blankenfelde (Neum.) 1. V. 18; † Wartenberg (Neumark) 19. IV. — BJ V, 208; Löbells Jahresber. üb. Militärwesen 27, 627.

*Tromnau, Adolf, Lehrer an d. höh. Mädchenschule u. am Lehrerinnenseminar in Bromberg, Schulgeograph; * Blumenau (Ostpr.) 25. X. 56; † Bromberg 2. IV. — BJ 5, 111; KL 22, 1449 (mit W).

Tschurtschenthaler, Anton Edler v. Helmheim, Dr. med., früher Prof. f. allg. Pathol., Pharmakognosie u. Pharmakologie an der Univ. Innsbruck; † Anfang März, 83 J. — Virchows Jahresb. 1900, I, 343 (Pagel, mit L); Wurzbach 48, 72.

*Türk, Emmy, geb. Eschricht, Romanschriftstellerin; * Swinemünde 18. XII. 34; † Libau (Kurland) 25. X. — BJ V, 174; Brümmer[5] 4, 483; KL 22, 325 (mit W). 23, 41.

Ueberhorst, Christian Ludwig Wilhelm (Pseudon.: Wilhelm Birkhof), Hauptmann a. D., Dichter u. Schriftsteller, auch Verf. von Reisehandbüchern; * Tecklenburg (Westf.) 8. X. 54; † Wiesbaden 28. VIII. — Brümmer[5] 4, 483; KL 22, 1454 (mit W). 23, 45.

Ujest, Pauline, Herzogin v., Fürstin v. Hohenlohe-Oehringen: s. Hohenlohe-Oehringen.

Ullrich, Karl, Hauptmann a. D., früher Oberförster in Jarotschin, Pflegesohn d. Eltern Theodor Körners, auch um d. Herausgabe

v. Schillers Briefwechsel mit Chr. Gottfr. Körner verdient; † Bad Rastenberg (Thür.) 31. V., 81 J. — Gartenlaube 1900 Nr. 25 Beil. 2 (mit P).

*Usedom, Viktor v., k. preuß. Gen.-Leutn. z. D.; * Königsberg i. Pr. 17. XII. 42; † Hermannstal b. Groß-Boschpol (Lauenburg i. P.) 9 III. — BJ V, 236.

Uetterodt zu Scharffenberg, Ludwig, Wolff Sigismund Graf, Historiker; * 4. II. 24; † Schloß Neuscharffenberg bei Eisenach 2. VII. — Gräfl. Taschenb. 1901, 884; KL 23, 45.

Valentin, Veit, Dr. phil., Prof., Oberlehrer am Realgymn. »Wöhlerschule« in Frankfurt a. M., Literar- u. Kunsthistoriker und Ästhetiker; * daselbst 16. II. 42; † ebenda 24. XII. — Gartenlaube 1901 Nr. 3 Beil. 2 (mit P); KL 22, 1464 (mit W). 23, 45.

Valentin, Viktor, (Pseudon.): s. Bobertag, Bianka.

*Villaume, Hermann Julius v., k. preuß. Gen. d. Artill.; Direktor d. preuß. Kriegsakad.; * Breslau 8. III. 40; † Berlin 3. VI. — BJ V, 203; Gartenlaube 1900 Nr. 25 Beil. 2 (mit P).

*Vogl, Heinrich, k. bayerisch. Kammersänger, auch Komponist; * München 15 I. 45; † ebenda 21. IV. — BJ V, 96; Monatshefte f. Musikgesch. 33, 134. 227 (Lüstner, mit L).

Vollmer, Oskar, Chefredakteur d. »Berliner Börsenztg.«; * 18. III. 38; † Berlin 29. I. — KL 22, 1483. 23, 45.

*Vorberg, Max Otto, früher Superintendent, Kreisschulinspektor u. Pfarrer zu Schöneberg b. Berlin, geistl. Dichter und theolog. Schriftsteller, auch Literarhistor.; * Magdeburg 11. I. 38; † Schöneberg 18. XII. — BJ V, 349; Brümmer[5] 4, 260. 488.

*Waagen, Wilhelm Heinrich, Dr. phil., Oberbergrat. Prof. f. Paläontologie an der Univ. Wien; * München 23. VI. 41; † Wien 24. III. — BJ V, 330; KL 23, 46; Leopold. 36, 38. 134 (mit W).

Wagner, Emilie, Konzertsängerin: s. Bellingrath-Wagner, E.

Wagner, Johann, langj. Organist an d. St. Leonhardskirche i. Basel; † daselbst Mitte Mai. — Monatsh. für Musikgesch. 33, 135 (Lüstner, mit L).

*Wagner, Wilhelm, Dr. med., Prof., Geh. Sanitätsrat, Chef d. Knappschaftslazareths in Königshütte, Vorsitzender des oberschles. Ärztevereins u. Schriftführer d. D. Gesellschaft für Chirurgie; * Wollenbach (Kr. Friedberg, Hessen) 14. I. 48; † Königshütte (Oberschles.) 6. VIII. — BJ V, 315; Leopold. 36, 156; Virchows Jahresber. 1900, I, 343 (Pagel, mit L).

*Wahlmann, Eleonore, Tragödin: s. Benzinger-Wahlmann, E.

Waldauer, August, Prof., Gründer d. Beethoven-Konservatoriums i. St. Louis; * Stuttgart 25; † St. Louis 26. XII. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 135 (Lüstner mit L).

Wasservogel, Irenäus (Pseudon.): s. Bobertag, Bianka.

Weber, Georg, Opernsänger (Bassist) am Stadttheater zu Frankfurt a. M.; * Darmstadt 9. X. 42; † Luzern 1. VIII. — Monatshefte für Musikgesch. 33, 135 (Lüstner, mit L); Flüggen, Biogr. Bühnenlexikon 1, 321.

Weber, Heinrich, Dr. theol. h. c., Pfarrer zu Höngg bei Zürich, Förderer des Volksgesanges, Liturgiker u. Dichter; * Zürich 6. VI. 61; † Höngg 1. III. — Monatsh. f. Musikgeschichte 33, 135 (Lüstner, mit L); Gartenlaube 1900 Nr. 14 Beil. 2 (mit P); Brümmer[5] 4, 290. 494.

Weber von Ebenhof, Philipp Frhr., k. u. k. Wirkl. Geh. Rat u. Statthalter i. R.; * Cerhenitz (Böhmen) 30. IV. 18; † Linz 21. VII. — Freiherrl. Taschenb. 1901, 844.

Wegerer, Agnes v., geb. v. François (Pseud.: Ernst Norden), Schriftsteller. u Dichterin; * Magdeburg 28. X. 20; † Berlin 1. XII. — Brümmer[5] 4, 297. 495.

Wehrenpfennig, Wilhelm, Dr. phil. u. Dr. Ing., Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, langj. Referent f. d. höh. techn. Unterrichtswesen im preuß. Kultusminist., einstiger Leiter d. Literar. Bureaus zu Berlin; * Blankenburg a. H. 25. I. 29; † Berlin 25. VII. — D. Bauztg. 34, 375; KL 23, 46.

Weiglein, Ludwig, pens. Wiener Hofopernsänger (Bassist); * Laibach 14. XII. 49; † Guntramsdorf b. Wien im November. — Monatsh. f. Musikgesch. 35, 135 (Lüstner, mit L); Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 323.

Weifs, Joh., früher Redakteur des »Pester Lloyd«; † Temesvar 4. XI., 86 J. — KL 23, 46.

Weifsenborn, Ernst, langj. Musikdirektor in Nordhausen; † daselbst 6. XII. — Monatshefte f. Musikgesch. 33, 135 (Lüstner, mit L).

*Weifsenhofer, Robert, OSB, Dr. phil., Prof. für deutsche Sprache u. Propädeutik am Gymn. zu Seitenstetten, Dichter u. Volksschriftsteller; * Ybbsitz 15. IX. 43; † Seitenstetten 30. III. — BJ V, 307; Brümmer[5] 4, 310. 498; KL 22, 1528 (mit W). 23, 46.

Weller, A., dramat. Dichter: s. Müller, August.

Werlitz, Leopold, Verlagsbuchhdl., früher Mitinhaber d. Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart; † daselbst 29. VIII., 84 J. — KL 23, 46.

Werner, August, Komponist und Prof. am

Konservatorium der Musik in Genf; * St. Petersburg 15. IV. 41; † Genf im März. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 135 (Lüstner, mit L).

Wesendonck, Hugo, Mitgl. d. Frankfurter Parlaments, seit 1848 in New-York, zuletzt Präsident der Lebensversicherungsgesellschaft »Germania«; * Elberfeld 24. IV. 17; † New-York 19. XII. — Gartenlaube 1901 Nr. 2 Beil. 2 (mit P).

Wessely, Ignaz Emanuel, Dr. phil., Sprachforscher und Übersetzer, auch Historiker; * Wien 25. VII. 41; † Schöneberg b. Berlin 3. XI. — KL 22, 1543 (mit W). 23, 46.

***Wefslau,** Bror Henning, Direktor d. Kabelwerkes d. Aktiengesellsch. Siemens & Halske in Berlin, Erfinder d. elektr. Lokomotive; * in Schweden 15. IV. 41; † in Berlin Ende Jan. — BJ V, 189; Gartenlaube 1900 Nr. 7 Beil. 2 (mit P).

Wex, Josef, bayer. Studienlehr. a. D., Mathematiker, Meteorolog und lyrisch. Dichter; * München 14. XI. 34; † ebenda 26. VIII. — Brümmer[5] 4, 327; KL 22, 1547 (mit W). 23, 46.

Wichers, Karl, Journalist, Redakteur des »Bayreuther Tagbl.«; † Bayreuth 25. XI. — KL 23, 46.

Wiese, Ludwig, Dr. theol. et phil., k. preuß. Wirkl. Geh. Rat, Pädagog; * Herford 30. XII. 06; † Potsdam 26. II. — Gartenlaube 1900 Nr. 22 Beil. 2 (mit P); KL 22, 1555 (mit W). 23, 46.

Wildner, Franz, Dr. med., ao. Prof. an der Univ. Innsbruck; † daselbst 6. IV. — KL 23, 46.

***Wilhelm** Ludwig Friedrich Georg Emil Philipp Gustav Ferdinand Prinz v. Hessen u. bei Rhein, großhgl. hess. Gen. d. Inf.; * Bessungen bei Darmstadt 16. XI. 45; † ebenda 24. V. — BJ V, 112; Hofkal. 1900, 29. 1901, 1071.

***Willomitzer,** Josef, Schriftsteller u. Dichter, Chefredakteur der »Bohemia«; * Bensen bei Tetschen 17. IV. 49; † Prag 3. X. — BJ V, 59.

Wilthelfs, Ernst Eduard, Dr. phil., Prof. f. Math. an d. Univ. Halle a. S.; * Worms 12. VI. 55; † Halle a. S. 9. VII. — Leopold. 36, 117. 135 (mit W).

***Wintterlin,** Georg August v., Dr. phil., k. württemb. Oberstudienrat, Oberbibliothekar d. königl. öffentl. Bibliothek in Stuttgart, Kunstschriftsteller u. Dichter; * Stuttgart 13. VI. 32; † ebenda 3. VII. — BJ V, 163.

***Wirth,** Max, volkswirtschaftl. Schriftsteller; * Breslau 27. I. 22; † Wien 18. VII. — BJ V, 37.

Wolf, Fritz, Kapitän (nahm Teil am amerik. Bürgerkrieg), Journalist und Schriftsteller, Deutschamerikaner; * Stuttgart; † St. Louis 15. IV. — Gartenlaube 1900 Nr. 20 Beil. 2 (mit P).

Wolff, Wolf v., Wirkl. Geh. Rat, ehemalig. Senatspräsident a. Reichsgericht in Leipzig; * Düben 10. I. 24; † Berlin 8. VII. — Kürschners Jahrb. 1901, 908.

Wolffersdorf, Egon, Schriftsteller; † Apia 4. X. — KL 23, 46.

Wulfert, Heinrich, Reichsgerichtsrat, jurist. Schriftsteller; * Hemer b. Iserlohn 10. I. 22; † Leipzig 28. V. — Kürschners Jahrbuch 1901, 908.

Wülfing, Otto, Direkt. d. Gladbacher Baumwollmanufaktur-Akt.-Gesellsch., nationalökonom. Schriftsteller; * Elberfeld 2. XII. 46; † 15. IV. — KL 22, 1598 (mit W). 23, 46.

Württemberg, Herzogin Marie-Elisabeth: s. Marie-Elisabeth.

Wusching, Konrad, Chormeister in Lugos, Komponist ungarisch. Volkslieder; † Lugos 24. VIII., 67 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 135 (Lüstner, mit L).

***Yorck von Wartenburg,** Hans Ludwig David Maximilian, k. preuß. Oberst, Chef d. Generalstabs d. deutschen Expeditionskorps in Ostasien, Militärschriftsteller u. Histor.; * Klein-Oels (Schles.) 12. VI. 50; † Hwailai in China 27. XI. — BJ V, 235; Gartenlaube 1900 Nr. 50 Beil. 2 (mit P); Löbells Jahresber. üb. Militärwesen 27, 629 (mit L).

Ysenburg, s. Isenburg.

Zabern, K. Th. V. v., Buchhändler; † Mainz 3. IV. — KL 23, 46.

Zahn, Adolf, Lic. et Dr. theol., prot. Pfarrer, theolog. Schriftsteller; * Mützenow 28. IX. 34; † Stuttgart 2. III. — KL 22, 1606 (mit W). 23, 46.

Zech, Emil, Pianist u. Musiklehrer in Wiesbaden; † daselbst 14. XI., 76 J. — Monatsh. f. Musikgesch. 33, 135 (Lüstner, mit L).

***Zeerleder,** Wilhelm Karl Albert, Dr. jur., Prof. a. d. Univ Bern; * daselbst 6. VI. 38; † ebenda 1. III. — BJ V, 179.

***Zellner,** Julius, Komponist in Wien; * daselbst 19. V. 32; † Mürzzuschlag (Steierm.) 28. VII. — BJ V, 246.

***Zeman,** Johann, Oberbaurat, Prof. f. mech. Technol. an d. Techn. Hochsch. in Stuttgart; * Josefstadt (Böhmen) 20. V. 44; † Degerloch b. Stuttgart 30. VII. — BJ V, 161; Gartenlaube 1900 Nr. 33 Beil. 2 (mit P); Leopold. 36, 156.

***Zink,** Paul, k. sächs. Hofschauspieler; * Breslau 23. X. 41; † Dresden 4. VI. — BJ V, 342.

***Zoller,** Friedrich Michel Alexander Frhr. v., k. bayr. Gen.-Leutn., Chef d. Geheimkanzlei u. Gen.-Adjutant d. Prinzregenten Luitpold v. Bayern; * München 15. II. 43; † ebenda 8. XI. — BJ V, 145; Freiherrl. Taschenb. 1901, 898. 917; Gartenlaube 1900 Nr. 47 Beil. 2 (mit P).

*Zöppritz, Karl, Großindustrieller; * Darmstadt 26. IV. 12; † Mergelstetten (württemb. Oberamt Heidenheim) 5. X. — BJ V, 162.

Zukal, Hugo, ao. Prof. an d. Hochschule f. Bodenkultur in Wien; * Troppau 18. VIII. 45; † Wien 15. II. — KL 23, 46.

*Zürn, Friedrich Anton, Dr. med., ehemal. o. Prof. d. Tierheilk. an d. Univ. Leipzig; * Rudolstadt 16 IV. 35; † Stadtsulza 11. IX. — BJ V, 254; Leopold. 36, 180.

*Zychlinski, Franz v., k. preuß. Gen. d. Inf. z. D., Militärschriftstell.; * Allenstein (Ostpreuß.) 27. III. 16; † Berlin 17. III. — BJ V, 272; Gartenlaube 1900 Nr. 14 Beil. 2 (mit P); Löbells Jahresber. über Militärwesen 27, 629.

Nachwort.

Für die Benützung der Listen sei aus Band III, S. 165 hier wiederholt, daß ein Stern (*) vor dem Namen bezeichnet, daß das Jahrbuch (JB) dem Verstorbenen einen Nekrolog gewidmet hat, auf den mit BJ verwiesen wird; die zum Schlusse jedes Namens angeführte Literatur giebt die Quelle an, aus der die Lebensdaten geschöpft sind: ein* L *deutet dabei an, daß am angeführten Orte sich weitere Literatur über den Toten findet, ein* W, *daß dort seine Werke verzeichnet, ein* P, *daß ein Porträt beigegeben ist.*

Die gebrauchten Abkürzungen sind Band III, S. 165 ff. verzeichnet; hier seien besonders ausgehoben:*

Brümmer = F. Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter. 5. Aufl. — BZ = Dietrich, Bibliographie d. Zeitschriftenliteratur. — KL = Kürschner, Literaturkalender. — Leopold = Leopoldina. — Müller-Singer = Allg. Künstlerlexikon von H. A. Müller. Hrsg. v. H. W. Singer. — Pagel = J. Pagel, Biogr. Lexikon hervorrag. Ärzte des 19. Jahrh. — Pataky = S. Pataky, Lexikon deutscher Frauen. — Poggendorf = J. C. Poggendorf, Biogr.-liter. Handwörterb. z. Gesch. d. exacten Wissenschaften. — Riemann⁵ = H. Riemann, Musiklexikon. 5. Aufl. — Wurzbach = C. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaisertums Österreich.

München, Anfang November 1903. *Dr. G. Wolff.*

DEUTSCHER NEKROLOG

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER

1900

Homo liber de nulla re minus, quam de morte cogitat et ejus sapientia non mortis, sed vitae meditatio est.

Spinoza. Ethices pars IV. Propos. LXVII.

Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1900.

Adelheid Victoria Amalie Luise Marie Konstanze Herzogin zu Schleswig-Holstein-Augustenburg, * zu Langenburg am 20. Juli 1835 als Tochter des Fürsten Ernst zu Hohenlohe-Langenburg († 1860) und seiner Gemahlin Feodora geborenen Prinzeß zu Leiningen († 1872), † in Dresden am 25. Januar 1900. Ihr Bruder ist der 1832 geborene Fürst Hermann von Hohenlohe-Langenburg, kaiserl. Statthalter in Elsaß-Lothringen. Ihre Schwester war die Herzogin Feodora von Sachsen-Meiningen (* 1839 † 1872). —

In der edlen und geistig belebten Häuslichkeit der Eltern wuchs die kleine Prinzeß unter den günstigsten Umständen und unter sorgfältiger Erziehung heran. Früh entfaltete sich das volle Gepräge ihres Wesens, so wie sie es unter allen Wechselfällen des Lebens bewahrte. Der lieblichen Schönheit ihrer äußeren Erscheinung entsprach die lebendige Regsamkeit des Geistes, ihre seelenvolle Anmut und liebenswürdige Heiterkeit. Die schon im Kinde gepflegte Frömmigkeit entwickelte sich unter den schweren Prüfungen, die zeitweilig ihr und der Ihrigen Leben verdunkelten, zu einem tieferen Bedürfnis nach geistlicher Belehrung und kirchlichem Leben. Geistig überhaupt begabt, zeigte sie schon früh ein glückliches musikalisches Talent, welches zu einem fast mehr als dilettantischen Klavierspiel ausgebildet ward, vorübergehend sogar von Meister Thalberg geschult. So anziehende Eigenschaften mochten wohl Napoleons III. Augen auf sie lenken, als sie sich bald nach ihrer Konfirmation längere Zeit in England aufhielt bei ihrer mütterlichen Großmutter, der Herzogin von Kent. Einer Verbindung mit Napoleon, die auch dem deutschen Sinn ihres Vaters keineswegs entsprach, versagte sie sich jedoch. Dagegen verlobte sie sich später mit dem Prinzen Friedrich, ältestem Sohn des Herzogs Christian August von Schleswig-Holstein-Augustenburg und reichte ihm zum glücklichsten Ehebunde am 11. September 1856 zu Langenburg ihre Hand. Das junge Paar nahm seinen Aufenthalt zuerst auf Primkenau, dann zu Dolzig im brandenburgischen Kreise Sorau. So war nun das Lebensgeschick der 21jährigen Prinzeß fortan mit dem Schleswig-Holsteins verbunden, welches seit 10 Jahren alle Gemüter in Deutschland bewegt hatte und sie tiefer noch im nächsten Jahrzehnt erregen sollte. In treuer Hingebung an den innig geliebten Gemahl und in festem Glauben an ihn und

sein Recht hat sie seine Hoffnungen wie seine Sorgen und Leiden geteilt, ohne jedoch neben ihm eine politische Rolle zu spielen. Sie war keine politisch angelegte Natur. Ja, so sehr sie sonst jeder geistigen Belehrung mit offenem Sinn entgegenkam, so konnte es sie doch gelegentlich in gelinde Verzweiflung versetzen, wenn ihr zugemutet wurde, sich etwa in dem Labyrinth der schleswig-holsteinischen Erbfolgefrage oder in den wirren Fäden der großen Politik zurechtzufinden. Ihr Reich war und blieb das Haus und die Familie; hier waltete sie mit feiner Hand, mit liebevollem Herzen und frommem Sinn; aus diesem geweihten Umkreis strebte sie, so viel an ihr lag, den politischen Hader und die zersetzenden Einflüsse der Leidenschaft fernzuhalten.

Auf Dolzig verlebte das junge Paar zunächst glückliche Jahre, in denen sich der schöne Charakter des Familienlebens so, wie es sich hernach unter den Stürmen bewährt hat, bildete und festigte, getragen von ernster Frömmigkeit, die sich mit offener Hand in Werken der Liebe betätigte; belebt von geistigen Interessen aller Art; verschönt durch die Freude an der Kunst und an vornehm feiner Geselligkeit. Ein erstes noch auf Primkenau geborenes Söhnchen ward dem jungen Paare gleich wieder genommen. Dann folgte, auf Dolzig am 22. Oktober 1858 geboren, die erste Tochter, Prinzeß Auguste Victoria. Unter ihren Paten waren die Königin Augusta und die Kronprinzeß von Preußen: diese zwei ersten deutschen Kaiserinnen als Paten der dritten. Auch noch auf Dolzig wurden Prinzeß Karoline Mathilde (Calma) am 25. Januar 1860 und (nachdem ein Söhnchen wieder früh gestorben war) Prinz Ernst Günther am 11. August 1863 geboren. Bis dahin verfloß das Leben der prinzlichen Familie in ruhigem und heiterem Frieden. Der ländliche Aufenthalt auf Dolzig ward nur vorübergehend mit dem geselligeren in Gotha vertauscht. Dann aber brach 1863 mit dem Tode König Friedrichs VII. von Dänemark die schleswig-holsteinische Katastrophe herein. Als in der Villa des nunmehrigen Herzogs Friedrich in Gotha die entscheidenden Entschlüsse gefaßt wurden, war Herzogin Adelheid nicht an der Seite ihres Gemahls, der bekanntlich Ende Dezember nach Kiel ging. Sie folgte ihm erst im folgenden Jahre mit den Kindern dahin nach und das herzogliche Paar residierte nun dort in einer Villa vor dem Eingang in das Düsternbrooker Gehölz. Die Stellung der Herzogin war hier eine überaus schwierige und peinliche. Der damalige Charakter der Stadt Kiel war von dem heutigen außerordentlich verschieden. Noch war Kiel eine Handels- und Seestadt von sehr mäßiger Bedeutung, unter deren Bevölkerung die Universität die führende und tonangebende Rolle spielte. Der Adel des Landes, die Herren und Damen der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, hielten sich meistens fern, weil sie mit dem Versuche des Herzogs, im Widerspruch mit Preußen und Österreich die Regierung der Herzogtümer zu ergreifen und von Kiel aus zu führen, nicht einverstanden waren. Die Stadt war freilich zur Zeit mit Militär angefüllt, aber dabei standen die Truppen der Großmächte dem Bundesmilitär abwehrend, endlich fast feindlich gegenüber. So sehr auch Stadt und Land dem Herzog im allgemeinen populäre Sympathien bezeugten, so ward es ihm doch unmöglich, eine feste Stellung zu gewinnen und seine Regierung blieb ein inhaltloser Schein. Selbst der häusliche Verkehr mit seinen treuen Anhängern ward von gegnerischer Seite in steigendem Maße argwöhnisch überwacht. Wie hätte es unter den angedeuteten Umständen anders sein können! Auch zogen sich selbst aus den Kreisen seiner bisherigen Anhänger manche zurück, weil sie die politische Unhaltbarkeit der von ihm eingenommenen Stellung

erkannten. Unter so ungewöhnlichen und großen Schwierigkeiten bewährte Herzogin A. alle trefflichen und liebenswerten Eigenschaften ihres Wesens in wahrhaft rührender Weise. Wer über sie aus dieser Zeit der Prüfungen berichtet, weiß nur ihren Mut und ihre stille Ergebung, ihre Güte und Anmut im häuslichen Verkehr zu rühmen. Während um den Gatten die Wolken sich immer dunkler zusammenzogen, blieb sie das Licht seines Herzens und Hauses und die stets sorgsam wachende Mutter ihrer Kinder. Am 8. April 1866 ward in Kiel noch ein Töchterchen geboren, Luise Sophie. Bald darauf, unter dem Ausbruch des Krieges von 1866 mußte der Herzog Kiel als Flüchtling verlassen. Die Familie begab sich zunächst nach Gotha.

Dieser Katastrophe sind dann wieder Jahre ruhigen Familienlebens in stiller Zurückgezogenheit gefolgt, teils in Dolzig und Gotha, teils auf Primkenau, wo der Herzog nach dem 1869 erfolgten Tode seines Vaters dauernd seinen Wohnsitz aufschlug. Jetzt sah sich die Herzogin unter der herrlich heranblühenden Kinderschar, der sich am 3. Juli 1874 noch eine Tochter, Prinzeß Feodora, zugesellte, wieder ganz den Aufgaben hingegeben, die ihrer eigensten Natur entsprachen. Die Erziehung der Kinder, ihre sittliche und religiöse Entwicklung bildete das stete und höchste Ziel ihres Lebens. Den Religionsunterricht der ältesten Töchter hat sie bis zu deren 11. Jahre selbst geleitet. Ein Hausgenosse aus dieser Periode schreibt uns: »Ich habe die Jahre 1870 bis 1873 mit der herzoglichen Familie verlebt. Dieselbe weilte im Frühjahr 1870 in Gotha, bis Anfang Mai. Besonders heiter war die Herzogin, wenn schöne Ausfahrten in den Thüringer Wald unternommen wurden. Sie hatte eine kindliche Freude an den Bergen, überhaupt an der Natur. Während in der Umgebung des Herzogs Andere wohl ihren Zorn über die Ereignisse von 1866 aussprachen, habe ich bei der Herzogin Adelheid nie etwas von solchem Zorn oder politischer Erbitterung bemerkt. Es kam dann nach wenigen ruhigen Monaten der Krieg mit Frankreich, der wieder recht tief in das Leben der herzoglichen Familie eingriff, da Herzog Friedrich im Gefolge des Kronprinzen mitzog. Er reiste nach einer ernsten Abendmahlsfeier am 9. August und kam am 11. Februar 1871 zurück. Am Tage seiner Rückkehr konnte die Herzogin es beim Diner an ihrem gewöhnlichen Platz, dem Herzog gegenüber, nicht aushalten, sie mußte an seine Seite übersiedeln. — An den Stunden der Prinzessinnen Victoria und Calma nahm sie meistens teil, besonders gern an den Religionsstunden, aber auch an Geschichte, Literatur und Deutsch.«

So widmete sie sich ganz dem eigentlichsten und vornehmsten Frauenberufe, indem sie dem Gatten unter den Kämpfen und Sorgen des Lebens das Heim zur Stätte der Ruhe, des Friedens und der Freude machte, den Kindern zum Garten, in dessen reiner und gesunder Luft sie sich körperlich wie an Geist und Gemüt auf das glücklichste entfalten konnten. Unter dem modernen Lärmen der »Frauenbewegung« wird Wert und Höhe dieser Aufgabe nur zu oft verkannt. Wie wichtig ist sie auch in den bescheidensten Verhältnissen unter dem niedrigsten Dache geübt! wie unermeßlich steigert ihre Bedeutung sich da, wo die Kinder berufen sind, ihre hohen Lebensaufgaben dereinst in der Region der Throne zu finden!

Nur bis zum Jahre 1880 stand der Herzogin der geliebte Gemahl zur Seite. Ein Herzleiden, welches den Seinen schon im vorhergehenden Jahre schwere und steigende Sorge erregt hatte, machte schon am 14. Januar 1880 in Wiesbaden, wo er Heilung suchte, seinem Leben ein Ende; der schwerste

Schlag, der die Familie, vor allen die Herzogin, treffen konnte; er beugte sie weit tiefer, als alle voraufgegangenen politischen Aufregungen und Verluste es vermochten. Ganz ohne nachteilige Folgen für ihre Gesundheit waren freilich auch diese nicht geblieben; denn durch sie ist doch wohl schon der Grund zu der nervösen Reizbarkeit und Unruhe gelegt, an der sie in ihren späteren Jahren zu leiden hatte. Die Vormundschaft über die herzoglichen Kinder führte die Herzogin in Gemeinschaft mit dem jüngeren Bruder des verstorbenen Herzogs, dem Prinzen Christian von Schleswig-Holstein, der als Schwiegersohn der Königin Victoria in England lebte.

In wundersamer Weise sollte ein Freudenschein die Trauer des herzoglichen Hauses erhellen. Nur wenigen der Allernächsten war es bekannt, daß der Herzog unmittelbar vor seinem Tode schwierige Verhandlungen über einen Ehebund zwischen seinem und dem kaiserlichen Hause in ganz vertraulichen Schriftstücken zum glücklichen Abschluß gebracht hatte. Dazu hatte ein Herzensbund geführt, der sich im Stillen zwischen dem einstigen Erben der deutschen Kaiserkrone und der ältesten Tochter des herzoglichen Hauses gebildet hatte. Das Verlangen des Kronprinzen und der Kronprinzeß von Preußen, auf diesem Wege zugleich eine Aussöhnung zwischen den hohen Häusern herbeizuführen, hatte die Wünsche des jungen Paares eifrig gefördert. Schon am 14. Februar 1880 gab die Herzogin ihre Zustimmung; am 2. Juni ward am kaiserlichen Hofe die Verlobung proklamiert und am 27. Februar 1881 fand im königlichen Schlosse zu Berlin die Vermählung statt. — Am 19. März 1885 vermählte sich zu Primkenau die zweite der Töchter, Prinzeß Karoline Mathilde, mit dem Herzog Friedrich Ferdinand von Schleswig-Holstein-Glücksburg; am 24. Juni 1889 die dritte, Prinzeß Luise Sophie, mit dem Prinzen Friedrich Leopold von Preußen.

Inzwischen hatte die Herzogin, nachdem Herzog Ernst Günther mündig geworden war, Schloß Primkenau verlassen. Wie sie selbst von der Stätte ihres langjährigen treuen Wirkens und Glückes mit schwerem Herzen schied, so sah die ganze Bevölkerung Primkenaus auch sie, die eine wahre Mutter der Armen gewesen war, mit herzlicher Wehmut scheiden. Sie zog 1885 zunächst wieder nach Gotha, siedelte aber 1887 nach Dresden über. Hier lebte sie, von Hof und Stadt geliebt und geehrt, in der Freude an dem Glück ihrer Kinderhäuser, bis nach kurzer Krankheit der Tod ihr fast genau 20 Jahre nach dem Tode des Gemahls die Augen schloß. An ihrem Sterbebette standen alle ihre Kinder. Ihre Leiche ward am 29. Januar in Primkenau an der Seite des voraufgegangenen Gemahls beigesetzt.

Vgl. Herzogin Friedrich zu Schleswig-Holstein, die Mutter der Deutschen Kaiserin, von Superintendent Jenisch im Schlesischen Volkskalender für 1903. Eigene Erinnerung.

R. v. Liliencron.

Blumenthal, Leonhard Graf von, Königlich Preußischer General-Feldmarschall, * am 30. Juli 1810 in Schwedt a. O., † am 22. Dezember 1900 in Quellendorf bei Köthen.

Leonh. v. Bl.s Vater war Rittmeister im 2. Preuß. Dragoner-Regiment und fand als solcher in der Schlacht von Dennewitz beim Angriff auf ein französisches Karree den Heldentod. Den damals dreijährigen Leonhard nahm der Großvater von mütterlicher Seite, v. Below, ein wohlhabender Gutsbesitzer in der Gegend von Stolpe, zu sich. Im Alter von zehn Jahren wurde der Knabe jedoch zur weiteren Erziehung dem Kadetten-Korps übergeben. Zunächst in

der Culmer Voranstalt, dann in der Berliner Hauptanstalt des Korps reifte er bei guter natürlicher Beanlagung und sehr regem Streben schnell heran, so daß er schon an seinem 17. Geburtstage nach bestandener Offiziersprüfung dem damaligen Garde-Reserve-Infanterie-Regiment, jetzigem Garde-Füsilier-Regiment, als Leutnant überwiesen wurde. Fast 17 Jahre war Bl. Sekond-Leutnant, danach noch fünf Jahre Premier-Leutnant. Für einen gewöhnlichen Menschen ist eine 22jährige Leutnantszeit mehr wie ausreichend, um geistig zu erlahmen. Für Bl. war sie die Vorbereitungszeit zu einer Ruhmeslaufbahn. Schon drei Jahre nach seinem Eintritt in das Heer bewarb er sich um die Zulassung zur Allgemeinen Kriegsschule (jetzigen Kriegs-Akademie) und bestand die hierfür vorgeschriebene Prüfung. Während seines dreijährigen Kommandos zu dieser Anstalt widmete er sich mit Eifer militärischen und allgemeinwissenschaftlichen Studien, unter den letzteren Geschichte und Mathematik, sowie die lebenden Sprachen bevorzugend. Auch Vorlesungen an der Universität nahm er hierfür zu Hilfe. Die begonnenen Studien setzte er nach Beendigung des Kommandos zur Allgemeinen Kriegsschule fleißig fort, gleichzeitig sich im praktischen Militärdienst vervollkommnend. Was ein Leutnant im Truppendienst erlernen kann, eignete er sich an. Ein achtjähriges Kommando als Adjutant und Rechnungsführer zu dem Garde-Landwehr-Bataillon Koblenz (von 1837 bis 1845) gab ihm Gelegenheit, sich auch mit den Landwehrverhältnissen und der Administration vertraut zu machen. Während dieses Kommandos, im Sommer 1839, verheiratete er sich mit einer Engländerin, deren Mutter Koblenz vorübergehend zum Wohnsitz genommen hatte. Dies wurde Veranlassung, daß er nicht nur die englische Sprache bald vollständig beherrschte, sondern auch England gründlich kennen lernte, nachdem er schon zuvor zu militärischen und Sprachstudien längere Reisen nach Belgien und Frankreich unternommen hatte.

Im Jahre 1847 erfolgte Bl.s Kommandierung zum topographischen Bureau des Generalstabes, im Sommer dieses und des nächsten Jahres wurde er zu topographischen Aufnahmen in der Lausitz verwandt, in der Zwischenzeit auch auf drei Monate zur Dienstleistung bei der Artillerie kommandiert, und am 6. Januar 1849 unter Beförderung zum Hauptmann in den Großen Generalstab versetzt. Zum Feldherrn geboren und im Alter von 17 Jahren zum Leutnant ernannt, mußte Bl. also bis zu seinem 39. Lebensjahre warten, ehe er den Rang eines Hauptmanns erreichte.

Die erste Gelegenheit zur kriegerischen Tätigkeit und Auszeichnung bot sich ihm, als er am 22. März 1849 zur Dienstleistung bei dem Oberbefehlshaber der Schleswig-Holsteinschen Armee, dem Generalmajor v. Bonin, kommandiert wurde. Unter diesem nahm er an dem Feldzuge in Schleswig und Jütland teil. Als am 23. Mai der Stabschef des Korps, Hauptmann v. Delius, tödlich verwundet wurde, trat Bl. an seine Stelle. Die Schlacht bei Fredericia (6. Juli 1849) war die erste, an der er teilnahm, und von den zahlreichen Schlachten, auf deren Ausgang er als Chef des Generalstabs einer Armee Einfluß ausgeübt hat, die einzige, die mit einem Rückzug endigte. Im April 1850 aus den Elbherzogtümern abberufen, kehrte er nach Preußen zurück. Bis zum Jahre 1860 gehörte er dann dem Generalstabe in verschiedenen Dienststellungen an. Während dieser Zeit trat er in nähere Beziehungen zu den beiden preußischen Prinzen, an deren Seite er in den nachfolgenden Kriegen eine hervorragende Rolle zu spielen berufen war. Als während der Manöver im Jahre 1854 der Prinz Friedrich Wilhelm — der nachmalige Kaiser

Friedrich — das 1. Garde-Regiment z. F. führte, war Major v. Bl. ihm beigegeben. Und 1858 wurde dieser persönlicher Adjutant des Prinzen Friedrich Karl. Bei der Reorganisation der Armee trat er (im Mai 1860) an die Spitze des 3. Thüringischen Infanterie-Regiments No. 71 in Erfurt. In dieser Stellung verblieb er bis zum Ausbruch des Krieges gegen Dänemark im Anfang des Jahres 1864, den er als Oberst und Chef des Generalstabes des vom Prinzen Friedrich Karl von Preußen befehligten preußischen kombinierten Armee-Korps (I. Korps der verbündeten preußisch-österreichischen Armee) mitmachte. Er bewährte sich hier glänzend und trat namentlich dadurch hervor, daß er den Plan erfaßte und energisch betrieb, die Dänen in ihrer festen Stellung bei Düppel, statt in der Front, durch Übergang nach Alsen im Rücken anzugreifen. Der Übergang sollte bei Ballegaard über die dort 1900 m breite Alsener Föhrde ausgeführt werden. Der Prinz Friedrich Karl stimmte dem kühnen Plane zu. In Berlin erachtete man zwar das Wagnis, besonders wegen des zu erwartenden Eingreifens dänischer Kriegsschiffe, für zu groß, wenn es ohne Mitwirkung der kleinen preußischen Flotte unternommen würde, wies diese aber an, den Versuch zur Mitwirkung zu machen, und ließ schließlich dem Prinzen auch freie Hand, das Unternehmen selbst dann zu wagen, wenn der Versuch der Flotte zur Mitwirkung scheitern sollte. Demgemäß wurden alle Vorbereitungen so getroffen, daß der Übergang am 2. April (1864) in früher Morgenstunde beginnen sollte, und an dieser Absicht auch festgehalten, als die Nachricht einging, daß die Flotte durch ungünstigen Wind an rechtzeitigem Auslaufen verhindert war. Allein ein heftiger Sturm machte am Morgen des 2. und auch noch am 3. April die Überfahrt über die Föhrde unmöglich; und da mit Sicherheit anzunehmen war, daß die Dänen inzwischen die Absicht erkannt und entsprechende Gegenmaßregeln getroffen hatten, so mußte von deren Ausführung, die nur mit Hilfe der Überraschung möglich gewesen wäre, Abstand genommen werden. In dem Plane aber, dessen Seele Bl. war, und in dessen energischer Betreibung traten die hervorragenden Charaktereigenschaften dieses Offiziers deutlich zu Tage. Nicht minder bewährte er sich als tüchtiger Generalstabs-Chef bei der Vorbereitung des Sturmes auf die Düppeler Schanzen, der infolge des Scheiterns jenes Planes am 18. April mit glänzendem Erfolge ausgeführt wurde. Als während des nachfolgenden Waffenstillstandes der Prinz Friedrich Karl an Stelle Wrangels zum Oberbefehlshaber der verbündeten Armee und der General Herwarth v. Bittenfeld zum kommandierenden General des kombinierten preußischen Armee-Korps ernannt wurde, verblieb Bl. in seinem Verhältnis als Chef des Generalstabes bei letzterem und hatte wesentlichen Anteil an der Vorbereitung und Ausführung des Übergangs nach Alsen, der am 29. Juni 1864 — jedoch nicht bei Ballegaard, sondern an der schmaleren Stelle des Sundes, bei Satrupholz — stattfand. Der Niederlage, die die Dänen auf Alsen erlitten, folgte im Juli der Abschluß eines Waffenstillstandes und nach längeren Verhandlungen der Friedensschluß. Im Dezember kehrte das Ober-Kommando mit den preußischen Truppen, die am Kriege teilgenommen hatten, in die Heimat zurück. Bl. war inzwischen zum Generalmajor befördert worden und wurde nunmehr zum Kommandeur der 7. Infanterie-Brigade in Bromberg ernannt, vertauschte diese Stellung aber schon im Frühjahr 1865 mit der gleichen an der Spitze der 30. Infanterie-Brigade in Köln.

Bei Ausbruch des Krieges von 1866 wurde Bl. zum Chef des Generalstabes der aus dem Garde-Korps, dem I., V. und VI. Armee-Korps und einer Kavallerie-Division gebildeten, unter den Befehl des Kronprinzen von Preußen

(des nachmaligen Kaisers Friedrich) gestellten II. Armee ernannt. Diese Armee sammelte sich in Schlesien und bildete den linken Flügel der in dem 60 Meilen weiten Bogen von Zeitz über Görlitz bis Neiße sich zunächst entwickelnden preußischen Streitkräfte. Am 16. Juni rückte, nach erfolgter Kriegserklärung an Sachsen, die den preußischen rechten Flügel bildende Elb-Armee in das genannte Königreich ein und in diesem, sich der in der Lausitz befindlichen I. Armee nähernd, gegen die böhmische Grenze vor. Die sächsische Armee wich nach Böhmen zurück, wo sie von dem österreichischen I. Korps aufgenommen wurde. Preußischerseits wurde nunmehr beschlossen, den Krieg gegen Österreich mit einer konzentrischen Offensive in Böhmen zu beginnen. Die I. und Elb-Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl sollten über das Lausitzer Gebirge, die II. Armee aus der Grafschaft Glatz in Böhmen einbrechen, beide Teile in der allgemeinen Richtung auf Gitschin zusammenwirken. Der Entschluß gründete sich auf Nachrichten, aus denen hervorging, daß Teile der bisher im nördlichen Mähren versammelt gewesenen österreichischen Hauptmacht sich nach Böhmen in Marsch gesetzt hatten. Das Ober-Kommando der II. Armee traf seine Anordnungen dahin, daß am 27. Juni das V. Armee-Korps bei Nachod, das I. bei Trautenau, das Garde-Korps zwischen beiden über Braunau vorgehend aus dem Gebirge heraustreten, das VI. Korps dem V., die Kavallerie-Division dem I. Korps folgen sollte. Als Bl. dem Kronprinzen diese Anordnungen vorschlug, verhehlte er ihm nicht die Gefahr, der das Unternehmen ausgesetzt war. Aber beide sahen ihr mit gleicher Entschlossenheit ins Auge. In der Tat stießen die getrennten Kolonnen der Armee beim Heraustreten aus dem Gebirge auf die Flanke der nordwärts vorbeimarschierenden österreichischen Hauptmacht. Das I. Armee-Korps wurde am 27. Juni bei Trautenau in das Gebirge zurückgeworfen, aber Steinmetz mit dem V. Korps brach sich in heißem Ringen noch an demselben Tage bei Nachod Bahn, warf an den beiden folgenden Tagen überlegene frische Kräfte, die ihm bei Skalitz und Schweinschädel entgegentraten, unter großen Verlusten zurück, und das Garde-Korps öffnete am 28. Juni durch das siegreiche Gefecht bei Soor auch den Gebirgsausgang bei Trautenau. Inzwischen drängte der Prinz Friedrich Karl von Norden her unter mehrfachen erfolgreichen Gefechten die ihm gegenüberstehenden feindlichen Streitkräfte zurück. Am 29. Juni erreichten seine Truppen nach ernstem Kampfe Gitschin. Am folgenden Tage wurde der Marsch zu näherem Anschluß an die bis zur Elbe bei Königinhol vorgedrungene II. Armee fortgesetzt. So von zwei Seiten hart bedrängt, beschloß der österreichische Oberbefehlshaber Benedek, seine gesamten Streitkräfte in der starken Stellung von Königgrätz zu versammeln und hier den Angriff der Gegner zu erwarten. Am 2. Juli wurde die starke Besetzung dieser Stellung dem Ober-Kommando der I. Armee bekannt. Der Prinz Friedrich Karl beschloß, sie am folgenden Morgen anzugreifen; der König billigte diesen Entschluß und sandte noch in der Nacht dem Kronprinzen den Befehl, mit seiner ganzen Armee den Angriff, gegen des Feindes rechte Flanke vorgehend, zu unterstützen. Mit der frischen Tatkraft, die den Kronprinzen und seinen Generalstabs-Chef auszeichneten, wurden sofort die Truppen alarmiert und mit größter Beschleunigung dem Schlachtfelde zugeführt. Rastlos vorwärts stürmend, brachen sie in die rechte Flanke der durch den heißen Kampf in ihrer Front in Anspruch genommenen Österreicher überraschend ein und bereiteten im Verein mit der I. und Elb-Armee unter dem persönlichen Oberbefehl König Wilhelms dem feindlichen Heere jene Niederlage, die Österreichs

Widerstandskraft brach. In ihrem Bestande erheblich geschwächt und innerlich tief erschüttert, wich die österreichische Armee nach Olmütz zurück, in der Hoffnung, in dem dortigen befestigten Lager den verlorenen Halt wiederzugewinnen. Der König entschloß sich nunmehr, mit der I. und Elb-Armee geradeswegs auf Wien zu marschieren, während der Kronprinz Befehl erhielt, mit seiner Armee dem Feinde nach Olmütz zu folgen, ihn dort zu beobachten und festzuhalten. Zu diesem Zwecke sollte die II. Armee in eine Aufstellung nordwestlich von Olmütz, mit eventuellem Rückzug nach der Grafschaft Glatz, gehen. Hiergegen erhob jedoch Bl. bei Moltke eindringliche Vorstellungen. Er wies darauf hin, daß es vor allem darauf ankomme, Benedek am Abmarsch nach der Donau bezw. an Unternehmungen gegen die auf Wien vorrückenden preußischen Streitkräfte zu verhindern, was der II. Armee nur möglich sein würde, wenn sie hierzu südlich von Olmütz bereit stände. Diesen Vorstellungen wurde nachgegeben, und die Folge hiervon war, daß Benedek, als er in der Tat kurz darauf nach Süden abzumarschieren unternahm, durch die II. Armee mit Leichtigkeit in die Karpathen abgedrängt wurde, wodurch seine Armee den letzten Halt verlor. Die I. und Elb-Armee waren inzwischen vor Wien angelangt. Jeder Hoffnung auf eine günstige Wendung des Geschickes beraubt, schloß Österreich unter der Vermittelung Napoleons Waffenstillstand und dann Frieden.

Bl. hatte sich in seiner Stellung als Generalstabs-Chef der II. Armee glänzend bewährt. Zwischen dem Kronprinzen und ihm hatte sich ein ideales Verhältnis herausgebildet, sehr ähnlich dem, das in den Befreiungskriegen zwischen Blücher und Gneisenau bestand. Der Kronprinz nahm Bl.s Vorschläge nicht ohne Prüfung, aber mit höchstem Vertrauen entgegen, und ohne Reibung stellte sich zwischen ihnen stets volle Übereinstimmung der Ansichten her. Gleiche Übereinstimmung herrschte in der Durchführung der gefaßten Entschlüsse. Alle Einzelheiten seinem Generalstabs-Chef überlassend, hielt der Kronprinz an den gemeinsam mit diesem erfaßten Zielen, unbeirrt durch entgegentretende Schwierigkeiten, fest und verstand es, mit seiner frischen, allezeit von froher Zuversicht beseelten Persönlichkeit, wie einst Blücher, in seiner Armee jenen Geist zu entflammen und zu erhalten, der Bürge des Sieges ist. Das glückliche Verhältnis zwischen beiden erfuhr auch keine Trübung, als während des Krieges durch die Zeitungen ein Brief Bl.s an seine Frau veröffentlicht wurde, der dem Anteil des Kronprinzen an den Erfolgen der II. Armee nicht volle Würdigung zuteil werden ließ. Der in englischer Sprache verfaßte Brief war den Österreichern in die Hände gefallen und dann in ungenauer Übersetzung in die Öffentlichkeit gebracht worden. Die Absicht, dadurch das Einvernehmen zwischen dem Kronprinzen und seinem Generalstabs-Chef zu trüben, scheiterte an dem edlen Sinn des ersteren.

Als im Jahre 1870 der Krieg gegen Frankreich ausbrach und der Kronprinz von Preußen zum Oberbefehlshaber der III. Armee ernannt wurde, erbat er sich wiederum Bl., der inzwischen als Generalleutnant die 14. Division in Düsseldorf befehligt hatte, als Generalstabs-Chef. Der König entsprach seinem Wunsche. Die französischen Streitkräfte standen, noch unfertig, in zwei Heerhaufen, vorwärts von Metz und um Straßburg, als die deutsche Armee ihren Aufmarsch zwischen der Luxemburger Grenze und Landau beendet hatte. Die aus dem preußischen V., VI. und XI. Armee-Korps, dem I. und II. bayrischen Korps, der Württembergischen und Badischen Feld-Division sowie der 2. und 4. Kavallerie-Division bestehende Armee des Kronprinzen bildete den

linken Flügel und erhielt den Auftrag, gegen die bei Straßburg sich sammelnden Streitkräfte des Feindes vorbrechend, den Krieg zu eröffnen. Am 4. August die Grenze überschreitend, stieß sie an diesem Tage bei Weißenburg auf die vereinzelt dorthin vorgeschobene Division Douay und bereitete ihr eine schwere Niederlage. Der Oberbefehlshaber des französischen rechten Flügels, Mac Mahon, versammelte nun eilig seine Kräfte in der starken Stellung hinter dem Sauerbach, zwischen Wörth und Reichshofen. Der Kronprinz rückte am 5. August nahe an die Stellung heran. Am 6. sollten die Korps dorthin aufschließen, um am 7. anzugreifen. Allein schon ein am frühen Morgen des 6. August von dem in der Mitte stehenden V. Korps (v. Kirchbach) unternommenes Aufklärungsgefecht gewann einen so heftigen Charakter, daß sein Abbrechen einer Niederlage des Korps gleichgekommen sein würde. General Kirchbach entschloß sich daher, den Kampf durchzuführen, meldete dies dem noch in Sulz befindlichen Ober-Kommando und ersuchte die Nebenabteilungen um Unterstützung. Der Kronprinz eilte sofort mit Bl. auf das Kampffeld, überzeugte sich von der Notwendigkeit, die Schlacht sogleich durchzufechten und erließ die dazu erforderlichen Befehle. Das Ergebnis war ein verlustreicher, aber so entscheidender Sieg, daß die Armee Mac Mahons, ohne den Versuch weiteren Widerstandes, bis nach dem Lager von Châlons s. M. zurückfloh. Die III. Armee folgte in der Richtung über Nancy. Zu ihrer Rechten überschritten am 6. August auch die Spitzen der I. und II. Armee die die Grenze bildende Saar und bereiteten an diesem Tage dem französischen II. Korps (Frossard) auf den Spicheren Höhen eine Niederlage, die zur Folge hatte, daß die französische Hauptmacht auf Metz zurückwich. Durch die blutigen Schlachten des 14., 16. und 18. August gezwungen, ihr Heil unter den schützenden Wällen der genannten Festung zu suchen, wurde sie dort von dem Prinzen Friedrich Karl mit der I. und dem größeren Teile der II. Armee eingeschlossen. Drei Armee-Korps und zwei selbständige Kavallerie-Divisionen schieden nach der Entscheidungs-Schlacht des 18. August aus der II. Armee aus und traten als »Maas-Armee« unter den Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen. Mit der Maas-Armee und der III. Armee zu deren Linken setzte König Wilhelm den Vormarsch, zunächst in der Richtung auf Châlons, fort. Dort war inzwischen die Armee Mac Mahons unter Mitbenutzung der Eisenbahn eingetroffen. Durch Reservetruppen auf etwa 120000 Mann verstärkt, setzte sie sich, geführt von Mac Mahon, aber begleitet vom Kaiser Napoleon, am 21. August nach Reims und am folgenden Tage von dort über Rethel in Marsch, um Bazaine entgegenzurücken, von dem die vom 19. August datierte Nachricht eingegangen war, er hoffe nach einigen Ruhetagen mit seiner Armee den Rückzug von Metz in nordwestlicher Richtung antreten zu können. Das Unternehmen Mac Mahons wurde jedoch von der deutschen Heeresleitung rechtzeitig durchschaut. Um ihm entgegenzutreten, marschierten die Maas-Armee und das I. und II. Bayrische Korps am 26. August rechtsschwenkend nordwärts durch die Argonnen ab. Dem Ober-Kommando der III. Armee wurde freigestellt, mit den übrigen Teilen der Armee — dem V., VI. und XI. Armee-Korps, sowie der 2. und 4. Kavallerie-Division — den Marsch in der Richtung auf Paris fortzusetzen. Auf Bl.s Vorschlag erbat und erhielt jedoch der Kronprinz die Genehmigung, sich mit dem letztgedachten Hauptteil seiner Armee auf der Westseite der Argonnen, über St. Ménéhould, der Operation gegen die Armee Mac Mahons anzuschließen, um dieser den Rückzug auf Paris desto sicherer zu verlegen. So kam es zu einer Rechtsschwenkung der gesamten

III. und Maas-Armee. Bald war die Fühlung mit dem Feinde gewonnen, der nun nordwärts auszuweichen suchte. Von dem jetzt in breiter Front in derselben Richtung vorrückenden deutschen Heerhaufen hart bedrängt, gelangte er zwar nach der Schlacht bei Beaumont (30. August) noch hinter die Maas, aber in dem schmalen Raum zwischen diesem Fluß und der belgischen Grenze war ein weiteres Entkommen nicht möglich. Am 1. September bei Sedan vollständig umzingelt, mußte die ganze Armee nach tapferer Gegenwehr die Waffen strecken. Mit ihr geriet Kaiser Napoleon in Kriegsgefangenschaft. Und die auf Bl.s Vorschlag nordwärts geführte III. Armee war es, die, in der Nacht zum 1. September die Maas unterhalb Sedan überschreitend, die Umzingelung auf der Westseite ausgeführt hatte. — Bazaine war inzwischen durch den Prinzen Friedrich Karl in und bei Metz festgehalten worden. Am 1. September versuchte er sich Bahn zu brechen, wurde aber in der Schlacht von Noisseville zurückgewiesen. Danach unternahm er noch einige schwächere Ausfälle, aber mehr und mehr erlahmten seine Kräfte, und am 27. Oktober zwang ihn der Hunger, sich mit seiner noch 170000 Mann starken Armee und der Festung zu ergeben.

Nach der Katastrophe von Sedan war also ein Teil der kaiserlichen Armee von Frankreich vernichtet, der andere lag in unlösbaren Fesseln bei Metz. Der Weg nach Paris stand den Deutschen offen, der König trat ihn mit der III. und Maas-Armee unverzüglich an. Das Schicksal Frankreichs war nicht mehr zu wenden, aber die tapfere Nation konnte den Gedanken, daß sie unwiderruflich besiegt sei, nicht fassen. In unblutiger Revolution wurde das Kaisertum gestürzt, eine »Regierung der nationalen Verteidigung« ergriff das Staatsruder, und bald tauchten in Paris und in den Provinzen neue Heerhaufen auf, die in kurzer Zeit zu Hunderttausenden anwuchsen. Bei ihrer mangelhaften Organisation und Schulung vermochten sie zwar den Siegern die Palme nicht mehr zu entreißen. Aber die Überwindung der die Brust todesmutig darbietenden Massen verursachte den Deutschen doch noch erhebliche Anstrengungen und Opfer. Die III. Armee war hieran stark beteiligt, und Bl. fand noch reichliche Gelegenheit, seine ausgezeichneten militärischen Eigenschaften zu bewähren. Am 19. Septemher wurde Paris im südlichen Halbkreis von der III., im nördlichen von der Maas-Armee eingeschlossen. So lange die Streitmacht des Prinzen Friedrich Karl vor Metz gefesselt war, mußten jene beiden Armeen vor Paris auch sich selbst den Rücken frei halten. Genötigt, sich zu diesem Zweck im Süden bis zur Loire auszudehnen und Orléans in Besitz zu nehmen, befand sich die III. Armee eine Zeitlang in gespannter Lage, die ihren Höhepunkt erreichte, als das I. Bayerische Korps durch das Treffen bei Coulmiers (am 9. November) sich zum Rückzuge auf Paris genötigt sah. Schon nahte jedoch der Prinz Friedrich Karl von Metz her mit der II. Armee und übernahm nunmehr gemeinschaftlich mit der aus der III. Armee ausgeschiedenen Armee-Abteilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin die Sicherung der Einschließung von Paris gegen Süden und Südwesten. Stellten schon die bisher aufgeführten Aufgaben der III. Armee vor Paris bei der fieberhaften Tätigkeit der Gegner an die Einsicht und Leistungsfähigkeit Bl.'s hohe Anforderungen, so wurden diese noch dadurch gesteigert, daß der III. Armee auch die Aufgabe zufiel, den artilleristischen Angriff gegen die Südfront von Paris vorzubereiten. Die Heranschaffung des dafür erforderlichen gewaltigen Materials auf dem weiten und schwierigen Landwege von der letzten Eisenbahn-Station bis zum Belagerungs-Park stieß

auf die größten Schwierigkeiten und verzögerte sich in unvorhergesehener Weise. Infolgedessen entwickelten sich in Versailles, wo das Ober-Kommando der III. Armee mit dem großen Hauptquartier zusammenlag, heftige Gegensätze über die Frage des artilleristischen Angriffs. Während Moltke und das Ober-Kommando der III. Armee übereinstimmend die Ansicht vertraten, daß man den Angriff nicht beginnen dürfe, ohne mit Sicherheit über die Mittel zu seiner vollständigen Durchführung zu verfügen, drängten Bismarck und Roon mit zunehmender Leidenschaftlichkeit auf den Beginn der Beschießung, namentlich auch gegen das Innere von Paris. Von einem solchen Bombardement, das nur einen kleinen Teil von Paris erreichen konnte, versprachen sich aber die Militärs keinen Erfolg. Sie erwarteten, daß Paris vor Jahresschluß durch Hunger zur Kapitulation genötigt sein würde, wollten aber für den Fall, daß diese Annahme sich als unzutreffend erweisen sollte, die Zwischenzeit zur Heranführung von so vielem Material benutzen, daß alsdann nicht nur mit einer Beschießung begonnen, sondern der Angriff mit Energie ununterbrochen durchgeführt werden könnte. Am entschiedensten, mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit, vertrat Bl. diesen Standpunkt. Er begründete ihn namentlich in einer Denkschrift, die er unterm 21. November dem General v. Moltke einreichte (s. d. Denkschrift in der Milit.-Korrespondenz Moltkes von 1870/71, herausgegeben vom Großen Generalstabe 1896, S. 446). Letzterer sowie der Kronprinz vertraten die gleiche Ansicht vor dem Könige. Dieser befahl die größte Beschleunigung der Angriffsvorbereitungen. Gleichwohl konnte erst am 4. Januar 1871 mit dem Angriff gegen die Forts der Südfront von Paris und mit einer schwachen Beschießung des Inneren der Stadt begonnen werden. Die Forts wurden bald zum Schweigen gebracht und fast demoliert. Aber für die Durchführung des Angriffs gegen die mit weit überlegener Artillerie ausgestattete Hauptumwallung erwiesen sich die verfügbaren Mittel auch jetzt noch als unzureichend. Der Angriff verlief sich in eine Kanonade mit geringer Wirkung von beiden Seiten. Noch weniger Erfolg hatte das Bombardement des Stadtinnern, da für die Besatzung und Bevölkerung Raum genug vorhanden war, um sich ihm zu entziehen. Paris kapitulierte, nachdem ein letzter großer Ausfall am 19. Januar in der Schlacht am Mont Valérien durch die III. Armee siegreich abgewiesen worden war, lediglich durch Hunger genötigt.

Zahlreiche Anerkennungen wurden Bl. für die im Kriege gegen Frankreich geleisteten Dienste zuteil. U. a. erhielt er eine Dotation, die er zum Ankauf von Grundbesitz in Westpreußen verwendete. Kurze Zeit nach Beendigung des Krieges wurde er zum Kommandierenden General des IV. Armee-Korps in Magdeburg ernannt. In dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1888. Im Jahre 1883 erhob ihn Kaiser Wilhelm I. in den erblichen Grafenstand, und als Kaiser Friedrich den Thron bestieg, war eine seiner ersten Regierungshandlungen die Ernennung seines einstigen Generalstabs-Chefs zum General-Feldmarschall (18. März 1888). Kurz darauf wurde Bl. zum General-Inspekteur der IV. Armee-Inspektion, mit Anweisung des Wohnsitzes in Berlin, ernannt. Im Jahre 1892 vertauschte er diese Stellung mit der gleichen an der Spitze der III. Armee-Inspektion. Daneben war er Chef des Reitenden Feldjäger-Korps. Diese Stellung bekleidete er bis an sein Lebensende, während er von der des General-Inspekteurs auf seinen Antrag am 28. März 1898 enthoben wurde. In ungewöhnlicher Geistesfrische erreichte er das hohe Alter von 90 Jahren. Nach seinem Tode ehrte Kaiser Wilhelm II. sein Andenken, indem

er befahl, daß das Magdeburgische Füsilier-Regiment No. 36, dessen Chef der Verewigte gewesen war, fortan den Namen »Füsilier-Regiment General-Feldmarschall Graf v. Blumenthal (Magdeburgisches) No. 36« führen solle.

Bl. gehört zu den hervorragendsten Persönlichkeiten aus der Zeit der Wiedergeburt Deutschlands. Von Gestalt klein und zart, in seiner Haltung etwas gebückt, wandte er seinem Äußeren wenig Sorgfalt zu, wie er überhaupt auf Äußerlichkeiten keinen Wert legte. Sein Haupt mit hochgewölbter Stirn, stark ausgeprägter Nase, scharf markierten Zügen und sehr lebhaften blauen Augen hob indes seine äußere Erscheinung. Bis in sein hohes Alter war das etwas lockige Haupthaar sowie sein Schnurr-, Backen- und spitzer Kinnbart blond, seine Gesichtsfarbe blühend. Er hatte das volle Bewußtsein seines eigenen Wertes und scheute persönliches Hervortreten nicht; aber anspruchslos im täglichen Verkehr, angeregt und anregend im Gespräch, forderte er von jedem dieselbe Offenheit und Geradheit, die er ihm entgegenbrachte und achtete und förderte jede Tüchtigkeit anderer ebenso, wie er mit Unmännlichkeit scharf ins Gericht ging. Die Eigenschaften seines Geistes und Charakters waren die eines Feldherrn ersten Ranges. Er hatte die Gabe, die schwierigsten, scheinbar unklarsten Kriegslagen, das Nebensächliche unbeachtet lassend, mit schnellem, sicherem Blick zu durchschauen und mit erfinderischem Geiste sowie praktischem, durch Theorien nicht beirrtem Sinn sofort die demgemäß erstrebenswertesten Ziele zu erkennen. Und seinen Eingebungen mit berechtigtem Selbstvertrauen folgend, frei von der Scheu vor Verantwortlichkeit wie von irgend einer anderen Nebenrücksicht, vielmehr furchtlos und tatenfreudig, erfaßte er große Ziele, ohne doch bei aller Kühnheit die notwendige Vorsicht außer acht zu lassen. Die gleiche Verbindung von Kühnheit und Vorsicht zeigte sich in der Wahl der Mittel und Wege zu dem, stets mit Beharrlichkeit von ihm verfolgten Ziele. Die Befehle, die Bl. nach Genehmigung seiner Vorschläge durch den Kronprinzen fast immer eigenhändig entwarf, sind Muster von Klarheit, Voraussicht und Beherrschung der Anforderungen einer tatkräftigen und sicheren Armeeführung. Und auf dem Schlachtfelde, inmitten der Gefahr und schwer wiegender Entscheidungen, bewahrte er eine unerschütterliche Ruhe und Zuversicht als treuer Ratgeber seines gleich heldenmütigen Heerführers, des Kronprinzen.

Büsten des Feldmarschalls befinden sich in der Ruhmeshalle sowie beim Denkmal des Kaiser Friedrich in der Siegesallee zu Berlin.

Tagebücher des Generalfeldmarschalls Graf v. Blumenthal 1866 und 1870/71, Stuttgart und Berlin 1902. — Militär-Wochenblatt 1901, No. 1. v. Blume.

Planck, Johann Julius Wilhelm von, Dr. jur., Kgl. Geheimer Rat, ord. öff. Professor des Zivilprozeßrechts und des Strafprozeßrechts an der Universität München, ord. Mitglied der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften, Großkomtur des Verdienstordens der Bayer. Krone, Inhaber des Verdienstordens vom hl. Michael II. Kl. mit Stern, Ritter und Mitglied des Kapitels des Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst, Ritter des Danebrog-Ordens; * am 22. April 1817 zu Göttingen, † am 14. September 1900 zu München.

P. war der Sohn des Göttinger Professors der Theologie Heinrich Ludwig Planck. Dessen Vater Gottlieb Jakob P. war gleichfalls Professor der Theologie in Göttingen, Plancks Mutter Johanna Wagemann war die Tochter des Göttinger Superintendenten.

Durch Privatunterricht vorbereitet trat P. im Jahre 1829 in die Sekunda des Gymnasiums zu Göttingen ein. Zu Ostern 1834 erhielt er das Maturitätszeugnis. Im Sommersemester 1834 begann P. seine Studien an der Universität Jena. Dort war eine Schwester seiner Mutter an den Oberappellationsgerichtsrat, Professor des Strafrechts und des Prozeßrechts Christoph Martin verheiratet. In dessen Haus fand P. gastliche Aufnahme. Die nächsten zwei Semester brachte er in seiner heimatlichen Universitätsstadt zu. Dann studierte er noch drei Semester (Herbst 1835 bis Ostern 1837) in Jena.

Im Juni 1837 erhielt P. von der Göttinger Juristenfakultät den Preis für die Lösung der Preisausgabe: »*Ut explicarentur origo, natura et usus probationis, quam in judiciis civilibus germanicis legitimationem ad causam vocare solent.*« Auf Grund der unter dem Titel »*De legitimatione ad causam*« gedruckten Preisarbeit wurde P. am 10. August 1837 von der Göttinger Fakultät zum doctor utriusque juris mit dem Prädikat *Egregie* promoviert.

Nachdem P. das hannoversche Staatsexamen bestanden, praktizierte er anderthalb Jahre als Auditor bei dem Königlichen Amt in Göttingen. Während dieser Zeit war er auch als Akzessist an der Universitätsbibliothek tätig.

Am 19. August 1839 wurde P. auf Grund einer Abhandlung über die *continentia causae* (Zusammenhang mehrerer Rechtsstreitigkeiten), einer Probevorlesung über die Beweislast und eines Kolloquiums zum Privatdozenten bei der juristischen Fakultät in Göttingen ernannt.

Im Frühjahr 1842 folgte P. einer Berufung nach Basel als ordentlicher Professor des römischen Rechts und des Zivilprozeßrechts. Seine Vorlesungen in Basel vom Sommersemester 1842 bis zum Wintersemester 1844/45 umfaßten Institutionen des römischen Rechts, Pandekten, Zivilprozeß und Repetitorien über Pandekten.

In Basel gründete sich P. seinen eigenen Herd, indem er Mathilde Voigt, die Tochter des Jenenser Botanikers und Honorarprofessors Voigt, als Gattin heimführte.

Von Basel siedelte P. im Frühjahr 1845 nach Greifswald über. Er war am 22. Februar 1845 zum ordentlichen Professor an der dortigen Universität ernannt worden. Während der elf Semester, die P. in Greifswald zubrachte, hat er Zivilprozeß, Strafprozeß und Strafrecht gelesen, auch Praktika über Zivilprozeß gehalten. Am 5. Februar 1848 wurde er im Nebenamt zum Mitgliede des Appellationsgerichts in Greifswald ernannt. Im Jahre 1849 hat er in seiner Eigenschaft als Appellationsgerichtsrat das erste Schwurgericht eröffnet und geleitet.

In Greifswald erlitt P. schweres Leid durch den nach der Geburt des zweiten Kindes erfolgten Tod seiner jungen Frau. Dort fand er aber auch in Emma Patzig, der Tochter des Universitätsrentmeisters Patzig, eine zweite Mutter für seine verwaisten Kinder und die liebevolle Gefährtin seines weiteren Lebens. Aus der zweiten Ehe sind vier Söhne und eine Tochter entsprossen.

Im Jahre 1850 erhielt P. den Antrag, in das Oberappellationsgericht der Freien und Hansestädte zu Lübeck als Rat einzutreten. Schon war er im Begriffe, dem Rufe Folge zu leisten; da kam ein Ruf an die damals in hoher Blüte stehende Universität Kiel. P. entschied sich für die Universität, nachdem ihm die dänische Regierung auch die Stelle eines Ergänzungsrichters am Kieler Appellationsgerichte zugesichert hatte.

Im Herbste des Jahres 1850 siedelte P. nach Kiel über. Dort vertrat er siebzehn Jahre lang Strafrecht, Strafprozeß und Zivilprozeß. Dreimal bekleidete er das Rektorat. Vom 1. Januar 1864 bis Juni 1866 führte er als Verweser des vakanten Kuratoriums die Kuratorialgeschäfte.

Als sich an der Münchener Hochschule durch den Tod Dollmanns der Lehrstuhl für Kriminalrecht und Kriminalprozeß erledigt hatte, faßte die Fakultät für die Besetzung der Stelle in erster Linie P. ins Auge und fand für diesen Vorschlag die Genehmigung der Regierung. Im Sommersemester 1867 begann P. seine akademische Tätigkeit in München als Professor für Kriminalrecht und Kriminalprozeß. Äußere Umstände verzögerten die formelle Ernennung des Berufenen bis zum 12. August 1867. Seit dem Wintersemester 1869/70 dehnte P. seine Vorlesungen auf den Zivilprozeß aus. Als Nominalfach wurde ihm Zivilprozeß erst am 6. Dezember 1876 nach dem Tode Hieronymus von Bayers übertragen.

In München hat P. Berufungen nach Tübingen, Straßburg und Leipzig abgelehnt. Er hatte in München einen sehr großen Wirkungskreis, da sich die Zahl der Juristen von Jahr zu Jahr vermehrte. Mit vielen Kollegen war P. in inniger Freundschaft verbunden. Die Hochschule hat ihn im Jahre 1872 zum Rektor, die Akademie der Wissenschaften im Jahre 1881 zum ordentlichen Mitgliede der historischen Klasse gewählt.

Im Jahre 1887 feierte P. sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum; von allen deutschen Juristenfakultäten wurde der Meister des deutschen Prozeßrechts mit ehrenden Glückwünschen begrüßt.

Als P. das Alter von achtundsiebzig Jahren erreicht hatte, fühlte er trotz seltener Rüstigkeit des Körpers und des Geistes das Bedürfnis nach Ruhe und ließ sich daher von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbinden. Im Wintersemester 1894/95 schloß er mit einer Vorlesung über Zivilprozeß seine fünfundfünfzigjährige akademische Tätigkeit. An den Geschäften des Verwaltungsausschusses der Universität, dem er lange Zeit angehörte, blieb er noch einige Jahre, an den Geschäften der Fakultät bis zu seinem Tode beteiligt.

Im Sommer 1900 reiste P. mit seiner Gattin nach Tirol, wie er in den letzten Jahren seines Lebens stets zu tun pflegte. Dort stellten sich Schwächezustände ein, die sich aber gegen Ende des August wieder hoben, so daß er ohne Beschwernis heimreisen konnte. Eine Woche nach der Rückkehr hat er noch in relativ guter Gesundheit verlebt. Am 14. September 1900 wurde er nach kurzem Krankenlager von einem sanften Tode dahingerafft. Auf dem neuen nördlichen Friedhof ist er am 16. September bestattet worden.

Als akademischer Lehrer hatte P. großen Erfolg. Alle seine Zuhörer rühmen seinen schlichten, wohlgerundeten und kristallklaren Vortrag. Seine Vorlesungen waren bis zu deren Schlusse stets vortrefflich besucht.

P.s schriftstellerische Tätigkeit begann mit der oben erwähnten Dissertation *de legitimatione ad causam*. Ihr folgte im Jahre 1844 die erste größere Schrift: »Die Mehrheit der Rechtsstreitigkeiten im Prozeßrecht«. Beide Abhandlungen fußen auf dem römischen Recht und auf den Schriften der italienischen Juristen.

Nach anderer Methode ist die im Jahre 1848 erschienene Abhandlung: »Die Lehre vom Beweisurteil« gearbeitet. Hier bildet das germanische Recht den Ausgangspunkt. Im ersten Teil untersucht der Verf. die Natur des germanischen Urteils im allgemeinen und des Beweisurteils im besonderen.

Der zweite Teil behandelt die römischen *interlocutiones* und ihr Verhältnis zur *sententia definitiva*. Der dritte Teil schildert den Kampf des römischen Rechts mit dem germanischen Rechte. Im Kammergerichtsprozesse galt das römische Interlokut als ein das Gericht nicht bindender Zwischenbescheid über die Zulassung von Beweismitteln, die die Parteien im vorangehenden artikulierten Verfahren dem Gericht angeboten hatten. Im Territorialprozesse bildete sich vorzüglich bei den sächsischen Gerichten ein das Verfahren in zwei Teile zerlegendes Beweisurteil aus, das jedoch nicht die einzelnen Beweissätze enthielt, sondern nur vom Kläger den Beweis des (bestrittenen) Klagegrundes, vom Beklagten den Beweis des Einredegrundes etc. verlangte. Als eine Art von Kompromiß zwischen dem kammergerichtlichen und dem territorialen Prozeß entstand das die einzelnen Beweissätze feststellende Beweisurteil des gemeinen Prozeßrechts. *De lege ferenda* empfahl P. ein das Verfahren in ein Stadium des Behauptens und ein Stadium des Beweisens zerlegendes, bindendes Beweisurteil, wie es in der österreichischen Prozeßordnung von 1781 enthalten ist. Dieser Vorschlag ist in der hannoverschen Prozeßordnung vom 8. November 1850 angenommen worden.

In Kiel entstand die »Systematische Darstellung des deutschen Strafverfahrens auf der Grundlage der neueren Strafprozeßordnungen seit 1848«. Seit diesem Jahre hatte sich im deutschen Strafverfahren eine Umwälzung vollzogen. Das Inquisitionsprinzip war dem sog. Akkusationsprinzipe gewichen. Die öffentliche und mündliche Verhandlung bildete die Grundlage des Urteils. In den meisten deutschen Staaten wurde für schwerere Verbrechen das Schwurgericht nach französischem Typus eingeführt. Die Neugestaltung erfolgte durch die Partikulargesetzgebung. Aus den dem partikularen Rechte gemeinsamen Rechtsgedanken baute P. ein neues System des deutschen Strafprozeßrechts auf. Das Buch ist etwas rationalistisch angehaucht, bietet aber in seinen Erörterungen über die Grundlagen des modernen Strafverfahrens vieles, was auch heute nach Beseitigung der Partikularrechte noch von hohem Werte ist.

In München hat P. seine zwei großen Werke geschrieben: »Das deutsche Gerichtsverfahren im Mittelalter« (zwei Bände 1879) und das »Lehrbuch des deutschen Zivilprozeßrechts« (1. Band 1887, 2. Band 1896).

Die Vorarbeiten zu dem geschichtlichen Werke reichen in die Greifswalder Zeit zurück. Als erste Frucht dieser Arbeiten veröffentlichte P. im Jahre 1849 in der Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft (X 205 ff.) eine Abhandlung über das Beweisverfahren des Sachsenspiegels. Das Werk selbst enthält eine systematische Darstellung der Gerichtsverfassung, des Zivil- und des Strafprozesses in der Zeit des späteren Mittelalters nach den Quellen des sächsischen Rechts. Die Darstellung ist ein Muster von Fleiß und Scharfsinn. Daß der Verfasser sich auf einen gewissen Kreis der deutschen Rechtsquellen beschränkte, darf man ihm nicht zum Vorwurfe machen; denn die sächsischen Rechtsbücher bilden einen in sich geschlossenen Kreis, der eine abgesonderte Behandlung sehr wohl verträgt.

Ohne die geschichtlichen Studien ganz aufzugeben, wie seine in der Akademie gelesenen kleineren Abhandlungen beweisen, wandte sich P. gegen das Ende seines Lebens wieder dogmatischer Arbeit zu. Die im Jahre 1877 erfolgte Kodifikation des deutschen Zivilprozeßrechts forderte die Wissenschaft zu systematischer Bearbeitung des neuen Rechtsstoffs heraus. P.s Lehrbuch

des deutschen Zivilprozeßrechts steht unter den bisher erschienenen Bearbeitungen, soweit sie vollendet sind, an erster Stelle. Es behandelt die Einrichtungen des modernen Rechts unter dem Gesichtspunkte des historischen Zusammenhangs mit dem früheren Rechte. Dadurch gewinnt seine dogmatische Darstellung einen Hintergrund, der den meisten Lehrbüchern des modernen Rechts zu ihrem Nachteile mangelt. Mit großer Sorgfalt hat P. die Rechtsprechung des Reichsgerichts in seinem Buche verwertet.

P.s Persönlichkeit wird allen, die mit ihm in Berührung kamen, als die eines vornehmen, edlen und charakterfesten Mannes, der nicht bloß für seine Wissenschaft, sondern für alles Sinn hatte, was gut und schön war, in Erinnerung bleiben. In der Geschichte der deutschen Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts ist ihm ein Platz unter den Besten gesichert.

Verzeichnis der literarischen Arbeiten Plancks:

1. *De legitimatione ad causam.* Göttingen 1834.
2. Die Mehrheit der Rechtsstreitigkeiten im Prozeßrecht. Göttingen 1844.
3. Die Lehre vom Beweisurteil. Göttingen 1848.
4. Das Recht zur Beweisführung nach dem älteren deutschen, besonders sächsischen Verfahren. Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft Bd. 10 S. 205 ff. (1849).
5. Systematische Darstellung des deutschen Strafverfahrens auf Grundlage der neueren Strafprozeßordnungen seit 1848. Göttingen 1857.
6. Gutachten über einige Vorfragen betreffs einer einheitlichen deutschen Zivilprozeßordnung. Verhandlungen des zweiten deutschen Juristentags S. 66 ff. (1861).
7. Bemerkungen über den Entwurf der Zivilprozeßordnung für Bayern. Kritische Vierteljahrsschrift Bd. 4 S. 232 ff. (1862).
8. Zur Würdigung der Oldenburger Denkschrift. Kiel 1865.
9. Gutachten über die Frage der vollen Beweiskraft des Strafurteils für die verwandte Zivilsache. Verhandlungen des siebenten deutschen Juristentags S. 3 ff. (1868).
10. Das deutsche Gerichtsverfahren im Mittelalter. Nach dem Sachsenspiegel und den verwandten Rechtsquellen. 2 Bände. Braunschweig 1879.
11. Waffenverbot und Reichsacht im Sachsenspiegel. Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Klasse der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften 1884 S. 102 ff.
12. Der Bericht Wittukinds über das Kampfurteil auf dem Reichstag von Steele. Ebenda 1886 S. 155 ff.
13. Lehrbuch des deutschen Zivilprozeßrechts. 1. Band. Allgemeiner Teil. Nördlingen 1887.
14. Über die historische Methode auf dem Gebiet des deutschen Zivilprozeßrechts. Festrede gehalten in der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften am 27. Dezember 1888.
15. Lehrbuch des deutschen Zivilprozeßrechts. 2. Band. Besonderer Teil. München 1896.

Quellen: Die Angaben über Plancks Vorfahren stammen aus der Biographie seines Vaters und Großvaters von Dr. Friedrich Lücke. Die Mitteilungen über Plancks Studien an der Universität Jena und Göttingen, dann über seine Lehrtätigkeit in Basel, Greifswald und Kiel habe ich von Kollegen der bezeichneten Universitäten erhalten. Benutzt habe ich den von mir in der Zeitschrift für deutschen Zivilprozeß Bd. 28, S. 1 ff. veröffentlichten Nekrolog, ferner den Nachruf, welchen Herr Reichsrat Prof. v. Bechmann dem Verstorbenen in der Beilage der Allgemeinen Zeitung 1900 No. 230 gewidmet hat. Ein Nekrolog von Ernst Mayer erschien in der Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte, 22. Band, germanistische Abteilung, S. XVII ff.

München, Mai 1903. Lothar Seuffert.

Holm, Adolf, * in Lübeck am 8. August 1830, † in Freiburg i. B. am 9. Juni 1900.

Eine echte deutsche Gelehrtennatur! Aufgewachsen ist er in der alten Reichsstadt, die von ihrem Ruhm, einst die Herrin der Ostsee, das Haupt

der Hansa gewesen zu sein, in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts mit Wehmut zehren mußte, da die Gegenwart eng und kleinlich geworden war, die Stadt, von dänischem und mecklenburgischem Gebiet eingeschnürt, keine rechte Verbindung mit dem deutschen großen Hinterlande erhalten konnte und auf etwa ein Drittel der Einwohnerzahl zurückgegangen war, welche sie, neu und kraftvoll aufgeblüht, jetzt zählt. Rückzublicken lag da nahe für jeden nachdenkenden Menschen. Es ist nicht Zufall, daß grade Lübeck die Heimat ist so mancher namhafter Geschichts- und Altertumsforscher: die mächtigen Kirchen, Tore, »giebelpfortigen« Häuser waren großartige kunstgeschmückte Zeugen einer großen Vergangenheit, der aus dem Wege zu gehen hier kaum möglich war.

Aus einfach-bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen — sein Vater war Zigarrenfabrikant —, hatte H., das einzige Kind seiner Eltern und früh zu einsamem Nachdenken hingezogen, das damals durch den idealen freien Zug seiner Erziehung berühmte, vom Fluch des Abiturientenexamens und öder Gleichmacherei noch freie Gymnasium Catharineum seiner Vaterstadt besucht, wo Friedrich Jacob und Johannes Classen in köstlichem Zusammenwirken ihre Schüler zur geistigen Freiheit und individuellen Selbständigkeit erzogen, sie füllten mit jenem echten Geist wahrer Humanität und historischen Denkens, wie die Konzentrierung des Unterrichts auf klassisches Altertum und deutsche Literatur und Geschichte ihn zu geben verstand.

Mit $16\frac{3}{4}$ Jahren verließ H. die Vaterstadt, um in Leipzig, nalchher in Berlin zu studieren. Noch in seine Leipziger Studienzeit fiel das tole Jahr: er wanderte mit gleichgesinnten Freunden viel herum, erlebte die ihm würdelos erschienene Eröffnung des Parlaments in der Frankfurter Paulskirche, hörte in Leipzig Robert Blums Reden, zog als aufständischer Student in Dresden mit einher, hielt es aber doch für rätlicher, seine Sense bald wieder abzugeben, da sie ihm doch wohl nicht die geeignete Waffe erschien gegenüber den preußischen Gewehren. Gottfried Hermann, Haupt und Jahn in Leipzig, während der dann folgenden ruhigen Berliner Arbeitsjahre Lachmann, Böckh, Trendelenburg und Ranke waren diejenigen Lehrer, denen er sich am meisten zu Dank verpflichtet fühlte. Eine von der Berliner Fakultät gestellte Preisaufgabe: *de ethicis Politicorum Aristotelis principiis* bearbeitete er siegreich; sie öffnete ihm die Pforten des Berliner philologischen Seminars und diente ihm als Doktorarbeit bei seiner 1851 erfolgten Promotion.

Kurz darauf folgte das preußische Staatsexamen. Die wohlwollende Absicht des Lübecker Direktors Jacob, ihm eine demnächst dort frei werdende Lehrerstelle zu übertragen, mit der vorwiegend der französische Unterricht verbunden war, veranlaßte H., einen achtmonatlichen Aufenthalt in Paris zu nehmen. Der Staatsstreich war eben erfolgt, neues, eigenartiges, ins Große gehendes Leben entwickelte sich dort, freundliche Beziehungen zu französischen Gelehrten knüpften sich leicht an, nach allen Seiten erweiterte sich in der damaligen Metropole Europas H.s Gesichtskreis; die historisch-topographischen Studien, welche später ihm bei Betrachtung klassischer Städte des Südens oft leitende Gesichtspunkte gaben, begannen ihn bei Betrachtung der Werdegeschichte des alten Paris zuerst zu fesseln. Im August 1852 kehrte H. nach dem damals noch äußerlich und innerlich engen Lübeck zurück und trat im Herbst definitiv in das Lehrerkollegium ein.

Es wurde sein Verhängnis, daß er von vornherein zum Lehrer des Französischen gestempelt wurde, der in den Hansastädten noch von alten Zeiten her

unpopulärsten und neben dem praktisch wie literarisch dort unendlich viel wichtiger erscheinenden Englisch wesentlich geringer geachteten Fremdsprache. Ihm daneben zugesicherte Stunden in den klassischen Sprachen und Geschichte ließen infolge des eigenartigen Systems der Unterrichtsverteilung am Lübecker Catharineum sich nur wenige für ihn herausbringen. Wo er Bedeutendes hätte leisten können, war er somit in den Hintergrund gedrängt, ertrug das aus Achtung des Hanseaten vor dem Recht der Überlieferung, aber litt schwer darunter. Um nicht die Fühlung mit dem klassischen Altertum zu verlieren, las H. einerseits mit Schülern der Oberklassen privatim griechische Dichter, sehr genußreiche Stunden, eine stets gleiche Freude für die zur Teilnahme zugelassenen Primaner, auch wohl Sekundaner unserer von der Last häuslicher Muß-Arbeiten, Examina, Schulräten u. s. w. so gut wie freien glücklichen Anstalt; andererseits beschloß er, seine Arbeitskraft auf ein größeres geschichtlich-philologisches Gebiet zu konzentrieren, und wählte dazu sehr bald Sizilien.

Den begreiflichen Wunsch, selbst einmal in den klassischen Süden zu kommen, konnte er auf einer Sommerreise 1857, die ihn wenigstens bis Neapel brachte, einigermaßen befriedigen. Diese erste Reise stand noch dem Siebzigjährigen in rosigstem Licht im Gedächtnis, da er auf ihr eine junge Elberfelderin kennen lernte, die bald darauf seine treue Lebensgefährtin wurde. Was Frau Holm für ihren Mann gewesen ist, wissen alle die Vielen, denen das Glück zuteil geworden ist, in den sonnigen Frieden dieses Hauses einzutreten. Die Reise in den Süden, die mit ihr verbundene Kunstanschauung, vielleicht auch das Bedürfnis, Ersatz zu finden für frühere Beschäftigung mit politischen Dingen, die er wenigstens für die Öffentlichkeit aufgab, als er sah, daß für seine jungdeutschen und gut preußisch-deutschen Ideen im damaligen Lübeck noch wenig Verständnis war, führte ihn zum Entschluß, eine Sammlung nach Abgüssen klassischer Bildwerke mit ins Leben zu rufen, um damit der Vaterstadt ein neues Element bildender Anschauung zuzuführen. Im Verein mit dem jugendfrischen Kollegen August Baumeister (jetzt kaiserl. Ministerialrat a. D. in München), wohl dem eigentlichen Vater dieser Idee, hielt er fleißig Vorträge für diesen Zweck und es gelang beiden, Interesse zu wecken und zu schaffen, was sie wünschten. Damit wurde Vielen auch für die Schönheit und Bedeutung der heimischen Kunst in Mittelalter und Renaissance die Augen geöffnet, der Verschleuderung öffentlichen und privaten Kunstbesitzes gesteuert, und schließlich in der durch H. 1872 geschaffenen Gründung des Vereins von Kunstfreunden in Lübeck eine noch heute blühende Institution geschaffen, die mit festem Auge das Alte hütet und erhält, schlimmen Restaurierungswahn hemmt, pietätvolle Renovierung fördert. Die Errichtung des Lübecker Museums gehört in dieselbe Reihe der in letzter Linie auf H.sche Anregungen zurückgehenden Begebnisse.

Doch ich eile der Erzählung voran. H.s Hauptarbeit galt von jetzt an der stillen Vorbereitung des sizilianischen Lebenswerks. Schon 1863 arbeitete er das Pariser Münzkabinett durch, um für die Münzkunde Siziliens, dort besonders wichtige und schöne Geschichtsquelle, den sichern Grund zu schaffen. 1866 veröffentlichte er in bescheidener Form, als Gymnasialprogramm, Beiträge zur Berichtigung der Karte des alten Siziliens, die die topographische Grundlage gründlich verbesserten. Zu Weihnacht 1869 erschien der erste Band der Geschichte Siziliens. Der Band reicht bis zum Ausbruch des Krieges mit Athen und gab bei weitem das Beste, was man damals über Sizilien sagen

konnte, eine wahre Schatzkammer voll aufgespeichertem Wissen, für die älteren Teile, auch für manches Spätere, durch die Ausgrabungstätigkeit überholt, als Grundlage dessen, was man aus der antiken Literatur oder aus früheren Berichten über Reisen, Ausgrabungen, Denkmäler über dies schöne Land weiß, unersetzt; ein Buch, geschrieben wie alle H.schen geschichtlichen Arbeiten, mit dem Bestreben, auch der Entwicklung des kulturellen, literarischen Lebens soweit gerecht zu werden, als unser Quellenmaterial das nur irgend gestattet.

Erst nach Erscheinen jenes Bandes, der ihm natürlich überall die Türen öffnete, ward es H. zuteil, für ein ganzes Winterhalbjahr Urlaub zu erhalten, um Sizilien nun selbst zu bereisen. Die damals gesammelten Kenntnisse und Anschauungen, die manchen angeknüpften Verbindungen wurden in mehrfachen berichtenden Arbeiten, topographischen Sonderstudien (namentlich über das alte Catania, Lüb. Prog. 1873), ganz besonders aber im zweiten Bande der Geschichte Siziliens verwertet, der 1874 erschien und die Darstellung bis zum Beginn der ersten punischen Kriege führte. Allem Persönlichen, der geschichtlichen Erzählung selbst, konnte in diesem Bande mehr individuelle Farbe verliehen werden, da zusammenhängende Quellenberichte einsetzen, deren Würdigung und Abwägung H. zu sehr wertvollen methodischen Untersuchungen über Natur und Benutzung der antiken Geschichtsquellen führte. Seine ruhige objektive Art, kritisch abwägende Vorsicht und andere Vorzüge machten diesen Band zu einer besonders wertvollen Leistung.

Dieser zweite Band war dem berühmten Geschichtsschreiber Siziliens in der Araberzeit, Michele Amari, gewidmet. Amari, selbst eine echte Gelehrtennatur, wußte, wo tüchtige Arbeit geleistet war, schätzte H.s Wesen und Charakter sehr hoch ein, und beschloß, als er bald darauf Unterrichtsminister war, H. für Italien zu gewinnen und damit aus dem Lübecker Schulelend zu erlösen. 1876 folgte H. dem Ruf als ao. Professor für Geschichte an die Universität Palermo, lehnte 1877 einen Ruf als Ordinarius nach Marburg stillschweigend ab, um Italien nicht gleich wieder untreu zu werden. Als einige Zeit später diese Tatsache dort bekannt wurde, verwandelte die Regierung seine Professur in ein Ordinariat.

Die Palermitaner Jahre hat H. stets als die Sonnenhöhe seines Lebens angesehen; in dem Lande zu leben und zu lehren, als deren berufener Geschichtsschreiber er sich fühlen durfte, herzlich aufgenommen von den Sizilianern, allgemein geachtet und geliebt, war ihm eine hohe Freude. Die Jahre im Süden, welche anderen in früherer Lebenszeit wohl zuteil werden, holte er jetzt gründlich nach. Manche Reisen auf der Insel erweiterten sein Tätigkeitsgebiet: namentlich sei hier das von ihm und Cavallari Vater und Sohn gearbeitete Monumentalwerk: *Topografia archeologica di Siracusa 1883* (deutsch von Lupus 1887) genannt; die Notwendigkeit, auf diesem entlegenen Posten, auf dem er noch dazu das Gesamtgebiet der Geschichte zu vertreten hatte, sich mit den Fortschritten wissenschaftlicher Arbeit nach Kräften auf dem Laufenden zu halten, führten zu energischer Aufnahme einer ausgedehnten Rezensionstätigkeit in italienischen, deutschen und französischen Zeitschriften: seine Rezensionen sind Muster einer sachverständigen und objektiven Kritik, voll Wohlwollen, und wo es not tat statt der Schärfe voll feinem trockenem Humor. Auch die Reisen, welche das Ehepaar mitunter um Ostern nach Rom, regelmäßig aber jeden Sommer in die ferne Heimat machte, der einzige und wahrlich schöne Luxus, den sich H. gestattete, bewahrten ihn vor Isolierung: die wissenschaftlichen Freunde, in erster Linie die mit H. durch enge Freund-

schaft verbundenen Numismatiker Imhoof-Blumer in Winterthur und Six in Hilversum, ebenso W. Deecke, der Landsmann und Jugendfreund im Elsaß, wurden regelmäßig mit längeren Besuchen bedacht, auch manche anderen Fachgenossen begrüßt, wenn es ging die Philologenversammlungen mitgemacht, so daß er auch im Ausland völlig deutscher Gelehrter blieb. Ein längerer Ferienaufenthalt in England brachte ihn, den Geschichtsschreiber der antiken demokratischen Stadtstaaten, auch mit Engländern in für H. recht fruchtbare Beziehung. Und ebenso kam selten ein deutscher Gelehrter nach Palermo oder später nach Neapel, ohne die Schwelle des H.schen Hauses zu überschreiten, herzliche Gastlichkeit empfangend, eigenes Erlebtes und Gedachtes austauschend. Auch die Offiziere deutscher Kriegsschiffe waren regelmäßige Gäste im H.schen Hause.

Leider wurde 1883 H. durch einen schweren Typhus für lange niedergeworfen, der ihn an den Rand des Grabes brachte und schwere Folgen, namentlich Schwäche eines Beines u. a. zurückließ. Den während dieser Krankheit an ihn gelangenden Ruf der Neapeler Fakultät, dort die Vertretung ausschließlich der alten Geschichte zu übernehmen, nahm er unter diesen Umständen gerne an: brachte ihm doch die Beschränkung der Lehrtätigkeit auf sein eigenstes Arbeitsgebiet größere Freiheit in Verwendung seiner Zeit, war für seinen unbehilflicher gewordenen Zustand der Wegfall der Meerfahrt auf seinen Nordreisen ihm erfreulich, ebenso die größere Nähe Roms, die reicheren wissenschaftlichen Hilfsmittel Neapels.

Dreizehn Jahre waren H. noch in Neapel beschieden. Er war leider durch die schwere Krankheit ein alter Mann geworden. Die Bewegung konnte fast nur noch zu Wagen erfolgen. Die Lehrtätigkeit war weniger erfreulich als in Palermo, weil die eigenartigen Verhältnisse der italienischen Universitäten, das Zuspitzen von Unterricht und Arbeit auf die regelmäßigen Schlußprüfungen sich dort noch trauriger geltend machten als in Palermo, und die politische Zerwühlung der Neapeler Studentenschaft durch gewissenlose Agitatoren im Lehrkörper selbst, die dadurch hervorgerufenen häufigen Schliessungen der Hochschule und andere Erregungen dem an stetige deutsche Arbeit und Pflichterfüllung gewöhnten H. in hohem Grade widerwärtig wurden. Die Größe der Universität und die körperliche Unbehilflichkeit H.s isolierten ihn; nur wer ihn in den eigenen mit Lübecker Bildern und Möbeln ausgestatteten Räumen aufsuchte, fand darin auch den alten, lieben, immer gleichmütig fröhlichen und liebenswürdigen Landsmann. Die Neapeler Jahre wurden, gerade infolge dieser äußeren Verhältnisse, Jahre stiller Arbeit, in denen namentlich die vierbändige griechische Geschichte geschrieben und der dritte Band Sizilien gefördert wurde.

Bis zum Beginn der Kaiserzeit führte H. die Darstellung der griechischen Geschichte hinab. Es war ihm lieb, die Grundsätze der Quellenbenutzung, der kritischen Prüfung des Überlieferten, die Scheidung zwischen wirklich Sicherem und nur vermutungsweise Erschlossenem in zusammenhängender, knapp geführter Erzählung der Geschichte der Griechen überhaupt, einmal zur Durchführung bringen zu können. Es ist ein ungemein lesbares und daher recht nützliches, durch Übersetzungen auch auswärts anerkanntes Werk geworden. Die Persönlichkeit und deren Wirkung tritt ihm in den Vordergrund des Interesses: er schrieb das Werk, nachdem er in der Gegenwart gesehen hatte, wie, bei aller Anerkennung mitwirkender Verhältnisse, schließlich doch es die Persönlichkeiten sind, welche die Geschichte machen.

Ungemein wohltuend berührt der große Gerechtigkeitssinn H.s, das Vermeiden jeder Hyperkritik an Personen und Dingen, man hat beim Lesen durchweg die Empfindung, Anschauungen und Urteilen gegenüber zu stehen, die nicht sowohl dem Bestreben entsprungen sind, was Neues, sondern das Richtige und Sichere zu sagen, die nicht erst beim Schreiben oder letzten Vorbereiten entstanden, sondern schon lange fertig, durchüberlegt, nun endlich hervortreten. Die nötigen Fragen werden gestellt und ruhig, nüchtern, anmutig und bescheiden beantwortet. Einer der berufensten Kritiker sagte von dem Werke: „Wer nun aber glauben möchte, eine Darstellung, wie die Holms, müsse dürr, trocken und langweilig sein, würde sich sehr irren. Sie ist im Gegenteil höchst anziehend und zwar deshalb, weil sie fortgesetzt zum Aufwerfen und zur Lösung von Problemen führt. Das verschafft dem Leser eine Art von Genuß, wie wir ihn sonst nur bei den besten populären Werken über naturwissenschaftliche Gegenstände zu empfinden gewöhnt sind."

Im Dezember 1895, bald nach seiner Rückkehr von der gewohnten Sommerreise, traf H. ein leichter Schlaganfall, der ihn zunächst für längere Zeit unfähig machte, sein Amt zu versehen. Die Sommerreise 1896, namentlich ein Aufenthalt in Hilversum bei Six wirkte zwar sehr wohltätig, aber ein Wiederaufnehmen der Lehrtätigkeit erwies sich doch, nach verschiedenen heroischen Versuchen, als unmöglich. H. mußte sich entschließen, von nun ab nur seiner Gesundheit zu leben, gab die Professur in Neapel auf und siedelte nach Freiburg über, wohin das milde Klima und zahlreiche gute Freunde lockten, wo ihm noch ein paar relativ glückliche Jahre tätigen Lebensabends bevorstehen sollten. Er wurde wieder ziemlich beweglich, frisch und arbeitsfähig, wenn auch nicht so weit, daß er den Mut hätte fassen mögen, sein reiches Wissen und Können noch in den Dienst der Freiburger Hochschule zu stellen, wie ihm wohl nahegelegt worden ist. Die Freiburger Jahre dienten wesentlich der Fertigstellung des lange versprochenen und ungemein sorgsam durchgeführten dritten Bandes der Geschichte Siziliens, bis zum Einbruch der Araber, d. h. bis zum Anschluß an Amaris großes Werk. Es ist ein sehr inhaltsreicher Band, der durch manche historisch nie durchgearbeitete Zeiten führt und für lange hinaus, zumal auch Freemans' große *History of Sicily* ein Torso geblieben ist, die Quelle unseres Wissens sein wird. Eine besonders erfreuliche Zugabe ist die Münzgeschichte Siziliens am Schluß dieses Bandes, ein Muster sorgsamer Arbeit. Am längsten und dauerhaftesten wird die Geschichte Siziliens Hs. Namen in der Altertumswissenschaft lebendig halten, er ist wirklich der Geschichtsschreiber der Insel geworden, durch die italienische Übersetzung des Werkes auch drüben dankbar anerkannt. So hat ihn die erste große Arbeit seiner Jugendjahre bis ins Greisenalter geleitet, und er hatte die Freude, sie noch fertig zu sehen.

Auch in anderer Hinsicht beschreibt Hs. Tätigkeit einen eigenartig harmonischen Kreislauf. Von Lübeck war er ausgegangen. Obwohl man ihn, so lange man ihn dort hatte, nicht immer genügend anerkannte, — später wurde das freilich ganz anders —, kehrte er fast alljährlich in die geliebte Vaterstadt zurück, froh, den Heimatboden wieder unter den Füßen zu fühlen, froh der Erinnerungen seiner Jugend, froh des immer wieder angeknüpften Verkehrs — einer der treuesten Freunde war ihm Emanuel Geibel. — Die letzte große Arbeit seiner Feder war eine im Auftrage des Senats von Lübeck von ihm verfaßte Monographie über die Vaterstadt, eine schöne, bildlich reich

ausgestattete Arbeit, welche in erster Linie bestimmt war, dem Kaiser bei Eröffnung des Elb-Travekanals überreicht zu werden. Mit Liebe ist dies geschichtlich-kunstgeschichtliche Bild entworfen, manche Erinnerung und Beobachtung aus der Jugendzeit ist feinsinnig hineinverflochten.

Am Todestag H.s kam dies Buch zur Versendung. Auf den Sarg ließ der Lübeckische Senat einen Kranz niederlegen, in dem südliche Palmen und Lorbeer und nordische Eiche mit Schleifen in den Farben der Vaterstadt zusammengebunden waren. Die Aufschrift lautete: »Ihrem treuen Sohne die Vaterstadt.« Kranz und Worte waren gut begründet.

Ein ausführlicher Nekrolog H.s, begleitet von einer vollständigen Bibliographie seiner Arbeiten, erschien im Biographischen Jahrbuch zum Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft 1901, 49—112.

Heidelberg. F. v. Duhn.

Deym, Graf Ferdinand, österreichischer Politiker, * am 21. Juni 1837 in Erdövég (Banat), wo sein Vater in Garnison war, † am 9. Februar 1900 in Wien. Seine Mutter war eine Gräfin Waldstein und starb frühzeitig, sodaß Graf Ferdinand schon als ganz junger Mann die Obhut über seine Geschwister zu übernehmen hatte. Wegen Kränklichkeit besuchte er keine öffentliche Schule, wurde durch einen Erzieher unterrichtet und erwarb sich namentlich durch eigene Arbeit mit der Zeit eine umfassende Bildung. Als der italienische Krieg 1859 ausbrach, trat er in die Armee als Leutnant im Regiment des Grafen Nobili, dessen Adjutant er wurde. Ein Jahr nach dem Krieg trat er wieder aus dem militärischen Dienst aus und widmete sich ganz der Bewirtschaftung der väterlichen Güter; er übernahm zunächst das Gut Arnau in Böhmen, wo er sich zu einem hervorragenden Landwirt heranbildete und auch öffentlich tätig war als Mitglied und später als Obmann der Bezirks-Vertretung. Er erwarb sich dort die allgemeinen Sympathien und war tatsächlich ein Vertrauensmann der Bevölkerung; später übergab er Arnau seinem Bruder Franz (Botschafter in London) und übernahm das in Ungarn gelegene Gut Tomaj. Schon in den siebziger Jahren wurde er in den böhmischen Landtag gewählt, 1885 in das Abgeordnetenhaus, wo er sich der Gruppe der konservativen Großgrundbesitzer anschloß, er war Mitglied des Eisenbahn-Ausschusses und genoß in seiner Partei ein großes Ansehen. Seine Tendenz war immer eine mäßigende; sowohl die übertriebenen staatsrechtlichen und nationalen Bestrebungen der Tschechen als die unbedachten Vorstöße der Klerikalen fanden an ihm stets einen festen Hemmschuh. Ein seinem Andenken unter dem unmittelbaren Eindruck seines Heimganges im »Wiener Fremdenblatt« vom 11. Februar 1900 gewidmeter Nachruf sei hier auf Wunsch der Leitung des Biographischen Jahrbuches wiederholt:

»Der plötzliche Tod des Grafen Ferdinand Deym hat seine Freunde mit tiefem Schmerz erfüllt. Er genoß allgemein Sympathie sowohl in der Gesellschaft als in politischen Kreisen. Jahrelang gehörte er dem Abgeordnetenhause an, er trat äußerlich wenig hervor, hatte aber einen bedeutenden Einfluß innerhalb seiner Partei und besaß ein allgemeines Ansehen bei allen anderen Parteien des Hauses. Sein Rat ging immer in der wirklich konservativen Richtung. In der Koalitionszeit trat dies ganz bestimmt und deutlich hervor. Er war einer der Wenigen, welche den politischen Gedanken der Koalition begriffen: eine Verbindung der gemäßigten Elemente der verschiedenen großen Parteien, um den durch jahrelange Kämpfe erschütterten

Staat wieder zu konsolidieren. Er war bestrebt, den konservativen böhmischen Adel von den Zielen böhmischer Landespolitik abzuwenden und einer allgemein österreichischen konservativen Politik zuzuführen. Er begriff, daß die alten Parteirufe nach Staatsrecht und Föderalismus ein Kampfprogramm bedeuteten, dessen Durchsetzung Österreich den schwersten Krisen aussetzen müßte. Eine konservative Partei kann die Grundlagen, auf welchen das konstitutionelle Leben sich seit mehr als dreißig Jahren aufgebaut hat, nicht einfach negieren und nicht voraussetzungslos neue Konstruktionen auf einer tabula rasa versuchen. Ein Staat wie Österreich braucht mehr als alle andern eine stetige Entwicklung und verträgt nicht revolutionäre Sprünge ins Dunkle. Graf Deym hat in jener Zeit mit unermüdlichem Eifer und wirklich politischem Urteil gewirkt, es gelang ihm tatsächlich, einen Teil des böhmischen Großgrundbesitzes dieser Richtung zuzuführen und ihn davon zu überzeugen, daß seine politische Mission nicht in der Unterstützung radikaler und extrem nationaler Parteiforderungen, sondern in der Befestigung der einmal geschaffenen Ordnung bestehe. Er war, was leider immer seltener wird, von einem eminent staatlichen Sinn erfüllt, er stellte die staatlichen Interessen jederzeit höher als Parteivorteile und darum strebte er ein Zusammenwirken aller jener Elemente an, welche den guten Namen von staatserhaltenden Parteien für sich in Anspruch nehmen konnten. Sein praktischer und zugleich weiter Blick ließ ihn erkennen, daß zu einem solchen Versuch vor allem guter Wille, Geduld und eine Befreiung von kleinlichen Empfindlichkeiten und Voreingenommenheiten gehören. Angesichts der noch frischen Erinnerung der parlamentarischen Gegensätze und Kämpfe mußten die Parteien zu ihrer neuen Haltung erst erzogen werden und niemand verstand diese Aufgabe besser und niemand nahm sie ernster als Graf D. Unermüdlich war er im Hinwegräumen von kleinen Hindernissen und bedenklichen Störungen. Die Valutagesetze von 1894 und die Steuerreform hatten manche einflußreiche Gegnerschaft in den Kreisen der Rechten, er war unablässig bemüht, die Widerstrebenden zu beruhigen, zu überzeugen, um keine wirkliche Opposition aufkommen zu lassen. In solcher politischer Kleinarbeit steckt oft mehr staatsmännisches Verdienst, als in einzelnen glänzenden rhetorischen Leistungen. Daß die Überwindung der unglücklichen Cillier Affaire nicht gelang, war nicht seine Schuld. Hätte es eine größere Anzahl von Politikern seiner Anschauung auf der Rechten und der Linken gegeben, so wäre die damalige Kombination nicht so leichthin aufgegeben worden; auf jener Basis hätte tatsächlich eine Gesundung unserer politischen und parlamentarischen Verhältnisse, eine allgemeine Konsolidierung unseres Staatswesens erfolgen können, und die beklagenswerten Ereignisse seit dem Sturze der Koalition wären sicherlich überhaupt nicht eingetreten.

Seine vermittelnde, ausgleichende Tätigkeit war weit entfernt von geschäftiger Wichtigtuerei oder persönlicher Vordringlichkeit, ihm war es nur um die Sache zu tun. Seinem lauteren Wesen war jede Intrigue verhaßt. Er wollte die Gegensätze abschleifen, verfiel dabei aber niemals in frivolen Opportunismus, er suchte ehrlich und fand glücklicherweise auch oft das, was die österreichischen Patrioten zusammenführen kann, und darin lag sein politischer Ehrgeiz. Persönliche Eitelkeit war ihm ganz fremd. Selbstlos hat er im öffentlichen Leben für das Vaterland und das gemeine Wohl gearbeitet und ebenso hingebend war seine Tätigkeit im Privatleben, wo er die elterliche Stütze, der Berater und Freund seiner verwaisten Nichten war. Er hatte eine besonders feine Empfindung für politische und private Korrektheit, *a gentleman*

by birth and breeding, geachtet von jedermann, aufrichtig betrauert von seinen Freunden, wird er in unserem Andenken fortleben und in freundlicher und dankbarer Erinnerung bleiben.« Ernst von Plener.

Reusch, Franz Heinrich, Universitätsprofessor der katholischen Theologie zu Bonn, * 4. Dezember 1825 zu Brilon i. W., † 3. März 1900 zu Bonn, besuchte das Progymnasium zu Brilon, das Gymnasium zu Paderborn, studierte 1843—45 auf der Universität zu Bonn, ein weiteres Jahr zu Tübingen, ferner noch zwei Semester zu München, erwarb sich Januar 1849 den Grad eines Lic. theol. mit der Dissertation: »Commentatio librorum veteris testamenti deuterocanonicorum de rebus futuris«, erhielt 1859 von der theolog. Fakultät zu Münster den theolog. Doktorgrad, wurde am 16. April 1849 zum Priester geweiht und war dann bis Dezember 1853 Kaplan an St. Alban in Köln. Nachdem er Repetent, später Inspektor am Konvikt in Bonn geworden war, habilitierte er sich im Wintersemester 1853/54 für alttestamentliche Exegese in Bonn. Seine Antrittsvorlesung behandelte: »Nikolaus von Lyra als Exeget« (siehe Mainzer »Katholik« 1859, Bd. 2, S. 934—954). Im Jahre 1858 wurde er außerordentl., 1861 ordentl. Professor für alttestamentliche Exegese, 1873—74 war er Rektor der Universität, in seiner Rektoratsrede behandelte er die Frage: »Theologische Fakultäten oder Seminare«, Bonn 1873, 30 S. und sprach sich natürlich für den wissenschaftlichen Betrieb des Theologiestudiums an der Universität aus.

Seine Bedeutung als Gelehrter habe ich eingehender dargestellt in »Franz Heinrich Reusch 1825—1900. Eine Darstellung seiner Lebensarbeit«, Gotha 1901, ich kann mich also hier darauf beschränken, seine wissenschaftliche Arbeit kurz zu charakterisieren.

Für ihn wie für alle kathol. Theologen seiner Richtung, die sich nach 1870 in der altkatholischen Kirche zusammenfanden, bildet das vatikanische Konzil 1870 einen tiefen Einschnitt im Leben wie in der gelehrten Tätigkeit. Bis 1870 war R. vorwiegend alttestamentl. Exeget, der auf seiten der liberalen theologischen Schule stand, nach 1870 wurde er, besonders in gemeinsamer Arbeit mit Doellinger, Historiker der nachreformatorischen katholischen Kirche.

Von den Schriften seiner ersten Arbeitsperiode bis 1870 sind zunächst zu nennen die Kommentare zu den sogen. deuterokanonischen Büchern: »Erklärung des Buches Baruch«, Freiburg i. B. 1853, IV u. 279 S.; »Das Buch Tobias, übersetzt und erklärt«, Freiburg i. B. 1857, 6 u. L u. 142 u. 2 S.; »Liber Sapientiae« (graece et latine), Freiburg i. B. 1858, II u. 62 S.; »Observationes criticae in librum Sapientiae«, Freiburg i. B. 1861, 22 S. (Univ.-Progr.), »Libellus Tobit«, Bonn 1870, VI u. 24 S. (Univ.-Progr.). Großes Ansehen genossen besonders sein »Lehrbuch der Einleitung in das A. Testament«, Freiburg i. B., 4. Aufl. 1870, X u. 229 S., und »Bibel und Natur. Vorlesungen über die mosaische Urgeschichte und ihr Verhältnis zu den Ergebnissen der Naturforschung«, Bonn, 4. Aufl., 1876, IV u. 606 S., von dem ein Auszug erschien u. d. T.: »Die biblische Schöpfungsgeschichte und ihr Verhältnis zu den Naturwissenschaften«, Bonn 1877, II u. 198 S. Über alttestamentl. Themata handelte außerdem noch eine Reihe von Aufsätzen in theolog. Zeitschriften (Einzelangabe bei Goetz: Reusch S. 27). Aus dem Englischen übersetzte er eine Zahl Schriften von Wiseman und Newman ins Deutsche. Hervorragend beteiligt war er bis 1870 an der Herausgabe der »Kölnischen Blätter«, später seit 1869 »Kölnische Volkszeitung« genannt, die eigentlich ihre Existenz,

der geistigen Seite nach, ihm verdankte. Seine liberal-katholische Gesinnung betätigte er besonders als Herausgeber des »Theologischen Literaturblattes«, (Bonn), das 1866—77 das Zentrum der älteren vorvatikanischen wissenschaftlichen katholischen Theologie war.

Als sich nach 1870 die altkatholische Kirche bildete, war R. an deren innerem Ausbau in hervorragendem Maße in seiner amtlich-kirchlichen Stellung als Generalvikar des Bischofs Reinkens beteiligt. Dieses Amt sowie das des Pfarrverwesers der altkathol. Gemeinde Bonn legte er 1878, als der Zölibatszwang für die altkathol. Geistlichen aufgehoben wurde, nieder, nahm aber auch darnach immer noch kirchliche Funktionen vor. Eine Reihe von Schriften behandelt altkathol.-kirchliche Themata (siehe die Bibliographie bei Goetz: Reusch S. 126). Von größeren Schriften veröffentlichte er nach 1870 zunächst: »L'uis de Leon und die spanische Inquisition«, Bonn 1873, 124 S.; »Der Prozeß Galileis und die Jesuiten«, Bonn 1879, XII u. 484 S.; »Die deutschen Bischöfe und der Aberglaube«, Bonn 1879, 110 S.

Seine späteren Werke behandeln die Geschichte der katholischen Kirche nach der Reformation, sie verdanken ihre Entstehung vielfach Anregungen von Doellinger, viele sind gemeinsam mit Doellinger gearbeitet, so daß Doellinger im allgemeinen das Material bot, das R. ergänzte und verarbeitete. R.s Hauptwerk, das für lange hinaus auf diesem Gebiet abschließend sein wird, ist das zweibändige Buch: »Der Index der verbotenen Bücher. Ein Beitrag zur Kirchen- und Literaturgeschichte« Bonn 1883, XII u. 624S., 1885 XII u. 876 S. und IV S. 877—1166. Wie kein anderes seiner Werke bekundet gerade dieses R.s Eigenart der Arbeit, die Sammlung großer Materialmengen und deren peinlich sorgfältige, wissenschaftlich durchaus zuverlässige Ausarbeitung. Diesem Buche gehen zwei andere zur Seite: »Die Indices librorum prohibitorum des XVI. Jahrhunderts«, Stuttgart 1887, 598 S. (176. Publikation des literarischen Vereins in Stuttgart) und »Index librorum prohibitorum, gedruckt zu Parma 1880«, Bonn 1889, 44 S. Gemeinsam mit Doellinger veröffentlichte R. in den Jahren 1885—90 folgende Werke: »Die Selbstbiographie des Kardinals Bellarmin«, Bonn 1887, VI u. 352 S.; »Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche seit dem sechzehnten Jahrhundert mit Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik des Jesuitenordens«, 2 Bde. Nördlingen 1889, VIII u. 688 S., XII u. 398 S.

Nachdem R., wohl mit Rücksicht auf sein Werk über den Index, am 26. Juni 1886 zum korrespondierenden Mitglied der historischen Klasse der Münchener Akademie der Wissenschaften gewählt worden war, veröffentlichte er 1889 in den »Abhandlungen Kgl. Akademie d. Wiss. III. Kl., XVIII. Bd., III. Abt.«: »Die Fälschungen in dem Traktat des Thomas von Aquin gegen die Griechen« 70 S. Nach Doellingers Tod gab R. »Briefe und Erklärungen an J. v. Doellinger über die vatikanischen Dekrete 1869—1887«, München 1890, VIII u. 164 S., sowie »Kleinere Schriften, gedruckte und ungedruckte, von J. v. Doellinger«, Stuttgart 1890, VIII u. 608 S., heraus.

Im letzten Jahrzehnt seines Lebens veröffentlichte er von größeren Schriften noch »Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens«, München 1894, II. 266 S.; ferner »Briefe an Bunsen von römischen Kardinälen und Prälaten, deutschen Bischöfen und anderen Katholiken aus den Jahren 1818—1837 mit Erläuterungen«, Leipzig 1897, XLIV u. 252 S.

Eine sehr große Anzahl von Aufsätzen schrieb R. 1870—1895 für die altkatholische Wochenschrift »Deutscher Merkur«, viele Rezensionen von 1886

bis 1896 für die »Theologische Literaturzeitung« von Harnack und Schürer, etwa 350 Artikel für die »Allgemeine Deutsche Biographie«. Im Winter 1895/96 erlitt der bis dahin kerngesunde R. einen Schlaganfall, der seine Arbeitsfähigkeit immer mehr einschränkte. Bis 1897 hielt er noch in seiner Wohnung seine Vorlesungen für die altkathol. Theologie-Studierenden, bis April 1897 reichen auch noch seine wissenschaftlichen Notizen. Seine Bibliothek ist auf der Universitäts-Bibliothek zu Tübingen, ein Teil seiner Manuskripte auf der zu Bonn, angefangene und halbfertige Arbeiten, so bes. eine Biographie J. M. Sailers, ist im Besitz seiner in Bonn lebenden Schwester. R. war kein schöpferischer Geist, aber ein emsiger, fleißiger Sammler, dessen Arbeiten ausgezeichnet sind durch Gründlichkeit, Zuverlässigkeit, große Objektivität und Akribie. Auf seinem Arbeitsgebiet hat er, dank seiner erstaunlichen Arbeitskraft, Großes und Bleibendes geleistet. Was von ihm als Schriftsteller gilt, gilt auch von ihm als Dozent. Er war ein echter deutscher Katholik, ein echter deutscher Gelehrter.

Vgl. Goetz, Leop. Karl: Franz Heinrich Reuseh 1825—1900. Eine Darstellung seiner Lebensarbeit. Mit Porträt. Gotha 1901, VII und 127 S.

Bonn. Leopold Karl Goetz.

Jacobowski, Ludwig, Dichter, * am 21. Januar 1868 zu Strelno in der Prov. Posen, † am 2. Dezember 1900 in Berlin. Sein äußeres Leben, das leider so bald enden mußte, ist rasch erzählt, über sein reiches inneres Leben dagegen hat er nur in seinen zahlreichen Dichtungen verklärende Rechenschaft gegeben, während die Pietät seiner Nächststehenden den Schleier von den bewegenden Erlebnissen noch nicht gehoben hat. So befinden wir uns ihm gegenüber in keiner besseren Lage, als jeder Philologe, der aus wenigen Nachrichten und den Spuren in seinen Werken das Leben eines alten Dichters konstruieren soll; ja wir sind übler daran, denn uns steht Persönlichkeit und Wirken des Dichters noch zu nahe und wir vermögen nicht einmal alles zu überblicken, was der rastlos Schaffende veröffentlicht hat. Aus den getrennten Stiften ein Mosaikbild wieder zusammenzusetzen ist leichter, als aus den Fragmenten das Leben des Verstorbenen, den man eine Strecke Wegs begleitet, lieb gewonnen, in seiner Entwicklung verfolgt hat, der aber geschieden ist, ehe das lösende Wort gesprochen war. Ob sich uns auch nur ein kleiner Teil der bewegenden Kräfte enthüllt, das bleibt die Frage. An der Grenze von Rußland in slavischer Umgebung stand das ärmliche Vaterhaus Jacobowskis; sein Vater, ein kleiner jüdischer Kaufmann, hatte Mühe, für sich, eine fortwährend kränkelnde Frau und die zahlreiche Familie das kaum ausreichende Brot zu erwerben, aber er muß ein starkes inneres Streben, zähe Energie besessen haben, denn es trieb ihn vorwärts und aufwärts. Das hat Ludwig von ihm ererbt, wie er vielleicht von der bleichen, zarten Mutter jene Weichheit mitbekam, die einen Untergrund seines Wesens bildete. Die Natur hatte ihn nur geistig gut bedacht, ihm aber körperlich manches mit auf den Weg gegeben, was ihn bedrückte, er selbst entwirft in schneidender Ironie ein Zerrbild von sich (Leuchtende Tage, S. 226), das nicht zutrifft; aber er stotterte, was ihn von Kindheit an quälte, er schielte, was ihn kurz vor seinem Tode zu einer Operation veranlaßte, und er war bei starker innerer Willenskraft dadurch vielfach an ihrer äußeren Betätigung gehindert. Mit sechs Jahren kam er nach Berlin, wo sein Vater eine bessere Existenz gründete und seinen Söhnen eine reichere Erziehung geben konnte. Ludwig besuchte die Luthersche Knabenschule,

dann die Louisenstädtische Oberrealschule, wo er aber wegen seiner nicht zu zügelnden Lesewut im Fleiß nachließ, deshalb kam er wieder an die Knabenschule zurück und erst mit vierzehn Jahren abermals an die Oberrealschule, die nun einen fleißigen, sich immer mehr in die erste Reihe hinaufarbeitenden Schüler an ihm hatte. Zwei schwere Verluste machten Epoche in seinem Leben: der im Jahre 1881 eingetretene Tod seiner Mutter und eines über Alles geliebten Jugendfreundes, der im Unterschiede zu ihm nicht für die Literatur, sondern für Mathematik und exakte Wissenschaften hauptsächliches Interesse hatte; das war ein gutes Gegengewicht und bedeutsam für Ludwigs weiteres Leben gewesen. Am 30. September 1887 bestand er, dem man die mündliche Prüfung erlassen hatte, das Abiturientenexamen und konnte die Universität Berlin beziehen, um hauptsächlich literarische und philosophische Studien zu treiben. Der junge Jude hatte sich an Schillers Humanitätsideal begeistert, zum Weltbürger, zum charaktervollen Deutschen gebildet und mußte nun den lärmenden Antisemitismus miterleben, was ihn wieder im Innersten verletzte; auch in dichterischer Hinsicht kam er in die Zeit aufregender Kämpfe um eine neue Kunst, um den Naturalismus und gegen das Epigonentum. Der Schüler Schillers ward natürlich erregt und zu einer Prüfung seiner Ansichten veranlaßt, aber er geriet nicht ins Parteigetriebe, suchte vielmehr schon sehr früh durch eine Zeitschrift »Die Zeitgenossen« mit Richard Zoozmann eine Vermittelung zwischen dem Alten und dem Neuen, der auch sein erstes Gedichtbändchen erwuchs »Aus bewegten Stunden«, 1888 mit dem Verlagsjahr 1889 erschienen. Er hatte sich noch nicht zu einem persönlichen Tone durchgerungen, sich selbst noch nicht einmal gefunden, aber man fühlte die sich entfaltende Kraft, die sich jetzt vorerst fruchtlos an den Rätseln des Lebens abmühte, weil es ihr an Erfahrung gebrach. Jacobowski dehnte seine Studien auf Kulturgeschichte, Psychologie und Nationalökonomie aus, weil er glauben mochte, durch Bücher im Verständnis des Lebens weiter zu kommen, er war eben noch ganz Schüler, nur ein hochbegabter und ernst ringender. Oktober 1889 bezog er die Universität Freiburg i. B. und versenkte sich gleichmäßig in wissenschaftliche wie dichterische Arbeiten. Jene verdichteten sich im Mai 1890 zu dem wichtigen Schriftchen »Die Anfänge der Poesie. Grundlegung zu einer realistischen Entwicklungsgeschichte der Poesie« (1891 erschienen), diese zu der ersten Gestalt seines ausgezeichneten Romans »Werther, der Jude«, die er aber nach einer strengen Musterung in der Sylvesternacht 1889 verbrannte und in den nächsten Wochen durch eine neue zu ersetzen begann; dann zu einem zweiten Gedichtband »Funken«, der 1891 ohne Jahreszahl veröffentlicht wurde und die Wirklichkeit wie das eigene Ich für den Dichter entdeckte. Schlag auf Schlag traf ihn das Leben mit aller Härte: rasch hintereinander starben ihm der Vater, zwei Brüder und seine Braut Martha, aber das konnte den Willensstarken nicht brechen, nur beugen. Er promovierte zu Freiburg am 26. Juni 1891 mit einer feinsinnigen Abhandlung »Klinger und Shakespeare; ein Beitrag zur Shakespearomanie der Sturm- und Drangperiode«, nachdem er schon vorher Klingers »Leidendes Weib« und die Parodie »Die frohe Frau« in einem willkommenen Neudruck vorgelegt hatte. Dann kehrte er endgültig nach Berlin zurück, wo er eine sich immer reicher gestaltende Tätigkeit als Dichter, Kritiker und Soziologe entwickelte und sich rasch eine angesehene Stellung begründete. Sein lauterer Charakter, seine stets hilfsbereite Selbstlosigkeit, seine Begeisterungsfähigkeit, sein ehrlicher Wagemut erwarben ihm treue Freunde, seine Dichtungen warme Verehrer, seine

ganze Persönlichkeit, wie es scheint, auch neues Lebensglück. Nur der Freundschaftsbund mit Karl Busse, der nicht ohne sichtlichen Einfluß auf J.s Poesie geblieben war, ging bald aus inneren Gründen in Brüche. Die Werke Jacobowskis folgten einander rasch, alle den Phasen seines Werdens zum notwendigen Ausdruck dienend: »Werther, der Jude« 1892, »Der christliche Staat und seine Zukunft« 1894, »Diyab, der Narr, Komödie« und »Aus Tag und Traum. Neue Gedichte« 1895, »Anne-Marie. Ein Berliner Idyll« 1896, »Der kluge Scheikh. Ein Sittenbild aus Nordafrika« 1897, »Satan lachte und andere Geschichten« 1898, »Loki. Roman eines Gottes« 1898, »Aus deutscher Seele. Ein Buch Volkslieder« 1899, »Leuchtende Tage. Neue Gedichte«, »Vorfrühling. Novelle«, »Arbeit. Drama«, »Glück. Ein Akt in Versen«, »Neue Lieder fürs Volk«, »Blaue Blume. Romantische Anthologie« sämtlich 1900. Seit 1898 leitete J. überdies »Die Gesellschaft« und verstand es, sie auf einem ansehnlichen Niveau zu halten, war er Vorstand der »Neuen deutschen Volksbühne« und mühte sich ununterbrochen, die breiten Schichten des Volkes für die Kunst zu gewinnen. Außerdem arbeitete J. als Sekretär eines bekannten freisinnigen Abgeordneten, um nicht literarische Lohnarbeiten schreiben zu müssen, und bereitete vielfach Neues vor, was von seinem Bruder Albert in Gemeinschaft mit Rudolph Steiner aus dem Nachlaß herausgegeben wurde: »Schlichte Geschichten. Novelletten« (ohne Jahr), »Ausklang. Neue Gedichte aus dem Nachlaß« (1901), »Stumme Welt. Symbole« (1901), es soll noch das Drama »Heimkehr« veröffentlicht werden; anderes ist leider so fragmentarisch erhalten, daß es dem Publikum nicht vorgelegt werden kann.

In einem Gedichte »Wunsch« brauchte J. die Formel für das, was er erstrebte: »Erst ein Deutscher und dann ein Jude, erst ein Charakter und dann ein Poet«. Diesem Prinzipe folgend, suchte er sich als Persönlichkeit auszubilden und arbeitete mit unerbittlicher Strenge an sich selbst. Er fühlt die Herreninstinkte seines Wesens deutlich und macht sie wohl auch geltend; aber er hat in seinem Innern eine zweite Seele voll Milde, Verständnis und Zartheit für alle Schwachen und Unterdrückten. Diesem Mitgefühl entstammen seine bedeutsamen Anregungen für die Volksbildung, für eine Verbesserung der Volkslektüre durch seine Zehnpfennighefte guter Literatur, für eine Hebung des Volksgeschmacks durch seinen Verein »Neue deutsche Volksbühne«. Wird er so auf das Kleine, Intime geführt, so zieht es ihn andrerseits zum Großen, Mächtigen, Bedeutenden. Wir sehen in seinen Gedichten zuerst diese beiden Richtungen getrennt nebeneinander, dann nähern sie sich, durchkreuzen sich und haben endlich in den »Leuchtenden Tagen« insofern eine höhere Einheit gefunden, als Jacobowski das Kleine, Intime zum Bedeutenden erhebt und bei ganz persönlichem Ausdruck auch ganz objektiv ist. Man erkennt an dem Nachlaßband »Stumme Welt«, daß J. noch weiter in der Symbolik gegangen wäre, wenn der Tod es erlaubt hätte. Eine tiefe Verwandtschaft mit der Romantik ist bei J. nicht zu verkennen, nur hat er alle Momente des 19. Jahrhunderts in sich aufgenommen. Der Dualismus seiner Natur zeigt sich auch in seinen Romanen; der Held seines ersten Romans ist geradezu die Verkörperung dieses Dualismus und geht daran zu grunde, Loki und Balder im zweiten Roman nicht minder, aber alles ist nun ins Große, Monumentale erhoben. Die Novellen, unter denen sich ganz vortreffliche kleine Kunstwerke befinden, machen dieselbe Entwicklung wie die Lyrik durch, nur vielfach früher und sinnfälliger, wie denn auch »Stumme Welt« lyrische Prosaskizzen enthält, Keime zu späteren lyrischen Gedichten und einem großen Roman

»Erde«, der eigentlich ein Epos in Prosa werden sollte. Der Idealismus Schillers, der auf ihn anfangs eine so nachhaltige Wirkung übte, der Realismus, den eine junge Generation anfangs in der Form des Naturalismus wieder zu Ehren bringen wollte, suchen bei J. einen Ausgleich. Er war ein Idealist, sah aber den Realismus für unbedingt notwendig an; er kam von Schiller und näherte sich immer mehr Goethe; er war eine Frohnatur, die aber vom Pessimismus theoretisch und praktisch aufs tiefste beschäftigt wurde; er war ein ernst Ringender, der nichts auf die leichte Achsel nehmen konnte, ein Hoffender, der nur nicht auf langes Leben hoffte, ein Dichter, den es immer wieder zur Wissenschaft hinzog, ein Wissender, der gern mit offenen Augen träumte, ein Mann strengster Pflichterfüllung und unermüdlicher Arbeit, der sich aber schon nach Ruhe sehnte. So setzte er sich eigentlich aus widerstreitenden Elementen zusammen, die in ihm eine merkwürdige Einheit bildeten und seiner Persönlichkeit einen ausgeprägten Charakter verliehen. Auch seine wissenschaftlichen Arbeiten zeichnen sich durch die Vereinigung großer Treue im Detail und umfassender Bewältigung nach bedeutsamen Gesichtspunkten aus; vor allem wollte er eine Entwicklungsgeschichte der Poesie schreiben und studierte mit unermüdlichem Eifer die primitiven Völker in ihren geistigen Regungen, um die Urformen der Poesie zu erkennen und dann weiter zu verfolgen; einzelne Aufsätze gaben Proben seiner Resultate, besonders wichtig »Primitive Erzählungskunst« (1895). Aber das für unsere »Beiträge zur Ästhetik« geplante Werk läßt sich aus den zahllosen Vorarbeiten auch nicht in den allgemeinen Umrissen rekonstruieren. Eine mächtige Energie, ein edler Mensch, hilfreich und gut, ein hochbegabter Dichter, ein Menschenfreund, das wurde auf dem jüdischen Friedhof zu Weißensee bei Berlin mit Ludwig Jacobowski beerdigt.

Literatur: R. M. Werner. Vollendete und Ringende. Minden i. W. 1900. S. 213—242. — Otto Reuter. Ludwig Jacobowski. Werk, Entwicklung und Verhältnis zur Modernen. Berlin 1900. — H. Friedrich. Ludwig Jacobowski. Berlin 1900 — R. Steiner a. a. O. — Ludwig Jacobowski im Lichte des Lebens. Herausgeg. von Marie Stona. Breslau 1901 (darin H. Friedrich: J.s Leben; R. M. Werner: J.s Lyrik; R. Steiner: Loki; G. Brandes: L. J.; A. K. T. Tielo: L. J.s Volkstümliche Bestrebungen; M. Stona: Erinnerungen). — Zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften.

R. M. Werner.

Altum, Bernhard, Dr. phil., Professor der Zoologie an der königl. Forstakademie in Eberswalde und Geh. Regierungsrat, * am 31. Januar 1824 zu Münster in Westfalen, † am 1. Februar 1900 in Eberswalde. — Bernhard A. war der Sohn eines Schuhmachermeisters, der sich in seinen Mußestunden mit Ausstopfen von Tieren und Präparieren von Insekten und Schmetterlingen befaßte. Seine Vorbildung erhielt er seit Herbst 1834 auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er schon seinen Mitschülern als tüchtiger Kenner der Naturgeschichte galt, dessen »rasche geistige Auffassung der Naturgegenstände durch ein vortreffliches Talent im Zeichnen und Malen der Tierformen unterstützt wurde«; aus dieser Zeit stammen auch die Anfänge seiner großartigen Schmetterlings-, Käfer- und Eiersammlungen. Er studierte dann zuerst an der Münsterschen Akademie Theologie und wurde am 2. Juni 1849 zum Priester geweiht. Nachdem er dann 1851 bis 1853 in Münster, 1853 bis 1856 an der Universität zu Berlin sich philosophisch-naturwissenschaftlichen Studien gewidmet hatte, wurde er 1856 als Lehrer an der Realschule erster Ordnung in Münster angestellt und erhielt 1859 dazu die Stelle eines Privatdozenten für Zoologie an der dortigen Akademie. A. bemühte sich in dieser Zeit

besonders darum, den zoologischen Unterricht an den höheren Schulen, sowie den Volksschulen zu heben und veröffentlichte zu diesem Zwecke eine vortreffliche kleine Schrift: »Winke für Lehrer zur Hebung des zoologischen Unterrichts« (1863). Auch um die Erforschung der Fauna seines engeren Heimatlandes erwarb sich A. besondere Verdienste durch das Werk »Die Säugetiere des Münsterlandes« (1867). Im Jahre 1869 erhielt er einen Ruf als Professor nach Eberswalde und von dieser Zeit an berücksichtigte er in seinen Studien besonders die Gesichtspunkte, die sich auf die Forstwissenschaft beziehen. Mit Hermann Landois zusammen gab er 1870 zunächst ein »Lehrbuch der Zoologie« (5. Aufl. 1883) heraus. Sein umfangreichstes Werk ist seine vierbändige »Forstzoologie« (1. Aufl. 1872—1875, 2. Aufl. 1876—82), die ihm einen dauernden Platz in der Geschichte dieses Spezialgebietes sichert. Weitere in Buchform erschienene Veröffentlichungen A.s sind: »Die Geweihbildung bei Rothirsch, Rehbock, Damhirsch« (Berlin 1874); »Unsere Mäuse in ihrer forstlichen Bedeutung« (1880); »Waldbeschädigung durch Tiere und Gegenmittel« (1889). Ein besonderes Interesse zeigte A. für Forschungen zur Kenntnis der Vögel. Für weitere Kreise bestimmte er sein Buch »Der Vogel und sein Leben« (6. Aufl., Münster 1898). Dazu kommt ein Werk über »Unsere Spechte« (Berlin 1878). Bedeutung hat für die allgemein wichtigen Fragen von den Artzeichen und ihrer Schätzung A.'s Schrift »Die Artenkennzeichen des inländischen entenartigen Geflügels« (Berlin 1883). Für die Zeitschrift »Natur und Offenbarung«, in Naumanns »Archiv für Ornithologie« u. a. Fachblätter schrieb er auch zahlreiche und wertvolle Aufsätze. Der »Staats-Anzeiger« widmete A. bei seinem Tode folgenden Nachruf: »Auf dem Gebiete der Zoologie, insbesondere demjenigen der Entomologie und Ornithologie hat derselbe Hervorragendes geleistet und bis an sein Lebensende seinen größeren wissenschaftlichen Werken noch fortgesetzt kleinere Arbeiten hinzugefügt. Eine rühmliche Stellung unter den Männern der Wissenschaft ist ihm für alle Zeiten gesichert. Als Lehrer — seit 1869 an der Forstakademie in Eberswalde — hat er durch die Gradheit seines Charakters und seinen fesselnden Vortrag sich die Achtung, Dankbarkeit und Liebe der Studierenden in seltenem Maße erworben und durch seine Begeisterung für die Natur und sein tiefes Verständnis für das Tierleben im Walde in einer Weise anregend gewirkt, wie es wenigen Lehrern beschieden ist.«

Leopoldina, Heft XXXVI, Nr. 3, Halle 1900; Leipziger »Ill. Zeitung« Nr. 2955 (15. Febr. 1900) mit Portr.; Wasmann, Dr. Bernhard Altum, Münster 1900.

W. Wolkenhauer.

Eylert, Hermann, Assistent an der deutschen Seewarte in Hamburg, * am 26. Mai 1846 zu Papenburg, † am 27. Oktober 1900 zu Hamburg. — Nach einer Vorbildung auf der Navigationsschule zu Papenburg und Timmel und späterer Absolvierung des Gymnasiums zu Meppen studierte er 1869 bis 1872 zu Münster, Bonn und Berlin Mathematik und Astronomie, machte sodann einige größere Reisen auf einem Segelschiffe nach Südamerika und Südafrika und trat mit der Errichtung der Seewarte am 1. Januar 1875 als Assistent bei diesem Institute ein. Hier war er von Anfang an in der Abteilung II mit der Prüfung von nautischen, meteorologischen und magnetischen Instrumenten und Apparaten beschäftigt. Als Ergebnis dieser Untersuchungen veröffentlichte er im IV. Jahrgange »Aus dem Archiv der deutschen Seewarte« (1881) eine Studie über den Sextanten und über die Resultate von 700

geprüften Reflexions-Instrumenten. Für den XXIII. Jahrgang 1900 derselben Zeitschrift lieferte er einen Beitrag, »Untersuchungen der Abt. II der deutschen Seewarte über die Genauigkeit der Messungen mit Quecksilber-Barometern«. Acht Jahre lang (1881—1890) leitete er einen bei der deutschen Seewarte für Kapitäne und Navigationslehrer-Aspiranten eingerichteten Lehrkursus in Mathematik, astronomischer und nautischer Instrumentenkunde, Deviationslehre u. s. w. und erwarb sich hiermit große Verdienste um die Seefahrt. Obwohl in den letzten Jahren immer etwas kränklich, versah er seinen Dienst noch bis kurz vor seinem Ende; nach nur achttägigem Leiden verschied er, erst 52 Jahre alt.

Vgl. 23. Jahresbericht der deutschen Seewarte für 1900.

W. Wolkenhauer.

Kröner, Paul, Verleger, * Stuttgart 13. November 1839, † ebenda 25. Februar 1900. — Unter den Männern, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die deutsche Industrie zu einer früher nicht gekannten Blüte brachten, ist der Württemberger Paul Kröner zu nennen, der auf dem Gebiete des Buchdrucks sich durch seine Begabung und seinen Fleiß von kleinen Anfängen zu der Stellung eines führenden Großindustriellen emporgearbeitet hat.

Er entstammte einer angesehenen bürgerlichen Familie in Stuttgart. Den Beruf, in dem er sich später auszeichnen sollte, die Buchdruckerei, erlernte er in den Jahren 1860—61 in der Offizin von L. Bosheuyer in Cannstatt bei Stuttgart, worauf er zu seiner weiteren Ausbildung in den Jahren 1862—63 in verschiedenen Buchdruckereien Berlins und Leipzigs arbeitete. 1864 nach Stuttgart zurückgekehrt, trat er in das Buchdruckereigeschäft seines älteren Bruders Adolf ein, welcher schon 1859 die Hof- und Kanzleidruckerei von Gebr. Mäntler erworben und gleichzeitig sein Verlagsgeschäft gegründet hatte. 1867 wurde Paul K. Teilhaber zunächst der Buchdruckerei, 1877 auch der Verlagsbuchhandlung seines Bruders. Als solcher hat er sich durch außerordentliche Tatkraft und hervorragende praktische Veranlagung große Verdienste um die Vervollkommnung und Ausdehnung besonders der typographischen Abteilung, welche seine eigenste Domäne war, der Xylographie, Galvanoplastik etc., sowie auch um die Ausdehnung und Vergrößerung des Verlages erworben. Die Angliederung des Cottaschen Verlages nebst Buchdruckerei, des Ernst Keilschen Verlages, die Gründung und Leitung der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, sind mit sein Werk.

Die letzten Lebensjahre Paul K.s waren getrübt durch ein schweres Leiden, welches ihn schließlich nötigte, sich ganz vom Geschäft zurückzuziehen. Zeitlebens hat er dem Großen und Kleinen seines Berufs seine volle Kraft gewidmet, mit Bedacht nach allen Fortschritten ausspähend, das Beste frisch ergreifend und mit zäher Energie festhaltend und ausbauend. Einer jener Geschäftsmänner, die still und stetig ihren ganz aufs Praktische gerichteten Weg gehen, sich weder nach rechts noch nach links auf dilettantische Pfade ablenken lassen und in ihrem sicheren Vorwärtsschreiten Großes erreichen.

O. R.

Ahles, Wilhelm (von), Dr., Botaniker, * 2. September 1829 zu Neckarburken (in Baden), † 27. August 1900 zu Stuttgart. — Er studierte in Heidelberg, Zürich und Jena Naturwissenschaften, ließ sich als Privatdozent

in Heidelberg nieder und folgte 1866 einem Rufe an das Stuttgarter Polytechnikum (später: Technische Hochschule) als Professor für Botanik und Pharmakognosie. Diesem Lehrauftrage gesellte sich in der Folge ein solcher an der tierärztlichen Hochschule zu. Auch war A. lange Zeit Vorstand der pharmazeutischen Prüfungskommission. Neben seiner umfassenden amtlichen Wirksamkeit entfaltete er auch eine ziemlich reiche literarische Tätigkeit als Erneuerer bewährter Lehrbücher (so 7. Auflage von Seuberts Lehrbuch der gesamten Pflanzenkunde, 5. Auflage von Seuberts Grundriß der Botanik), Herausgeber botanischer Wandtafeln und Mitarbeiter von Fachzeitschriften. Besondere Verdienste hat sich A. als Mitbegründer und langjähriger Vorstand des Württembergischen Gartenbauvereins, der sich am 15. April 1878 konstituierte, erworben. Er veranstaltete in der württembergischen Landeshauptstadt eine Reihe trefflich gelungener gärtnerischer Ausstellungen und erhielt durch anziehende Vorträge das Interesse an seinem Verein rege. Nachdem er am 1. April 1891 sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte, 1895/96 Rektor der Technischen Hochschule gewesen und durch das mit dem Personaladel verbundene Ehrenkreuz des württembergischen Kronordens ausgezeichnet worden war, trat er 1899 als Siebenzigjähriger von seinen Ämtern und Würden zurück.

Nach »Schwäbische Kronik« vom 28. August 1900, Nr. 398 und vom 31. August, Nr. 404. R. Krauß.

Barack, Karl August, Dr., Bibliothekar und Germanist, * 23. Oktober 1827 zu Oberndorf am Neckar in Württemberg, † 12. Juli 1900 zu Straßburg i. E. — Er verdankte seine Schulbildung der Lateinschule seiner Vaterstadt und dem Gymnasium zu Rottweil, studierte von 1848 bis 1852 in Tübingen katholische Theologie und Philologie und versah dann eine Hauslehrerstelle in Nassau. Nachdem er 1854 in Tübingen den philosophischen Doktorgrad erworben hatte, widmete er sich ganz der historischen und germanistischen Wissenschaft, arbeitete im Winter 1854/5 an verschiedenen größeren Bibliotheken und übernahm am 1. Mai 1855 den Posten eines ersten Konservators und Sekretärs am Germanischen Museum in Nürnberg. Hier machte er sich namentlich um die im Entstehen begriffene Bibliothek der Anstalt verdient. Mit dem Beginn des Jahres 1860 siedelte er nach Donaueschingen über, um — als Nachfolger seines Vetters Scheffel — die Hofbibliothek des Fürsten zu Fürstenberg zu verwalten. Durch Neuaufstellung, Neuordnung und Ausgabe eines gedruckten Katalogs stellte er die Bedeutung der namentlich an wertvollen Handschriften reichen Donaueschinger Sammlungen ins rechte Licht.

Das denkwürdige Jahr 1870 entschied auch über die Geschicke des Fürstenbergischen Hofbibliothekars. Die Einäscherung der Straßburger Stadt- und Seminarbibliothek infolge der Beschießung am 24./25. August ließ in ihm den Plan reifen, die Neugründung einer Büchersammlung in der nunmehr wieder deutsch gewordenen Stadt anzuregen. Am 30. Oktober erließ er, unterstützt von 48 angesehenen Persönlichkeiten, meist Bibliothekaren und Buchhändlern, einen Aufruf, der zu dem genannten idealen Zweck die Mithilfe aller Deutschen in Anspruch nahm. Die patriotisch gehobene Stimmung jener Tage bereitete diesem Schritt einen glänzenden Erfolg: ganz Deutschland, ja die ganze gebildete Welt wetteiferte, Bücher oder Geld beizusteuern. Barack, am 16. Juli 1871 ganz in reichslandische Dienste tretend, ordnete

die einlaufenden Büchermassen und besorgte die organisatorischen Arbeiten für die im Entstehen begriffene Anstalt, namentlich durch seine späteren Kollegen, den Orientalisten Julius Euting und Ludwig Müller, treulich unterstützt. Am 19. Juni 1872 — zugleich das Datum, das die Stiftungsurkunde der kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg trägt — wurde B. zum definitiven Oberbibliothekar mit dem Charakter eines ordentlichen Universitätsprofessors ernannt. Fast drei Jahrzehnte hat er an der Spitze der Anstalt gestanden, deren Einrichtung, Verwaltung und Vergrößerung er mit begeisterter Hingabe seine volle Kraft widmete. Den Behörden wie dem Publikum gegenüber vertrat er sie gleich ausgezeichnet. Er leitete die Bibliothek im liberalsten Geiste. Dem Publikum gewährte er möglichst viele Erleichterungen in der Benutzung der seiner Obhut anvertrauten Bücherschätze und zeigte im Verkehr mit ihm liebenswürdiges Entgegenkommen und Hilfsbereitschaft; von büreaukratischen Gepflogenheiten hielt er sich vollständig fern.

B.'s Name gehörte zu den gefeiertsten in der deutschen Bibliothekwelt. Seit August 1894 führte er den Titel eines Direktors. Am 29. November 1895 wurde er aus Anlaß der Einweihung des von ihm eifrig betriebenen Neubaues der Bibliothek zum Geheimen Regierungsrat befördert. Die Straßburger Bibliothek mit ihren 750 000 Bänden hatte sich ihrem Umfange nach zur dritten im Reiche emporgeschwungen. In demselben Jahre ließ B. ein Verzeichnis der elsässisch-lothringischen Handschriften und Handzeichnungen erscheinen.

B. erfreute sich einer trefflichen Gesundheit, bis ein länger schon empfundenes Leberleiden seiner Tätigkeit ein Ziel setzte. Wie es ihm im Leben an äußeren Auszeichnungen, namentlich Orden aus vieler Herren Länder, nicht gefehlt hatte, so wurde er auch mit Ehren zur Erde bestattet, die seinem schlichten Sinne fast übermäßig erschienen wären. — Er hinterließ eine Witwe (Klara, geb. Löfflund), zwei verheiratete Töchter und einen Sohn.

Es erübrigt noch, B.'s literarischer Tätigkeit zu gedenken, die gleichfalls verdienstvoll und, namentlich vor der Straßburger Zeit, umfangreich gewesen ist. Außer einigen selbständigen Schriften und vielen kleineren Aufsätzen historischer oder germanistischer Art lieferte er insbesondere eine Reihe vorzüglicher Ausgaben aus dem Bereiche der älteren deutschen Literatur, so von den Werken der Hrotsvitha (Nürnberg 1858), von dem satirisch-didaktischen Gedicht »Des Teufels Netz« (1863), von Gallus Oheims Chronik von Reichenau (1866), von der Zimmerischen Chronik in 4 Bänden (1869 — die drei zuletzt genannten Werke sind in der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart erschienen). B.'s Ausgabe der Zimmerischen Chronik, Freiburg i. Br. 1881/2 neu aufgelegt, muß als seine literarische Hauptleistung bezeichnet werden; sie hat jene kulturhistorisch bedeutungsvolle Geschichtsquelle weithin bekannt gemacht. 1879 veröffentlichte er: »Althochdeutsche Funde«, 1892 gab er im Verein mit Paul Heitz die elsässischen Büchermarken heraus (Verzeichnis der Werke B.'s in Hottingers unten zitierter Schrift, I. Aufl. S. 30 f., II. Aufl. S. 32 f.; Ergänzungen im Zentralblatt für Bibliothekswesen).

»Straßburger Post« vom 14. Juli 1900, Nr. 609 und 610 und 15. Juli, Nr. 614, »Schwäbische Krooik« vom 14. Juli, Nr. 322 und »Schwäbischer Merkur« vom 16. Juli, Nr. 324, »Staats-Anzeiger« für Württemberg vom 14. Juli, No. 162, (Stuttgarter) »Neues Tagblatt« desgl., Beilage zur »Allgemeinen Zeitung« 1900, Nr. 161, »Zeotralblatt für Bibliothekswesen« XVII (1900) S. 542—544, »Aus dem Schwarzwald« VIII (1900) S. 143, Chr. G. Hottinger, Die Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg (Straßburg i. E. 1872, 2. Auflage 1875), S. Hausmaon, Die Kaiserliche Universitäts- uod Landesbibliothek io Straßburg (Festschrift, Straßburg 1895).

Rudolf Krauß.

Daimler, Gottlieb, Erfinder des Automobils, * 17. März 1834 zu Schorndorf in Württemberg, † 6. März 1900 zu Cannstatt. — Der Mann, dessen Heimgang weite industrielle Kreise der ganzen Kulturwelt bewegte, und den ein unübersehbarer Leichenzug zu seiner letzten Ruhestätte auf dem Cannstatter Uffkirchhof geleitete, hat sich durch eigene Kraft und rastlose Schaffenslust aus den bescheidensten Verhältnissen zu europäischer Bedeutung emporgearbeitet. Das hervorstechende mechanische Geschick des Knaben machte seine Berufswahl selbstverständlich. Von 1853 bis 1856 verbrachte er ersprießliche Lehrjahre in der bekannten elsässischen Werkzeugmaschinenfabrik Grafenstaden bei Straßburg. Von 1857 bis 1859 besuchte er das Stuttgarter Polytechnikum und kehrte dann nochmals für ein Jahr nach Grafenstaden zurück. Von 1861 bis 1863 vollendete er seine Ausbildung in großen englischen Maschinenfabriken. Hierauf war er der Reihe nach in Geislingen, Reutlingen und Karlsruhe in Stellung, an letzterem Ort als Vorstand der Werkstätten der dortigen Maschinenbaugesellschaft. 1872 trat er in die neugegründete Gasmotorenfabrik Deutz bei Köln ein, um die technische Einrichtung und Leitung dieser Anstalt zu übernehmen, die sich, nicht zuletzt durch D.s Verdienst, allmählich Weltruf erwarb. Er fand schon hier Gelegenheit, sein erfinderisches Genie zu betätigen: unter anderem ließ er den ersten Gasmotor mit hundert Pferdekräften entstehen.

1882 schied D. aus der Deutzer Fabrik aus und wandte sich nun, durch vielseitige Erfahrungen wohl vorbereitet, seiner Lebensaufgabe, der Schaffung eines Automobilfahrzeuges, zu. Er ließ sich in Cannstatt nieder, wo er eine anfangs recht bescheidene Versuchswerkstätte errichtete. Es kam zunächst darauf an, einen Motor zu erfinden, der es vermöge geringen Eigengewichts, möglichst einfacher und zugleich kompendiöser Bauart, großer Kraft und kleiner Betriebskosten gestattete, Fahrzeuge jeder Gattung für automobilen Betrieb unter vorteilhaftem Ersatz bisheriger Zugkräfte auf Land- und Wasserstraßen auszurüsten. Die geplanten Fahrzeuge mußten die Kraftquelle ausschließlich in sich selbst tragen und von jeder fremden Kraftstation unabhängig sein, um Verwendung auf beliebigen Strecken und auch auf weite Entfernungen zu ermöglichen. Nach längeren Versuchen gelang es D., der sich durch keine Mißerfolge abschrecken ließ, einen Motor, der alle diese Bedingungen erfüllte, zu erfinden: den bald in der ganzen Welt berühmt gewordenen Daimler-Motor. Der erste schnellgehende Explosionsmotor war damit geschaffen, was zugleich einen weittragenden Fortschritt im Gas- und Petrolmotorbau und die befriedigende Lösung der Automobilfrage bedeutete. Nachdem er mit der Deutzer Fabrik einen Prozeß um seinen Motor siegreich durchgefochten hatte, ließ ihn D. nebst allen dazu gehörigen Antriebsmechanismen unter Patentschutz stellen; im Laufe der Zeit nahm er nicht weniger als 20 der entscheidendsten Patente des Automobilgebiets. Jetzt galt es, die praktische Verwendbarkeit des neuen Motors nachzuweisen. Mit unverdrossener Ausdauer bemühte sich D. seine Erfindung auszugestalten und zu vervollkommnen. 1885 begann er — zu einer Zeit, da das Niederrad noch unbekannt war — mit einem motorisch betriebenen einsitzigen Niederrad, ließ dann mehrsitzige Droschken und Bote nachfolgen. Auf den Straßen von Cannstatt, Stuttgart und Umgebung, auf dem Neckar fanden die vom Publikum angestaunten, von Zweiflern wohl auch belächelten Probefahrten statt. Eine lange Reihe von Automobiltypen schlossen sich an: Straßenbahnwagen, Eisenbahnwagen, Lastwagen, Feuerspritzen, Säg- und Spaltmaschinen u. s. w. 1888 wurde sogar der Versuch unternommen, mit

Hilfe des Motors ein lenkbares Luftschiff zu konstruieren. Auch für militärische Zwecke fand der Daimler-Motor glückliche Verwendung. Doch blieben die Droschken und Bote, die sich sowohl für praktische als Vergnügungs- und Sportzwecke verwenden ließen, am verbreitetsten und beliebtesten; die Motorbote fahren allerwärts in Strömen, Landseen und an Meeresküsten.

Auf vielen Ausstellungen, wie bei öffentlichen Wettfahrten erhielten die Daimler-Motorfahrzeuge erste Preise. Nicht nur in Deutschland, auch im Ausland, zumal in England, Frankreich, Nordamerika, erfreuten sie sich wachsender Anerkennung. Die Cannstatter Werkstätte war allmählich in eine große Fabrik übergegangen, die sich weit verzweigte. 1891 trat D. den Geschäftsbetrieb und das Eigentumsrecht seiner Erfindungen an die Daimler-Motoren-Gesellschaft (auf Aktien) ab; doch blieb er, seit November 1899 Kommerzienrat, bis zu seinem Tode als Vorsitzender des Aufsichtsrats mit unverminderter Tat- und Arbeitskraft an der Spitze der von ihm ins Leben gerufenen Unternehmungen.

D.s Name wird nicht so bald vergessen werden. Er hat durch sein schöpferisches Genie die bisherigen Betriebsmittel und Zugkräfte um eine neue, zukunftsreiche Gattung vermehrt und sich um den Aufschwung der deutschen, ja der gesamten europäischen Automobilindustrie unvergängliche Verdienste erworben.

»Schwäbische Kronik« vom 7. März 1900, Nr. 109, (Stuttgarter) »Neues Tagblatt« vom 8. März, Nr. 56, »Staats-Anzeiger für Württemberg« vom 9. März, Nr. 57, »Cannstatter Zeitung« 1900, Nr. 56 und 1902, Nr. 126 (Enthüllung der Daimler-Gedenktafel), »Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen« XI, (1900) Nr. 21, S. 318.

R. Krauß.

Wirth, Max, volkswirtschaftlicher Schriftsteller und Publizist, * am 27. Januar 1822 in Breslau, † am 18. Juli 1900 in Wien. — Max W. war der älteste Sohn des Geschichtsschreibers und politischen Schriftstellers Johann Georg August Wirth, der einer der Führer der freiheitlichen Bewegung in Süddeutschland zu Beginn der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts gewesen, und infolgedessen im Jahre 1833 zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden war. Seine Frau mußte mit ihren Kindern Deutschland verlassen und nahm ihren Wohnsitz in Weißenburg im Elsaß, wo Max W. den ersten Unterricht am französischen Lyceum erhielt. Sein Vater ist nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis in seinem Geburtsorte Hof unter polizeiliche Aufsicht gestellt worden, doch gelang es ihm im Dezember 1836 nach Frankreich zu flüchten, worauf er sich mit seiner Familie in Konstanz niederließ und auf seinem Gute Emmishofen eine Druckerei errichtete. Max W. hatte auf diese Weise durch die Schicksale seines Vaters bereits als junger Mann die traurigen politischen Zustände und den Druck des absolutistischen Systems in Deutschland kennen gelernt. Er bezog die Universität Heidelberg und widmete sich dem damals in Deutschland noch neuen Studium der Nationalökonomie. Er trat in das Corps Rhenania ein und eignete sich als Mitglied dieses Corps eine Meisterschaft in der Fechtkunst an, die er sich bis in sein spätes Alter bewahrt hat. Als im Frühling des Jahres 1848 J. G. A. Wirth von der Stadt Karlsruhe in die deutsche National-Versammlung gewählt wurde, ging sein Sohn Max mit ihm nach Frankfurt a. M. und trat dort in das Stenographenbureau der National-Versammlung ein, welches das erste parlamentarische Stenographenbureau in Deutschland war. J. G. A. Wirth erlag schon zwei Monate nach der Eröffnung der National-Versammlung einem Lungenleiden. Max W.

wendete sich nach dem Jahre 1848 der Publizistik zu. Er redigierte 1852 bis 1853 die »Westphälische Zeitung« in Dortmund, 1853 bis 1856 die »Mittelrheinische Zeitung« in Wiesbaden, und gründete dann in Frankfurt a. M. das Wochenblatt »Der Arbeitgeber«, das erste deutsche Organ zur Vermittlung zwischen der Nachfrage und dem Angebot gewerblicher und industrieller Arbeit. Zugleich errichtete er im Verein mit seinem Bruder Franz das erste deutsche Patentbureau. Noch in den fünfziger Jahren begann er sein bekanntestes Werk »Die Grundzüge der Nationalökonomie«, welches in vier Bänden erschienen ist, von denen der erste, »Die Geschichte der Nationalökonomie«, der zweite »Die Grundsätze der Volkswirtschaftspflege«, der dritte »Das Bankwesen« und der vierte »Die soziale Frage« behandelt. Dieses Werk hat namentlich als Lehrbuch zum Studium der Volkswirtschaft weite Verbreitung gefunden, ist in mehreren Auflagen erschienen und auch in fremde Sprachen übersetzt worden. Max W. entwickelte in diesem Werke die Prinzipien der deutschen Freihandelsschule und seine Vorbilder waren dabei Bastiat und Carey. Er behandelte die volkswirtschaftliche Lehre als eine praktische Wissenschaft, zur Erklärung der ökonomischen Erscheinungen des täglichen Lebens und zur Feststellung der wirtschaftlichen Grundsätze für die Führung des Haushaltes, sowohl des einzelnen, wie der Gesamtheit. Doch suchte er zwischen den Theorien des wirtschaftlichen Liberalismus und den Bedürfnissen des praktischen Lebens einen vermittelnden Standpunkt einzunehmen und alle Extreme zu vermeiden. Als einer der Hauptvertreter des Freihandels in Deutschland nahm er auch bei den seit 1858 abgehaltenen wirtschaftlichen Kongressen eine hervorragende Stellung ein, doch trat er keineswegs für die radikale Forderung der sofortigen und gänzlichen Aufhebung aller Zölle ein, sondern empfahl vielmehr nach dem Beispiele Lists die Schutzzölle allmälig zu mildern und die Flut des Hochschutzzolles durch Festlegung der Zollsatze einzudämmen. Den Prinzipien der Freihandelspolitik entsprechend, sprach sich W. auch gegen jedes gewaltsame Eingreifen des Staates in die wirtschaftliche Produktion aus. Er empfahl auch schon frühzeitig soziale Reformen zur Verbesserung der Lage der Arbeiter durch Herabsetzung der Arbeitszeit auf zehn und im Bergbau auf acht Stunden. Ein zweites Werk Max W.s, das allgemeine Verbreitung gefunden hat, ist seine »Geschichte der Handelskrisen«, deren erste Auflage schon 1858 erschienen ist und die 1873 durch die Geschichte der großen Wiener Krise erweitert wurde. Im Jahre 1859 trat Max W. in den Vorstand des auf Bennigsens Anregung gegründeten Deutschen Nationalvereins, da er in dem Programm desselben für die Reform der deutschen Bundesverfassung zugleich die Basis für eine Reform der wirtschaftlichen Verhältnisse erblickte. Eine Spezialität Max W.s war die volkswirtschaftliche Statistik, für deren gleichmäßige Organisierung in allen Staaten er eifrig tätig war. Namentlich begründete er eine Statistik der Berufsarten, wodurch er hauptsächlich das Material zur Lösung der Arbeiterfrage zu schaffen suchte. Im Jahre 1865 wurde er vom Schweizer Bundesrate zur Einrichtung des Statistischen Bureau der Schweiz nach Bern berufen und stand bis Anfang 1873 als Direktor an der Spitze dieses Bureau. Während dieser Zeit gab er die erste amtliche Statistik der Schweiz in drei Bänden heraus. Zu Beginn des Jahres 1874 ließ sich Max W. in Wien nieder und trat in die Redaktion der »Neuen Freien Presse« als Redakteur des volkswirtschaftlichen Teils dieses Blattes. Er hat für dieses Blatt zahlreiche Artikel über Handelspolitik, über Geld, Kredit- und Bankwesen und hauptsächlich über die Fragen der Währungsreform geschrieben. Eine Spezialität seiner

publizistischen Tätigkeit bildeten die regelmäßigen Artikel über den internationalen Geldmarkt, worin er die Bewegungen der großen Notenbanken und des Geldverkehrs auf den Zentralpunkten des Welthandels übersichtlich zusammenfaßte. Auf Grund seiner Studien über die wirtschaftlichen Verhältnisse Österreichs veröffentlichte W. im Jahre 1876 ein Werk über »Österreichs Wiedergeburt« aus der Krise des Jahres 1873, worin er die Mittel zu einer Gesundung und Erstarkung der österreichischen Volkswirtschaft auseinandersetzte. Er zog auch die landwirtschaftliche Produktion Österreichs und Ungarns in den Bereich seiner Studien und veröffentlichte als Ergebnis derselben 1881 eine Schrift über »die Krisis in der Landwirtschaft« und 1885 ein Werk über »Ungarn und seine Bodenschätze«. Als entschiedener Anhänger der Goldwährung trat er sehr eifrig für die Einführung derselben in Österreich-Ungarn ein und schrieb auch eine Monographie »Das Geld«. Max W. entfaltete durch nahezu vierzig Jahre eine sehr produktive literarische Tätigkeit und beschränkte sich dabei nicht bloß auf das wirtschaftliche Gebiet, sondern veröffentlichte auch 1862 eine »Deutsche Geschichte in der Periode der germanischen Staatenbildung« und gab im Jahre 1884 unter dem Titel »Ernste und frohe Tage« eine Sammlung seiner literarischen Feuilletons heraus. Dabei war er bis in sein spätes Alter auch auf mehreren Gebieten des Sports praktisch und literarisch tätig. Er führte das Kunstlaufen auf dem Eise in der Schweiz ein und nahm hervorragenden Anteil an der Ausbildung dieses Sports in Wien, wo er im Vereine mit Dr. von Korper und Demeter Diamantidi ein Lehr- und Musterbuch für das Kunstlaufen unter dem Titel »Spuren auf dem Eise« herausgab. Als ausgezeichneter Fechter, seit seinen Universitätsjahren, war er auch einer der Gründer des ersten Fechtklubs in Wien.

Max Wirths Hauptwerke sind: »Grundzüge der Nationalökonomie«, 4 Bände, Köln 1855—1873; »Geschichte der Handelskrisen«, 1 Band, Frankfurt a M. 1858; vierte Auflage 1890; »Die deutsche Nationaleinheit in ihrer volkswirtschaftlichen, geistigen und politischen Entwicklung«, 1 Band, Frankfurt a. M. 1859; »Allgemeine Beschreibung und Statistik der Schweiz«, 3 Bände, Zürich 1870—1875; »Österreichs Wiedergeburt«, 1 Band, Wien 1876; »Kultur- und Wanderskizzen«, Wien 1876; »Krisis der Landwirtschaft«, Berlin 1881; »Das Geld«, Leipzig 1884; »Ernste und frohe Tage«, Köln 1884; »Ungarn und seine Bodenschätze«, Frankfurt a. M. 1885; »Die Quellen des Reichtums«, Köln 1886. — Ausführliche Nekrologe Max Wirths veröffentlichte die »Neue Freie Presse« in ihren Morgenblättern vom 18. und 19. Juli 1900. Im letztgenannten Artikel ist namentlich seine volkswirtschaftliche Tätigkeit eingehend gewürdigt.

Bettina Wirth.

Arnold, Gustav, Musikdirektor und Komponist, * 1. September 1831 zu Altorf, † 28. September 1900 in Luzern, entstammt einer angesehenen Urner Familie. Der Großvater Jos. Anton A. »von Spyringen« war Landammann von Uri, der Vater erster Landschreiber, ein Bruder eidgenössischer Oberst. Das musikalische Talent scheint er von mütterlicher Seite geerbt zu haben, wie denn ein Verwandter der Mutter, Dr. Franz Müller, neben dem geistlichen Hauslehrer Andreas Infanger dem Knaben den ersten Klavierunterricht erteilte. Im Gesang unterwies ihn ein Bruder Alberik Zwystigs, des hochbegabten Komponisten, dem die Schweiz einen ihrer schönsten Nationalgesänge, den sogen. Schweizerpsalm (»Trittst im Morgenrot daher«), verdankt. Die Jahre 1842—1844 brachte A. in der Klosterschule in Engelberg zu, wo er durch Pater Eugen Schwarzmann auch in die Musiktheorie eingeführt und besonders im Orgelspiel gefördert wurde. Dann absolvierte er das Gymnasium zu Luzern, wurde dort von Musikdirektor Molitor vielfach als Sänger und Organist sowie als Pianist verwendet und machte sich auch mit Geige

und Violoncell vertraut. 1847 begab er sich, um philosophischen Studien obzuliegen, an die Universität Innsbruck und da dieselbe infolge der 48er Revolution geschlossen wurde, nach Löwen in Belgien. Ohne irgendwo eine systematische musikalische Ausbildung genossen zu haben, wandte er sich doch, dem inneren Drange folgend, statt dem Gelehrtenberuf ganz der Tonkunst zu und nahm 1850 eine Stelle als Organist und Chordirektor in der etwa 20000 Einwohner zählenden Stadt Lancaster im Norden Englands an, wo er auch ein Streichquartett und einen Männerchor nach deutschem Muster gründete und seine treffliche Gattin fand, deren Vermögen ihn ökonomisch unabhängig machte. 1854 siedelte A. nach Manchester über, um Charles Hallés, des ausgezeichneten Pianisten und Gründers der bedeutendsten dortigen Konzertinstitute, Schüler zu werden. Hier verblieb er bis 1865, vielfach als Solopianist auftretend, sowie als Organist an mehreren Kirchen der Stadt tätig und auch mancherlei komponierend. Mit seiner Familie kaum nach Luzern zurückgekehrt, wurde A. Oktober 1865 zum städtischen Musikdirektor gewählt und übernahm damit die Leitung der Fortbildungsschule in Gesang und Violinspiel, sowie diejenige des Gemischten Chores »Cäcilien-Verein«, des Dilettantenorchesters und des Männerchors »Harmonie«. 1870—1878 besorgte er überdies die Funktionen des Musikdirektors an der höheren Lehranstalt und des Chorregenten an der Jesuiten-Kirche. Nachdem er zunächst regelmäßige Kammermusik-Abende ins Leben gerufen, an denen außer Luzernischen Kräften hervorragende Künstler aus anderen Schweizerstädten sowie des Auslandes mitwirkten, veranlaßte A. Mitte der siebziger Jahre das Engagement zunächst von 17 Fachmusikern, aus denen unter Zuzug tüchtiger Dilettanten ein ständiges Orchester gebildet wurde. Mit diesem gab er jeden Winter eine Reihe von Abonnementskonzerten, in denen das Publikum mit den Hauptwerken der symphonischen Literatur bekannt gemacht wurde und in denen vorzügliche Gesangs- und Instrumentalvirtuosen auftraten. Um das Institut finanziell über dem Wasser zu erhalten, brachte der feuereifrige Dirigent persönlich bedeutende Opfer und veranstaltete u. a. zu Gunsten desselben 1881 acht Beethoven-Abende, in denen er des Meisters sämtliche Klaviersonaten in wahrhaft klassischer Weise vortrug. Um ihr Verständnis zu erleichtern, hatte der Künstler sorgfaltige analytische Programme unter Anführung der Hauptmotive verfaßt, wie er denn dieses Erläuterungsmittel auch auf die Programme der Abonnementskonzerte anwandte. Und nicht weniger eifrig war der Unermüdliche auf dem Gebiet der Vokalmusik, indem er mit dem Cäcilien-Verein die bedeutendsten großen Chorwerke, aber auch eine ganze Reihe von Opern zu vortrefflicher Aufführung brachte. Mit besonderer Liebe nahm sich A. der kirchlichen Vokalmusik an und trat hier eifrig für die caecilianischen Reformbestrebungen, d. h. die Pflege der edlen A-capella-Kompositionen des altitalienischen Stiles ein, ohne die guten neuzeitlichen Werke der kirchenmusikalischen Literatur zu vernachlässigen. Endlich leitete er jahrelang in musterhafter Weise den 1869 aus der Vereinigung der »Harmonie« mit dem »Frohsinn« entstandenen bedeutendsten Männergesangverein der Stadt »Die Liedertafel«, so daß man wohl sagen darf, Luzern verdanke wesentlich A. die ehrenvolle Stelle, die es heute im musikalischen Leben der Schweiz einnimmt.

1883 legte der unter zunehmender Nervosität und Abspannung Leidende den Taktstock nieder und zog sich ins Privatleben zurück, ohne indes seine

öffentliche musikalische Tätigkeit ganz aufzugeben. Schon 1873 hatte man den ebenso rede- wie schriftgewandten Musiker in das Kampfgericht für die eidgenössischen Sängerfeste gewählt, und an der Spitze desselben wirkte er bei den Festen von 1875 (Basel), 1880 (Zürich), 1886 (St. Gallen), 1893 (Basel) und 1899 (Bern) hervorragend. Denn wie seine Ansprachen bei Eröffnung der kampfgerichtlichen Urteile wahre Muster taktvoll-feiner, mit liebenswürdigem Humor durchwirkter Reden bildeten, so verdienen die gedruckten Generalberichte, die seiner Feder entstammten, nach Inhalt und Form die Bezeichnung kleiner Meisterwerke. Kein Wunder daher, daß man ihn auch sonst vielfach für musikalische Expertisen und andere fachmännische Missionen in Anspruch nahm, wie er denn u. a. bei der Schweizerischen Landes-Ausstellung in Zürich von 1883 und bei der Weltausstellung zu Paris von 1889 die Gruppe »Musikalische Instrumente« in vorzüglicher Weise bearbeitete. Als Frühjahr 1900 der Schweizerische Tonkünstler-Verein ins Leben gerufen wurde, wählte das Komitee einstimmig Gustav A. zu seinen Präsidenten, ein Amt, das er freilich nur kurze Zeit verwalten konnte, da ihn schon im August gen. Jahres ein Brustleiden aufs Krankenlager warf und am 28. September eine Herzlahmung dem arbeitsreichen Leben ein Ende machte.

Wenden wir uns dem Komponisten Gustav A. zu, so nimmt er auch hier eine hervorragende Stelle unter den schweizerischen Musikern ein. Von Instrumentalarbeiten wurden allerdings nur wenige in England entstandene Klavierwerke gedruckt, so als op. 4 ein Notturno und Scherzo, als op. 5 ein Walzer voll Schwung und Grazie. Um so zahlreicher sind des Autors vokale Tondichtungen. Schon in Manchester schrieb er eine Reihe fein empfundener Lieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung, denen sich später zahlreiche Gesänge für Gemischten Chor anreihten. Hervorzuheben sind die bei W. Siegel in Leipzig erschienenen Sechs Chorlieder op. 11, die sich durch melodischen Fluß, Kraft und Wärme des Stimmungstones ebenso auszeichnen wie durch fein-künstlerische Faktur. Und auf gleicher Höhe stehen sechs geistliche Gesänge, die der Komponist den Gesangsschulen und kirchlichen Chören der Schweiz gewidmet hat, und die als op. 12 bezeichneten »Acht Motetten für den katholischen Gottesdienst« mit Orgelbegleitung, in denen sich seine Vertrautheit mit dem Kirchenstil nicht weniger bewährt als die Tiefe seines religiösen Empfindens.

Der Schwerpunkt seiner schöpferischen Tätigkeit aber liegt in A.'s Kompositionen für Männerchor, dessen Literatur er abgesehen von vielen stimmungsvollen und schöngesetzten A capella-Liedern durch eine Anzahl größerer kantatenartiger Werke bereichert hat. 1871 führte er eine für Männerchor und Soli geschriebene Kantate auf, deren Text den Heldentod Arnold von Winkelrieds verherrlicht. Das edel und groß empfundene, von feurigem Patriotismus durchglühte Tongedicht fand solchen Anklang, daß man es als Hauptnummer in das Programm der Gesamt-Aufführung beim Eidgenössischen Sängerfest in Luzern von 1873 aufnahm, bei welcher A. mit starker Hand die Massen leitete. Und da die Kantate auch hier allgemeine Begeisterung erweckte, wurde sie bei der denkwürdigen 500jahrigen Jubelfeier der Schlacht bei Sempach 1886 abermals zu Ehren gezogen und brachte, zum Festspiel mit szenischer Darstellung erweitert, die denkbar mächtigste Wirkung hervor. Einen ähnlichen Erfolg errang der Komponist bei Anlaß der 600-jährigen Gründungsfeier der Schweizerischen Eidgenossenschaft mit seiner Rütlischwur-Kantate, welcher Worte aus Schillers Tell zu Grunde liegen und

die am 2. August 1891 auf jener geweihten Wiese am Urnersee von etwa 700 Sängern mit Instrumentalbegleitung vorgetragen wurde. Prachtvoll ist hier besonders die eigentliche Schwurszene, in der sich die Musik mit den herrlichen Schillerschen Versen völlig deckt und deren Eindruck auf die vielen Tausende von Hörern ein überwältigender war. Und nochmals stellte A. seine Kunst in den Dienst des Vaterlandes, als er 1895 die Musik zum »Festakt« schuf, welchen Arnold Ott für die Feier der Enthüllung des Kislingschen Tell-Denkmals in Altorf gedichtet hatte. Auch diesmal packten die Klänge der Arnoldschen Chöre die Festteilnehmer nicht weniger als die prachtvollen Verse des Dichters.

So tritt uns in Gustav A., wenn wir sein Gesamtwirken überschauen, ein vielseitiger und gediegener Musiker, ein Mann von reichster Bildung, gleich gewandt in der Führung des Taktstockes wie der Feder und des Wortes, ein feinfühliger Klaviermeister, aber auch ein phantasievoller und formvollendeter Tondichter entgegen, dessen Name im Schweizerland um so weniger vergessen werden wird, als er mit dessen heiligsten Stätten, Sempach und Rütli, für immerdar verflochten ist. A. Niggli.

Sarwey, Ernst Otto Claudius, kgl. württ. Staatsminister des Kirchen- und Schulwesens, Dr. juris, * 24. September 1825 in Tübingen, † 1. April 1900 in Stuttgart. — Die Familie Sarwey war um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus St. Gervais in Savoyen nach Württemberg eingewandert; die Bilder von elf Generationen befinden sich im Besitz der Familie. Der Vater und Großvater von Otto Sarwey waren evangelische Geistliche, der Vater Oberhelfer in Tübingen, der Großvater Dekan in Leonberg. S. besuchte in Tübingen das Gymnasium und studierte daselbst Rechtswissenschaft und Philosophie. Nach Ablegung der juristischen Dienstprüfungen und kurzer praktischer Dienstleistung in Rottweil ließ er sich 1849 als Rechtsanwalt in Stuttgart nieder. Schon in dieser Stellung wie späterhin hatte er mehrfach Gelegenheit in vermögensrechtlichen wie Testamentsangelegenheiten für Mitglieder des Königshauses wie der Familie des Prinzen Hermann von Sachsen-Weimar tätig zu sein. 1854 bis 1859 war S. Mitglied des Gemeinderats, 1862 bis 1864 und 1867 bis 1869 Obmann des Bürgerausschusses der Stadt Stuttgart.

In die Kammer der Abgeordneten trat S. als Vertreter von Sulz 1856 ein, 1862 bis 1876 war er Abgeordneter für Crailsheim. Von 1865 an gehörte er dem weiteren, von 1868 bis 1870 dem engeren ständischen Ausschuß an. Er gehörte der »Rechten« des Hauses an, aus welcher später die der Regierung nahestehende Württembergische Landespartei hervorging. Aus dieser Zeit stammen die nahen Beziehungen, die S. zeitlebens mit dem späteren Ministerpräsidenten Frhr. v. Mittnacht verbanden, mit dem er die letzten 15 Jahre seines Lebens im Staatsministerium zusammenarbeitete.

In hervorragender Weise in die Gestaltung des Verhältnisses von Staat und Kirche, und damit in die Geschichte Württembergs einzugreifen, hatte S. Gelegenheit aus Anlaß des Konkordatstreits, aus Anlaß der tiefeingreifenden Auseinandersetzungen am Ende der fünfziger Jahre über die mit dem päpstlichen Stuhl abgeschlossene Übereinkunft vom 8. April 1857. Der Bischof sollte »zur Leitung seiner Diözese die Freiheit haben, alle jene Rechte auszuüben, welche ihm in Kraft seines kirchlichen Hirtenamts laut Erklärung oder Verfügung der heiligen Kirchengesetze nach der gegenwärtigen, vom heiligen Stuhl gutgeheißenen Disziplin der Kirche gebühren«. Die Einführung

von Orden und Kongregationen war ihm unter der sehr zweifelhaften Einschränkung eingeräumt, daß er sich in jedem einzelnen Fall mit der königlichen Regierung ins Einvernehmen setzen werde. Die unbeschränkte Disziplinargewalt über die Geistlichen, die Entscheidung in Ehesachen, von der bürgerlichen Wirkung abgesehen, die Leitung und Überwachung der religiösen Unterweisung und Erziehung der katholischen Jugend in allen Lehranstalten und weitergehend ein eingreifender Einfluß auf das Elementarschulwesen überhaupt war ihm zugestanden. Die Leitung und Aufsicht über die katholisch-theologische Fakultät in Tübingen mit der Befugnis der Ermächtigung zu theologischen Lehrvorträgen wie der Wiederentziehung derselben war ihm unterstellt worden. Dabei war die Konvention als ein dem öffentlichen Recht angehöriger Vertrag zwischen Staat und Kirche bezeichnet worden, dessen Festsetzungen nicht einseitig vom Staate gelöst werden können. Die letztere Bestimmung ging selbst der Kommissionsmehrheit unter R. Probst zu weit, die beantragte, in die Beratung des Gesetzes-Entwurfs nur unter der Bedingung einzutreten, wenn dieses Gesetz nicht in Ausführung eines Vertrags, sondern wie andere Gesetze unter dem Vorbehalt der Änderung durch die künftige Gesetzgebung erlassen werde. Dagegen war die Mehrheit der staatsrechtlichen Kommission damit einverstanden, daß der Inhalt der Konvention als den Prinzipien eines richtigen Verhältnisses von Staat und Kirche entsprechend seinen Vollzug erhalte. Nach der materiellen wie nach der formell rechtlichen Seite trat die Minderheit der Kommission mit ihrem Berichterstatter Sarwey an der Spitze der Konvention entgegen und nach vier erregten Sitzungen wurde am 16. März 1861 mit 63 gegen 27 Stimmen der Antrag der Minderheit zum Beschluß erhoben, die Vereinbarung als unverbindlich zu betrachten, gegen deren Vollzug Verwahrung einzulegen und an die Regierung die Bitte zu stellen, die Verordnung vom 21. Dezember 1857 außer Wirkung zu setzen; dagegen die betr. Verhältnisse im Wege der Landesgesetzgebung zu ordnen. Damit war Klarheit geschaffen; die schwierige Regelung des Grenzgebiets zwischen Staat und Kirche war auf den einzig richtigen Weg der Gesetzgebung gewiesen. Das Land atmete befreit auf; ein großes Verdienst um den Frieden Württembergs hat sich der Berichterstatter der Minderheit mit seinem entschiedenen Vorgehen erworben. Unter dem 12. Juni 1861 gab die Staatsregierung die Erklärung ab, daß sie den abgeschlossenen Vertrag als solchen als gescheitert betrachte und demselben eine rechtliche Verbindlichkeit nicht mehr zuerkenne.

S. war dann auch der Berichterstatter der nunmehrigen Mehrheit über den Entwurf des Gesetzes vom 30. Januar 1862, der alsbald von dem neuen Chef des Kultdepartements v. Golther eingebracht wurde. Eine im großen und ganzen befriedigende Regelung des Verhältnisses der Staatsgewalt zur katholischen Kirche war mit dem neuen Gesetz erreicht; das Gesetz hat sich bis auf den heutigen Tag bewährt. Sarweys Eingreifen wirkte gestaltend auf die gesamten kirchenrechtlichen Verhältnisse des Staats und blieb zugleich vorbildlich für seine ganze fernere Stellung als Politiker und Minister.

Dem Reichstag gehörte S. 1874 bis 1876 als Vertreter des 10. württembergischen Wahlkreises (Göppingen-Gmünd-Schorndorf-Welzheim) an. Er trat der Reichspartei bei; in jene Wahlperiode fiel die Beratung der Justizgesetze; S. war Vorsitzender der Konkursordnungskommission. Im Mai 1883 wurde S. zum lebenslänglichen Mitgliede der Kammer der Standesherren ernannt, für die er eine größere Zahl Referate auszuarbeiten hatte. Im Mai 1890

legte er in Rücksicht auf seine Stellung als Kultminister dieses Amt nieder.

1868 trat S. in den Staatsdienst über, zunächst als Obertribunalrat und vortragender Rat im Justizministerium, 1870 wurde er zum wirklichen Staatsrat und ordentlichen Mitgliede des Geheimen Rats ernannt.

Nach der Pensionierung des Kultministers Dr. v. Geßler wurde S. am 28. Februar 1885 zum Staatsminister des Kirchen- und Schulwesens ernannt, ein Amt, das er durch 15 Jahre bis zu seinem Tode mit Anspannung aller Kräfte und dem ihm eigenen Pflichtgefühl bekleidete. Unter den zahlreichen Gesetzen, die S. auf dem Gebiete des Kirchen- und Schulwesens durchgeführt hat, seien zunächst die Gesetze vom 14. Juni 1887 hervorgehoben, betr. die Vertretung der evangelischen und katholischen Kirchengemeinden und die Verwaltung ihrer Vermögensangelegenheiten. In Verbindung mit der Anerkennung der juristischen Persönlichkeit der Kirchengemeinden wurde die rechtliche Vertretung derselben und die Verwaltung ihrer Vermögensangelegenheiten eigenen Organen der Kirchengemeinde, den Kirchengemeinderäten, übertragen unter Wahrung der staatlichen Aufsicht, und unter Feststellung der Grundsätze über die Ausscheidung des kirchlichen Vermögens, insbesondere des Stiftungsvermögens, aus dem Gemeindevermögen. An das staatliche Gesetz schloß sich dann auf evangelischer Seite noch das kirchliche Gesetz vom 29. Juli 1888 an, durch das den Kirchengemeinderäten auch gewisse innerkirchliche Angelegenheiten übertragen wurden. Diese Gesetze sind von weitgehender Bedeutung auf dem Gebiete der Selbständigmachung der Kirchengemeinden und ihrer Vermögensverwaltung und entsprachen einem langst gefühlten Bedürfnis.

Besonders am Herzen lag dem Minister das sogenannte Religions-Reversaliengesetz vom 28. März 1898, dem er seine besondere Sorgfalt und angestrengte Tätigkeit in allen Stadien der kirchlichen und staatlichen Gesetzgebungsarbeit widmete, bis es bei den weitauseinandergehenden kirchlichen und politischen Meinungsverschiedenheiten gelang, eine Fassung zum Beschluß zu erheben, die im Fall des Aussterbens der evangelischen Linie des Königshauses der evangelischen Kirche eine in sich abgeschlossene und ihre Unabhängigkeit sicher stellende Verfassung garantieren soll und, wie man hoffen darf, auch gewähren wird, trotzdem es nicht gelang, dem Vorschlag der Regierung entsprechend, die in Art. 1 des kirchlichen Gesetzes bestimmte Berufung von zwei evangelischen ordentlichen Mitgliedern des Geheimen Rats, insbesondere der evangelischen Staatsminister, in die evangelische Kirchenregierung durch das Staatsgesetz mit der Maßgabe zur Anerkennung zu bringen, daß die Genannten zur Übernahme der kirchlichen Funktionen auch staatsgesetzlich verpflichtet worden wären.

Von erheblicher politischer Bedeutung war auch die Stellungnahme S.s zur Frage der Männerorden und der Schulforderungen des Zentrums. 1887 und 1891 waren vom bischöflichen Ordinariat Ansinnen um Zulassung von Männerorden an die Regierung gestellt worden. Am 18. April 1891 hatte S. eine Abordnung von katholischer Seite in dieser Frage zu empfangen und konnte getreu seinem Standpunkt, den er bei dem Gesetz von 1862 eingenommen hatte, darauf hinweisen, daß seit 1862, trotzdem keine Männerorden im Lande bestehen, gleichwohl für die Befriedigung der Bedürfnisse der katholischen Kirche alle Sorgfalt von Seite des Staats getragen und der konfessionelle Friede gewahrt worden sei. Ein gleicher Bescheid erging auf Grund ein-

gehender Beratung im Staatsministerium im April 1892. Erneut kam die Frage zur Behandlung in Verbindung mit den sogenannten »Initiativanträgen« des Zentrums vom 5. April 1898 aus Anlaß des damaligen Versuchs einer Verfassungsrevision. Dem Bischof sollte danach das Recht zustehen, geistliche Orden und Kongregationen im Lande einzuführen. Die Genehmigung der Staatsregierung zu einer Niederlassung derselben sollte bei Gemeinden mit überwiegend katholischer Bevölkerung nur wegen der Wahl eines ungeeigneten Ortes der Niederlassung oder wegen der Zahl der bereits vorhandenen Niederlassungen verweigert werden dürfen. Die Rechte des Bischofs in Beziehung auf die Leitung des katholischen Religionsunterrichts in den Volksschulen und sonstigen Unterrichtsanstalten sollten insbesondere hinsichtlich der Zulassung der ausschließlich von ihm zu ermächtigenden Personen zur Erteilung und Beaufsichtigung des katholischen Religionsunterrichts erweitert werden. Die Volksschulen sollten durch Verfassungsbestimmung zu Konfessionsschulen erklärt werden, deren Lehrer der betreffenden Konfession anzugehören hätten, wie auch die Personen, die die Aufsicht über diese Lehrer ausüben. Der Gesetzesentwurf des Zentrums wurde von der Regierung als unannehmbar bezeichnet und S. hatte, nachdem der Ministerpräsident Frhr. v. Mittnacht die Erklarung der Regierung abgegeben hatte, den ablehnenden Standpunkt der Regierung vor der Kammer zu vertreten. Zu der verlangten Vollmacht bezüglich des Religionsunterrichts und der Bestellung der Religionslehrer bemerkte S., es würde hierdurch der notwendige Grundsatz der einheitlichen Leitung der öffentlichen Unterrichtsanstalten in einer Weise durchbrochen, daß die Unterrichtsverwaltung bei dieser Durchbrechung ihre Pflichten gegenüber der Schule nicht erfüllen könnte. Bei der Erörterung der Männerordensfrage wies er darauf hin, daß die Anschauung, das kirchliche Recht stehe über oder wenigstens gleichberechtigt neben dem Staatsgesetz, einer vergangenen Zeit angehöre und unvereinbar sei mit den Grundprinzipien des modernen Staats, wie auch in allen Verfassungen sämtlicher modernen Staaten anerkannt sei, daß darüber, was innerkirchliche Angelegenheit ist, in welche sich der Staat nicht zu mischen hat, und was sogenannte gemischte Angelegenheit ist, deren Ordnung in letzter Instanz dem Staate zusteht, daß die Grenze zwischen der staatlichen und der kirchlichen Gewalt von der Staatsgesetzgebung bestimmt werde. In einer Zeit, in der die konfessionellen Gegensätze schärfer als je zuvor sich gegenüberstehen, könne die Regierung die seit Jahrzehnten von ihr eingenommene Stellung nicht aufgeben.

Der Landesuniversität Tübingen wandte S. seine besondere Fürsorge zu; zahlreiche Neubauten hatte er vor den Ständen zu vertreten, 31 Berufungen waren in der Ministerzeit Sarweys zu vollziehen, zweimal die mit einem Sitz in der Abgeordnetenkammer verbundene Kanzlerstelle neu zu besetzen, wobei im zweiten Fall Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Staatsministeriums zu überwinden waren, wie sich auch nachträglich politische Erörterungen konfessioneller Art in der Kammer der Abgeordneten daran anknüpften. — Das Polytechnikum in Stuttgart wurde 1890 zur technischen Hochschule erhoben, ebenso die Tierarzneischule zur tierärztlichen Hochschule; auch die Kunstschule erhielt den Charakter einer akademischen Lehranstalt.

Auf dem Gebiete des Volksschulwesens ist das Gesetz vom 13. Juni 1891 betr. Neuregelung der Ortsschulbehörden und das Gesetz vom 22. März 1895 betr. die allgemeine Fortbildungsschule hervorzuheben. Erwähnt mag hier werden der von der Kammer der Standesherrn vereitelte Versuch, die Über-

tragung der Ortsschulaufsicht in größeren Städten an Schulaufseher, die die Befähigung zu einem Kirchenamt nicht besitzen, gesetzlich zuzulassen, ein kleiner praktisch fast notwendig gewordener Anfang der Loslösung der Volksschulaufsicht vom geistlichen Amte wenigstens in den größeren Städten, in denen die Ortsschulaufsicht teilweise bis dahin schon im Hauptamt, nicht im kirchlichen Nebenamt versehen wurde. Das letzte größere gesetzgeberische Werk, an dem S. leitend mitzuwirken hatte, sind die Gesetze des Jahres 1899, die eine Verbesserung der Lage der Geistlichen, der Lehrer an den Gelehrten- und Realschulen und der Volksschulen herbeizuführen bestimmt waren.

Noch ist die sehr umfassende literarische Tätigkeit Sarweys mit einigen Worten hervorzuheben; Hand in Hand gehend mit seiner politischen Tätigkeit hat sie Sarweys Namen weit über die Grenzen Württembergs hinaus bekannt gemacht. In der Zeitschrift für Kirchenrecht von Dove schrieb er einst eine längere Abhandlung über »die rechtliche Natur der Konkordate«, in welcher er seinen oben schon berührten Standpunkt, daß vertragsmäßige Rechte aus Konkordaten nicht erworben werden, ins einzelne darlegte. Zahlreiche Abhandlungen Sarweys finden sich in dem von ihm mit Senatspräsident v. Kübel herausgegebenen württ. Archiv für Recht und Rechtsverwaltung, so über »Kirchengemeinde und kirchliche Baulast der Parochianen«, über »Administrativjustiz in Württemberg«, die »Lehre von der Zwangsenteignung« u. a. mehr. 1877 erschien von S. ein Kommentar zur Reichszivilprozeßordnung, sein Kommentar zur Reichskonkursordnung ist in wiederholten Auflagen ausgegeben worden. Grundlegend und begriffsgestaltend war sein 1880 erschienenes Werk »Das öffentliche Recht und die Verwaltungsrechtspflege«, das die höchste Anerkennung aller Berufenen fand. Ein kurz gefaßtes »Allgemeines Verwaltungsrecht« für Marquardsens Handbuch des öffentlichen Rechts behandelte denselben Gegenstand. Für Württemberg von wesentlicher Bedeutung und besonders geschätzt, weil die früheren Bearbeitungen teils überholt, teils nicht umfassend angelegt waren, ist das 1883 erschienene »Staatsrecht des Königreichs Württemberg«, zu dessen Bearbeitung Sarwey durch seine politische Tätigkeit wie literarische Befähigung besonders berufen erschien. Das Werk in einer zweiten Auflage zu bearbeiten, hatte S. sich wohl für den Ruhestand vorbehalten.

Es war ihm nicht beschieden, desselben sich erfreuen zu dürfen. Am Vormittag des 1. April 1900, nachdem er noch mehrere Stunden sich in seinem Amtszimmer dienstlichen Arbeiten gewidmet hatte, ist Sarwey, ohne eigentlich krank gewesen zu sein, einem plötzlich auftretenden Herzschlag erlegen. Sein Leben war reich an Mühe und Arbeit in unermüdlicher Tätigkeit und Pflichterfüllung im Dienste des Staats und der Wissenschaft.

Quellen: Die Nekrologe im »Schwäbischen Merkur« 1900 2. April, Nr. 153, 1901 30. März und 3. April, Nr. 151 und 158. Golther, Der Staat und die kathol. Kirche in Württemberg 1874. Sarwey, Das Staatsrecht des Königreichs Württemberg 1883. Verhandlungen der Württ. Kammer der Abgeordneten 1898 VII. Band.

Dr. Karl Elben.

Amelunxen, August, Frhr. von, Generalleutnant z. D., * 11. Oktober 1828 zu Koblenz, † 14. Dezember 1900 auf Burg Weckelsheim im Kreise Warburg. Aus dem Kadettenkorps trat der Verstorbene am 2. Mai 1846 in das 15. Infanterieregiment über, wurde 1848 zum Sekondleutnant und 1858 zum Premier-

leutnant befördert, nachdem er im Jahre 1849 den Feldzug in Schleswig-Holstein und Jütland gegen die Dänen mitgemacht und von 1852 bis 1857 als Regimentsadjutant fungiert hatte. 1859 als Adjutant zum mobilen Generalkommando des VII. Armeekorps kommandiert, erhielt A. 1860 das Hauptmannspatent und rückte mit seiner Kompagnie (1. des 15. Infanterie-Regiments) zum zweitenmale gegen die Dänen ins Feld, wo er sich im Gefecht bei Rackebüll in der Nähe der Düppeler Schanzen am 17. März 1864 rühmlichst hervortat. Den Feldzug von 1866 machte er bei der Mainarmee mit; hier hatte er bei Kissingen das Glück, mit einem von ihm befehligten Halbbataillon seines Regiments ein bayerisches Geschütz zu nehmen. Im Oktober 1866 zum Füsilierregiment No. 39 in Düsseldorf versetzt, wurde er gleichzeitig zunächst als Adjutant zum Generalkommando des VII. Armeekorps, alsdann ein Jahr darauf zum Major befördert, zu demjenigen des I. Armeekorps kommandiert und in den Großen Generalstab eingereiht. In dieser Stellung zog er auch 1870 ins Feld gegen Frankreich, wurde 1871 Chef des Generalstabes des II. Armeekorps und in demselben Monat als solcher wieder zum I. Armeekorps versetzt. 1872 zum Oberstleutnant aufgerückt und zum Chef des Generalstabes des IV. Armeekorps ernannt, erhielt A. 1874 das Oberstpatent und 1877 das Kommando des 8. Ostpreußischen Infanterieregiments No. 45, das er bis 1880 behielt, in welchem Jahre er als Generalmajor an die Spitze der 59. Infanterie-Brigade in Metz trat, ein Kommando, das er 1883 mit dem der 42. Infanterie-Brigade in Frankfurt a. M. vertauschte. 1885 mit dem Titel Generalleutnant ausgezeichnet Kommandant dieser Stadt, wurde er 1886 unter Verleihung eines Patents seines Dienstgrades, Kommandant von Stettin bis zu seiner im August jenes Jahres erfolgten Verabschiedung.

Nach den Akten. Lorenzen.

Groeben, Günther Graf von der, Generalleutnant z. D., * 11. Juni 1832 zu Berlin, † 28. Februar 1900 zu Berlin.

Der Graf diente vom 1. Oktober 1852 ab als Einjährig-Freiwilliger beim Garde-Husaren-Regiment und trat, nach einem Jahre zur Reserve entlassen, als Offizieraspirant in das Regiment zurück, in dem er 1854 das Leutnantspatent erhielt. Nach dem Besuch der damaligen Allgemeinen Kriegsschule, jetzigen Kriegsakademie, wurde er 1862 Premierleutnant und als solcher zur topographischen Abteilung des Großen Generalstabes kommandiert. Im Feldzuge 1866 stand er, mittlerweile zum Rittmeister aufgerückt, an der Spitze der 4. Schwadron des Garde-Husaren-Regiments, wo er sich in der Schlacht von Königgrätz bei einer Attacke auf österreichische Infanterie besonders hervortat. Auch im Kriege von 1870/71 nahm G. mit seiner Schwadron an den Schlachten bei St. Privat und Sedan, der Einschließung von Paris und an dem Feldzuge im Norden und Nordwesten Frankreichs teil, der ihm das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse eintrug. Vor Paris gelang dem Grafen ein besonders wichtiger Fang. Auf einem dienstlichen Ritte bemerkte er zwei Luftballons, die von Paris aus in nördlicher Richtung auf Montmorency fortzogen. Preußischerseits wurde mehrfach auf sie geschossen und da sich der größere mehrfach senkte, so folgte Graf v. der G. mit einigen Husaren in scharfem Ritt bis Balloy, wo der Ballon, in dem sich Menschen befanden, an Baumkronen hängen zu bleiben drohte. Ein Packet fiel zur Erde, worauf sich der Ballon wieder erhob und bald den Augen der Preußen entschwand. Das Packet enthielt Briefe und den mikroskopisch-photographischen Abdruck einer Nummer

der Pariser Zeitung »*Le Gaulois*«. Ein Brief war mit der Nachschrift versehen, daß Gambetta mit dem Ballon Paris verlasse. Jener war auch in der Tat einer der Luftschiffer gewesen, denn einige Tage später erschien die Beschreibung seiner Luftreise, die glücklich im Walde von Montdidier um 2 Uhr nachmittags ihr Ende erreicht hatte, in der Zeitung »*L'Echo du Nord*«. Im weiteren erwarb sich der Verstorbene ein großes Verdienst durch die Sprengung einer für die französische Nordarmee äußerst wichtigen Eisenbahnbrücke zwischen Cambrai und Bouchin, die er mit seiner Schwadron unter den schwierigsten Verhältnissen am 31. Dezember 1870 ausführte, wobei er 13 deutsche Meilen innerhalb $14^1/_2$ Stunden zurücklegte.

Nach dem Feldzuge vom Dezember 1871 ab als Major und Adjutant dem Generalstabe des V. Armeekorps zugeteilt, kam v. d. G. 1872 in das Ostpreußische Kürassierregiment No. 3, wurde im September 1877 Kommandeur des 2. Westfälischen Husarenregiments Nr. 11, das er ein Jahr lang geführt hatte, 1878 Oberstleutnant, 1882 Oberst und 1885 Kommandeur der 20. Kavallerie-Brigade. 1888 zum Generalmajor befördert, nahm er im März des folgenden Jahres, in welchem ihm auch der Charakter als Generalleutnant verliehen wurde, seinen Abschied.

Nach der »Militär-Zeitung«. Lorenzen.

Dürr, Wilhelm, Maler, * 1857 zu Freiburg im Breisgau, † 23. Februar 1900 zu München. Erhielt als der Sohn des gleichnamigen Historien- und Hofmalers (* 9. Mai 1815 zu Villingen im Schwarzwald, † 7. Juni 1890 zu München) eine sehr gute Erziehung durch seinen Vater und an der Münchener Akademie, so daß der reich vererbte Jüngling gewissermaßen in die Kunst hineinwuchs. In seinem Schaffen debütierte D. mit guten Porträts und keck aufgefaßten und in vielversprechender Technik gemalten Still-Leben, Wildpret- und Gemüsehändlerinnen (Berliner Ausstellung 1886). Darauf erfolgte ein mit altitalischer Naivetät gemaltes »Engelständchen«, worauf drei niedliche Himmelsboten dem in den Armen seiner Mutter schlummernden kleinen Christ auf ihren altertümlichen Instrumenten vorspielen (»Kunst für Alle« 1890, V, 234). Dasselbe Thema wiederholte D. mit einer »heiligen Cäcilia« (ebendas. S. 308), wobei der liebenswürdige Gedanke jedoch unter einer kühlen Ausführung litt. Kurz vorher wurde D. Ehrenmitglied und Professor an der Malschule der Münchener Akademie. Die Schaffenskraft des reichveranlagten Künstlers hemmte ein tückisches Leiden, welches ihn nur äußerst selten mit vollendeten Werken an die Öffentlichkeit treten ließ. So war es ihm nicht vergönnt, die vielversprechenden Hoffnungen zu erfüllen. Bei der feierlichen Beerdigung ehrten ihn Direktor von Miller, Fritz von Uhde, F. von Lenbach und andere durch Reden und Kranzspenden. D.s Nachlaß erschien auf der Frühjahrsausstellung der Sezession, darunter eine »Vogelpredigt des heiligen Franz«, eine »Flucht nach Ägypten«, eine »Muse (Musik) mit Nymphen«, der »Gang nach Emmaus«, eine »Mater dolorosa«, eine »Heimkehr vom Bacchusfest«, ein »Frühlingsreigen«, »Verlorner Sohn«, allerlei Entwürfe für Titelblätter der »Jugend« u. s. w.

Vgl. »Kunst für Alle« 1900, XV. Bd. S. 306 und Fr. von Bötticher, »Malerwerke« 1895, I. Bd. S. 244. Hyac. Holland.

Ille, Eduard, Maler und Dichter, * 17. Mai 1823 zu München, † 17. Dezember 1900 ebendaselbst, wendete sich nach Vollendung seiner Studien an

Lateinschule und Gymnasium zur Ausbildung seiner künstlerischen Anlagen an die Akademie und genoß daselbst die Unterweisung von Julius Schnorr von Carolsfeld, unter dessen Leitung er einige Altarbilder und Porträts malte. Mit Schnorrs Berufung nach Dresden trat I. in Moriz von Schwinds Atelier, welcher 1847 seine Münchener akademische Tätigkeit eröffnete. I. zählte zu dessen ersten und treuesten Schülern; zeitlebens hielt er in unverbrüchlicher Begeisterung an diesem Meister, der es übrigens seinen Scholaren gar nicht leicht machte bei ihm auszuhalten. Ebenso des Wortes, wie der Feder und des Zeichnungsstiftes mächtig, schloß sich I. an den damaligen Münchener Dichterkreis, verfaßte lyrische und epische Gedichte, darunter einen »Faust«, und betätigte mit Schauspielen (»Kaiser Joseph II.« und »Mozarts Tod«) eine etwas empfindsame Art. Auch lieferte er lange Jahre eine große Anzahl von Illustrationen zu Eduard Schleichs »Punsch«, einem damals weitverbreiteten humoristischen Wochenblatt. In das ihm ganz zusagende Fahrwasser geriet I. jedoch, als er mit der Verlagsbuchhandlung »Braun und Schneider« in Berührung trat und sowohl für die »Fliegenden Blätter« wie für die »Münchener Bilderbogen« eine ganz außerordentliche Tätigkeit entfaltete. Seine proteusartige Fähigkeit, sich in die künstlerische Wiedergabe der verschiedenartigsten Charaktere zu finden, sein nie ruhender Humor und die harmlose Gutmütigkeit seiner Laune gestaltete sich zu Schilderungen, die insbesondere in Märchen, illustrierten Redensarten, in »Affen- und Hundekomödien« und eigentümlichen, mit großer Virtuosität geschaffenen Tierbildern sich hervortaten. Seine ethnographische Auffassung der »Minnelieder verschiedener Nationen«, die satirische Imitation berühmter Maler, welche bei einer angeblichen Preisbewerbung ein und dasselbe Thema, jeder in seiner Manier, bearbeiten, noch mehr die originellen Kompositionen der »Vier Temperamente« (in Photographie bei Jos. Albert), der »Sieben Todsünden« (in Holzschnitten von Allgaier u. Siegle, Stuttgart 1861 bei J. Engelhorn, 2. Ausgabe, München bei Gypen) und andere in cyklischer Form bearbeiteten Probleme begründeten in achtungswerter Weise seinen guten Namen, welcher sich durch die im Auftrage König Ludwig II. ausgeführten großen Aquarelle weiter steigerte. In einer den jeweiligen Stoffen und Zeiten streng architektonisch angepaßten Umrahmung brachte I. zur Darstellung in einem auch von M. von Schwind beliebten, fortlaufenden höchst anziehenden Nebeneinander der bildlichen Erzählung: die Sage vom »Tannhäuser«, »Lohengrin«, »Parsival« und die »Nibelungen«-Mythe, ebenso aber auch das Zeitalter des Hans Sachs, des dreißigjährigen Krieges und des Prinz Eugenius, desgleichen die »Alter der Welt« (für Herzog Dr. Karl Theodor), ein Bild aus den Befreiungskriegen nebst der »Wacht am Rhein« (sämtlich photographiert in verschiedenem Format bei Jos. Albert). König Ludwig II. verlieh dem Künstler den akademischen Professortitel und den Michaels-Orden. Auch die Märchen Undine, Rotkäppchen, Dornröschen, Froschkönig und der »Trompeter« seines Freundes Jos. V. von Scheffel gelangten in sorgfältiger Aquarellausführung zu origineller Gestaltung. Doch litt die Zeichnung meist unter einer eckigen Schärfe, und das Kolorit war teilweise hart und schwer; im Totaleindruck überwog eine gewisse charakteristische Unruhe, mit welcher der Künstler überhaupt belastet war, die jedoch bisweilen seinen humoristischen Schöpfungen trefflich zu statten kam. Dazu gehören seine »Beweglichen Bilderbücher« mit ziehbaren Figuren, die Hanswurstiaden und »Staberls Reiseabenteuer«, die ergötzlichen Bilderwitze zu Edwin Bormanns Dichtungen in sächsischer Mundart, zu Fr. Th. Vischers »Schwarten«- und

anderen »Biedermaiereien«, zur »Geschichte der Möpse« und dergleichen. Genannt zu werden verdient auch das urkomische Titelblatt zur tausendsten Nummer der »Fliegenden Blätter« und andere Schöpfungen, wozu sich sein etwas knuffiger Stil und Vortrag ganz vorzüglich eignete. Auch dichtete er für gesellige Kreise einige Lust- und Singspiele und das Textbuch zu der hochromantischen historischen Oper M. Nagillers »Friedel mit der leeren Tasche«, wozu I. zu der Innsbrucker Inszenierung sämtliche Kostüme zeichnete. Durch zwei Dezennien lieferte er die Festspiele zum Münchener »Armen-Ball« und stellte »Lebende Bilder« u. s. w. bei Festlichkeiten zu gemeinnützigen Veranstaltungen. Seine Tatigkeit blieb erstaunlich und unermüdlich; zahllose Albumblätter entquollen seiner unversieglichen Phantasie und seiner immer bereitwilligen, nie versagenden Hand. Seit 1864 bekleidete er die Stelle als ständiger Redaktions-Beirat im »Generalstab« der »Fliegenden Blätter«, welchem die kritische Prüfung und Auswahl des taglich einlaufenden, kaum zu bewältigendem Materials obliegt. Ein sehr schönes Projekt, zwölf unserer mittelhochdeutschen Minnesinger in einzelnen Figuren auf Neu-Schwanstein darzustellen, wozu I. in miniaturmäßiger Ausführung die Entwürfe lieferte, blieb leider unausgeführt. Dagegen erhielt unser Maler acht Bilder zu den Liedern des Walther von der Vogelweide bestellt, welche nach I.'s sorgältigen und charakteristischen Entwürfen durch Freiherrn von Pechmann in Tempera die Wände eines kleinen Saales auf dem königlichen Schwanenschlosse zieren. — In jungen Jahren ein vielgequälter Asthmatiker, suchte I. in der Alpenluft des Bades Kreut Hilfe und Heilung und hatte in wiederkehrenden Sommerfrischen sichere Genesung gefunden. In dankbarer Erinnerung entstand das heitere, oft wiederholte und photographisch reproduzierte Bild mit den »Zwölf Tagstunden« in diesem Wildbad. Bei jedem Anlaß betätigte sich Eduard Ille mit Fest- und Zeitbildern, mit Diplomen, Adressen, Huldigungsblättern, darunter auch ein großes Aquarell für »das goldene Buch« der Stadt München. Seinen vielen Freunden, darunter Jos. Victor von Scheffel, blieb I. immer in unvergänglicher Treue zugetan, insbesondere der fröhlichen Gesellschaft »Hârbnie«, welche einen Schatz von farbigen Skizzen und Karikaturen verwahrt, darunter seine in originellster Form illustrierte Autobiographie. Er war nach dem Ableben seiner unsäglich verehrten Mutter (der Vater, ein kleiner Beamter, war frühzeitig gestorben) zweimal in den Stand der Ehe getreten, zuerst mit einer Baronesse von Riederer, dann mit der ihm als Jugendschriftstellerin und durch eigene Illustrationen so vielfach gleichgestimmten Maria von Beeg, einer Enkelin des als Gründer des Germanischen Museum berühmten edlen Freiherrn von Aufseß. Sie bildete die Sonne seines Alters, welches noch auf viele Jahre Anwartschaft zu haben schien, bis er unerwartet den raschen Folgen eines Schlaganfalls erlag. Sein höchst mannigfaltiger Nachlaß wurde im Februar 1901 durch das Auktionshaus Mößel ausgeboten.

Vgl. M. Greif: Klaus Groth und Eduard Ille als Lyriker in Nr. 16 »Allgem. Österreich. Lit.-Ztg.« 10. Oktober 1885. »Ein lustiger Jubilar« zum 50. Geburtstage des Verlags der »Lustigen Blätter« in »Vom Fels zum Meer« 1893/4. XIII. Jahrgang. 5. Heft. S. 209—216. Luise von Kobell: Ludwig II. 1898 S 298 ff. Fr. v. Bötticher: Malerwerke. 1895. I. 617. Nekrologe in »Allg. Ztg.« 19. Dzbr. 1900 u. ebendas. Nr. 351. Münchener »Kunstvereins-Bericht« für 1900. S. 72 ff. »Kunst für Alle« 15. Februar 1901. S. 200. »Jubiläums-Jahrbuch des Scheffel-Bundes« 1900 S. 164—68 (mit Portr.).

Hyac. Holland.

Schrott, Johannes, Dichter, Literatur- und Kunsthistoriker, * 17. Dezember 1824 zu Asch bei Landsberg (Oberbayern), † 13. Juni 1900 in München. Seine Eltern, wenig bemittelte Landleute, welche Feldbau und Weberei betrieben, bestimmten den durch geistige Veranlagung ausgezeichneten Knaben zum Studium. Er tat sich an Lateinschule und Gymnasium zu Augsburg unter den Besten hervor, wobei seine poetische Begabung bei verschiedenen Gelegenheiten hervortrat. So entstand, angeregt durch den Fund eines römischen Kapitäl, eine Trilogie »Athen, Augsburg, München«, worin er seine Begeisterung für das durch König Ludwig I. angeregte Kunstleben zum Ausdruck brachte; gedruckt, ohne den Namen des Dichters, in dem von Reding von Biberegg herausgegebenen Taschenbuch »Aurora« (Freiburg 1854, S. 213 ff.). Ebendaselbst befindet sich das sinnige, tiefempfundene »Sonettenbuch« (S. 95 bis 121), welches nur durch Freundes Abschrift aus der grausen Vernichtung aller Jugendarbeiten des Dichters gerettet, mit seiner mühevoll erlangten Erlaubnis unter dem Pseudonym »Theodoret Volker« zum Abdruck gelangte. Als Kandidat der Philosophie und Theologie erweiterte Sch., obwohl umdrängt von bitteren Sorgen und im steten Kampf um das tägliche Leben, den Kreis seines Wissens, oblag mit glühendem Eifer seiner Fachwissenschaft, aber auch dem weiten Gebiete der Kunst und Dichtung, insbesondere befreundete er sich mit Dante, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide. Unter seinen frühesten Gedichten hat Sch. sein literarhistorisches Glaubensbekenntnis für Walther aufgestellt und später immer in neuer Fassung wiederholt:

Was lobt ihr uns den Tejer so vor Allen?
Was soll Petrarca uns, der Überfeine?
Ein andrer ist es, den ich lieb und meine
Und besser hat mein Walther mir gefallen.
Der singt viel süßer als die Nachtigallen
Und ist der Taube gleich an Treu und Reine;
Ein Adler überfliegt er das Gemeine
Und hat fürs Schlechte scharfe Falkenkrallen.
Dies sind die Vögel die Herr Walther weidet!
Untadlich ist sein Lied wie seine Sporen.
Ihr hättet alle Welt um ihn beneidet
Und hättet ihn zum Liebling auserkoren,
Wär' er ein Fremder — aber das verleidet
Ihn euch, weil ihn ein deutsches Weib geboren!

An diesen gewaltigen Vorbildern schulte er gleichzeitig mit den alten Klassikern, auch an Goethes goldener Wahrheit, seine überraschende Sprachgewandtheit und Phantasie. Mit den übrigen Neuesten stand er immer in guter Fühlung, insbesondere mit Rückert, dessen »Liebesfrühling« er im eigenhändigen Korrekturexemplar des Dichters besaß — ein autographes Unikum! — Über vielen brennenden Fragen trat der weitblickende, von hohen Idealen getragene, mit schweren Problemen ringende Jüngling mit Hircher und Lamennais in Korrespondenz; letzterem widmete er bei dessen Ableben (1854) eine tiefempfundene Trauer-Ode. In seiner Studienzeit erschien Sch. selten in fröhlichen Studentenkreisen, oder nur um schnell wieder zu verschwinden; am liebsten verkehrte er mit seinem damals durch ein Bändchen »Gedichte« rasch auftauchenden Landsmann Leonhard Wohlmuth (* 1824, † 1889), der in einer kleinen Kneipe in der Barerstraße sein festes Standquartier hielt. Von einer »Gesellschaft« ließ sich der selbständige Sch. niemals binden. Unvergeßlich bleibt mir seine hohe prächtige Jünglingsgestalt mit der von schwarzen

Locken umwallten Stirn und den feingeschnittenen, ernsten Zügen, wie derselbe in den von kaiserlichen Erwartungen durchwehten ersten Märztagen des Jahres 1848 in einen Bänderladen trat und bebend vor freudiger Erregung sich die damals schwarz-roth-goldene Trikolore zu einer Schleife zusammenheften ließ. An den folgenden »Freikorps«, an deren Exerzitien und Paraden nahm er keinen Anteil, wenn er auch die »tapferen Gardisten« bei jeder Begegnung »leben« ließ; lieber saß er in seiner an der Adalbertstraße gelegenen ebenerdigen Stube, welche er warm genug hielt, um, im Bett vor der Kälte Schutz suchend, zu studieren, während sein wackerer Ofen keinen Stecken Holz benötigte und der geringe Feuerungsmaterialvorrat nach zwei Wintern noch unberührt prunkte. — Am 26. Juni 1850 im Münchener Georgianum zum Priester geweiht, wurde Sch. zu Haunstetten, Lochhausen und bei St. Moriz in Augsburg in der Seelsorge als Kaplan verwendet, dann aber als Religionslehrer an der Gewerbeschule daselbst angestellt. In dieser Zeit entstanden seine gedankentiefen »Poetischen Meditationen« (Augsburg 1858, in zweiter Auflage ebendaselbst 1900 mit biographischer Einleitung von C. Ettmayr ausgestattet), womit Sch. die Aufmerksamkeit des kurz vorher nach München berufenen Emanuel Geibel erregte, welcher den originell veranlagten jungen Dichter seinem königlichen Maecen empfahl. Und König Max II. gewährte dem mit Lehrstunden überhäuften Poeten freiere Muse, indem er ihn am 14. Mai 1861 zum Kanonikus am kgl. Hofkollegiatstifte von St. Cajetan ernannte. Auch wurden ihm die sonntäglichen Ansprachen bei Gottesdiensten für die Edelknaben in der kgl. Pagerie übertragen. Jeder dieser Vorträge war das Resultat mehrtägiger Kontemplation, die er dann wie einen schönen Wasserfall kunstreich und doch voll natürlicher Einfachheit herzerwärmend abfließen ließ; leider brachte er sie nie in Schrift; sie würden als ein schönes Beispiel neutestamentlicher Exegese gelten. Seit dem Tode des Vaters hatte der gute Sohn seiner Schwester und Mutter ein neues Heim bereitet; die Mutter war eine merkwürdige, gemütliche, treffliche Frau. Er hielt sie in hohen Ehren und hat in den »Bienen« ihr von zartester Empfindung und echter dankbarer Kindesliebe zeugendes »Relief« geschaffen. Im Jahre 1859 hatte Oskar von Redwitz unseren Sch. »entdeckt« und eine Auswahl seiner »Dichtungen« durch ein kurzes Vorwort bei Franz Kirchheim in Mainz (1860) in die Öffentlichkeit eingeführt. In dieser kleinen Sammlung erschienen die »Zusätze zu Dantes göttlicher Komödie« in glänzenden Terzinen, die stolzen, formvollendeten Tetrameter auf Winfried, Fenelon, Savonarola und die wundersame Trauer-Ode auf Lamennais, die Sonette auf die größten Dichter und Künstler aller Zeiten und die »Waltherschen Strophen«, welche nicht allein die Form, sondern auch den Geist, die Grazie und den edlen Freimut des »Trautgesellen von der Vogelweide« zur Geltung brachten. Gleichsam als erweiterte Fortsetzung dieser hier angeschlagenen Töne folgten 1868 die »Bienen« (Augsburg bei M. Huttler), in welchen der Dichter seine »Blumenbeute an Wachs und süßen Waben« niederlegte, seine Exkursionen aus dem Gebiete der spekulativen Lyrik und Didaktik, wobei auch allerlei Epigrammatisches, Kritisches und Satirisches eingewoben wurde, da ja selbst die honigbereitenden Bienen einen Stachel tragen. (Vgl. Altenhöfer in Beilage 329 »Allgem. Ztg.« vom 27. November 1867 und Rudolf von Gottschall in Nr. 45 der »Lpzr. Blätter für Lit. Unterhaltung« 1868.) Auch hier wieder die an Rückerts Gedankenwucht erinnernden Sonette, meisterlich modellierte Porträtbüsten und Dichterstatuetten; ein »Bilder-

saal« für Raphael, Michel-Angelo, Dürer, Titian, Cornelius und Overbeck und die mit virtuoser Technik hart herausgemeißelten Charakterköpfe von Päpsten früherer Jahrhunderte. Daran reihen sich »Der neue Theognis«, eine nach eigenen Erfahrungen aufgebaute Fülle von autobiographischen Belehrungen an einen jungen Freund, eine Art »Winsbeke«, dann das vorgenannte »Relief der Mutter«, welches mit dem Kamposanto-Gärtlein von Gedichten auf frühe geschiedene Kinderseelen in rührender Schönheit wetteifert. Den Schluß bilden wieder Sprüche nach Walthers Reimsystemen, Kunstaphorismen und ein Sang auf »Raphaels Tod und Verklärung«. Überall wetteifern edle Gesinnung, ein hoher Wert der Auffassung mit der Schönheit des Ausdrucks in vollendeter Formgebung. — Gemeinsam mit Martin Schleich (* 1827, † 1881) übersetzte Sch. eine Auswahl von den zuerst wieder von Herder und seitdem immer mehr zu Ehren gebrachten Oden des Jakob Balde (* 1603, † 1668); sie erschienen mit den nötigen Erläuterungen unter dem Titel »Renaissance« (München 1870). Mit der ihm eigenen Sprachgewandtheit arbeitete Sch. an den oft recht schwerfälligen Formen des Originals. Ebenso bearbeitete Sch. die »Minnelieder des Herrn Hildebold von Schwangau« (Augsburg 1871) und die »Gedichte Oswalds von Wolkenstein« (Stuttgart 1886 bei Cotta), ein treffliches Handbuch mit historischer Einleitung und weiteren das Verständnis des »letzten Minnesängers« erläuternden Anmerkungen. Großen Anteil hatte Sch. mit Ignaz Zingerle und Patrik Anzoletti an der sogenannten »Heimatfrage« Walthers, wodurch der berühmte Liedermund für Tirol vinkuliert wurde. Bei der Inauguration der Gedächtnistafel auf dem »Vogelweiderhofe« (nächst Waidbruck bei Klaußen) hielt Sch. die zündende Festrede; aus diesem Anlaß entstand seine schöne Schrift »Walther von der Vogelweide in seiner Bedeutung für die Gegenwart« (München 1875 bei M. Huttler). Für die »Allgemeine Zeitung« lieferte Sch. in drei Dezennien eine Reihe von sorgfältig ausgearbeiteten Aufsatzen und Abhandlungen, in welchen er sein vielseitiges Wissen glänzend bewährte. Dazu gehörten z. B. außer den Artikeln über die vorgenannten Dichter, die Studien über die romanischen Kirchen zu Alt-Schongau und Ilmmünster, über die Basilika zu Altenstadt, über »Monumentale Kirchenmalerei«, Karl Wittes Dante-Übersetzung, Pilotys Bild mit den »klugen und törichten Jungfrauen«, über die Münchener Cornelius-Feier« und das »Jüngste Gericht« in der Ludwigskirche (1887); ebenso erläuterte Sch. Lionardos Abendmahlbild nach neuen Gesichtspunkten und die sogenannte »Madonna del Pesce« zu Frauenchiemsee. Eine Studie über »Marc Aurel in Carnuntum und Vindobona«, ferner über die vielumstrittene Lage des »Gunzenlê« und die »Welfischen Pfingstfeste« daselbst, wozu Sch. das Terrain auf wiederholten Wanderungen durchstreifte, über Tischendorfs Forschungen und Copernikus, alle zeugen von seiner vielseitigen, unermüdlichen Tätigkeit, welche sich selbst auf Mineralogie und Numismatik erstreckte. In eingehendster Weise schilderte er »König Ludwig I. als Dichter« (1887), welchen Sch. überhaupt mit höchster Verehrung in sein Herz geschlossen hatte; Sch.s Jugendleben war ja noch in einen Teil der kunstreichen Ära dieses Monarchen gefallen, wodurch er die bleibende Anregung für sein ganzes Leben empfangen hatte, so daß er in innigster Dankbarkeit daran ging, dem hohen Protektor der Kunst ein eigenes Denkmal in seiner Heimat zu errichten. Das nach Staudhamers Modell von Fr. von Miller gegossene Reliefporträt (getragen von einem auf quadratischem Steinsockel ragenden Obelisk) stand bei Sch.s Tode beinahe vollendet, so

daß es am 9. September 1900 in Seestall (bei Landsberg) feierlichst, freilich ohne den inzwischen verstorbenen Stifter, enthüllt werden konnte. Mit seinen buchstäblich vom Munde abgesparten Mitteln hatte Sch. einen kleinen Grundbesitz bei seiner Heimat erworben, wo er vielleicht nach Herkomers bei Landsberg errichteten »Mutterturm«, ein festes, burgartiges Steingehäuse »Edental« erbaute, wo er in weltabgeschiedener Verlassenheit einsiedlerisch hauste, seine Sammlungen an Büchern und Kunstwerken aufspeicherte und nicht allein seine jeweilige Sommerfrische, sondern sogar einmal einen harten Winter in schwerer Krankheit verbrachte. Dieses »hoc erat in votis« à la Horatius war immer sein Wunsch: »Ein bescheidenes kleines Besitztum, Gärten dazu, und nahe dabei der belebende Springquell, wäldchenumkränzt«. Als nach dreißig Jahren Sch. unter Verleihung des Ehrenkreuzes aus dem Stiftskapitel schied, nachdem ihm ein Benefizium an der »Kreuzkirche« übertragen worden war, schien sich der Spruch, daß das Alter die Wünsche der Jugend erfüllt, bewahren zu wollen. Aber das »otium cum dignitate« war nur von kurzer Dauer. Sch., welcher nach dem Tode der Mutter völlig vereinsamte, ging jetzt ganz seine eigenen, weit von der gewöhnlichen Heerstraße liegenden Wege. Er hauste auch in seiner Stadtwohnung wie ein syrischer Säulensteher und steigerte diese in Kleidung, Kost und Lebensart beinahe troglodytenhafte Zurückgezogenheit ins Unglaubliche, taute aber immer wieder auf, wenn die Wünschelrute der Freundschaft, das gegenseitige Verständnis und Interesse für Kunst, Wissenschaft und die höchsten Fragen und Güter der Menschheit den rechten Punkt berührten. König Ludwig II., welcher die Huld seines Vaters auch auf unseren Dichter übertrug, hatte ihm 1872 eigenhändig die erste, den Namen des königlichen Stifters tragende »Medaille für Kunst und Wissenschaft« verliehen. Der Plan des Großherzogs von Weimar, unseren Sch. als Gast auf die Wartburg zu laden und für Weimar zu gewinnen, wäre gewiß nicht im Sinne des an München gewöhnten Poeten gewesen, scheint auch nie zu dessen Kunde gekommen zu sein. Eine arg vernachlässigte und deshalb schließlich unheilbar gewordene Kehlkopfkrankheit endete sein Leben. Schs. Charakterkopf näherte sich in älteren Tagen auffällig an Franz Liszts Porträt, wenigstens nach dem in Westermanns »Monatsheften« (Juli 1887) mitgeteilten Bildnisse des großen Virtuosen und Tondichters. Johannes Sch. war ein vom Leben hart gehämmerter Charakter, ein Mann von »echtem Schrot und Korn«, voll unergründlicher Tiefe, voll wahrer, nobler, feinster Empfindung, den man nehmen mußte mit allen seinen Eigenheiten und Absonderlichkeiten; ein großdenkender, edler, zartbesaiteter Dichter, der die Sprache meisterte wie Rückert und Platen: ein geistvoller Kenner aller echten Kunst und Literatur. Eine Auswahl oder Sammlung seiner Arbeiten wäre wohl eine echte Freundespflicht.

Vgl. Nekrolog in Beilage 138 »Allgemeine Zeitung« 20. Juni 1900. Dr. Corbinian Ettmayrs Vorwort zur 2. Aufl. von Schrotts »Meditationen«, Augsburg 1900. Sepp: Ludwig Augustus, König von Bayern und das Zeitalter der Wiedergeburt der Künste. Regensburg 1903, S. 290 u. 699.

Hyac. Holland.

Segesser, Heinrich Viktor von, Architekt und Oberst, * 17. August 1843 in Luzern, † 28. November 1900 auf Schloß St. Andreas bei Cham (Kt. Zug).

Heinrich Viktor von Segesser war der Sohn Heinrichs von Segesser von Luzern und der Johanna Sury von Solothurn. Beide Eltern zählten zur Aristokratie. Die Segesser von Brunegg sind ein patrizisches Geschlecht der

Stadt Luzern, ebenso sind die Solothurner von Sury von Adel. Von der Mutter, die in den strengen Formen der altfranzösischen Aristokratie erzogen worden, erbte der Sohn die ausgeprägt militärische Natur, aus dem Vater ging der Künstler hervor.

Das war überhaupt das Gepräge dieses Mannes, das Feingeistige, Künstlerische, unter Fernhalten alles Handwerksmäßigen. In Luzern absolvierte S. das Gymnasium, im schweiz. Freiburg den philosophischen Kurs. Man muß dies erwähnen, um es zu verstehen, wie der gereifte Mann in allem die auf gründlicher Unterlage aufgebaute universelle Bildung verriet. S. verlor sehr früh seine feinsinnige Mutter; wäre sie länger am Leben geblieben und hätte sie mitbestimmend einwirken können auf die Berufswahl des Sohnes, so wäre dieser wohl Berufsmilitär geworden und wahrscheinlich in die österreichische Armee oder Marine eingetreten. So aber wurde S., Familientraditionen folgend, Architekt. Ein gewandter Zeichner war er von jeher gewesen, und so finden wir den jungen Mann 1862 in München, sonderbarerweise nicht am Polytechnikum, sondern bei der Hochschule eingeschrieben. Er studierte denn nicht nur Architektur, sondern hörte bei Prof. Riehl Kunstgeschichte und — was bei den heutigen Architekturbeflissenen wohl selten mehr vorkommt — Logik bei Prof. Frohschammer. Sehr bald aber kam der Student ins Bureau; schon 1864 arbeitete er im Bureau seines Lehrers, Prof. Degen, des nachmaligen fürstl. Turn und Taxisschen Baurats in Regensburg.

Eine vortreffliche Schule machte der junge Architekt im Atelier des Architekts Vieille in Besançon durch; vom Volontär avancierte er sehr rasch zum Mitarbeiter seines Chefs, dessen Wahrspruch bezeichnenderweise lautete: *Le dessin c'est la probité de l'art.* Eine treue Freundschaft verband die beiden gleichgesinnten Männer, die für das Leben dauerte. In Besançon eignete sich S. auch jene elegante, französische Art des Zeichnens an, welche seine Pläne immer vor anderen ausgezeichnet und ihnen etwas Künstlerisches verliehen hat.

Im Jahre 1869 wandte sich S. nach Paris, wo er als junger Architekt aus einer unerschöpflichen Fundgrube, besonders auch des Anschauungsunterrichts, schöpfen konnte. In Paris zeichnete er u. a. die Fassade des Grand Hotel National Luzern (sog. Louvrestil), welcher Palastbau heute noch eine der glänzendsten Partien des modernen Luzern bildet. In Paris bildete sich ferner eine dem Architekt und Künstler naheverwandte Vorliebe aus, die Freude am Alten und das Verständnis für dessen Restauration und Konservierung. Wenn S. in der Folgezeit einer der ersten Restaurateure geworden ist, so verdankt er das allerdings in erster Linie seinem stark entwickelten historischen Gefühle, seinem feinen Schönheitssinne und seinem ganzen, von künstlerischen Ideen durchzogenen Wesen; in zweiter Linie aber diesem Pariser Aufenthalte, der ihn erstmals auch auf die Schriften von Viollet-Le-Duc aufmerksam machte.

In der Vaterstadt Luzern, wohin er anfangs der siebziger Jahre zurückgekehrt war, gründete S. sofort ein Architekturbureau, das bald ein großes Renommee gewann. Schon in diese erste Zeit fallen eine Reihe monumentaler Bauten, so das Hotel Europa, das Knabenschulhaus auf der Musegg, verschiedene Kapellen- und Kirchenbauten. Im Jahre 1880 verweilte er längere Zeit in Kleinrußland, wo er für Graf Schuwaloff ein neues Schloß baute. Aus jüngerer Zeit datiert der Bau des Kantonsschulgebäudes in Luzern, die gotische Kapelle auf Schloß Meggenhorn bei Luzern, ein

Monument, zu dessen reichster, stilreiner Ausgestaltung die Geldmittel auch nicht fehlten. Dabei hätten wir, um die Arbeiten alle zu nennen, eine große Anzahl Hotelbauten und mehrere Kirchenbauten zu erwähnen. Unter den letztern nimmt wohl den ersten Platz ein die nach St. Zeno Maggiore in Verona erbaute katholische Dreifaltigkeitskirche in Bern, ein hervorragend schöner romanischer Bau, der in den letzten Lebensjahren des Meisters (1892 bis 1898) gebaut wurde.

Ebenso hervorragend, wenn nicht sogar bedeutender denn als Architekt war S. als Restaurator; da war seine Autorität eine unbeneidete und unbestrittene. Seine vielen Restaurationen von Kirchen, Schlössern, Denkmälern treten uns entgegen als echte Werke ihrer Zeit; S. hat den ursprünglichen Stil jeweilen meisterhaft wieder hergestellt. Beispiele solch vortrefflicher Restaurationen sind u. a. die Schlachtkapelle Sempach, das Schlößchen a Pro in Seedorf bei Altdorf, das Schlößchen St. Andreas bei Cham, die Tellskapelle in der Hohlen Gasse bei Küßnacht, die Beinhauskapelle in Steinen (Kt. Schwyz), die Schächenkapelle in Bürgeln (Uri) und viele größere Kirchen.

Es braucht nach dem Gesagten kaum noch hervorgehoben zu werden, daß S. ein eifriges und hervorragendes Mitglied der »Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler« war. Enge befreundet war er mit Prof. Salomon Vögeli †, Zeller-Werdmüller †, Prof. Rahn u. a.

Man würde jedoch dem Andenken des hervorragenden Mannes nur zum Teil gerecht werden, wollte man den Militär und Offizier außer acht lassen. Im Waffenkleide offenbarte S. die besten seiner Tugenden: Große Herzensgüte vereint mit Energie, Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit verbunden mit aristokratischer Vornehmheit. Da trat so recht der scharfe Geist des Mannes und in der ganzen Sinnesart der Edelmann entgegen. Für diesen Milizoffizier galten die Worte, die sein Familiengenosse Dr. Philipp Anton von Segesser s. Z. von Ludwig von Sonnenberg, dem Führer der katholischen Truppen im Sonderbundskrieg, geschrieben hat: »Er faßte den vaterländischen Wehrdienst als eine ernste Pflichterfüllung auf, und wie er von Offizieren und Soldaten bis in alle Details genaue Beobachtung der Dienstvorschriften verlangte, so gab er ihnen hinwieder selbst das Beispiel der Einfachheit und Nüchternheit. Die glänzende Außenseite fremder Heere wollte er nicht in das vaterländische Wehrwesen verpflanzt wissen, eitle Ziererei war in seiner Umgebung verpönt, aber ebenso auch alles Bramarbasieren und alle Roheit. Ohne viele Worte wußte er auf den Geist der Truppen einen starken und nachhaltigen Einfluß auszuüben.«

Den höchsten Grad militärischer Ehren erlangte S. (seit 1879 Oberstleutnant) im Jahre 1892, als ihn der schweizerische Bundesrat zum Oberkommandierenden der Festungstruppen am Gotthard ernannte und ihm zugleich den Grad eines Oberstdivisionärs, den zweithöchsten Rang der schweiz. Armee erteilte. Hier war S. nun in der Tat der ritterliche Kommandant, hoch geehrt und geachtet vom ersten seiner Offiziere wie vom letzten seiner Festungskanoniere. Gerade in solchen kleinen, enge gezogenen Verhältnissen, wo jedem einzelnen Kombattanten ein gesteigertes Maß von Verantwortlichkeit zugeteilt ist, bewähren sich nur Charaktere wie S. einer war, der nie eine Truppenabteilung oder eine Ausspäherkolonne über einen Gletscher oder einen Grat vorrücken ließ, den er nicht selbst vorher passiert hatte und der alle Strapazen, die in diesen unwirtlichen Gegenden den Truppen zugemutet werden müssen (und diese Strapazen sind oft sehr groß) zuvor an der eigenen Aus-

dauer erprobte. Darum war S. auch der Abgott seines ganzen Kommandos, mit ihm wäre dieses buchstäblich durchs Feuer gegangen. Einzig aus Pflichtgefühl legte er 1899 den Degen nieder; die Krankheit, die ihm auch den frühen Tod brachte, machte sich bereits geltend und brach des Mannes Kraft.

Nach dem Gesagten ist über den Charakter des nach seinem Tode allgemein schwer betrauerten Mannes wenig mehr anzufügen. Er war ein Edelmann durch und durch, ein Aristokrat im unverfälschten Sinne des Wortes, der besten einer. H. v. S. schmückte vor allem ein mit Bescheidenheit und Treue geziertes Wohlwollen und eine Aufopferungsfähigkeit, die in erster Linie nicht an sich, sondern an andere denkt. Aus dieser Grundstimmung der Seele und des Geistes ging hervor die große Leutseligkeit, die jedermann, der mit ihm in Berührung kam, anzog und fesselte, die Vorliebe, besonders Schwachen und Unglücklichen seine Hilfe zu spenden. Hören Sie eine einzige Episode! Es war 1871; S. war als junger Offizier zur Bewachung einer Abteilung der in St. Urban internierten Bourbakitruppen kommandiert, welche besonders schwer unter Pocken und Typhus litt. Oft schlich er sich vom Essen weg oder ließ sich davon dispensieren, um zu diesen Kranken zu gehen, welche er allein und von ihren Wärtern verlassen glaubte. Da betete er mit den Sterbenden in ihrer Muttersprache und nahm ihre letzten Aufträge an die daheim Zurückgelassenen entgegen, dann half er das Grab bereiten und für die Erinnerung würdig schmücken. Güte und Wohlwollen dieses Mannes leuchteten auf dem Goldgrunde echter Religiosität.

S. war verehelicht mit Margeritha Crivelli, einer feingebildeten Dame aus altangesehenem Luzerner Hause. Der Ehe entsprang ein Sohn, Dr. jur. Hans von Segesser. Seine letzten Lebensjahre verbrachte Architekt S., schwer leidend, in dem Landtwingschen Fideikommißschlößchen St. Andreas bei Cham zu, in dessen altes Gemäuer er mit kunstsinniger Hand selbst eine so wohnliche, kunstvoll gestimmte Heimatlichkeit hineingezaubert hat. Die letzten schweren Heimsuchungen ertrug er wie ein Soldat in der Schlacht, wie ein Held seine Todeswunden. »Das Leben hat mir Leiden, aber auch mehr schönes gebracht als so vielen andern; nur hätte ich gehofft, noch so viel mehr hineinzubringen«, sagte er kurz vor seinem Tode, und eines seiner letzten Worte war: »Wenn der Feldherr ruft, darf man nicht murren.«

Seine sterblichen Reste wurden den 30. November 1900 unter großen Ehren seiner Vaterstadt, der Kantons- und der schweiz. Bundesregierung zu Grabe getragen.

Quellen: Oberstl. F. Becker, Nekrolog der »Neuen Züricher Zeitung« 1900, Nr. 334. Rahn, »Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde«, 1900, Nr. 4. M. Schnyder, Staatsschreiber, Neujahrsblatt der Kunstgesellschaft Luzern für 1901.

Luzern, Mai 1903. M. Schnyder, Redakteur.

Grofs, Ferdinand, Feuilletonist, * den 9. April 1849 in Wien, † ebendaselbst am 21. Dezember 1900. — Groß widmete sich schon frühzeitig journalistischer Tätigkeit und begann, kaum 16 jährig, unter Förderung des seiner Familie befreundeten Publizisten August Silberstein Artikel in verschiedenen Zeitungen zu veröffentlichen. Von seiner Familie für den Eisenbahndienst bestimmt, hielt er es darin nur ganz kurze Zeit aus und wußte durch rastloses Studium die Lücken seiner akademischen Bildung auszufüllen. Die Mittel zum Leben und zur wissenschaftlichen Selbsterziehung erwarb er sich durch Reporterarbeiten, besonders durch Gerichts- und Theaterberichte.



Neunzehn Jahr alt, war er schon regelmäßiger Mitarbeiter hervorragender Wiener Blätter. In naheres Verhältnis kam er zu der damals sehr einflußreichen »Morgenpost«, in deren Auftrag er auch nach Ägypten reiste, um der Eröffnung des Suez-Kanals beizuwohnen. Später wurde er in die Redaktion des Pester Journals berufen und kam während seines Pester Aufenthalts in freundschaftliche Beziehungen zu Liszt, Agay und anderen ungarischen Künstlern und Schriftstellern. Nach seiner Vermählung nahm er den Posten eines Redakteurs des Prager Tageblatts an, wurde dann 1879 Mitglied der Redaktion der Frankfurter Zeitung, deren Feuilleton er bis 1881 leitete. Nach Wien zurückgekehrt, gehörte er den Redaktionen der Wiener Allgemeinen Zeitung und später des Fremdenblatts an, gab kurze Zeit hindurch eine Monatsschrift »Der Frauenfeind« heraus und war auch als Mitleiter der »Wiener Mode« tätig. Groß lenkte, nachdem er in seiner Heimat schon sehr beachtet worden war, die Aufmerksamkeit allgemeiner auf sich, als er im Jahre 1877 bei einer Konkurrenz für das beste Feuilleton den ersten Preis erhielt. »Literarische Zukunftsmusik« hat er sein damals eingereichtes Feuilleton betitelt, das auch heute noch sehr lesenswert ist und den Nagel auf den Kopf trifft. In satirischer Beleuchtung, aber mit ernstem Untergrund führt er darin aus, wie das menschliche Aufnahmevermögen mit der riesigen Ausdehnung des Lesestoffs unmöglich in gleichem Maße zunehmen kann. *Feuilletonist* haben wir Groß im Eingang genannt und dieses Wort bildet den wesentlichsten Zug seiner literarischen Physiognomie. Seine Feuilletons bildeten eine ganz bestimmte Art dieser Literaturgattung. Sie sind wohl alle für den Tag geschrieben, aber viele darunter haben bleibenden Wert, weil sie sich durch reichen Gedankeninhalt auszeichnen und bei aller scheinbaren Leichtigkeit ihrer Entstehung ihrer Form nach Kunstwerke sind. Diese liebenswürdige, oft naive, oft schalkhafte Sprache, dieser prickelnde Humor verleihen den kleinen Skizzen und Plaudereien hohen Reiz und haben schon häufig zu dem Vergleich mit französischer Grazie Anlaß gegeben. Es war auch in der Tat ein den Franzosen ähnlicher Zug in seinem Wesen. Groß war mit vielen französischen Schriftstellern befreundet, am engsten mit Alphonse Daudet, den er in verschiedenen trefflichen Studien gewürdigt und über dessen *Lettres de mon moulin* er wohl mit das beste gesagt hat, was darüber geschrieben wurde; Groß hat viele seiner Feuilletons zu Sammlungen vereinigt, von denen hier nur einige genannt seien: »Kleine Münze« (1878), »Nichtig und flüchtig« (1880), »Mit dem Bleistift« (1881), »Blatter im Winde« (1884), »Aus meinem Wiener Winkel« (1884), »In Lachen und Lächeln« (1898). Und diese Feuilletons lesen sich noch Jahrzehnte nach ihrer Entstehung frisch und lebendig, einmal, weil Groß immer streng auf die Form geachtet und dann, weil er es verstanden hat, im Alltäglichen das Besondere, im Nichtigen und Flüchtigen das Wesentliche und Bleibende zu erkennen. Sein ganzes Leben lang hat Groß an seiner eigenen Weiterbildung gearbeitet und neben seinen leichten Plaudereien auch manche ernste literarische Studien veröffentlicht, die ein tiefes Eindringen in die fremde Individualität erkennen lassen. Wir nennen davon außer den schon erwähnten Essays über Daudet noch die über Zola, Castelar, Samuel Smiles, Benjamin Disraeli, François Villon, Rabelais, Lessing, Kleist, Raimund, sowie die auf tüchtigen Arbeiten beruhende Studie »Goethes Werther in Frankreich«. Abgesehen von der letzteren, die selbstandig erschien, sind die Essays besonders in den Sammlungen »Aus der Bücherei« (1883) und »Was die Bücherei erzählt« (1889)

veröffentlicht. Erwähnt seien noch ein paar kleine hübsche Gedichtsammlungen von Groß: »Lieder aus dem Gebirge« (1885), »Momentbilder in Versen« (1894), sowie seine dramatischen Versuche »Der erste Brief«, »Die neuen Journalisten« und seine Übersetzungen französischer Stücke.

Groß war seit langer Zeit krank und hatte während der letzten Jahre seines Lebens qualvolle Leiden durchzumachen. Solange er die Feder noch in der vor Schmerz zitternden Hand halten konnte, verließ ihn die Arbeitslust nicht und gar manche seiner leicht und fröhlich anmutenden Plaudereien sind auf dem Siechenbette entstanden. Die Fähigkeit, die Gebrechen des Körpers durch geistige Kraft zu überwinden, dankte er dem Humor, zu dem er sich durchgerungen, dem tiefen Gemüt, das ihn beseelte, und der Fähigkeit, sich an Kleinem und Unscheinbarem zu erfreuen und zu erwärmen. In die Seele des Kindes wußte er mit Kennerblick einzudringen und dem Kinde sind manche seiner liebenswürdigsten Feuilletons gewidmet. Humor und Gemüt sind die Grundzüge seiner literarischen Physiognomie.

Nachrufe in sämtlichen größeren österreichischen und vielen anderen Blättern, besonders »Fremdenblatt« 22. Dezember 1900, »Pester Lloyd« 25. Dezember, sodann Beilage zur »Allgemeinen Zeitung« 31. Dezember 1900.

Frankfurt a./M., den 1. Juni 1903. Sigmund Schott.

Willomitzer, Josef, * Bensen bei Tetschen 17. April 1849, † Prag 3. Oktober 1900, einer der originellsten deutschen Humoristen, dessen zu früh abgeschlossenes Leben eine Fülle literarischer Leistungen in sich faßt und der sich überdies als geist- und charaktervoller Publizist ein Denkmal in der politisch-nationalen Geschichte seiner deutschböhmischen Heimat gesetzt hat, erhielt die ersten entscheidenden Lebenseindrücke in Eger, wohin er in frühen Kindheitsjahren gelangte, da sein Vater als Staatsanwalts-Substitut in diese Stadt versetzt wurde. Im sechsten Lebensjahre verlor er seinen Vater, einen Mann, der im Andenken seiner Freunde als ein liebenswerter und rechtlicher Charakter fortlebte und nach dem frühen Tode des Familienhauptes war es der schlichten, tüchtigen Mutter nicht leicht gemacht, die hinterbliebenen drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, heranzuziehen und dabei mit einer kärglichen Pension das Auslangen zu finden. Ein gesunder Sinn für alles Wesentliche, ehrliche Frömmigkeit und ein gelassener Humor, der als mütterliches Erbteil im Sohne die künstlerische Steigerung und Durchbildung erfahren sollte, erleichterte ihr die Erfüllung dieser schweren Aufgabe. W. hat an die Jugendjahre in Eger, die er in keineswegs glänzenden Verhältnissen verlebte, immer mit Freuden gedacht und die Eindrücke dieser zweiten Vaterstadt, in der die stolzen Erinnerungen an reichsunmittelbarer Selbständigkeit und an große geschichtliche Ereignisse mit gemütlich kleinstädtischen Zuständen Hand in Hand gehen, sind vielfach in seinen Novellen und Skizzen nachweisbar. Manche seiner Geschichten spiegelt das halbländliche Getriebe Egers und die urwüchsige Volkstümlichkeit des Egerlandes und erhält dadurch den Duft der Heimatkunst. Bis zur letzten Gymnasialklasse konnte W. den Studien obliegen; für den Universitätsbesuch lagen die äußeren Verhältnisse nicht günstig und so trat er, kaum dem Knabenalter entwachsen, in die Erwerbstätigkeit ein und wurde zunächst Gehilfe in der Eger-Franzensbader Buchhandlung Gschihay, deren Besitzer zugleich Zeitungseigentümer war. Vielleicht haben W.s früh entwickelte literarische Neigungen ihn, da die Nötigung zu praktischer Tätigkeit so bald eintrat, gerade in diesen Beruf hin-

eingeführt. Sicher ist, daß der junge Buchhandlungsgehilfe die Gelegenheit zu selbständiger Fortbildung, die ihm eine größere Bücherei gab, nicht nur mit Eifer ergriff, sondern auch mit klarem Zielbewußtsein ausnutzte und seine Lehrlingsjahre zu wahren Bildungsjahren machte. Er studierte in den freien Stunden, die ihm der praktische Beruf übrig ließ, rastlos weiter und ließ alles Gute und Gediegene auf sich wirken; zu seinen Lieblingsbüchern in dieser Zeit erster Empfänglichkeit gehörten die Schwarzwälder Dorfgeschichten Berthold Auerbachs, deren er oft mit Dankbarkeit gedachte und die er zeitlebens hochhielt. Die Art, wie er seine Bildung unter schwierigen Verhältnissen organisch abschloß, ist bewundernswert; nie hat man ihm später eine Schattenseite des Autodiktatenwesens angemerkt; seine reichen Kenntnisse waren durchaus verläßlich, sein Denken klar und sein Stil zu krystallheller Reinheit durchgebildet. Die Seele dieser Selbstschulung aber war eine natürliche Produktionsfreudigkeit. Humor und Lust am Fabulieren regten sich früh in dem künstlerisch angelegten Geist und der blutjunge, schüchterne Buchhandlungsgehilfe, der die Modedamen in der Franzensbader Leihbibliothek bediente, ersann schon die heitersten Schnurren und schalkhaftesten Satiren. Zugleich aber entwickelte sich bald eine stille, im besten Wortsinne stolze Selbstkritik, die mit den Jahren wuchs und die Leichtigkeit der Produktion niemals in Leichtfertigkeit ausarten ließ. Schon die ersten launigen Skizzen, die W., kaum dem Knabenalter entwachsen, in der von seinem Buchhandlungschef herausgegebenen Egerer Zeitung veröffentlichte, hatten ergiebige Einfälle und klare Durchbildung. Die Welt nahm damals wenig Notiz von diesen Talentproben, und der minderjährige Humorist schrieb, wie er in der Vorrede zu seinen launigen Geschichten »Lauter Unika« später erzählte, nur für den einen »Abonnenten in Czernowitz«, der ihm das ganze große Publikum in der Ferne verkörperte. Dennoch waren diese Erstlinge seiner reichen Begabung entscheidend für die ganze künftige Laufbahn. Der verdienstvolle Redakteur der Prager Bohemia, Franz Klutschak, der mit W.s Vater befreundet gewesen war, berief den jugendlichen Mitarbeiter der Egerer Zeitung nach Prag und führte ihn nach strenger Methode, aber mit gütiger Fürsorge in die journalistische Arbeit eines größeren Blattes ein. W. hat es dem etwas pedantisch angelegten, aber von Grund aus rechtschaffenen Manne niemals verübelt, daß er den Schützling alle Wasser- und Feuerproben des Reporterdienstes durchmachen ließ, um ihn erst dann zu höherer publizistischer Betätigung zuzulassen. Im Gegenteil: er sprach immer mit Behagen von seiner ersten journalistischen Dienstzeit und mit Dankbarkeit von dem Manne, der in seinen Anforderungen an Pünktlichkeit und Korrektheit mitunter schrullenhaft, aber trotzdem von herzlichstem Wohlwollen erfüllt war. Das Können W.s, der, kaum zwanzig Jahre alt, in den Verband der Bohemia eingetreten war, erwies sich denn auch bald so selbständig und eigenartig, daß es sich den rechten Platz eroberte. Als Klutschak sich gegen Ende der siebziger Jahre von der unmittelbaren Leitung der Bohemia zurückzog, war W. der gegebene Mann, um in Gemeinschaft mit dem Chefredakteur Josef Walter die Zeitung zu leiten und nach dem Tode des letzteren (1889) wurde ihm die alleinige selbständige Führung der Bohemia anvertraut, in der er bis an seinen Tod (1900) ebenso viel geistige Kraft, als festen Charakter bestätigte. Unter seiner Leitung nahm die von altersher verläßliche und gewissenhafte Bohemia einen entschiedenen nationalen Charakter an, erweiterte und verjüngte sich in literarischer Beziehung und erhielt obendrein den ganz besonderen Reiz, der von

einer bedeutenden Individualität des führenden Mannes ausgeht. In ganz ungewöhnlicher Weise aber entwickelte sich in dem leitenden Journalisten zugleich der künstlerisch veranlagte Schriftsteller. Und zwar nicht, wie es in solchen Ausnahmsfällen sonst vorkommt, in der Ablösung der einen Tätigkeit durch die andern, im Nebeneinander der rhetorisch journalistischen Leistung und der plastisch dichterischen Produktion, sondern in einer ganz merkwürdigen Einheit, die die Anregungen herüber und hinüber strömen und in politischen Zeitungsartikeln wie in köstlichen Humoresken denselben Geist und dieselbe Bildkraft erkennen ließ. W.s Leitaufsätze in der Bohemia waren vielfach in der satirischen Anlage und Durchführung so künstlerisch abgerundet, daß es verdienstvoll wäre, die besten von ihnen zum Buche zu sammeln; in seinen poetisch-humoristischen Schriften aber, von denen wenigstens ein sehr großer Teil in Buchform vorliegt, weht uns der Hauch einer Persönlichkeit entgegen, die in den täglichen mannhaften Kämpfen mit Übermut und Dunkelmännerei, in der fortwährenden Beobachtung der Schwächen und Torheiten der Menschen Weltblick und Überlegenheit gewonnen hat, ohne darüber die Freude am Künstlerischen und eine im besten Wortsinne naive Liebenswürdigkeit des Wesens zu verlieren.

Das Entscheidende in W.s Begabung aber, das seinen Werken dauernden Wert und bleibende Wirkung verheißt, ist eine überaus erfindungsreiche und durchaus originelle vis comica, die mit allen Gegensätzen des Lebens auf das ergötzlichste spielt und dabei doch immer einen idealen Grundzug festhält. In dieser humoristischen Kraft vereinigt sich ein phantastischer Zug, der manchmal an das Groteske streift und an E. T. Hoffmann erinnert, mit einem ganz merkwürdigen Vermögen, das Scurrilste klar durchzubilden und zum befriedigenden Ganzen abzurunden. Wenn in seinen Jugendarbeiten die reine Freude am Komischen überwiegt, so gesellt sich später in durchgearbeiteten Novellen, überaus charakteristischen Sittenschilderungen und fein zugespitzten Satiren eine ethische Reife hinzu, die, frei von aller Lehrhaftigkeit, durch den eigenen Charakter charakterbildend wirkt. Diese niemals durch Absichtlichkeit verstimmende innere Tendenz, die ganz von selbst durchschlägt, hat insofern einen ausgesprochen deutschösterreichischen Charakter, als durch alle Scherze, Kapriolen und satirischen Erfindungen die Vorliebe für die schlichte Tüchtigkeit hindurchdringt. Sie erhält aber ihre ganz besondere Färbung durch einen Kultus der Natürlichkeit, den man als den belebenden Puls der W.schen Satire bezeichnen könnte. In diesem echten Natürlichkeitsdrange hat es W., obgleich ein Stilkünstler ersten Ranges, immer verschmäht, die Künsteleien der Hypermodernen, der Gedankenstrichprosa und der gesucht verblüffenden Wendungen mitzumachen. Sein Stil ist immer licht, verständlich, einfach treffend und von einer holzschnittartigen Festigkeit des Strichs; andererseits ist er überaus modern in dem satirischen Kampfe gegen jede Art angenommenen Wesens, gegen Lüge und Selbsttäuschung, Affektation und Verstiegenheit, der sich durch eine große Zahl seiner prächtigen Humoresken hindurchzieht.

W., der alle Taschen voll Talent hatte, war nie vom Krampfe des Ehrgeizes geplagt, vielmehr in der Art und Weise, wie er sich und die nächste Umgebung durch seine köstlichen Einfälle und die ausgereiften Früchte seines Talents vergnügte, ohne an die weitere Verwertung des Geschaffenen zu denken, der Typus genialer Sorglosigkeit. Erst im Jahre 1882 entschloß er sich, eine Reihe seiner Novellen und Skizzen, die zumeist in der Bohemia und

in den »Fliegenden Blättern« erschienen waren, unter dem Namen »Heitere Träume« herauszugeben. Die Wahl eines nicht eben günstigen Verlags (Glaser & Garte), der sich bald nach der Herausgabe des Büchleins auflöste, hemmte den vollen äußeren Erfolg. Die Urteile der Berufenen lauteten freilich überaus zustimmend und kein Geringerer als Ludwig Anzengruber nannte in einem Briefe an den Schreiber dieser Zeilen das Büchlein »ein köstliches Ding, an dem er sich höchlich ergötzt habe«. Seither ist die Sammlung, um einige Stücke vermehrt — zwei Jahre nach dem Tode des Dichters — im Verlage der Berliner Concordia in neuer Auflage erschienen, um erst jetzt weiten Kreisen vollen Genuß zu bereiten. Die humoristischen Skizzen dieses Erstlingsbuches, wie die Ulkgeschichte »Der Verein Humor«, die den mit Roheit versetzten kleinstädtischen Pseudohumor geißelt, wie das unwiderstehlich komische groteske Märchen »Der Zauberring«, der rührend gemütvolle Scherz »Herr Lilienstengel« und die die ehrgeizige Phantasterei sanft verspottende Geschichte »Knackwurst und Schweizerkäs« gehören zum Frischesten, das wir der humoristischen Fabulierkunst W.s verdanken. Zwischendurch hat der Verlag Concordia in vier Bänden: »Ins Blaue hinein« (1897), »Lauter Unica« (1898), »Das unheimliche Gebiß und Anderes« (1900) und in den nach dem Tode des Dichters erschienenen »Letzten Geschichten und Gedichten« (1901) einen großen Teil der W.schen Humoresken herausgegeben. Man findet da die Erzählung von der ausgesponnenen Novelle bis zur vielsagenden kurzen Skizze vertreten. In dem Bande »Ins Blaue hinein« hält der Ernst dem Scherze am stärksten das Gleichgewicht. In den Geschichten »Der schöne Hugo« und »In der Sturmnacht« verbirgt sich eine taciteische Strenge hinter den heiteren Schilderungen, und in der größten Novelle »Ein Schauspiel für Götter«, die ursprünglich in »Nord und Süd« erschienen war, ergibt sich eine merkwürdige Steigerung, indem die drastisch dargestellten Schwächen des Parvenütums durch die moralischen Defekte der angeblich vornehmen Kreise, die solche Eitelkeit ausbeuten, in der satirischen Wirkung noch überboten werden. In den Sammlungen »Lauter Unica« und »Das unheimliche Gebiß und Anderes« wechseln Geschichten von starkem komischem Reiz und köstlicher volkstümlicher Färbung mit ernsteren Sittengemälden ab. In der einen Richtung sind namentlich »Der schwarze Fisch«, »Wenn man bei offenem Fenster schläft«, »Das unheimliche Gebiß«, »Kratochwil der Briefträger«, in der andern »Schlaflose Nacht«, »Goldene Herzen« und »Der Ahnherr« hervorragend. In jeder Geschichte aber lebt sich ein kostbarer origineller Einfall aus. W. hat es immer verschmäht, im kleinen oder großen »mit Wasser zu kochen« und mit demjenigen, was »man im Handgelenke hat«, vor eine größere Öffentlichkeit zu treten. In dem Bande »Lauter Unica« war vereinzelt ein überaus ergötzliches Scherzgedicht »Die Benehmität bei Tische« enthalten. Es ist eines von den vielen prächtigen Reimspielen seines Humors. Seit jeher beherrschte W. die gebundene Form mit dem feinsten Geschmack für frappierende Klangwirkungen und wirksame Reimpointen, aber auch mit dem idealen Zuge der Empfindung, die nach der künstlerischen Form hindrängt. Ohne Ruhmesbedürfnis verstreute er diese Gedichte und Gedichtchen in Darbietungen für den Freundeskreis und in Flugblättern. Das in Deutschböhmen und darüber hinaus populär gewordene nationale Lied »Schielen und Schauen« war einem Festblatte für den Prager Kaiser Josef Commers 1880 gewidmet. In seinen letzten Lebensjahren gab ihm seine Verbindung mit der Münchener »Jugend« die Anregung, öffentliche Ereignisse mit poetischen Glossen zu be-

gleiten. Unter fünf Namen, unter seinem eigenen, dann als »Willo«, »Josephus«, »Bohemund« und »Loki«, ließ er Woche für Woche seine Stachelverse in der Münchener Zeitschrift erscheinen; nicht selten sandte er die Scherzgedichte auf telegraphische Bestellung der Münchener Redakteure, die auf die Schlagfertigkeit und die poetische Formensicherheit ihres Prager Freundes rechnen durften. Ein Teil dieser Gedichte ist mit den letzten Humoresken W.s in dem Buche »Letzte Gedichte und Geschichten« vereinigt, um deren Herausgabe sich Karl Emil Franzos wie um die der früheren Werke als literarischer Beirat der Concordia verdient gemacht hat.

In den erwähnten fünf Bänden ist W.s literarische Tätigkeit noch lange nicht erschöpft, auch nicht alles, was von den Früchten seines Talentes erhalten bleiben dürfte, aufgesammelt. Die Bildkraft seines Talentes betätigte sich noch vielfach in den verschiedensten Formen und in einer Fülle leicht und sicher erfaßter Motive. Als die Flut tschechischer Selbstüberhebung und slavischer Feindseligkeit gegen das Deutschtum am höchsten ging, schrieb er eine Satire »Allerneueste Königinhofer Handschrift«, eine Parodie der gefälschten altslavischen Manuskripte, die den Ton der nachgeahmten Reimchronik anschlug und dabei mit köstlicher Überlegenheit von den traurigen Heldentaten der slavischen Politiker berichtete. In der Ausstattung des Buches (Düsseldorf, Verlag von Felix Bagel, 1900) wurden nach seiner Anordnung die Formen der scheinalten Pergamente kopiert, und die von seiner Hand herrührenden drastischen Zeichnungen zu den überaus wirksamen Scherzgedichten bezeugten die Vielseitigkeit seiner künstlerischen Begabung. Ohne jemals regelrechten Zeichenunterricht genossen zu haben, warf er mit seinem unfehlbaren Sinn für das Komische die drolligsten Zerrbilder auf das Papier. Von einer Reihe urwüchsig heiterer, überaus witziger und dabei in der Charakteristik treffender Schwänke, die er verfaßt hat, ist meines Wissens nur einer, das wirksame Lustspiel »Die Kritik der reinen Vernunft«, auf die Bühne gekommen. Das Stückchen wurde zuerst im Wiener Stadttheater (1881), dann in Prag mit durchschlagendem Erfolge gegeben. Ein anderer, tolllustiger Schwank von ihm, »Schrumm Effendi«, dann die Stückchen »In der Sylvesternacht« und »Sezession« wie der weitgediehene Entwurf seiner Komödie »Der Blumenstrauß« sind den Bühnen fremd geblieben und meines Wissens auch nicht gedruckt. Es lag ganz außer W.s Art, aus derartigen Produktionen, an denen sich sein heiterer Sinn vergnügte, in irgend einem Sinne Kapital zu schlagen. Auch verwarf er zu leicht in allzu strenger Selbstkritik das eben erst Hervorgebrachte. »Schrumm Effendi« ließ er auf einer kleinen Privatbühne gelegentlich einmal aufführen, die übrigen der zuletzt genannten dramatischen Scherze verschwanden in seinem Pult oder in dem eines Freundes, dem er das Manuskript geliehen hatte. Außer der »Kritik der reinen Vernunft« hatte nur noch ein köstliches Gelegenheitsstückchen »Gut Heil«, das er zum Jubiläum des Prager deutschen Turnvereins schrieb — ein Scherz- und Festspiel, in dem urkräftiges Pathos und burschikose Laune einander gegenseitig heben — einen lauten, ja stürmischen Bühnenerfolg. Sehr bezeichnend für den Ernst des Wesens, der der reichen humoristischen Wirksamkeit des Dichters zu Grunde liegt und für die bescheidene Gediegenheit des ganzen Mannes ist eine Schrift W.s, die scheinbar von seinen sonstigen Werken weit abliegt und doch wesentliche Züge mit ihnen gemein hat: eine in der Rothangschen Jugendbibliothek (Verlag G. Freytag) unter dem Namen: »Ein österreichischer Eskimo« (1884) erschienene Schilderung der Nordpolfahrt, an der

Heinrich Klutschak, der Sohn seines erwähnten väterlichen Freundes, teilgenommen hatte. Im Einvernehmen mit dem tapferen jungen Forscher, mit dem er intim verkehrte, stellte er dessen Erlebnisse in volkstümlicher Form und mit einer epischen Bildkraft dar, die in jedem Striche den Künstler bezeugt. Diese Jugendschrift sollte auch als Volksschrift im weiteren Sinne Verbreitung finden.

An unzähligen Orten, in den Haaseschen Kalendern, in weniger gekannten Zeitschriften, wie in dem längst nicht mehr bestehenden Prager Witzblatt »Hiddigeigei«, in dem von Heinrich Teweles herausgegebenen »Prager Dichterbuch«, in Festzeitungen und in ungedruckten Widmungen an Freunde finden sich außerdem Gedichte und Novellen von W. verstreut, ganz zu schweigen von zahlreichen köstlichen Beiträgen für die »Bohemia« und für die »Jugend«, die in Buchform der Öffentlichkeit noch nicht übergeben worden sind. Die Literaturforscher und Herausgeber werden da noch eine reiche Nachlese halten können. Die Fülle ist groß, und alles, was von W.s Hand kam, trägt ein originelles Gepräge. Erst im letzten Lebensjahrzehnt kam dem Dichter die volle Anerkennung entgegen, nach der er nie gedürstet hatte und die doch sichtlich anregend auf sein Schaffen wirkte. Auf der Höhe des Lebens und Schaffens erlag er einer tückischen Krankheit; der Tod entriß ihn dem glücklichsten Familienleben, einer edlen Frau, der musikalisch hochbegabten Tochter des berühmten Bildhauers Emanuel Max von Wachstein, die ihn mit Fürsorge umhegte und deren feiner Sinn wohltuend auf sein Schaffen einwirkte, einem hoffnungsvollen Sohn und einem großen Kreis von Freunden, die sein Wesen liebten und sich an seinem Wirken erfreuten. Sein Talent und seine Schriften werden in der öffentlichen Anerkennung immer höher steigen; denn sie bereiten wirklichen Genuß und entspringen einer eigenartigen humoristischen Gestaltungskraft, die in unserer Zeit in dem Maße seltener wird, in dem eine konventionelle satirische Tonart und die Kunst des Wortwitzes sich verbreiten.

Alfred Klaar.

Planck, Dr. Max (von), Schulmann, * 8. Juli 1822 zu Feuerbach bei Stuttgart, † 8. April 1900 zu Stuttgart. — Der Sohn eines Pfarrers, wurde er im Seminar Schönthal und im evangelischen Stift zu Tübingen auf den theologischen Beruf vorbereitet und nahm, nachdem er die erste Dienstprüfung erstanden hatte, einen Hofmeisterposten zu Stuttgart im Hause des Grafen Sontheim, württembergischen Kriegsministers, an. Jetzt reifte in ihm der Entschluß, sich ganz der klassischen Philologie zu widmen, und er erwarb sich den Doktorhut mit einer Dissertation über den Prometheus des Aischylos. Auf einer italienischen Reise 1847/8 empfing er unverlöschliche Eindrücke von der antiken Kultur. Nach der Rückkehr wurde er Repetent am Seminar Urach und dann am Tübinger Stift. Im Umgang mit den philologischen Koryphäen der Universität bildete er sich vollends zum Philologen aus. Doch unterzog er sich noch der zweiten theologischen Dienstprüfung, der er die höhere philologische, das sog. Professoratsexamen, folgen ließ. Seine erste definitive Anstellung war das ihm 1853 übertragene Rektorat der Latein- und Realschule Biberach. Hier schloß er einen mit 2 Töchtern gesegneten Ehebund mit Henriette Roßteuscher von Nürnberg, und das junge Paar fühlte sich in dem Still- und Kleinleben der alten schwäbischen Reichsstadt höchst behaglich. Nur ungern zog es 1859 nach Ulm weiter, wo P. als Professor am Obergymnasium ein größerer Wirkungskreis erwartete. Vom öffentlichen

Leben hielt er sich auch hier möglichst fern; nur als 1877 das erste Münsterfest gefeiert wurde, nahm er an den Vorbereitungen, namentlich zum großartigen historischen Festzug, lebhaften Anteil.

Herbst 1878 fiel ihm das Rektorat des humanistischen Gymnasiums in der Landeshauptstadt zu, seit 1880 mit dem Titel eines Oberstudienrats. Als sich 1881 die Anstalt in zwei teilte, übernahm er auf besonderen Wunsch von Regierung und Stadtverwaltung die Leitung des neubegründeten städtischen Karlsgymnasiums.

Von allgemeinem Vertrauen und allgemeiner Verehrung getragen, waltete er anderthalb Jahrzehnte dieses verantwortungsreichen Amtes. P. war eine feine, harmonische Natur, in der sich Ernst und Würde mit Milde und Wohlwollen glücklich paarte. In dem mehr theoretisch als praktisch veranlagten Manne waltete ein starkes sittliches Bewußtsein und hoher idealer Schwung. Bei gründlicher Wissenschaftlichkeit und umfassendem Wissen dünkte ihm doch an seinem Lehrberuf nichts zu klein, widmete er ihm auf jeder Stufe seines Wirkens die volle Kraft und Zeit. Nicht in der Mitteilung möglichst umfangreichen Lehrstoffs, vielmehr in der sittlichen Erziehung der Jugend erblickte er die Hauptaufgabe des Gymnasiums. Im Widerstreit der Meinungen über die Zukunft des höheren Schulwesens stand er fest zur Forderung voller humanistischen Bildung, ohne zeitgemäße Reformen ausschließen zu wollen. P. war das allgemein anerkannte Oberhaupt der humanistischen Philologie in Württemberg. Und als sich dieser Stand behufs Vertretung seiner Interessen zum württembergischen Gymnasiallehrerverein zusammentat, wurde P. zum ersten Vorstande gewählt.

Seine literarische Tätigkeit, die wenig umfangreich war, stand in jeweiligem Zusammenhang mit seiner Berufsarbeit. Als Stiftsrepetent hatte er die griechische Literatur und Altertumskunde zu seinem Spezialstudium gemacht. Während der Ulmer Zeit beschäftigte er sich namentlich mit Tacitus und der römischen Geschichte, über diese Gegenstände eine Reihe Programme sowie Abhandlungen in Zeitschriften und periodischen Druckwerken veröffentlichend. Als Stuttgarter Gymnasialrektor ließ er seine sorgsam durchdachten und edel gehaltenen Schulreden in den Vordergrund treten, in denen er seine Anschauungen über Unterrichts- und Erziehungswesen niedergelegt, sich an den idealen Sinn der Jugend gewandt und den Eltern die hohe sittliche Aufgabe der Schule ans Herz gelegt hat. Aus Anlaß seines 70. Geburtstages vereinigte er diese Reden zu einem Bande (Stuttgart 1892).

Noch war P.s ehrenvolle Laufbahn nicht beschlossen. 1895 wurde er als Direktor an die Spitze der K. Kultministerial-Abteilung für Gelehrten- und Realschulen berufen. Erst nach langem Sträuben und schweren inneren Kämpfen entschloß er sich, dem Drängen der maßgebenden Behörde nachzugeben und ein in den Übergangszeiten, die das höhere Schulwesen durchmachte, doppelt schwieriges Amt zu übernehmen. Er war im Alter schon zu weit vorgerückt, um auf dem neuen Gebiete noch eine entschiedene Wirksamkeit entfalten zu können. 1898 ließ er, der eben 50 Dienstjahre hinter sich gebracht hatte, sich in den bleibenden Ruhestand versetzen. Er wurde durch den Titel eines Präsidenten und die Ehrenmitgliedschaft der K. Kultministerial-Abteilung (wie auch des württembergischen Gymnasiallehrervereins) ausgezeichnet, nachdem ihm schon 1896 die philosophische Fakultät in Tübingen das Doktordiplom ehrenhalber erneuert hatte.

Ein wohlverdienter Feierabend von 2 Jahren wartete nun des geistig rüstigen Greisen. Er starb an den Nachwirkungen der Influenza; seine Lebensgefährtin war ihm 4 Tage im Tode vorangegangen.

»Schwäbische Kronik« vom 9. April 1900 Nr. 166 u. 12. April Nr. 171, »Staats-Anzeiger für Württemberg« vom 9. April Nr. 83 u. 11. April Nr. 85, (Stuttgarter) »Neues Tagblatt« vom 9. April Nr. 83, »Neues Korrespondenz-Blatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs« VII (1900) S. 121 f. Rudolf Krauß.

Rustige, Heinrich (Franz Gaudens von), Maler und Dichter, * 11. (nicht 12.) April 1810 zu Werl in Westfalen, † 15. Januar 1900 zu Stuttgart. — Der Vater, selbst Jurist, bestimmte den Sohn zum juristischen Studium, der es jedoch durchsetzte, daß er, nach Absolvierung des Gymnasiums in Arnsberg, Herbst 1828 die Kunstakademie in Düsseldorf beziehen durfte. Nach dreijährigen Studien, besonders unter Schadow, hatte sich sein Talent so rasch entwickelt, daß er es wagen konnte, zwei Werke, »Der Invalide« und »Der verwundete Krieger«, auf die Kunstausstellung nach Berlin zu senden, wo sie prämiiert wurden. Mehr noch begründete ein größeres figurenreiches Bild »Rheinische Kirmeß« (1833) seinen Ruf.

1833—34 diente R. als Einjährig-Freiwilliger in der Bundesfestung Mainz. Auch während dieser Epoche ruhte sein Pinsel nicht. Damals entstanden unter anderem die Gemälde »Der Brautzug« und »Zwei Soldatesken«. Auch hatte er der Reihe nach seine Vorgesetzten und deren Damen zu porträtieren. Er selbst hat noch als Greis die Erlebnisse seiner Militärzeit mit behaglicher Breite in dem von Emil Rumpf illustrierten Büchlein »Der Maler in Uniform« (Stuttgart 1890) aufgezeichnet.

Nachdem er den bunten Rock ausgezogen hatte, kehrte er zum Studium nach Düsseldorf zurück, wo er noch bis 1836 blieb. In diesem Jahre brachte ihm sein »Gebet beim Gewitter« einen großen Erfolg; die Berliner Nationalgalerie besitzt dieses Bild R.s (wie auch seine »Überschwemmung«). Er übersiedelte nun mit einer Anzahl Düsseldorfer Studiengenossen nach Frankfurt a. M. an das Städelsche Institut. Hier erhielt er bald den Unterricht im Malen übertragen, den er bis 1842 beibehielt. Er zeigte entschiedene Lehrbegabung und bildete eine Anzahl hervorragender Maler aus, die mit Dankbarkeit an ihm hingen. Hier schuf er zwei seiner besten Bilder: »Maria als Himmelskönigin«, ein edles Altarblatt für eine westfälische Kirche, und das wirkungsvolle Genrebild »Die Heimkehr des Spielers«. Während und nach der Frankfurter Zeit machte R. Studienreisen nach München, Tirol, Wien, Ungarn, Berlin, Belgien, Paris, wo er längeren Aufenthalt nahm. Die Früchte dieser Reisen waren eine Anzahl Gemälde, wie »Einquartierungsszene«, »Abend in Tyrol«, »Junge Witwe«, »Spanischer Spion«, »Schweizermädchen, vor dem Gewitter flüchtend«, »Szene aus dem Tyroler Kriege«, »Ungarische Zigeuner«, »Ungarisches Kaffeehaus«, »Lagerleben österreichischer Truppen«; letzteres erwarb der Kaiser von Rußland.

Nachdem sich R. eine Zeitlang in seiner Heimat und bei Mutter und Geschwistern in Mainz aufgehalten hatte, leistete er am 1. Mai 1845 einem Rufe als Professor an die Stuttgarter Kunstschule Folge. Hier war er zunächst zur Leitung des Elementarunterrichts, sowie als Lehrer der Porträt- und Genremalerei ausersehen. Da es jedoch an der Anstalt noch an eigenen Lehrkräften für die Hilfswissenschaften der Kunstgeschichte, Anatomie und Perspektive, fehlte, nahm er sich anfangs auch dieser Fächer an. Seine ge-

diegene Bildung, seine reichen Erfahrungen und seine geistige Beweglichkeit kamen ihm in seinem neuen Amte sehr zu statten. Eine Reihe tüchtiger Maler und Illustratoren gingen aus seiner Schule hervor. Er selbst sprang überall in die Lücke, übernahm wiederholt die Direktion der Anstalt, auch den Unterricht in der Landschaftsmalerei. Doch sperrte sein überwiegender Einfluß allzu lange die moderne Richtung von der Stuttgarter Kunstschule vollständig ab, und vergebens stemmten sich ihm die jüngeren Kräfte entgegen.

Neben seinem Hauptamt verwaltete R. eine Reihe wichtiger Nebenämter. Er war Mitglied der Kommission zur Beratung des Kultministeriums in Angelegenheiten der bildenden Künste. Er hatte zeitweise die Inspektion der Kupferstichsammlung. Vor allem aber stand er seit 1857 an der Spitze der staatlichen Gemäldegalerie, um die er sich mancherlei Verdienste erwarb. Er sorgte für praktische Neuordnung der Sammlungen und stete Ergänzung durch Ankauf wertvoller Werke. Dazu trat noch die Stelle eines Inspektors der Gemälde in den Königlichen Schlössern. Diese beiden Verwaltungen behielt er noch bei, nachdem er im November 1887 als Professor der Kunstschule wegen vorgerückten Alters auf sein Ansuchen pensioniert worden war. Damals erhielt er den Titel eines Galeriedirektors. Oktober 1897 trat er auch von der Leitung der Staatsgalerie, Jahrs darauf von dem Inspektorate der K. Privatgemälde zurück.

Dabei entfaltete R. bis ins höchste Alter eine erstaunliche künstlerische Produktivität. Dauernde Kunstwirkungen wußte er freilich nicht hervorzubringen. Er gehörte zu jenen Historienmalern alten Schlags, über deren Richtung die moderne Kunst längst hinweggeschritten ist. Doch kam ihm seine reiche allgemeine Bildung sehr zu Statten, an der sich seine Phantasie nährte, und die ihn mit Begeisterung für große und edle Vorwürfe erfüllte. In der Komposition pompöser Staatsaktionen besaß er viel Geschicklichkeit, auch Sinn für das Charakteristische. Zu seinen bekanntesten Gemälden gehören — außer den schon erwähnten: »Rubens und seine Schüler«, »Überführung der Leiche Ottos III. über die Alpen«, »Kreuzfahrer in der Wüste«, »Kaiser Friedrich II in Palermo«, »Herzog Alba und die Gräfin von Rudolstadt, nach Schiller« (1861), »Kaiser Otto bezeichnet mit seinem Speere die Grenze Deutschlands gegen die Dänen« (1865 — die beiden letzten in der Stuttgarter Staatsgalerie). Seine kleineren Genre- und Landschaftsbilder zählen nach Hunderten. Manche davon, wie »Das wiedergefundene Kind«, sind durch Reproduktionen populär geworden. Seine Gemälde sind über ganz Deutschland, Österreich-Ungarn, England, Amerika zerstreut.

Der ideal veranlagte Künstler war zugleich ein liebenswürdiger Mensch, der in Stuttgart allgemein beliebt war und zu den bekanntesten Persönlichkeiten, den charakteristischsten Erscheinungen der Residenz zählte. Ein halbes Jahrhundert lang spielte er im Stuttgarter Kunstleben eine wichtige Rolle. Er hielt öffentliche Vorträge über kunsthistorische und ästhetische Themata, wirkte für die Hebung des Stuttgarter Kunstvereins, gehörte zu den Begründern und Hauptstützen der einst hoch angesehenen Künstlergesellschaft »Bergwerk«. Auch für seine Berufs- und Standesinteressen war er mit Eifer tätig. Als sich die Künstler Deutschlands in Bingen versammelten, um eine Genossenschaft zu bilden, tagte R. mit und begründete die Lokalgenossenschaft Stuttgart, deren Vorstand er zwei Jahrzehnte lang blieb; nach seinem Rücktritt 1891 wurde er Ehrenmitglied. Bis 1896 stand er an der Spitze des

württembergischen Künstlervereins. Auch der Künstler-Unterstützungsverein war sein Werk. Endlich war er Vorsitzender des photographischen Sachverständigenvereins für Württemberg, Baden und Hessen.

Dieser vielseitige Mann hat sich auch in der Poesie nicht ohne Erfolg versucht. 1845 ließ er Gedichte, 1851 das Drama »Filippo Lippi«, 1853 die Tragödie »Attila«, 1856 das dramatische Charakterbild »Konrad Wiederhold«, 1860 das historische Schauspiel »Kaiser Ludwig, der Baier«, 1863 das historische Schauspiel »Eberhard im Bart«, 1876 »Reime und Träume im Dunkelarrest« erscheinen. Von seinen Stücken wurden einige (»Filippo Lippi«, »Attila«, »Konrad Wiederhold«) im Stuttgarter Hoftheater, für das er auch Festspiele zur Mozart- und Weberfeier dichtete, sowie auf andern Bühnen wiederholt dargestellt. »Filippo Lippi«, das Shakespearesche Züge aufweist, ist das beste unter diesen Dramen; später ist er ganz zum Schillerschen Stil übergegangen, dessen Vorbild bis in Einzelheiten nachwirkt. R.s Sprache ist durchweg edel, schön, sogar ausdrucksvoll: aber in der Pracht der Diktion geht die Charakteristik unter; es fehlt nicht an einzelnen kräftigen Wirkungen, wohl aber am festen dramatischen Kern. Seine Schauspiele zeigen eine ähnliche künstlerische Physiognomie wie seine Gemälde. Seine Lieder sind nicht bedeutend, aber von gewinnender Frische. Sie treffen gut den volksmäßigen Ton, und darum sind mehrere in Musik gesetzt worden. Auch patriotische Klänge hat er vernehmen lassen. — Schließlich ist noch seiner in Stuttgarter Zeitungen sowie in Berliner und Wiener Kunstblättern veröffentlichten Kunstberichte zu gedenken, die stets Beachtung fanden und gerne gelesen wurden.

Äußere Ehren und Auszeichnungen sind R. in reichem Maße zu teil geworden. Er besaß hohe Orden und Medaillen. Am 1. Mai 1885 feierte er das Jubiläum seiner 40jährigen Stuttgarter Wirksamkeit, 1890 seinen 80. Geburtstag, 1895 in Verbindung mit dem 85. Geburtsfest sein 50jähriges Dienstjubiläum, und bei diesen verschiedenen Gelegenheiten wurden ihm Huldigungen aller Art, auch von auswärts, bereitet. 1891 ernannte ihn seine Geburtsstadt Werl zum Ehrenbürger. Den nahe bevorstehenden 90. Geburtstag festlich zu begehen, war ihm nicht mehr beschieden.

R. erfreute sich, trotz kleiner, schmächtiger Gestalt, einer eisernen Gesundheit. Er war ein ungewöhnlich starker Raucher, und es bekam ihm vorzüglich. Erst in den letzten Jahren ließ seine Rüstigkeit um weniges nach. Eine hochbetagte Witwe (Emma, geb. Arndts), 3 Kinder, 17 Enkel und 3 Urenkel betrauerten ihn.

»Schwäbische Kronik« vom 16. Januar 1900 Nr. 23 u. »Schwäbischer Merkur« vom 18. Januar Nr. 28, (Stuttgarter) »Neues Tagblatt« vom 16. Januar Nr. 12, »Staats-Anzeiger für Württemberg« desgl., »Frankfurter Zeitung« vom 17. Januar Nr. 16, 2. Morgenblatt, Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts (5. Ausgabe) III S. 374 und 555, Künstlerlexika, Konversationslexika. Rudolf Krauß.

Benzinger-Wahlmann, Eleonore, Tragödin, * 11. April 1843 in Klagenfurt, † 18. Juli 1900 in Tübingen. — Das rechte Theaterkind, das durch alle natürlichen Voraussetzungen von vornherein zur Bühnenlaufbahn bestimmt war! Die Eltern gehörten beide dem Schauspielerstande an; der Vater Joseph Wahlmann starb am 24. Januar 1879 in Hamburg als Mitglied des dortigen Variété-Theaters. Die Kleine zog mit den Eltern von Stadt zu Stadt, von Engagement zu Engagement. Kaum dreijährig, hatte sie ihr erstes Debut, welche Episode sie selbst also geschildert hat: »Auf einer österreichischen

Bühne, welcher meine Eltern angehörten, wurden lebende Bilder gestellt, unter anderen die historische Szene nach dem bekannten Gemälde: Maria Theresia mit ihrem Söhnchen Joseph auf dem Arm auf dem Thron, um sie herum die edlen Magyaren, dem kleinen Kaiser Joseph Treue schwörend. Meine Wenigkeit war nichts Geringeres als — der Kaiser Joseph. Ich sollte mich recht ruhig auf dem Arme meiner guten Mutter (Maria Theresia) verhalten; das war meine Aufgabe. Bei der Probe ging alles gut. Am Abend schien mich das Passive und Stumme meiner Rolle zu genieren, ich hatte entschieden den Wunsch, handelnd einzugreifen. Ich erblickte unter den Treue schwörenden Magyaren meinen Vater und rief plötzlich voll Freude: »Da ist der Papa, da ist der Papa!« Das Publikum brach in Beifall aus, Maria Theresia aber war in der größten Verlegenheit, und als der Vorhang gefallen war, erhielt ich von ihr eine recht scharfe Verweisung. Wahrscheinlich flossen damals meine ersten Künstlertränen.« Später spielte Eleonore Kinderrollen in Ulm, wo die Mutter in der Saison 1851/52 angestellt war, ferner in Augsburg, Bamberg, Bern. Walter Tell, die kleine Infantin in »Don Carlos«, Otto in Müllners »Schuld« gehörten zu ihren Glanzpartien.

Schließlich erkannten jedoch die Eltern die Notwendigkeit einer geregelten Schulbildung und schickten die schon halb Erwachsene in ein Wiener Institut, wo sie mehrere Jahre verbrachte, zu ihrem Kummer von allen Beziehungen zur Bühne abgeschnitten. Dann erhielt sie durch Emil Devrient, dem ihre Begabung nicht verborgen blieb, in Wien regelrechten dramatischen Unterricht. Und alsbald mit 18 Jahren hinaus in die Welt, in das Leben! 1861 fand sie ihr erstes Engagement bei einer wandernden Truppe, die damals in Königgrätz spielte. 1862 wurde sie erste tragische Liebhaberin im Linzer Stadttheater. Amsterdam und Graz waren die weiteren kurzen Stationen ihrer Künstlerlaufbahn. Sie hatte sich frühzeitig und wider den Willen ihrer Eltern mit einem ihrer unwürdigen Manne verheiratet, der sich Mergarté nannte und Zirkusartist war. Sein früher Tod machte sie zu ihrem Heile bald wieder frei.

1866 zog Heinrich Marr die W. vorübergehend ans Hamburger Thaliatheater, und in seiner Schule vervollkommnete sich ihre künstlerische Bildung außerordentlich. Dem alten Praktiker entging nicht ihr ausgesprochener Beruf zur Heroine, und er lenkte ihr Talent in dieses Fahrwasser. Er empfahl sie dem Stuttgarter Hoftheaterintendanten Baron Gall und nahm sie nach der württembergischen Hauptstadt mit, als er im Frühsommer 1866 dort gastierte. Im Juni betrat die junge Witwe, »damals ein schmächtiges, interessantes, mignonhaftes Geschöpf« (Adolf Palm), zum erstenmal die Bretter des Stuttgarter Hoftheaters als Deborah mit großem Erfolg, der ihr auch in zwei weiteren Gastrollen treu blieb und ihr Engagement entschied. Am 7. September 1866 eröffnete sie ihre ständige Wirksamkeit an dieser Kunststätte mit der Titelrolle in Schillers »Maria Stuart«. 33 Jahre lang hat sie ihre besten Kräfte der Stuttgarter Hofbühne gewidmet, zu deren charakteristischsten Erscheinungen und glänzendsten Zierden sie gehörte. Den regelmäßigen Urlaub, den ihr Kontrakt ihr gewährte, benutzte sie zu auswärtigen Gastspielen. Im Laufe der Jahre trat sie fast in allen großen deutschen Städten auf, und ihr Ruf mehrte sich stetig. Sie erhielt verlockende Engagementsanträge an das K. Schauspielhaus in Berlin, an das Münchener Hoftheater, an Laubes Wiener Stadttheater. Doch entschied sie sich zuletzt immer wieder zum Bleiben in der ihr lieb gewordenen Stuttgarter Stellung, die ihr einen lebenslänglichen Kontrakt gewährleistete.

Anfangs war es ihr freilich auch in Stuttgart schwer gefallen, die ihrem Talente zusagende Beschäftigung zu finden. Erst Feodor Wehl, der 1870 artistischer Direktor wurde, verschaffte ihr energisch Spielraum und baute bald sein Repertoire zum großen Teil auf ihre Person. Als sie im Jahre 1886 ihr fünfundzwanzigjähriges Künstlerjubiläum und zugleich das ihrer zwanzigjährigen Zugehörigkeit zum Stuttgarter Hoftheater feierte, stand sie auf der Höhe ihres Ruhmes. Großartige Huldigungen zeugten von der ungewöhnlichen Beliebtheit, deren sie sich erfreute. 5 Jahre später, am 1. September 1891, an welchem Tage sie ihr fünfundzwanzigjahriges Stuttgarter Jubelfest beging, wiederholten sich die ihr gespendeten Gunstbezeugungen und Ehren. Aber in der Zwischenzeit hatte sie schmerzliche Erfahrungen erlebt. Die unerbittliche Zeit hatte ihr die Fähigkeit geraubt, die zur Darstellung jugendlicher Heroinen notwendige Illusion zu wecken. Sie mußte es zu ihrem leidenschaftlichen Kummer erleben, wie von den Rollen, die sie jahrelang als ihr Monopol betrachtet hatte, eine um die andre an jüngere Kolleginnen überging. Doch noch immer blieb ihr das weite und schöne Feld der Heldenmütter ausschließlich vorbehalten. Nun aber trat im letzten Dezennium ihrer Bühnenlaufbahn das klassische und klassizistische Drama, worin ihre Stärke lag, mehr und mehr in den Hintergrund, und das moderne Drama stellte ihr nur selten Aufgaben, die ihrem Wesen ganz zusagten. So vermochte sie ihre künstlerische Kraft nicht mehr ausgiebig genug zu betätigen.

Gewiß nagte der Schmerz darüber am Leben der Frau, die ihrem Berufe mit Leib und Seele angehörte. Auch in ihrem Privatleben mochten mancherlei Anlässe zur Desorganisation des Nervensystems liegen. Sie hatte im Jahre 1875 eine zweite Ehe mit dem unbedeutenden Stuttgarter Hofschauspieler Hermann Willführ eingegangen, die später jedoch wieder geschieden wurde. 1892 vermählte sie sich zum drittenmale mit dem Heldendarsteller Ernst Benzinger, dessen Mutter sie den Jahren nach hätte sein können. Von den unkontrollierbaren Gerüchten, die über ihre häuslichen Verhältnisse umliefen, soll hier nicht die Rede sein; sicher aber ist soviel, daß ihr heißblütiges Naturell wie auf der Bühne so auch im Privatleben zur Geltung kam. Am 2. Februar 1900 hatte sie noch aus Anlaß eines Gastspiels der Sorma für eine verhinderte Kollegin die Rolle der alten Wittichen in G. Hauptmanns »Versunkener Glocke« übernommen und trefflich durchgeführt, und wohl niemand ahnte, daß sie nie wieder die Stätte ihres langjährigen Wirkens betreten sollte, daß sie die Keime einer schweren Geisteskrankheit in sich trug. Wenige Tage darauf kam diese zum Ausbruch: im Neckar (bei Münster) wollte die Unglückliche ihren Jammer für immer begraben. Sie wurde jedoch gerettet, in die Irrenheilanstalt Kennenburg gebracht und später in die Tübinger psychiatrische Klinik überführt. Stunden scheinbarer Besserung hielten niemals lange an, und schließlich erlosch ihr Leben wie eine Lampe, der es am Öl gebricht: Herzschwäche nannten die Ärzte die letzte Todesursache. Sie wurde in Stuttgart auf dem Pragfriedhof in der Frühe des 20. Juli an der Seite ihrer längst verstorbenen Mutter ganz still — da ihre Kollegen in den Sommerferien weilten — beerdigt.

Mit Eleonore Wahlmann ist eine Heroine aus dem Leben geschieden, die neben Klara Ziegler die bedeutendste Vertreterin des alten Stils war. Glänzende äußere Mittel kamen ihr für die Bühnenlaufbahn zu statten: eine hohe Gestalt, bewegliche Gesichtszüge, ausdrucksvolle Augen und vor allem ein Organ von wunderbarer Kraft und Klarheit, das sie vollständig in der

Gewalt hatte, so daß auch unter den ungünstigsten akustischen Bedingungen nie ein Wort ihres Vortrags dem Hörer verloren ging. Wie ein Nachhall von Orgelklang tönt noch in den Ohren Tausender diese prächtige Menschenstimme fort. Ihre rhetorische Kunst machte sie auch zu einer geschätzten Deklamatorin, und häufig stellte sie sich für festliche oder wohltätige Veranstaltungen zur Verfügung, namentlich dem Stuttgarter Liederkranz, der sie zum Dank zu seinem Ehrenmitglied gemacht hat. Aber erst die innere Glut ihres Wesens, ihr leidenschaftliches Temperament hat sie zur großen Künstlerin gemacht. Anfangs ließ sie den in ihr wirkenden elementaren Mächten zu sehr die Zügel schießen. Als sie nach Stuttgart kam, steckte sie noch ziemlich tief im Naturalismus. Aber allmählich verlernte sie die allzu grelle Farbengebung, gewann immer mehr die Herrschaft über die künstlerischen Ausdrucksmittel, so daß sogar hoheitsvolle Würde ihr zu Gesicht stand und sie den edlen hellenischen Charakteren einer Antigone und Iphigenie gerecht zu werden vermochte. Aber immerhin blieb ihre natürliche Eigenart so weit unberührt, daß sie zeitlebens da ihren Platz am vollkommensten ausfüllte, wo sie fortstürmende Leidenschaft, dämonische Glut, wilde Rachgier zu verkörpern hatte. Während sie das sonnig Heitere, das hinschmelzend Weiche nur schwer ihrer Natur abrang, traf sie den Ton schneidender Schärfe, abstoßender Herbe vorzüglich. Sie erfaßte alle ihr zugeteilten Aufgaben mit sicherem Instinkt, ohne allzuviel darüber zu grübeln und daran zu tüfteln; sie vermied es, ihre Rollen mit geistreichen Einzelheiten zu überladen und so zu zerpflücken, sie stellte vielmehr aus den Vollen geschöpfte Figuren im Lapidarstil auf die Bühne. Feodor Wehl, der sie genauer als irgend ein anderer kannte, sagt von ihr: »Frau Eleonore Wahlmann ist sozusagen ein ehrliches, naturwüchsiges Talent, dem des Gedankens Blässe nicht allzusehr angekränkelt ist, sondern das noch aus ursprünglicher Individualität und Empfindungsstärke heraus zu schaffen gewohnt ist. Dieses Talent ist kein leisetreterisches und mit den Fingerspitzen zufassendes, sondern ein Talent, das mit festem, wuchtigem Schritte und großen Arm- und Handbewegungen sich dramatisch auszugeben pflegt. Alles, was Frau Wahlmann bietet, ist in sicheren, straffen Umrissen und vollen Farben dargeboten.«

Die Tragödie großen Stils mit ihrem hohen Pathos war das Lebenselement der also veranlagten Künstlerin. Kongenial fühlte sie sich den Klassikern und denjenigen Dramatikern, welche in den Spuren dieser gewandelt sind. Vor allem machte sie Schillers fortreißende Beredsamkeit zu der ihrigen. Ihre Königin Elisabeth, ihre Marfa, ihre Fürstin Isabella, ihre Gräfin Terzky, ihre Amgard waren unübertreffliche Leistungen. Die Jungfrau von Orleans spielte sie ganz ins Heldenhafte, ohne dem visionären Elemente in der Rolle gerecht zu werden. Die Gestalten der Eboli und Milford, ebenso wie die der Gräfin Orsina und Adelheid im »Götz von Berlichingen« durchtränkte sie mit leidenschaftlicher Glut, stattete jedoch solche vornehmen Buhlerinnen nicht hinlänglich mit feineren geistigen Zügen aus. Zu den gewaltigsten Wirkungen erhob sich ihre Medea, ihre Lea (in O. Ludwigs »Makkabäern«), ihre Brunhild (in Geibels wie Hebbels Dichtung). Von weiteren Glanzpartien der Wahlmann seien noch angeführt: Lady Macbeth, Hermione, Phädra, Judith, Sappho, Thusnelda (in Halms »Fechter von Ravenna«), Geierwally. Als die Wolter in Stuttgart die Messalina darstellte, stand ihr Frau Wahlmann als Arria vollständig ebenbürtig gegenüber. Eine der letzten ihrer Begabung zusagenden Rollen war die Herodias in Suder-

manns »Johannes«. In jüngeren Jahren trat sie auch häufig im Konversationsstück auf; hier ließ sie jedoch, wie sich Wehl ausdrückt, »eine gewisse Feinheit und anmutige Leichtigkeit des Unterhaltungstones und der Umgangsmanieren vermissen«. Der modernen dramatischen Kunst und mehr noch der modernen Spielweise, die, ein Flüstern und Säuseln an Stelle des deutlich gesprochenen Worts setzend, sich allmählich sogar in das höhere Drama einschlich, stand sie, wie schon angedeutet, verständnis- und fassungslos gegenüber. Doch verkörperte sie gerade einige Ibsensche Charaktere mit Glück, vor allem die resolute Lona Hessel in den »Stützen der Gesellschaft«, auch Frau Alving in den »Gespenstern«.

»Schwäbische Kronik« vom 19. Juli 1900 Nr. 330, (Stuttgarter) »Neues Tagblatt« vom 20. Juli Nr. 166 (mit autobiographischen Aufzeichnungen), »Staats-Anzeiger für Württemberg« vom 20. Juli Nr. 166, »Der Beobachter« vom 20. Juli Nr. 167, »Bühne und Welt« II Nr. 22 (2. Augustheft 1900), »Neuer Almanach«, herausgegeben von der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger 12 S. 157f., »Deutsche Bühnengenossenschaft« 1900 Nr. 30, Feodor Wehl, Fünfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheater-Leitung (Hamburg 1886), namentlich S. 81, Adolf Palm, Briefe aus der Bretterwelt (Stuttgart 1881), namentlich S. 188f. — Bilder in »Bühne und Welt« I Nr. 19 (1. Juliheft 1899) S. 873 und in zahlreichen illustrierten Zeitschriften aus Anlaß ihres Todes; Porträtbüste (als Iphigenie) von R. Dietelbach (Stuttgart 1901). Rudolf Krauß.

Betz, Franz, Sänger, * am 19. März 1835 in Mainz, † am 11. August 1900 zu Berlin. — Seine künstlerische Laufbahn umspannte fast die volle zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts und als er im Herbst 1897 vom Schauplatz seiner 42jährigen Tätigkeit zurücktrat, galt er der Welt mit Recht als ein wahrer Meistersinger. Von Gottes Gnaden war aber auch ihm diese Würde nicht zugefallen und lange, harte Lehrjahre gingen den Tagen seines Ruhmes vorauf. Von Kind auf musikalisch und stimmlich begabt, ward der junge B., nachdem er das Mainzer Gymnasium besucht, von seinen Eltern doch nicht zum Sängerberuf bestimmt, sondern mußte die polytechnische Schule in Karlsruhe beziehen, um sich dem Maschinenbau zu widmen. Innerste Neigung, der Reiz des blühenden hauptstädtischen Theaterwesens und gelegentliche Erfolge an Liedertafeln und in Dilettantenkonzerten lockten den jungen Ingenieur bald vom Reißbrett weg und nach kurzen vorbereitenden Gesangsstudien wagte der Zwanzigjährige den Schritt auf die Bretter. Am 16. Dezember 1855 versuchte er auf dem Hoftheater zu Hannover als »Heerrufer« im »Lohengrin« zum erstenmal sein Glück und seine Kräfte. Beide versagten und schon im Frühjahr 1857 wurde B. der auf drei Jahre lautende Vertrag »wegen gänzlicher Unbrauchbarkeit« gekündigt. Nun begann für ihn das Wanderleben des »Fahrenden«. Bei einer Truppe, die in Bernburg, Köthen, Altenburg, Gera ihre Künste produzierte, eignete er sich im Winter 1857/58 die erste handwerksmäßige Sicherheit an und ward darauf im Herbst 1858 als erster Bariton in Rostock wieder seßhaft. Von hier führte ihn ein Gastspiel am 27. Februar 1859 nach Berlin, wo seine Leistung als »Wolfram« so sehr gefiel, daß er sofort für die kgl. Oper verpflichtet wurde. Am 1. Mai desselben Jahres trat er alsdann die Stellung an, in der seine Kunst zur Vollendung reifte. Die ersten Jahre freilich wollten sich für den lebenslustigen Rheinländer die Aussichten an der Spree nicht besonders günstig gestalten. Die Unzulänglichkeit seiner Gesangsbildung und die Unbeholfenheit seines Spieles traten namentlich in den klassischen Opern und in sog. Spielpartien störend zu Tage und noch 1862 sollen die Berliner ihren spätern

Liebling gelegentlich einer Aufführung des »Liebestrankes« schlankweg ausgelacht haben. Da unterzog sich B. nochmals ernstesten Gesangsstudien und das Ergebnis seiner von Joseph Hauser in Karlsruhe sachverständig geleiteten Bemühungen war derart, daß er mit einem Male in die vorderste Reihe der Berliner Opernkünstler rückte. Mit der ersten Berliner Aufführung der »Afrikanerin« von Meyerbeer am 18. Nov. 1865, in der ihm die charakteristische Rolle des Nelusco zugefallen war, begann B.s Stern zu steigen. Er erreichte seinen Zenith, als Richard Wagner im Frühjahr 1868 Betz zum Darsteller seines Hans Sachs erkor und ihn zur Mitwirkung an den ersten Aufführungen des »Meistersinger von Nürnberg« nach München berief. Für alle Zeiten wird das Andenken des herrlichen Sängers mit der Erinnerung an die glorreiche Urständ dieses köstlichsten, deutschesten Kunstwerks am 21. Juni 1868 verknüpft sein. Alle Grundeigenschaften seines Wesens, der männliche Ernst, die schlichte Herzlichkeit und der gute Humor seiner Natur, und alle Vorzüge seines Künstlertums, vor allem die musterhafte Art der Ton- und Wortvermählung und die Prägnanz der musikalischen Nachgestaltung fanden in dieser Rolle so reichliche und natürliche Gelegenheit zur Entfaltung, daß die Figur ihm zum wahrhaftigen Lebensbild geriet. Den Hans Sachs mit den Mitteln feinster Kunst in solcher Urwüchsigkeit hinzustellen wie es Franz Betz vermochte, das war mal wirklich ein Meisterstück. Wagner selbst wußte den Sänger, der die aus der praktischen Durchführung und Durchbildung des neuen Gesangs- und Darstellungsstiles sich ergebenden Schwierigkeiten so glücklich überwunden hatte, nach Gebühr zu schätzen. Er anvertraute ihm Mitte der siebziger Jahre auch die bedeutsame Mittelfigur seines großen Nibelungenwerkes und bereitete ihn selbst für die unerhört schwierige Darstellung des »Wotan« vor. Wie B. seiner Aufgabe 1876 bei den ersten Bayreuther Festspielen gerecht wurde, ist aus Wagners Schriften (X. 154) zu ersehen; der Meister bezeichnet da seine Leistung geradezu als »das Übermäßigste«, was bisher auf dem Gebiete der musikalischen Dramatik geboten wurde. Wer etwa in spätern Jahren den B.schen Walvater gesehen, dürfte des Meisters Lob etwas gar zu volltönend finden. Die Partie lag dem der Höhe zustrebenden Organ des Künstlers nicht durchweg so günstig wie die des Sachs und in der geistigen Haltung der Rolle machte sich mit vorrückendem Alter eine kühle Überlegenheit geltend, die der Wotansgestalt nicht eignet. Dieses aus dem gesicherten Besitz einer vollendeten Künstlerschaft und der angeborenen rheinischen Lebensfreiheit erwachsende vornehm-behäbige Walten und Wirken war recht eigentlich der erschöpfende Ausdruck seiner fest in sich geschlossenen Persönlichkeit. So mußte er geradezu prädestiniert erscheinen zur Nachschaffung der aus Verdis Greisenphantasie entsprungenen Gestalt des Falstaff, mit der er 1893 sich seinen letzten großen Erfolg holte. Die Berliner, die seinen Plumkett (Martha) und namentlich seinen drolligen Seneschall (Johann von Paris) schätzten und liebten, waren doch von dieser unvergleichlichen feinkomischen Leistung des fast sechzigjährigen Künstlers überrascht und zur Begeisterung hingerissen. Aus seinen Vorzügen erklart es sich leicht, daß B. im Fache der großen Helden der Leidenschaft (Don Juan, Heiling u. a.) niemals die Wirkung seiner ernsten oder heitern Rollen erreichte, zumal da seine feste, breite Leiblichkeit überhaupt nicht die Beweglichkeit und Wandlungsfahigkeit seiner Stimme hatte. Im Gegensatz zu seinem genialen Kollegen Albert Niemann repräsentierte er durchaus den apollinischen Künstler. Sein Nachschaffen und Schaffen war bestimmt von Gesetz

und Maß. Als er 1871 in Wien seine besten Rollen sang, bewunderte man die überlegene Intelligenz der Auffassung und die Gewissenhaftigkeit, mit der er die musikalische Wirkung der dramatischen unterordne, und in den Berliner Konzertsälen, wo er ein oft gefeierter Gast war, rühmte man neben seiner vollendeten Gesangskunst vor allem seine Enthaltsamkeit von allen äußerlichen und gar theatralischen Wirkungsmitteln. Wo immer B. stand, vor den Rampen oder auf dem Podium, seine Hingabe galt zuerst der Sache, der ernst erfaßten hohen Kunst, und nur wenn etwa fremde Virtuosen den Sinn seines Opernhaus-Publikums zu verwirren schienen, ließ er sich dazu bewegen, mit seinen herrlichen Stimmmitteln »loszulegen«, um der heimischen Kunstübung die gebührende Achtung auf alle Falle zu sichern. Denn, wie dankbar sich auch seinem wohlig-warmen Stimmklang und der ruhigen Breite seines Vortrags die italienische Cantilene erwies, mit seinem Herzen gehörte er allein der deutschen Kunst, für die er in den entscheidenden Kämpfen des 19. Jahrhunderts tapfer gefochten und glorreich gesiegt hatte.

Heinrich Welti.

Erckert, Roderich von, Militärschriftsteller und Ethnograph, * 1821 in Kulm, † 12. Dezember 1900 in Berlin. — E. stammte aus einer alten preußischen Familie und trat als junger preußischer Offizier in russische Dienste und brachte es bis zum Generalleutnant. Im Jahre 1884 nahm er als Kommandeur einer kaukasischen Division seinen Abschied, ließ sich in Berlin nieder und widmete sich nun wissenschaftlichen Studien. Sein Aufenthalt in Kaukasien hatte in ihm das Interesse für ethnographische und sprachliche Studien geweckt; er schrieb: »Der Kaukasus und seine Völker« (Leipzig 1887, mit Karte, Tafeln und Abbild.); »Die Sprachen des kaukasischen Stammes« (Wien 1895, 1. Teil Wörterverzeichnis, 2. Teil Sprachproben). Das Hauptwerk seines Lebens, das er noch kurz vor seinem Tode vollendete, ist der aus zwölf Karten mit Text bestehende Atlas »Wanderungen und Siedelungen der germanischen Stämme in Mitteleuropa von den ältesten Zeiten bis auf Karl den Großen« (Berlin 1901).

»Geographisches Jahrbuch« XXIV, 1901; »Verh. d. Berliner Ges. f. Anthropologie etc.«, Jahrg. 1900, S. 577.

W. Wolkenhauer.

Hartlaub, Gustav, Dr. med., praktischer Arzt und angesehener Ornithologe, * am 8. November 1814 in Bremen, † daselbst am 20. November 1900 im eben vollendeten 86. Lebensjahre. — Nach abgeschlossener Vorbildung auf der Bremer Gelehrtenschule studierte er in Bonn, Berlin und Göttingen Medizin und Naturwissenschaften. An die Universitätszeit, die mit der in Göttingen 1838 erlangten Promotion zum Dr. medicinae abschloß, reihten sich Reisen nach Österreich, besonders in die Karpaten, nach Paris, Leiden, London, Edinburg; dann ließ er sich in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Doch mehr als die ärztliche Praxis fesselten H. mehr und mehr naturwissenschaftliche Studien, und zwar waren es die Ornithologie und von dieser wiederum bestimmte Zweige, wie z. B. die Vogelwelt des mehr und mehr als Forschungsgebiet in den Vordergrund tretenden Erdteils Afrika und Polynesiens, auf welche sich an der Hand von Sammlungen bedeutender Reisender und der wachsenden Schätze des Bremer naturwissenschaftlichen

Museums seine Arbeiten richteten. Während 25 Jahre (1846–1871) schrieb er die »Berichte über die Leistungen in der Naturgeschichte der Vögel« für Troschels »Archiv der Naturgeschichte«. Im Jahre 1857 veröffentlichte er sein »System der Ornithologie Westafrikas«. Gemeinsam mit Dr. Otto Finsch, der 1864 zum Leiter des Bremer naturwissenschaftlichen Museums berufen wurde, gab er 1867 einen »Beitrag zur Fauna Zentralpolynesiens« heraus und bearbeitete mit diesem auch »Die Vögel Ostafrikas«; letzteres Werk bildet den vierten Band von Cl. v. d. Deckens »Reisen in Ostafrika«, die der zwei Tage nach H. verstorbene Dr. Otto Kersten in so trefflicher Weise herausgab. Im Jahre 1877 erschien »Die Vögel Madagaskars und der benachbarten Inselgruppen«. In den achtziger Jahren stand H. in regem schriftlichen Verkehr mit Dr. Emin Pascha, dessen bedeutende Vogelsammlungen von ihm in zahlreichen Aufsätzen (Abhandl. des naturw. Verh. zu Bremen) bearbeitet sind. Emin Pascha (Dr. Eduard Schnitzer) sandte damals aus dem Sudan eine große Anzahl Kisten mit Vogelbälgen an den ihm persönlich völlig unbekannten Dr. Hartlaub mit der Bitte, dieselben wissenschaftlich zu bearbeiten und dann über dieselben zu verfügen. Durch einen Hinweis H.s auf Neiße als den Geburtsort Emin Paschas, der seit 1875 verschollen war, gelang es dem Schreiber dieser Zeilen damals (1887) auch, das mystische Dunkel über die Person Emin Paschas aufzuhellen (D. Geogr. Blätter, Bremen, X. 1887). Im Novemberheft des XV. Bandes der »Deutschen Revue« veröffentlichte H. über »Dr. Emin Pascha als Naturforscher« einen Aufsatz.

Als eine echte Gelehrtennatur liebte H. wenig die Öffentlichkeit in Versammlungen und Vereinen. Sein zurückhaltendes Wesen vermied es fast ängstlich, irgendwie hervortreten zu wollen, und irgendwelcher Ehrgeiz für Auszeichnung war ihm durchaus fremd. Erst 1877 ließ er sich bewegen, in den Vorstand des 1864 gegründeten »Naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen« einzutreten und (1878—1887) sogar den Vorsitz zu übernehmen. Auch als Präsident der deutschen Ornithologischen Gesellschaft (1883—1890) blieb er deren Versammlungen doch meistens fern. Der Geographischen Gesellschaft in Bremen war H. lange Zeit hindurch ein warmer Förderer und die von derselben veranstalteten Forschungsreisen fanden seine lebhafte Teilnahme. Mit Dr. M. Lindeman zusammen übernahm er auch die Redaktion des ersten (erzählenden) Teils des großen Reisewerkes über die zweite deutsche Polar-Expedition (1873). Viele der von seinem berühmten Landsmanne und Freunde Adolf Bastian herausgegebenen Werke zeigte H. in trefflich geschriebenen Feuilletonsartikeln in der »Weser-Zeitung« an. Dem aus Vegesack (bei Bremen) stammenden Afrikareisenden Gerhard Rohlfs wurden die ersten Unterstützungen zu seinen Afrikareisen vom Bremer Senat hauptsächlich auf H.'s Empfehlung bewilligt.

In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte sich H. besonders mit Goethes Werken. Angeregt vielleicht schon in der Jugend durch den Kreis geistig vielseitig gebildeter Männer und Frauen, welcher sich im elterlichen Hause von Zeit zu Zeit zu versammeln pflegte, später durch Reisen nach Italien und durch öfteren Verkehr mit seinem Jugendfreunde, dem Shakespeare-Kenner Professor Delius in Bonn, ging H.s geistiges Wesen durchaus nicht in seinen fachwissenschaftlichen Studien auf, vielmehr hatte er vollen Sinn und Verständnis für die hohen Aufgaben der deutschen Philosophie und Kunst, besonders der deutschen Dichtung.

In ungetrübter Gesundheit erlebte H. das fünfzigjährige Doktorjubiläum

und das seltene Fest der goldenen Hochzeit; nur in den letzten Jahren stellten sich körperliche Beschwerden des Alters ein.

Vgl. den Nekrolog von Dr. M. Lindeman in den »D. Geogr. Blättern« (Bd. XXIV., 1901); »Zur Erinnerung an Dr Gustav Hartlaub« von Dr. Paul Leverkühn (Journ. f. Orn. 1901, S. 337—359) und Dr. Otto Finsch: »Zur Versöhnung zweier toten Meister« (Journ. f. Ornith. 1902).

W. Wolkenhauer.

Karsten, Gustav, Dr., Geheimer Regierungsrat und Professor der Physik an der Universität Kiel, * am 24. November 1820 zu Berlin, † am 15. März 1900 im 80. Lebensjahre zu Kiel. — K. war der Sohn des Geheimen Oberbergrates Karl Bernhard Karsten in Berlin und hatte das Glück, schon in seinem Vaterhause eine Pflanzstätte vornehmer Bildung und Gesittung zu finden. Nach dem Besuch des Friedrich Wilhelm-Gymnasiums ging er 1839 zur Universität über, um Mathematik und Naturwissenschaft zu studieren, besonders unter Steiner, Lejeune, Dirichlet, Samuel Weiß, Mitscherlich, Dove und Magnus. Im Herbst 1840 setzte er ein Jahr lang seine Studien in Bonn fort, kehrte dann nach Berlin zurück und promovierte hier 1843 mit einer Dissertation »*Imponderabilium praesertim electricitatis theoria dynamica cum appendice de imaginibus quae luce calore electricitate procreantur*«. Noch weitere vier Jahre konnte er dann in sorgloser Muße der Wissenschaft leben und daneben seinem Vater ein Mitarbeiter an dem Archiv für Mineralogie, Bergbau und Hüttenkunde sein. Auch eine größere Reise über Leipzig, Dresden, Prag, Wien, Graz, Venedig, Florenz, Rom und Neapel und zurück über München fällt in diese Zeit. Im Sommer 1845 habilitierte sich K. an der Berliner Universität und gründete mit H. Knoblauch, E. du Bois-Reymond u. a. die Physikalische Gesellschaft, deren erster Vorsitzender er war; an dem von dieser Gesellschaft herausgegebenen Repertorium »Fortschritte der Physik« hat K. vier Jahrzehnte mitgearbeitet. Im Mai 1847 trat K. eine längere Reise nach Paris und England an, auf der er nicht nur die berühmtesten französischen und englischen Physiker und Naturforscher persönlich kennen lernte, sondern die ihm auch reiche Gelegenheit bot, berühmte physikalische Sammlungen, mechanisch-physikalische Institute u. a. studieren zu können. Bald nach seiner Rückkehr wurde K. im September 1874 an die Universität Kiel zum außerordentlichen Professor der Physik und der dahin gehörenden Wissenschaften berufen; bis in sein hohes Alter hat er hier eine vielseitige Tätigkeit auch neben seiner wissenschaftlichen Arbeit entfaltet, hier kann aber nur in wenigen großen Zügen darauf hingewiesen werden.

Die Lehrtätigkeit K.s war in den ersten Jahren seiner Professur eine sehr mannigfaltige. Denn neben dem immer sechsstündig im Winter und vierstündig im Sommer abgehaltenen Kolleg über Experimentalphysik las er zweistündig über theoretische Physik, drei- bis fünfstündig über Mineralogie und Geognosie und je ein- bis zweistündig über physikalische Geographie und Meteorologie. Daneben hatte er die praktischen Übungen in dem physikalisch-mineralogischen Institut zu leiten und trat seinen Zuhörern in dem privatissime bis zu seinem Lebensende abgehaltenen wöchentlichen Kolloquium persönlich näher. Sein Vortrag war immer glatt und fließend. Neben den Vorlesungen an der Universität gab er von 1850 an physikalischen und physikalisch-geographischen Unterricht an der Kieler Seekadettenschule und hielt später Vorlesungen an der deutschen Marineakademie. — Als Examinator hat K. durch seine Teilnahme am tentamen physicum, als Vorsitzender der pharma-

zeutischen Prüfungskommission (1869—1895) und in der Seeoffizier-Berufsprüfung (1874—1884) eine umfangreiche Tätigkeit entwickelt.

K.s außerordentliche Geschäftskunde führte ihn von selbst dahin, den Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeiten in einer organisatorischen, zahlreiche Mitarbeiter heranziehenden Tätigkeit zu suchen.

So gelang es ihm zunächst, die Herzogtümer mit einem Netze meteorologischer Beobachtungsstationen zu überziehen. In seinen »Beiträgen zur Landeskunde der Herzogtümer Schleswig-Holstein« hat er dann ein vollständiges klimatologisches Bild derselben entworfen. Ferner gab K. die erste Anregung, das Maß- und Gewichtswesen in Schleswig-Holstein einheitlich zu regeln. 1860 wurde er zum Aichungsinspektor der Elbherzogtümer ernannt und erhielt so Gelegenheit, seine Ideen praktisch zu verwerten. Nach der Gründung des Norddeutschen Bundes und später nach der Gründung des Deutschen Reiches wurden seine Vorschläge von 1848 allgemein angenommen. Eine ganze Reihe von K.s Schriften beziehen sich auf diesen Gegenstand, so: Über die Maß- und Gewichtsordnung für den Norddeutschen Bund. Kiel 1869; Maß und Gewicht in alten und neuen Systemen. Samml. gem.-wiss. Vortr. 1871. — Eine andere Aufgabe, der K. seine Arbeit während voller 25 Jahre widmete, ist die Organisation der wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere. Außer der allgemeinen Geschäftsführung hatte er persönlich die Bearbeitung der regelmäßigen meteorologischen und physikalischen Meeresbeobachtungen übernommen und publizierte dieselben in Monatsheften »Ergebnisse der Beobachtungsstationen an den deutschen Küsten über die physikalischen Eigenschaften der Ostsee und Nordsee und die Fischerei«. Anzuschließen ist hier K.s Denkschrift »Der große Norddeutsche Kanal zwischen Ostsee und Nordsee«. (Kiel 1864.)

Von K.s selbständigen Schriften seien nur noch hervorgehoben sein »Lehrgang der mechanischen Naturlehre« (1851/1853) und seine »Enzyklopädie der Physik«, die er mit Fachgenossen herausgab, von der aber leider nur sieben (statt der in Aussicht genommenen zwanzig) Bände erschienen. Für Zarnckes Liter. Zentralblatt und die Berliner Literaturzeitung lieferte er fortlaufend Referate. Groß ist auch die Zahl von K.s populären Aufsätzen in Broschüren, Zeitschriften und Tageszeitungen über physikalische und volkswirtschaftliche Dinge und andere Tagesfragen der Industrie und Technik.

Als Mitglied der Universität hat K. an allen Schicksalen derselben hingebenden und einflußreichen Anteil genommen; sechs Jahre im ganzen hat er das Amt des Rektors (1859/61, 1863/65, 1867/68, 1890/91) verwaltet.

Mit seinem neuen Heimatlande Schleswig-Holstein war K. eng verwachsen; es gab keinen besseren Kenner der heimischen Erde als ihn. Den kommunalen Angelegenheiten Kiels hat er als Stadtverordneter bis 1876 und als Mitglied der Oberrealschulkommission von 1882 bis 1894 seine Kraft gewidmet. Dem Naturwissenschaftlichen Verein der Provinz Schleswig-Hostein, den er 1855 mitbegründete, hat er 45 Jahre als Vorsitzender angehört. Das lebhafte Interesse an öffentlichen Dingen führte K. auch der parlamentarischen Tätigkeit zu; er war von 1867/72 Mitglied des preußischen Landtages und von 1877/81 Mitglied des Deutschen Reichstages, wo er der Fortschrittspartei angehörte.

Im Jahre 1894 trat K. in den Ruhestand und in den nächsten Jahren legte er mehr und mehr auch die anderen übernommenen Ämter ab. Auch von der Loge, deren Meister er lange gewesen war, zog er sich zurück.

Noch konnte er die 50jährigen Jubiläen in Amt und Familie feiern — dann schloß, während der Osterferien, am 15. März 1900 abends 10 Uhr ein sanfter Tod das reichgesegnete Leben K.s in seinem 80. Lebensjahre ab.

Vgl. Siegm. Günthers Nekrolog in der »Voss. Zeitung«, Sonnt.-Beilage v. 3. Juni 1900 und L. Weber, Zum Gedächtnis Gustav Karstens (Kiel 1900, 24 Seiten mit Porträt).

W. Wolkenhauer

Jagor, Andreas Fedor, Dr., Weltreisender und Ethnologe und eine der originellsten Gestalten aus dem wissenschaftlichen Leben Berlins, * am 30. November 1816 zu Berlin, † am 11. Februar 1900 ebenda im 83. Lebensjahre. — Er war der Sohn eines im Anfange des vorigen Jahrhunderts mit einem reichen russischen Fürsten nach Berlin gekommenen Kochs, der später in Berlin das vornehme Hotel de Russie errichtete. Der Sohn sollte des Vaters Nachfolger werden und wurde deshalb nach Südfrankreich und später nach Paris, der Hochschule für alle Hotelwissenschaften, geschickt. Hier wendete sich sein Schicksal: er besuchte die gelehrten und technischen Schulen, er trat in persönliche Beziehungen zu hervorragenden Forschern, er gewann bleibendes Interesse an der Geologie, der Ethnologie und der Kunstübung, er plante bald größere Reisen, und auch, als er das reiche Erbe seines Vaters angetreten hatte, hörte er nicht auf, sich für die eigene Forschung auszubilden. Durch sein großes Sprachtalent begünstigt, lernte er bald die romanischen Sprachen, das Englische, später auch orientalische Sprachen; mit bewußter Absicht bildete er sich zum Zeichner aus und sammelte praktische Kenntnisse auf dem Gebiete der modernen Hülfswissenschaften. So war er einer der ersten Reisenden, welche die Photographie in die täglichen Übungen zogen. Die Folge dieser Beschäftigungen war die Aufgabe der ererbten Anstalten, deren Verwertung ihm die Möglichkeit freister Gestaltung seiner Lebensaufgabe eröffnete. So begann er die Durchforschung der Philippinen und der malaiischen Halbinsel in den Jahren 1859 bis 1861, über welche er in zwei vortrefflichen Reisewerken berichtet: »Singapore, Malakka, Java. Reiseskizzen« (Berlin 1866, mit 24 Federzeichnungen) und »Reisen in den Philippinen« (mit vielen Abbildungen und einer Karte, Berlin 1873). Namentlich waren es die kunstgewerblichen Arbeiten der Völkerschaften, deren Erforschung ihn besonders interessierte. Von dem übervollen Maße der neuen und auf das peinlichste bestimmten Sammlungen, die er heimbrachte, gibt das Berliner Museum für Völkerkunde Zeugnis, dem er alle seine Erwerbungen unentgeltlich und in schönster Ordnung überließ. Ihm ist es zu verdanken, daß die früher so große Kluft zwischen dem Ethnologischen Museum und dem Kunstgewerbemuseum, ja selbst den rein technologischen Sammlungen völlig überbrückt, und daß für die neue Gestaltung des deutschen Außenhandels eine sichere Grundlage geschaffen wurde. Hierher gehört seine Schrift »Ostindisches Handwerk und Gewerbe mit Rücksicht auf den europäischen Arbeitsmarkt« (Berlin 1878). Wohlbekannt und gern gesehen in einem großen Kreise, hat J. bis zu seinem Tode stets ein einsames Leben geführt, und sich an den wissenschaftlichen Gesellschaften, denen er angehörte (besonders der Berliner Gesellschaft für Erdkunde und der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte), niemals aktiv beteiligt. Sein beträchtliches Vermögen hat er der Stadt Berlin zur Herstellung volkstümlicher Anstalten hinterlassen, ein Legat von tausend Mark der Gesellschaft für Anthropologie und Ethnologie. Auf dem alten Matthäikirchhofe in Berlin

wurde er am 14. August 1900 unter zahlreicher Beteiligung der Gelehrten Berlins bestattet.

Vgl. den Nachruf Rud. Virchows in den »Verh. Berliner Ges. f. Anthrop. etc.« 1900, S. 91/92: »Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statistik«, XXII, 1900 mit Porträt; »National-Zeitung« 1900, No. 96.

W. Wolkenhauer.

Kersten, Otto, Dr., Afrikareisender, * am 23. Dezember 1839 zu Altenburg, † am 22. November 1900 ebendaselbst. — K., der Sohn eines Küsters, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte und promovierte in Leipzig und ging, nachdem er eine Zeitlang als Assistent am chemischen Laboratorium der Gewerbeschule in Chemnitz beschäftigt gewesen, Ende 1861 nach Berlin, um sich hier noch gründlich als wissenschaftlicher Forschungsreisender auszubilden. Nach kurzer Zeit schon entschloß er sich, auf Heinrich Barths Zureden an der wissenschaftlichen Expedition des Hannoverschen Barons Karl Klaus von der Decken in Ostafrika teilzunehmen. v. d. Decken wollte seine reichen Mittel und seine Tatkraft in den Dienst der Afrikaforschung stellen, brauchte aber wissenschaftliche Hilfe. Schon im April 1862 segelte K. von Hamburg ums Kap der Guten Hoffnung nach Sansibar ab, wo er im Juli eintraf. Im August ging es nach Mombasa und im Oktober ins Innere nach dem Kilimandscharo. Deckens Plan war, auf diesem Wege den 1848 von Speke entdeckten Viktoria-Nyansa direkt von Osten her zu erreichen; doch war es nicht möglich, über den Kilimandscharo hinauszukommen. Trotzdem waren die Ergebnisse dieser dritten Deckenschen Unternehmung von großem Interesse und bleibendem Werte. Bereits der deutsche Missionar Rebmann hatte gemeint (1848), der Kilimandscharo sei ein Schneeberg, der einfache Missionar hatte damit jedoch wenig Glauben gefunden.

Auf seiner ersten Kilimandscharoreise von 1861 hatte v. d. Decken einen Besteigungsversuch unternommen, der jedoch bereits in 2450 m Höhe gescheitert war. Thorton, ein englischer Geologe und früherer Begleiter v. d. Deckens, hatte damals schon geahnt, daß der Kilimandscharo ein erloschener Vulkan sei, und v. d. Decken hatte die Überzeugung gewonnen, daß die Kuppe des Mavensi in der Tat ewiger Schnee umkleide. Die Meinungen der Geographen in der Heimat aber über die Berechtigung dieser Überzeugung waren geteilt, und so war v. d. Decken auf seiner zweiten Kilimandscharoreise bemüht, den Nachweis für seine Ansicht zu erbringen. Zwar führte nun auch sein im November 1862 mit Kersten unternommener Besteigungsversuch nur bis zur Höhe von 4280 m, also noch nicht bis zur Schneegrenze selbst, doch war man ihr bereits so nahe gekommen, daß ein Zweifel an der Schneebergnatur des Kilimandscharo nicht mehr möglich war, und die Geographen sahen den Nachweis jetzt für erbracht an. Hierin beruht das augenfällige Ergebnis der Decken-Kerstenschen Reise; noch wertvoller aber waren die topographischen Aufnahmen, die astronomischen Beobachtungen und geodätischen Messungen Kerstens über den ganzen Südabhang des Berges und die anstoßende Ebene, und das Material war so reichhaltig, daß es in den nächsten 25 Jahren nicht erheblich erweitert werden konnte, trotzdem inzwischen die Schneegrenze erreicht und der Berg öfter aufgesucht worden war. Die von dem Gothaer Bruno Hassenstein auf Grund dieses Materials aufgebaute Karte hat die Basis für alle kartographischen Darstellungen des Kilimandscharo gegeben bis auf die Aufnahmen von Höhnels und Hans Meyers Ende der achtziger Jahre.

Zu Anfang des Jahres 1863 besuchte K. mit Baron v. d. Decken noch

die Seychellen und Maskarenen, dann allein (während Deckens Besuch in Europa) von Februar bis Juli 1864 Madagaskar, die Komoren und die Insel Mafia. Krampfartige Anfälle verboten ihm dann leider, den im September 1864 zurückgekehrten Baron v. d. Decken weiter zu begleiten und im Februar 1865 mußte er sich nach fast dreijährigem Aufenthalt in Ostafrika in die Heimat begeben.

Wie bekannt, wurde v. d. Decken Ende September 1865 nach Erforschung des unteren Djuba in Bardera mit mehreren Gefährten von den Somal ermordet. Nach zweijährigen Versuchen, über das Schicksal des Barons völlige Klarheit zu erlangen, übernahm dann K. auf Wunsch der Familie v. d. Decken die Herausgabe der Resultate der Deckenschen Expedition, wofür die Familie des Ermordeten unbeschränkte Mittel zur Verfügung stellte. K. selbst übernahm die Redaktion des Ganzen und die Bearbeitung des erzählenden Teils, der 1869–1871 in zwei Bänden zusammen mit den Karten erschien, während die übrigen vier Bände mit ihrem kostbaren Schatz wissenschaftlichen Materials erst 1879 vollendet vorlagen. In der Afrika-Literatur wird dieses Werk, das unter dem Titel »Karl Klaus von der Deckens Reisen in Ostafrika 1859 bis 1865« (Leipzig 1869—1879) erschien, für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz einnehmen. Besonders der »nach Form und Inhalt von K. geschriebene erzählende Teil darf als ein Muster zugleich wissenschaftlicher und doch anziehender, den Laien anregender Darstellungsweise gelten, das seitdem für Ostafrika nur sehr selten erreicht worden ist«.

Nach Vollendung des Deckenschen Reisewerks kam K. Ende Oktober 1870 als Konsulatskanzler nach Jerusalem. Hier blieb er einige Jahre und war während dieser Zeit auch in der Palästinaforschung tätig, wie er denn auch noch später lange Jahre dem Vorstande des Jerusalemsvereins und dem deutschen Vereine zur Erforschung Palästinas angehörte. Ende 1874 kehrte K. nach Deutschland zurück und bereitete sich zur Habilitierung für physikalische Erdkunde vor, übernahm indessen bald, durch Familienverhältnisse veranlaßt, die Leitung einer chemischen Fabrik in Berlin. Hier unterrichtete er nebenbei zahlreiche Forschungsreisende (v. Mechow, Wißmann, Denhardt u. a.) in astronomischen und geodätischen Messungen und bearbeitete den letzten Teil seiner Beobachtungen in Ostafrika. Im Jahre 1878 gründete er mit Dr. R. Jannasch in Berlin den Zentralverein für Handelsgeographie und gab »Geographische Nachrichten für Welthandel und Volkswirtschaft« heraus, die jedoch bald wieder eingingen.

Die letzten fünfzehn Jahre lebte K. wieder in seiner Vaterstadt Altenburg; 1875 hatte er sich dort verheiratet. Er sei nun gefesselt und werde nun kein unstetes Leben wieder beginnen, schrieb er damals an einen Freund. Doch noch einmal (1883) trieb ihn sein unruhiger und stets zu neuen Plänen übergehender Geist samt seiner Frau hinaus nach Marokko, das er, wie Ostafrika, für eine geeignete deutsche Erwerbung hielt und wo er handelsgeographische Studien trieb. Schon früh hatte K. an die Erweiterung der deutschen Macht in Afrika gedacht und sich zu diesem Zwecke auch bereits 1869 an die preußische Regierung gewendet. Die Opfer, die v. d. Decken gebracht hatte, wollte er für Deutschland nutzbar machen. Doch jene Zeit war der Verfolgung kolonialer Pläne noch nicht günstig und erst fünfzehn Jahre später führte Dr. Karl Peters die Sache in ähnlicher Weise aus, wie sie sich K. gedacht hatte. Doch mit dem Gange, den die deutsche Kolonialpolitik dann nahm, war K. unzufrieden und mehr und mehr zog er sich von den

Kolonialbestrebungen, die ihn in seinen früheren Jahren so lebhaft beschäftigt hatten, zurück. So kam es denn auch, daß sein Name nur noch wenig genannt wurde. Der Gang der deutschen Kolonialbewegung hat es aber gefügt, daß ein Gebiet, um dessen Erforschung er sich Verdienste erworben hat, der Kilimandscharo, heute dem deutschen Reiche gehört. Es wird dies gewiß dazu beitragen, daß Dr. Otto Kerstens Name allzeit in der Erforschungs- und Kolonialgeschichte Ostafrikas ein dankbares Gedenken gesichert bleibt.

Vgl. Globus, 78. Bd., 1900 mit Porträt; Beil. z. Allgem. Ztg., 1900, Nr. 278; Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Stat., XXIII, 1901 mit Porträt von W. Wolkenhauer.

W. Wolkenhauer.

Starhemberg, Camillo Heinrich Fürst, erbliches Mitglied des österreichischen Herrenhauses, * 31. Juli 1835 zu Cilli in Steiermark, † 3. Februar 1900 zu Wien im Sanatorium Löw. »Mit jenen sonnensüchtigen Kletterpflanzen auf Java — man nennt sie Sipo-Matador —, welche mit ihren Armen einen Eichbaum solange und oft umspannen, bis sie endlich hoch über ihn aber auf ihn gestützt, in freiem Lichte ihre Kronen entfalten und ihr Glück zur Schau tragen können,« vergleicht Friedrich Nietzsche jene Aristokraten, welche ihm den Typus des Übermenschen repräsentieren. Nietzsche hat den Typus nur beschrieben, nicht erfunden. In den Kondottiere-Staaten der italienischen Renaissance, in den Residenzen der Rokokofürsten von Gottes Gnaden und in den Schlössern der Grand-Seigneurs derselben Zeit waren sie vorhanden, diese Übermenschen, und auch heute noch sind sie nicht ganz ausgestorben, wenn auch die Verbreitung und Vertiefung der demokratischen Ideen und demokratischen Lebenshaltung diesem Übermenschentum einen engeren Tatigkeitsschauplatz anweist. Camillo Heinrich Fürst Starhemberg gehörte zu ihnen. Als Sohn des Fürsten Camillo und dessen erster Gemahlin Guidobaldine von Steinmetz geboren, folgte er seinem Vater 1872 im Besitze der fürstlichen Familiengüter. Er trat im Jahre 1855 in die Armee, verließ dieselbe aber bald als Leutnant. Vom verfassungstreuen Großgrundbesitze wurde er im Jahre 1870 in den oberösterreichischen Landtag gewahlt, dessen Mitglied er bis 1874 blieb. Nach dem Tode seines Vaters nahm er dessen Sitz im Herrenhause ein. Bald nach seinem Erscheinen darin hielt er seine vielbesprochene Jungfernrede am 27. März 1873, in der er zum hellen Erstaunen der konservativen Versammlung sich gegen die Wahlreform aussprach, da dieselbe die Interessenvertretung aufrecht halte ohne das Interesse der Arbeiter zu berücksichtigen und ohne den sozialen Fragen Rechnung zu tragen. Auf Grund dieser Rede wurde er auch wohl die rote Durchlaucht genannt. Fürst Camillo St. hat seine sozial-politische Tätigkeit mit dieser Rede begonnen, aber auch vollendet. Wenn es auch richtig ist, daß es hauptsächlich finanzielle Verlegenheiten waren, welche ihn nötigten, sich von der Politik zurückzuziehen, so beweist doch sein ganzes späteres Leben und sein ganzer Charakter, daß sein Eintreten für die arbeitende Klasse mehr eine Konzession an die damals herrschende Mode, als der äußere Ausdruck einer inneren sozialen Gesinnung war. Nur insofern wandte er sich wieder der politischen Tätigkeit zu, als er als Obmann des verfassungstreuen Großgrundbesitzes in Oberösterreich und als Mitglied des Exekutiv-Komitee des niederösterreichischen verfassungstreuen Großgrundbesitzes wiederholt für ein Kompromiß tätig war. In den letzten Dezennien seines Lebens hat er einigen vornehmen Geld- und Industrieunternehmungen, so der Kreditanstalt und der

österreichischen Waffenfabriksgesellschaft den Glanz seines Namens geliehen. Im Jahre 1860 hat sich St. mit Sophie Gräfin von Sikkingen in Ischl vermählt, welche Ehe jedoch im Jahre 1876 geschieden wurde. Im Jahre 1890 erfolgte wenigstens formell eine Wiedervereinigung der beiden Ehegatten. Aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor.

Im Jahre 1871 erhielt St. die Würde eines k. k. Kämmerers, kurze Zeit vor seinem Tode die Würde eines geheimen Rates.

St. war eine impulsive Natur, der es vor allem anderen galt, sich auszuleben; die Familie war ihm zu enge, das Vaterland zu klein. Die wahrhaft fürstlichen Mittel, über die er als Sprosse eines alten reichbegüterten Geschlechtes verfügte, waren zu gering, um allen seinen Bedürfnissen gerecht zu werden. Die Grenzen, welche der moderne Staat und die moderne Gesellschaft seinen Launen und Liebhabereien zog, wußte er nicht selten zu überspringen und wohl nur seinem hohen Namen und fürstlichen Abkunft hatte er es zu verdanken, daß dies ungeahndet geschah. Sein Charakter war voller Widersprüche, welche sich aus dem Mißverhältnisse zwischen seinen großen Talenten und seinen genialen Anlagen einerseits und seinem ungezügelten Wollen andererseits ergaben. Er streute mit fürstlichen Händen seine Gaben, insbesondere an die vielen Frauen aus, die ihm ihre Gunst schenkten. Seine Beamten und Diener aber entlohnte er mit spärlichen Gehalten. Für seine weidmännischen Passionen, welchen er den Großteil seiner Zeit und seiner Tätigkeit gewidmet hat, war ihm das Vaterland zu eng; er ging nach Afrika, um Löwen, nach Amerika. um Büffel zu jagen; seine Reisebegleiter nahm er sich aus dem Volke, jagte sie aber mitten in der Prärie davon, wenn er sich mit ihnen nicht vertrug und sie seinen Launen nicht unbedingt Folge leisteten.

Er war begeistert für die Kunst und ein Förderer aller wissenschaftlichen Bestrebungen; das hinderte ihn aber nicht, es geschehen zu lassen, daß die kostbarsten Schätze des fürstlichen Archives in das Ausland wanderten, um die großen Auslagen, welche die Verwaltung seiner Besitzungen und sein verschwenderischer Haushalt erforderten, zu decken. Alles in allem genommen war er nicht aus der Art geschlagen, vielmehr mit allen den ererbten Vorzügen und Fehlern des Geschlechtes der Starhemberge ausgestattet, jenes Geschlechtes, das seinen Ursprung als Dienstmannen der steirischen Ottokare mehr als tausend Jahre zurück verfolgen kann, das sich im Jahre 1530 durch Heirat eines ihrer Sprößlinge, des Erasmus I, von Starhemberg, mit Anna von Schauenberg, der letzten Sprossin dieses Geschlechtes, in den Besitz aller Güter jener Familie gesetzt hat, die jahrhundertelang ihre Reichsunmittelbarkeit mit Erfolg gegen die österreichischen Herzoge verteidigte, ja nicht aussichtslos auf den deutschen Kaiserthron aspiriert hat, jenes Geschlechtes, das dem Staate ebensoviele geniale Staatsmänner und tüchtige Feldherren, als der Gesellschaft Verschwender und Schlemmer gegeben hat.

Linz, im April 1903. Dr. Nicoladoni.

Eigner, Dr. Moriz Ritter von, Landeshauptmann von Ober-Österreich, * 7. November 1822 zu Retz in Nieder-Österreich, † 25. März 1900 in Linz. Der Sohn eines herrschaftlichen Pflegers, trat E. im Jahre 1844 als Rechtspraktikant bei dem damaligen Linzer Stadt- und Landrecht ein, brachte es in staatlichen Diensten bis zum Staatsanwalt-Substituten und bewarb sich sodann um eine Advokatur. Er erhielt dieselbe mit dem Sitze in Linz im

Jahre 1854. Ober-Österreich ist ihm zur zweiten Heimat, Linz zur zweiten Vaterstadt geworden. Er verweilte daselbst bis zu seinem Tode. E. war ein tüchtiger, gewissenhafter, mit seltenen Talenten und umfassendem Wissen ausgerüsteter Advokat. Zwar kein glänzender Plaideur, aber ein ausgezeichneter Anwalt. Die größere Bedeutung seiner Persönlichkeit lag indessen auf dem Gebiete der Politik. Er gehörte mit zur Garde jener liberalen Deutsch-Österreicher, welche den Verfassungsstaat in Österreich aufgerichtet und lebensfähig gemacht haben. Bereits mit dem Beginn der 1860er Jahre trat E. ins öffentliche Leben ein. 1861 wurde er in den Gemeinderat der Landeshauptstadt Linz gewählt, dessen Mitglied er durch 15 Jahre war. Das Jahr 1861 brachte ihm ein zweites öffentliches Amt, die Stelle eines Landtagsabgeordneten, das er durch 30 Jahre bekleidete. Er hat im oberösterreichischen Landtage eine hervorragende Rolle gespielt. Sein scharfer unparteiischer Blick für alle Verwaltungsangelegenheiten, seine trockene aber wirksame, stets nur das Sachliche berücksichtigende Redeweise und die Umgänglichkeit, mit der er sich zu geben und mit politischen Gegnern zu verkehren wußte, erwarben ihm bald das allgemeine Vertrauen. Im Jahre 1868 wurde er vom Kaiser zum Landeshauptmann im Erzherzogtum Österreich ob der Enns ernannt. Als Landeshauptmann hat sich E. unvergängliche Verdienste um die Verwaltung von Ober-Österreich erworben. Alle künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen — er war auch viele Jahre Präsident des Museums Francisco-Carolinum in Linz — sind ihm stets besonders am Herzen gelegen. Von ihm datiert aber auch die heute noch geltende äußerst zweckentsprechende Organisation der oberösterreichischen Landesämter. Das landschaftliche Bad Hall verdankt seine heutige weltbekannte Bedeutung seiner unermüdlichen Fürsorge. Die beste Probe seiner Eignung für das Amt des obersten ständischen Verwaltungsbeamten im Lande lieferte E. wohl in jener interessanten Zeit, als es galt, die neuen liberalen Schulgesetze gegen den Widerstand des streitbaren Bischofs Rudigier und der von ihm mit Geschick und Rücksichtslosigkeit geführten Geistlichkeit in Oberösterreich einzuführen. Durch Festhalten an den freiheitlichen Prinzipien einerseits und durch konziliantes, jede unnötige Beleidigung des Gegners vermeidendes Vorgehen andererseits ist es ihm tatsächlich gelungen, die Prinzipien der neuen Reichsgesetze auch in den ständischen Ausführungsgesetzen zur Geltung zu bringen. E. hat die Stadt Linz durch kurze Zeit auch im Abgeordnetenhause vertreten. Am 1. November 1892 wurde er in das Herrenhaus berufen. Zeit seines Lebens hat dem Politiker E. als Ideal ein zentralistisch regiertes, klerikalen Einflüssen entrücktes liberales Österreich unter deutscher Führung vorgeschwebt. Die Überzeugung, daß ein lebendiges Staatsbewußtsein alle in Österreich ansässigen Nationalitäten durchdringen müsse und daß die Rücksichten auf nationales Ausleben hinter diesem Bewußtsein insoweit zurückstehen müssen, als sie das Bestehen des Einheitsstaates gefährden, lebte tief in seiner Brust. Die in den letzten Dezennien seiner politischen Tätigkeit aufgetauchten nationalen Parteien waren deshalb umsoweniger nach seinem Geschmacke, als er auch jedem Radikalismus in tiefster Seele abhold und »*suaviter in modo sed fortiter in re*« stets seine Devise war. Überhaupt war E. kein Freund der fortschreitenden Demokratisierung der Gesellschaft und der Politik, ja sie hat ihm geradezu die Beteiligung am öffentlichen Leben verleidet, worüber er sich wiederholt in bitteren Worten Freunden und Gesinnungsgenossen gegenüber ausgesprochen hat. Er war stets der Meinung, daß nur die Elite

des Volkes, die geistig und wirtschaftlich Hervorragenden unter den Staatsbürgern berufen und fähig seien, aktiv in dessen Geschichte einzugreifen und traute den großen Massen nicht den Beruf zu, im öffentlichen Leben schaffend und fördernd zu wirken. — E. hinterließ eine Witwe, geb. Fisselthaler, und eine an einen hohen österreichischen Offizier verheiratete Tochter.

Linz, im April 1903. Dr. Nicoladoni.

Rauch, Alfred, von, General der Kavallerie z. D. und Generaladjutant Weiland Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I, * am 1. April 1824 zu Potsdam, † am 25. September 1900 zu Berlin. — Einem Soldatenhause entstammend, erhielt der Heimgegangene seine Erziehung im Elternhause und im Kadettenkorps, das er unter Anstellung im Regiment der Gardes du Corps im August 1842 als Sekondeleutnant verließ. Nach fünfjähriger Dienstzeit in diesem Truppenteil wurde er Ordonnanzoffizier beim Prinzen Albrecht von Preußen, während dessen längerer Anwesenheit in Rußland und später in gleicher Stellung bezw. als Adjutant dem General der Kavallerie von Wrangel, dem damaligen Oberkommandierenden in den Marken beigegeben. Als Rittmeister war er Kommandeur der Leibkompagnie seines alten Regiments, wurde aber bald unter Stellung à la suite desselben zum Flügeladjutanten Königs Friedrich Wilhelm IV. ernannt. Im Feldzuge 1864 war er zum Hauptquartier des General-Feldmarschalls von Wrangel kommandiert, erhielt im Juni das Kommando des in Schleswig befindlichen Brandenburgischen Kürassierregiments und nahm mit diesem am Kriege von 1866 in Österreich teil, wo er zeitweise die zweite schwere Kavallerie-Brigade führte. Unter Belassung in der Stellung als Flügeladjutant, wurde R. Kommandeur der 17. Kavallerie-Brigade, mit der er 1870, zum Generalmajor befördert, gegen Frankreich in das Feld zog, wo er an zahlreichen Gefechten beteiligt war. Nach Friedensschluß befehligte R. die Brigade bis 1875, in welchem Jahre er zum Remonte-Inspekteur und Chef der Abteilung für Remontewesen im Kriegsministerium, sowie zum Generalleutnant ernannt wurde. 1883 als General der Kavallerie zur Disposition gestellt, wurde er General-Adjutant des Kaisers Wilhelm I. und Präses der General-Ordenskommission; 1884 wieder im aktiven Heere angestellt, erhielt der Verstorbene ein Patent seines Dienstgrades und trat 1888 Ende März zu den Generaladjutanten Kaiser Friedrichs über unter Weiterführung in den Listen als Generaladjutant weiland Kaiser Wilhelms I. 1894 nahm er seinen Abschied.

Der Verewigte war ein gründlicher Pferdekenner und eifriger Sportsmann. Mitgründer der Berliner Armee-Steeple-Chase, blieb er bis zu seinem Tode Proponent dieses nach Hoppegarten verlegten Rennens, auch hat er sich als langjähriger Vorsitzender des Verbandes Deutscher Pferdezucht- und Reitervereine große Verdienste um die heimische Pferdezucht, namentlich die Vollblutzucht erworben.

Nach »Militär-Zeitung«. Lorenzen.

Reibnitz, Paul, Frhr., von, Vizeadmiral z. D., * am 12. August 1838 zu Breslau, † am 14. Februar 1900 zu Berlin. — Im 14. Lebensjahr trat R. bereits in die holländische Marine ein, wurde dann im Jahre 1858 in die preußische Marine als Kadett 1. Kl., später Fähnrich zur See übernommen, machte die ostasiatische Expedition von 1859—1862 mit und befehligte im Kriege von 1864 gegen Dänemark als Leutnant zur See ein

Kanonenboot. Noch in demselben Jahre zum Kapitänleutnant aufgestiegen, bekleidete er verschiedene Dienststellungen an Land und wurde während der Belagerung von Straßburg im Kriege mit Frankreich mittlerweile Korvetten-Kapitän, dem General v. Werder als seemännischer Sachverständiger zugeteilt. Hier bestand seine Aufgabe darin, im Rhein Stromsperren gegen die französischen Flußkanonenboote herzustellen. Nach dem Feldzuge wurde er wieder mit den verschiedensten Kommandos an Bord von Kriegsschiffen verwendet, wohnte als Kommandant der »Hertha« der Krönung des Königs Oskar von Schweden und Norwegen 1873 in Drontheim bei, machte mit der »Arkona« eine Reise um die Welt u. s. w. 1875 zum Kapitän zur See befördert, wurde er 1881 zum Direktor der Marine-Akademie und -Schule ernannt und avanzierte 1883 zum Kontreadmiral. Im September 1886 von dieser Stellung entbunden, erbat R. seinen Abschied, der ihm unter Verleihung des Charakters als Vizeadmiral in Gnaden bewilligt wurde. Mit ihm schied ein besonders befähigter Seeoffizier aus dem Leben, der der Marine von ihren bescheidenen Anfängen an in ihrem Werdegange gute Dienste geleistet hat.

Nach »Militär-Zeitung«. Lorenzen.

Popp, Karl, Ritter von, Kgl. Bayerischer General der Infanterie, Chef des Ingenieurkorps, * am 23. Juni 1838 zu Rhodt, † am 14. Oktober 1900 zu München. — P. trat im Jahre 1853 in das kgl. bayer. 2. Artillerie-Regiment Lüder ein, wurde 1854 zum Unteroffizier befördert und besuchte vom 1. Januar 1857 nach absolviertem Examen die Artillerie- und Genieschule, bis er 1858 zum Junker im Genieregiment ernannt, nach beendetem Kursus im April 1859 zum Unterleutnant im Geniestabe aufrückte, wobei er der Geniedirektion Ingolstadt zugeteilt wurde. Infolge seiner hervorragenden Fähigkeiten bekleidete er die verschiedensten Adjutantenstellungen, war Lehrer an der Kriegsschule und Kriegsakademie, nahm an den Vorträgen und Übungen des Generalquartiermeisterstabes teil u. s. w. Den Feldzug von 1866 machte er als Adjutant des Genie-Korpskommandanten, den Krieg von 1870/71 bei den Stäben des Belagerungskorps von Bitsch, des Generalgouverneurs von Elsaß, zuletzt beim Stabe des kgl. bayer. I. Armeekorps mit.

Nach dem Friedensschlusse wirkte er wieder als Lehrer, bis er 1874 zum Major aufgerückt, der 4. Infanterie-Division zugeteilt wurde. Am 4. Dezbr. 1877 als Bataillonskommandeur in das kgl. bayer. 13. Infanterieregiment Kaiser Franz Joseph von Österreich versetzt, erhielt P. Kommandos nach Metz und Straßburg, nach deren Beendigung er sich an den Beratungen einer beim Festungsgouvernement von Ingolstadt gebildeten Kommission beteiligte, deren Aufgabe es war, einen neueren Festungsarmierungsplan auszuarbeiten. 1884 zum Oberst befördert, wurde er zum Sektionschef für den Truppendienst bei der kgl. bayer. Ingenieurinspektion ernannt, 1888 Generalmajor, 1891 durch Verleihung des Ritterkreuzes der Bayerischen Krone geadelt; anfangs 1892 übertrug man ihm die Stellvertretung des Kriegsministers (Januar bis März), worauf er im gleichen Jahre zum Generalleutnant befördert, im Mai 1893 als Chef an die Spitze des kgl. bayer. Ingenieurkorps trat, in welcher Stellung er 1899 zum General der Infanterie ernannt wurde. Kurz vor seinem Tode feierte P. am 30. September 1900 das seltene Fest des 50jährigen Dienstjubiläums, an dem ihm reiche Ehrungen zu teil wurden.

Lange Jahre hat der Verstorbene sein tiefes Wissen, seine großen Erfahrungen in den verschiedensten Lehr- und Dienststellen betätigen dürfen zum

Nutzen seiner Schüler, zum Wohle der ganzen Armee. Seine bekannten »Vorlesungen über Feldbefestigungen« und desgleichen »über den Festungskrieg« (1873/74) fanden einen großen Leserkreis.

Nach »Mil.-Wochenblatt«. Lorenzen.

Silberstein, August Karl, Dichter und Journalist, * Alt-Ofen 5. (nicht 1.) Juli 1827, † Wien 7. (nicht 8.) März 1900. — S.s Vater, ein jüdischer Kaufmann, büßte 1839 durch eine Donauüberschwemmung Haus, Habe und (infolge einer bei den Rettungsversuchen erworbenen Krankheit) auch das Leben ein, sodaß August, ursprünglich für eine gelehrte Laufbahn bestimmt, sich nunmehr auf Unterstützungen in Wien lebender Verwandter angewiesen sah und als Lehrling in ein Wiener Handlungshaus eintreten mußte. Bald indes vertauschte der frühreife Knabe diese immerhin gesicherte Existenz mit der eines stundengebenden, artikelschreibenden, daneben an der Universität hospitierenden Literaten; im Jahre 1848 finden wir den kaum 21 jährigen als Herausgeber eines der vielen ephemeren witzarmen Witzblätter jener Periode, des »Satan«, und — was auf sein Ansehen unter den Altersgenossen günstige Rückschlüsse gestattet — als Schriftführer des Studentenausschusses und als Mitglied der akademischen Legion, deren Geschichte er, im Oktoberkampfe verwundet und nach Wiens Einnahme flüchtig durch Deutschland irrend, noch vor Ablauf des Sturmjahres veröffentlichte. Während des nächsten Halbjahrzehnts führen seine Spuren nach Leipzig (hier fand er an Ernst Keil einen Förderer), dann nach anderen Universitätsstädten, wo er seine autodidaktisch erworbene Bildung ergänzte und kümmerlich genug vom Ertrag seiner Feder lebte, endlich zu Beginn des Jahres 1854 nach Wien zurück. Kaum hier eingetroffen, wurde er nachts von der Polizei aus dem Bett geholt, vor das seit 1848 noch fortbestehende Kriegsgericht gestellt und zu fünfjähriger Festungshaft auf dem Spielberg verurteilt; glücklicherweise konnte er sich im Gefängnis humaner Behandlung erfreuen, erhielt schon 1855 durch die nach Geburt der Erzherzogin Sophie erlassene allgemeinen Amnestie die Freiheit wieder und erscheint in der langen Reihe namhafter Gefangener des Spielbergs als letzter. Von da an bis zu seinem Tode, also fast ein halbes Säkulum, hat er in Wien als unabhängiger Schriftsteller gelebt; von Saphirs »Humoristen« an zählten ihn fast alle bekannteren Wiener und viele ausländische Journale zu ihren gelegentlichen Mitarbeitern, aber wenn er auch für Hallbergers »Über Land und Meer« lange Jahre hindurch die Wiener Korrespondenz besorgte, war er doch nie zu bewegen, in den festen Verband einer Redaktion zu treten, so hoch schätzte er physische und geistige Bewegungsfreiheit. Von dem 1845 durch Johann Nepomuk Vogl begründeten Österreichischen Volkskalender gab er (1858—1876 bei Leop. Sommer, 1877—1900 bei Fromme) 43 Jahrgänge heraus; übrigens mag das unten folgende Verzeichnis seiner Schriften die erstaunliche und vielseitige Produktivität dieses Schriftstellers, dem erst der Tod die Feder aus der Hand nahm, bezeugen. Im Jahre 1868 trat er zum protestantischen Bekenntnis über und vermählte sich bald darauf mit der Witwe seines Freundes, des Journalisten Julius Seidlitz (1815—1857), Magdalena geb. Moser, an deren Seite er in glücklichster Ehe lebte. Wie bei so vielen »alten Achtundvierzigern«, für die er oder z. B. Johannes Nordmann und L. A. Frankl wahre Paradigmata abgeben, hatte sich auch bei ihm der politische Radikalismus in gemäßigt liberale Anschauungen, die jugendliche Sehnsucht nach Befreiung der Völker und Individuen in polizeilich unangreifbare

Philanthropie umgesetzt: er führte, ein Jahrzehnt lang Präses des gesellig-humanitären Vereins »Die Naßwalder«, große Wohltätigkeitsaktionen zu Gunsten der protestantischen Enklave im Raxgebiete (Niederösterreich) durch und begründete April 1874 in dankbarer Erinnerung an Hülfe in eigener bitterer Not das noch heute an der Wiener Universität bestehende Studentenkonvikt, eine Institution zur Verköstigung mittelloser Studenten, welcher der wackere Mann fortan bis an sein Lebensende — schwerkrank schleppte er sich 1899 noch zu der Generalversammlung des Vereins — väterliche Fürsorge widmete. Am 7. März 1900 abends verschied er nach längerem schweren Herzleiden; seine Leiche wurde letztwilliger Verfügung zufolge auf dem evangelischen Friedhofe seines geliebten Naßwalds beigesetzt. Wie gering das Aufsehen war, das der Tod dieses ehemals sehr beliebten und einflußreichen, zuletzt freilich der modernen Literaturentwicklung völlig entfremdeten Schriftstellers hervorrief, beweist u. a. die auffallend geringe Zahl der Zeitungsnekrologe.

S.s Lebenslauf ist, wie bereits erwähnt, typisch für die vielen zugleich vor- und nachmärzlichen Schriftsteller Österreichs und wiederholt sich, soweit sich derartiges wiederholen kann, bei einer großen Zahl seiner Zeitgenossen. Auch vom literarhistorischen Standpunkte fällt es nicht leicht, das Charakteristische an der Physiognomie S.s zu fixieren. Als Journalist führte er eine gewandte Feder und hatte seine Stärke in lebendiger heitrer Schilderung von Zuständen und Ereignissen; von dem Verfall seines Standes blieb er völlig unberührt. Seine Lyrik erscheint zuerst (»Trutznachtigall«) als verspätete Nachzüglerin der »politischen Schule« des Vormärz und beruhigt sich dann später bei wohltemperiert bürgerlicher Sentimentalität, die großen Beifall des Publikums und beliebte musikalische Interpreten wie Abt, Engelsberg, Kremser, Mair, Schmölzer, Speidel, Suppé, Weinwurm fand; der »Germanenzug«, von Bruckner als Chor vertont, behauptet sich noch heute als dankbare Programmnummer der Liedertafeln. Auch billige Spruchweisheit à la Bodenstedt hat S. gepredigt (»Klinginsland«).

Nach jungdeutschem Muster versuchte er sich dreimal (1863, 1866 und 1872) in der Gattung des großen sozialen Romans und erzielte damit wohl die Anerkennung der damals maßgebenden Kritik, aber nur geringes Interesse bei der Lesewelt: sehr begreiflich, da dieses liebenswürdig-zarte Talent so schweren Aufgaben keineswegs gewachsen war. Nur auf einem Gebiete blieb ihm der Erfolg von Anfang an viele Jahre hindurch treu, eben auf dem Gebiete, aus dem einzig und allein sich seine Ansprüche auf die Ehren der Literaturgeschichte herleiten: er brachte dem Publikum »erste literarische Kunde aus dem ober- und niederösterreichischen Bauerntum« und wurde so »der Begründer der österreichischen Dorfgeschichte« (Rosegger). Freilich hatte längst vorher Adalbert Stifter an dem von S. neu entdeckten Stoff seine wunderbare Stilisierungskunst ausgeübt, hatten die Dialektdichter schon den Weg in den Bauernhof gewiesen; aber nicht an jene noch an diese schloß sich S. an, als er 1857 in seinem Österreichischen Volkskalender auf 1858 seine erste Dorfnovelle »Der Zierthalerhof« veröffentlichte, sondern an die realistische und zugleich mehr minder tendenziöse Darstellungsweise ländlicher Verhältnisse, die, Anfang der vierziger Jahre gleichsam in der Luft liegend, fast gleichzeitig von Auerbach, Weill, Rank und Lentner gefunden und zumal durch den erstgenannten beliebt und modisch geworden war. Daß S. von allen Zeitungen der »österreichische Auerbach« genannt, wirk-

lich in die Tradition des Nordstettners trat, verrät sich der Forschung alsbald in seinem bewußten Streben nach dem, was man damals für Naturalismus hielt, in der volks-, freiheits-, bildungsfreundlichen Tendenz, in der unverhohlenen sentimentalen Sympathie mit allem Ländlichen; was ihn von seinem Vorbilde scheidet, erblicken wir vor allem in dem metaphysischen Gehalt der Schwarzwälder Dorfgeschichten, den man in den anspruchslosen Schöpfungen S.s weder findet noch vermißt, sodann in der schwächeren Persönlichkeit und Phantasie des Österreichers, endlich in dem Umstande, daß der letztere viel breiter und tiefer ins Volk gedrungen ist als jener. Seit jenem »Zierthalerhof« schrieb S. Jahr um Jahr eine Dorfgeschichte für jenen Volkskalender, lauter ehrenwerte Produkte einer nicht allzu freigebigen Phantasie, mit keineswegs aufdringlicher liberaler Tendenz ausgestattet, wenn nur irgend tunlich, zu erfreulichem Ausgange geführt, stets mit Illustrationen oft hervorragender Wiener Zeichner geschmückt und zuletzt in Sammlungen wie »Dorfschwalben«, »Hochlandsgeschichten«, »Dorf und Alm« zusammengefaßt. Unter den Kleinbürgern Wiens und der Provinz, aber ebensosehr unter dem Landvolke erfreute sich der Volkskalender nicht zum mindesten wegen der S.schen Dorfgeschichten großer Beliebtheit, sodaß endlich der Name des Herausgebers zur Reklame für das Jahrbuch wurde. Gleich jene Novelle vom »Zierthalerhof« hat eine literargeschichtliche Rolle gespielt, indem sie in die Hände des 14jährigen Rosegger geriet und den empfänglichen Knaben zur Abfassgung ähnlicher Dorfgeschichten reizte; so durfte ein bescheidenes Talent dem Genie die Wege bereiten. Auch ist es kein Kleines, Tausende und Abertausende mehr als ein Menschenalterlang alljährlich mit einem Gerichte wohlschmeckendbekömmlicher geistiger Hausmannskost zu bewirten, und S. hat Anspruch auf einen ehrenvollen Platz in der von Hebel über Auerbach zu Anzengruber und Wichner führenden Überlieferung. Man mag dem braven Kalendermann von Herzen gönnen, daß ihn die Universität Freiburg im Breisgau 1863 zum Doktor der Philosophie ernannte als den, *qui cum poemata fabulas commentariolos edidit tum publicatis de vita rustica Austriacarum gentium historiis laudem insignem meruit.*

Nachstehend ein chronologisch angeordnetes, vollständiges Verzeichnis der selbständig erschienenen Schriften S.s. 1848: Marschlied der österr. Nationalgarde. Gedichtet auf dem Marsche für Freiheit und Sicherheit am 15. März 1848. Wien, L. Sommer. — Geschichte der Aula. Die Wiener Universität und die akademische Legion vom März bis Ende Oktober 1848. Mannheim, J. P. Grohe. — 1859: Trutznachtigall. Lieder aus dem deutschen Walde. Lpz., Fries; 2. Aufl. ebenda 1859, 3. Aufl. Reclams Universalbibliothek Nr. 263 (1870). — 1862 f.: Dorfschwalben aus Österreich. München, Fleischmann. II. — 1863: Herkules Schwach. Humoristischer Roman. Ebenda. III. — 1864: Lieder. Ebenda. — 1866: Die Alpenrose von Ischl. Ein Roman. Berlin, O. Janke. II. 2. Aufl. ebenda 1875. — Die »Naßwalder« und das Weihnachtsfest im Naßwalde. Wien. Ohne Verlagsangabe. — 1868: Land und Leute im Naßwalde. (Kolonie protestantischer Holzknechte in den österr. Alpen.) Wien, Braumüller. — Album der Kronprinz Rudolfs-Bahn, I. Sektion (nicht weiter erschienen). Wien, ohne Verlagsangabe. — Mein Herz in Liedern. Neue Lieder. Stuttgart, Grüninger. 2. Aufl. 1869, 3. Aufl. und Gesamtausgabe der Lieder. Stuttgart, Hallberger. 1875, 4. Aufl. 1878, 5. Aufl. 1887, 6. Aufl. 1889. — Der Hallodri. Dorfgeschichte aus Österreich. Berlin, O. Janke. Auch mit dem Titel: Dorfschwalben aus Österreich. Neuer Flug. I. — 1872: Glänzende Bahnen. Roman. Berlin, O. Janke. III; 2. Aufl. 1875. — 1873: Die Kaiserstadt am Donaustrand. Wien und die Wiener in Tag- und Nachtbildern. Wien. Perles. — 1875: Deutsche Hochlandsgeschichten. Stuttgart, Hallberger. II. 2. Aufl. 1877. — 1879: Büchlein Klinginsland. Dichterweisen und -weisungen. Wien, Fromme. 2. Aufl. ebenda im selben Jahre; 3 Aufl. Wien, Gerold 1895. — Denksäulen im Gebiete der Kultur und Literatur. Wien, Braumüller. — 1881: Hochlandsgeschichten. Kollektion Spemann, Stuttgart No. 15. — Dorfschwalben aus Österreich.

Frischer Flug. Breslau, Schottländer. II. — Hauschronik im Blumen- und Dichterschmuck. 2. Aufl. München, Obpacher; 3. Aufl. Altona, Send 1884. — 1884: Die Rosenzauberin. Erzählendes Gedicht. Leipzig, Friedrich. — Das Engerl im See. Eine Hochlandsgeschichte. Als Band 3 der Deutsch-österreichischen Nationalbibliothek. Prag, Weichelt. — 1886: Frau Sorge. Eine Märehendichtung, ebenda. — Landläufige Geschichten aus Dorf, Stadt und Alm. Leipzig, Unflad. II. — 1888: Neue Hochlandsgeschichten. Leipzig, Knaur. — 1892: Dorfmusik. Heitere Geschichten. Stuttgart, Verlagsanstalt. (Titelaufl. 1897.) — Ein Lobspruch der Stadt Wien in Österreich. Von Wolfg. Schmeltzl. Sprachlich erneuert und herausgegeben. Wien, Hartleben — 1895: Die vom Dorf. Ernste und heitere Geschichten. Berlin, Bibliographisches Bureau. — 1896: Die Himmelfahrt eines Sünders. Als Nr. 12 des Berner Vereins für Verbreitung guter Schriften. Zürich, C. Schmidt. — 1899: Der verwandelte Ashasver. Poetische Glas- und Rauchbilder im St. Peterskeller zu Salzburg. Leipzig, W. Friedrich.

Quellen: Wurzbach, Biogr. Lexikon des österr. Kaiserstaates 34, 285 ff. und Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunders 5. Aufl. 4, 88 f. (beide mehrfach irrig). — Rosegger a) Österr. Volkskalender 1867. S. 52 ff, b) Klagenfurter Zeitung 1871. No. 92 f., c) Heimgarten 1900. S. 550. — Karl v. Thaler, Neue Freie Presse 14. März 1900. — Helfert, Der Wiener Parnaß im Jahre 1848. S. 459, woselbst weitere Hinweise. — W. G. Dunder, Denkschrift über die Wiener Oktober-Revolution S. 163.

Dr. Robert F. Arnold.

Pichler, Adolf, Tiroler Dichter und Universitätsprofessor der Geologie. * 4. September 1819 in Erl bei Kufstein, † 15. November 1900 in Innsbruck. P.s Familie entstammt einem Bauerngeschlechte, das bei Neumarkt in Südtirol sein Anwesen hatte. Schon des Dichters Urgroßvater war in den Beamtenstand emporgestiegen und auch Großvater und Vater standen in kaiserlichen Diensten. Letzterer, der das Amt eines Schreibers im Zollhause bei Kufstein versah, hatte sich April 1819 mit Josefa Seebacher vermählt und war noch im selben Jahre in das Zollhaus bei Erl übersiedelt. Hier wurde der Dichter am 4. September 1819 geboren. Die reiche Fülle rasch wechselnder Bilder aus dem weiten Gebiete der nördlichen Kalkalpen, die bei den wiederholten Dienstesversetzungen seines Vaters nach Leutasch, Scharnitz, Leitenhofen in Vorarlberg, Weißenhaus bei Füssen, Reutte und Vils vor die Seele des Knaben traten, mochten früh das Interesse an Land und Leuten wecken und die Beobachtungsgabe schärfen. Dreizehnjährig, kam er an das Gymnasium zu Innsbruck. Bot ihm dieses auch für seine naturwissenschaftlichen Neigungen kaum mehr Anregung, als die Dorfschulen in Reutte und Vils, so verdankt er ihm doch jene warme Liebe zur Antike, die ihn immer wieder zu den Klassikern der Griechen greifen ließ und in seiner oft heftigen und harten Natur das feine Formgefühl entwickelte, das die meisten seiner Werke auszeichnet. Nach Absolvierung der Mittelschule (1838) und des üblichen philosophischen Vorbereitungskurses für die Universität (1840), wandte er sich trotz innerem Drange zu Medizin und Naturwissenschaft dem Rechtsstudium zu, da die Innsbrucker Hochschule neben der theologischen Fakultät nur eine juristische besaß und der mittellose Student, der auf Freitische und den Erwerb von Privatstunden angewiesen war, zur Reise nach Wien vorläufig keine Möglichkeit sah. Erst 1842 boten ihm Freunde hierzu die Mittel. Nun wendet er auch rasch entschlossen der Jurisprudenz den Rücken und beginnt in Wien das Studium der Medizin. Seine Wiener Studentenjahre (1842—48) verbrachte er, auch hier in seinen äußeren Mitteln beschränkt und von Natur aus wenig gesellschaftlich veranlagt, im ganzen abgeschlossen und einsam, nur mit einem engen Kreise von Landsleuten im Verkehre, umso eifriger jedoch seine mannigfaltigen Bildungsinteressen verfolgend, die in den Kunstsammlungen Wiens reiche Nahrung fanden.

Die literarische Produktion dieser Jugendjahre ist noch gering. Zwar war er schon in den letzten Jahren seines Innsbrucker Aufenthaltes mit manchen literarisch tätigen Tirolern in Berührung gekommen, hatte insbesondere an Johannes Schuler, dem Führer der liberalen Partei Tirols, einen Freund und Gönner gefunden und in seinem Hause im Verkehre mit Flir, dem Professor der Philosophie, Michael Stotter, dem Geologen, Sebastian Ruf, dem Kaplan der Haller Irrenanstalt u. a. mannigfache Anregungen erfahren. Die freiheitlichen Regungen, die als Vorboten des Sturmjahres 1848 diesen Kreis durchzogen, die Erregung der Gemüter über die Vertreibung der protestantischen Zillertaler (1837) und die Berufung der Jesuiten nach Tirol hatten auch in den jungen Feuergeist zündende Funken geworfen. Zwei Revolutionsdramen (»Ulrich Hutten« 1839, »Der Student« 1840) das erste mit konfessioneller, das zweite mit politischer Tendenz wurden entworfen. Allein noch suchten diese inneren Stürme vergeblich nach künstlerischer Gestaltung, — nur wenige Szenen kamen zu endgültiger Form. Auch der Tiroler Almanach »Frühlieder aus Tirol«, der von P. redigiert 1846 erschien und fast durchaus Produkte der jüngsten Innsbrucker Dichtergeneration enthielt, brachte von ihm selbst bloß einige Kleinigkeiten satirischer Richtung. Nur wenige Gedichte erzählender Art wie »Die Legenden« (1842), Szenen aus dem Leben des Erlösers in Hans Sachsischen Knittelversen darstellend, »Seume« (1846) oder »Die Vertreibung der Zillertaler« (1846) sind als Vorläufer späterer reifere Produkte bedeutsam. Das eigentliche sangbare Lied ist ganz spärlich vertreten. Es ist bezeichnend für die männlich starke, ja herbe Natur des Dichters, daß selbst die glückliche Zeit seiner Liebe zu einer Wiener Bürgerstochter, deren Geschwister er zu unterrichten hatte, jene letzten sonnigen Jahre seiner Studentenzeit, die ihm Ersatz schaffen sollten für die ganze entbehrungsreiche Jugend, wenige Liebeslieder in ihm auslöste, wohl aber Gedichte voll leidenschaftlicher Anklagen gegen die Eltern des Mädchens, die einer Verbindung mit dem mittellosen Studenten feindlich entgegenstanden.

P. stand am Ende seiner Universitätszeit, als die Märztage des Jahres 1848 die langersehnte politische Freiheit brachten. Auf die Kunde vom Einfalle der Italiener in Tirol stellte sich der Dichter, in dessen Seele das Andenken an Tirols Heldenzeit stets lebendig war, begeistert an die Spitze der akademischen Legion und zog unter der deutschen Trikolore zur Verteidigung Tirols an die Landesgrenze. Ihm war es ein Feldzug im Dienste Großdeutschlands, jenes politischen Ideals eines geeinigten deutschen Reiches, das, damals von vielen geteilt, vom Dichter auch in den folgenden Jahrzehnten treu festgehalten wurde und noch den Greis für den in den neunziger Jahren neu erwachenden alldeutschen Gedanken lebhaft eintreten ließ. Man muß die Tiefe und Beharrlichkeit seines Empfindens und seinen Haß gegen Unwahrheit und Schwäche in jeder Gestalt voll würdigen, um zu verstehen, wie die politische Enttäuschung, die mit der Reaktion der fünfziger Jahre alle freiheitlichen Geister ergriff, gerade ihn so zu innerst traf und Jahre hindurch in jener düsteren Stimmung befangen hielt, die die poetische Produktion der fünfziger Jahre verrät. Persönliche Momente mochten mitwirken. Die akademische Legion, die sich mit ihrem Hauptmann bei »*ponte tedesco*« und »*Storo*« im feindlichen Feuer tapfer gehalten hatte, löste sich nach dem Rückzuge der Italiener 11. Juni in Bozen auf. Die Polizei hatte schon vom Anbeginne mit Mißtrauen auf diese freiheitsbegeisterten Jünglinge geblickt.

Jetzt, wo mehrere sich in Tirol niederließen — auch P. blieb bis Oktober in Tirol —, kamen Überwachungsverordnungen, die ihn tief kränkten. Andere Anfeindungen von Übelwollern und furchtsamen Rückschrittlern folgten und trafen P. als den Hauptmann der Legion in erster Linie. Die blutigen Oktobertage, die er in Wien verbrachte, verdüsterten ihn noch mehr. Dazu kam, daß er nun auch seine Liebeshoffnungen zu Grabe tragen mußte. Grollend kehrte er nach Innsbruck zurück. Auf die Ausübung des ärztlichen Berufes verzichtend (er hatte sich 1848 das Doktordiplom erworben), suchte er im Lehrfache Unterkommen. Nur widerstrebend bot man dem freiheitlich denkenden Manne, dem man die Teilnahme an den Marztagen noch lange nachtrug, eine Lehrstelle für Botanik am Innsbrucker Gymnasium (1849). Von 1849 ab hat P. Tirol nur mehr vorübergehend gelegentlich wissenschaftlicher Exkursionen nach Italien oder zu kurzen Studienreisen nach München verlassen.

Unter den Aufgaben der neuen Stellung und literaturgeschichtlichen Studien über Tiroler Passionsspiele, deren Ergebnisse er in dem Buche »Über das Drama des Mittelalters in Tirol« (1850) veröffentlichte, verstummte die künstlerische Produktion fast ganz. Doch allmählich beginnt wieder jenes Ringen starker innerer Erlebnisse nach künstlerischer Gestaltung, das ihn schon als Student gegen die Gesellschaft abschloß. Alte dramatische Pläne werden wieder vorgenommen, manches aus der Studentenzeit vernichtet, neues begonnen. Mühsam und mit vielen Unterbrechungen erwachsen ihm »Rodrigo« und »Die Tarquinier« zu Jambentragödien in klassischem Stile. Bei beiden ist das scharfe Hervortreten der Idee charakteristisch. »Rodrigo« stellt den Fall des Westgotenreiches und des seiner Pflicht untreu gewordenen Königs dar, »Die Tarquinier« das Unterliegen der alten Königsherrschaft gegenüber dem neuen Staatsgedanken, der sich in Brutus verkörpert. P.s Begabung lag nicht auf diesem Gebiete. Wer von seinen reifsten Produkten der siebziger Jahre rückschauend die Komposition »Rodrigos« überblickt, erkennt schon hier den künftigen Meister der kleinen Erzählung — zum Schaden des Dramas. Ihm löst sich der Stoff in Episoden auf, die für sich Leben und innere Wahrheit haben und auch Interesse abzwingen, doch zu einheitlichem Ganzen schließen sie sich nicht. In den »Tarquiniern« wußte er wohl diesen Kompositionsfehler durch möglichste Einfachheit der Motive und rasche Führung der Handlung zu vermeiden. Sein wechselndes Interesse an den starkgeprägten Persönlichkeiten der Tyrannenfamilie einerseits und an Brutus' herber Natur andererseits gefährden jedoch auch hier den einheitlichen Eindruck. Der Bühnenerfolg blieb denn auch trotz Hebbels günstiger Beurteilung aus. Erst spät (1860, 1862) kamen sie zur Veröffentlichung. Inzwischen hatte der Dichter längst den Weg des Dramatikers verlassen und sich der Lyrik zugewandt. 1855 bereits waren die »Hymnen« erschienen. Die meisten sind in den Jahren 1853—54 entstanden. Mit den genannten Dramen zeigen sie noch nahe innere Verwandtschaft. Wie diese sind sie durchaus Ideendichtung und stehen wie diese auf klassischem Boden. Die Außenwelt ist ihm nur ein Symbol des Innenlebens und tritt in der Darstellung gegen dieses zurück: der Sturm im Gebirge weist ihn auf innere Kämpfe, das dunkle Tal auf betrogene Lebenshoffnungen, der einsame Adler auf die eigene Einsamkeit. Ein Zug schmerzlicher Entsagung geht durch diese Gedichte, ein Verzicht auf Lebensglück, ein Sichbescheiden im Genusse der Naturschönheit. Man fühlt jedoch, daß diese aufgezwungene Ruhe der mächtigen impulsiven Natur innerlich fremd ist und nur ein Durchgangsstadium in seiner

Entwicklung bedeutet. Formell stehen die »Hymnen« sehr hoch. Sie sind durchaus in den freien reimlosen Rhythmen Pindars geschrieben und zeigen seltenen Wohllaut der Sprache. Auch sie hatten aber wenig Erfolg. Denn sie kamen verspätet. Mit Platens Hymnen hatte sich schon zehn Jahre vorher das Interesse an dieser Gattung erschöpft. P., der zeitlebens seinen eigenen Weg ging, hatte auch kaum auf Erfolg gerechnet.

Die sich freundlicher gestaltenden äußeren Lebensverhältnisse führten den Dichter in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre aus dieser bitteren Stimmung und zugleich aus der klassizistischen Ideendichtung heraus. In diese Zeit fällt seine Verheiratung mit Josefine Groß (9. September 1857) und seine Berufung an die Universität in Innsbruck als Dozent für Geologie (1859). Geologische Studien hatte P. schon früh betrieben. Sein Jugendfreund Michael Stotter mochte schon in den vierziger Jahren Anregung gegeben haben. Seit 1856 ist er wissenschaftlich produktiv tätig. Seinen Arbeiten über die Triasformationen (Jhrb. der kk. geol. Reichsanstalt 1856, N. Jhrb. f. Miner. 1856) dankt er die Teilnahme an der großen geologischen Begehung der nördl. Kalkalpen durch v. Hauer, v. Richthofen, Fötterle, Gümbel u.a. im Jahr 1857. 1859 veröffentlichte er seinen »Beitrag zur Geognosie in Tirol. Mit Karte und dreißig Profilen«, auf Grund dessen er sich habilitierte. 1867 wurde er zum Professor ernannt. Auf den weiten und häufigen Wanderungen durch Tirol, die er jetzt zum Zwecke geologischer Aufnahmen unternahm und deren wissenschaftliche Ergebnisse er in einer Reihe von Aufsätzen, brieflichen Mitteilungen und Referaten in den genannten Zeitschriften zwischen 1856—91 herausgab, fand er auch die alte Lebensfreude wieder, und Interesse an Volk, Kunst und Geschichte des Heimatlandes erwachte aufs neue. 1861 erscheint als künstlerische Frucht der neuen wissenschaftlichen Tätigkeit die Sammlung »Aus den Tiroler Bergen«, eine Reihe von Wanderskizzen, die sich bei des Dichters vielseitiger Bildung, scharfer Beobachtungsgabe und warmer Anteilnahme zu wertvollen Kulturbildern vertiefen. Von hier aus steigt er unter dem Einfluß der exakten Naturwissenschaften, die seine Neigung zur Philosophie mehr und mehr zurückdrängen und ihm die Außenwelt mit dem vorurteilsfreien Auge des Forschers betrachten lehren, allmählich zu jener Kunst treu realistischer Schilderung empor, die er an Jeremias Gotthelf bewunderte und die er selbst in seinen reifsten Werken erreichte. Den Wanderskizzen folgt 1867 seine erste Novellensammlung »Allerlei Geschichten aus Tirol«. Von den üblichen Dorfgeschichten der Nachfolger Auerbachs scheiden sie sich scharf. So gern auch P. in ihnen die Einfalt bäuerischer Sitten gegen die Unwahrheit städtischer Kultur ausspielt, verfällt er doch nirgends in Sentimentalität oder idyllische Schönfärberei. Freundliche Bilder wechseln mit düsteren, oft stehen beide unvermittelt nebeneinander, wie im Leben selbst, und doch wieder im Rahmen des Ganzen harmonisch verflochten. Die starken Affekte und Leidenschaften sind es vor allem, die ihn zur künstlerischen Darstellung drängen. Darum wählt er auch gerne das Heldenjahr 1809 zum Hintergrunde (»Der Flüchtling«, »Die Franzosenbraut«, »Der Einsiedler« u. a.). In der Komposition sind sie mit der Kulturskizze nahe verwandt, ja geradezu aus ihr herausgewachsen. Skizzierte er dort eine Charaktergestalt, die ihm auf seiner Wanderung begegnet, mit wenigen scharfen Strichen, so bringt er hier in ausgeführter Erzählung ihr Schicksal oder läßt es uns aus ihrem eigenen Munde erfahren. Die Begegnung mit dem Dichter ist zur Rahmenerzählung, zum einleitenden Akkorde geworden. In beiden aber tritt der Dichter neben

seinen Gestalten persönlich hervor, Lob oder Tadel austeilend, eine Schwäche der Zeit satirisch beleuchtend oder eigene Lebensansichten vertretend.

Diesen scharf persönlichen Zug zeigt auch die Versdichtung der sechziger Jahre. 1865 erschienen die »Epigramme«, dann noch einmal 1869 bedeutend vermehrt und mit Elegien und einigen Produkten aus dem Gebiete der Stimmungslyrik zur Sammlung »In Lieb und Haß« vereinigt. Hauptakzent liegt auch in dieser zweiten Sammlung auf dem stachligen Streitepigramm, das seiner leidenschaftlichen Kampfnatur besonders zusagte. Mit rücksichtsloser Schärfe bekämpft er hier Torheiten in Kunst und Literatur und allem Unwahren und Kleinen zeigt er ehrlichen Haß. Es ist kein Zufall, daß diese Explosion der negativen Stimmung im Dichter gerade in die Zeit des preußisch-österreichischen Krieges fällt, in der sich die politische Konstellation weiter als je vom großdeutschen Ideale entfernte, wie andererseits, daß mit dem glücklichen Ausgange des deutsch-französischen Krieges und der Gründung des Deutschen Reiches, die er im Liede feiert, ein Zug froher Schaffensfreude in ihm stark wird, die ihm die seiner Begabung am meisten zusagende Gattung finden und in ihr eine Reihe seiner besten Produkte gelingen ließ, eine Wechselbeziehung zwischen Politik und dichterischer Stimmung, die des Dichters lebhafte innere Anteilnahme an diesen Ereignissen erklärt.

Diese neue Gattung, die er selbst »erzählendes Gedicht« nennt, steht mitten inne zwischen Idylle und Epopoie und wird ihm durch die Wahl des reimlosen Blankverses, der möglichste Annäherung an die Rede des Alltags gestattet, zur schmiegsamen Form für realistische Schilderung. Die ersten Gedichte dieser Art sind »Des Esels Kinder« (1870), »Der Hexenmeister« (1871), »Der Student« (1872), »Der Totentanz« (1873), »Der Teufelmaler« (1873), die er 1874 mit Jugendgedichten vereinigt in der Sammlung »Marksteine« veröffentlicht. Stofflich stehen sie zu den Dorfnovellen in naher Beziehung. Auch sie, aus dem Heimatboden erwachsen, bringen feine Charakterzeichnungen einfacher Bergnaturen, deren starkes Wollen und sittliche Größe ergreift. Wie in den Novellen so wählt er auch hier gerne Gestalten aus dem Kriegsjahre 1809 (»Student«, »Totentanz«) und wie in jenen steht er auch hier persönlich in der Erzählung als der »alte Steinklopfer«, der, mit Land und Leuten vertraut, im Gebirge herumstreift, von Gewitter in eine Alpenhütte oder ein Bauerngehöft gescheucht aus des Einsiedlers, Schützen oder Bauern Munde deren Lebensgeschichte erfährt. Wo er eigenes Erleben und Empfinden auf sie überträgt, wirkt er am stärksten. So im »Hexenmeister«, der vom Weibe um seine Lebenshoffnungen betrogen in die Wildnis flieht, oder im »Studenten«, in den der Dichter sein starkes nationales Empfinden, wie auch den tiefen Haß gegen ultramontanes Wesen legt. Wanderskizze, Novelle und Verserzählung laufen nun in ihrem Entstehen nebeneinander. Auch die Versdichtungen der ersten siebziger Jahre folgen »Fra Serafico« (1877), »Sankt Aloysi« (1880), »Der ewige Jude« (1880), »Der Zagglerfranz« (1887), »Der Jörgel von Lahnsteig« (1895). Die Novellendichtung dieser Dezennien, zum Teile in verschiedenen Zeitschriften bereits in den achtziger Jahren veröffentlicht, zum Teile lange im Schreibtische verschlossen gehalten, sammelte der greise Dichter, der seit 1889 im Ruhestande lebte, in den »Jochrauten« (1897) und »Letzten Alpenrosen« (1898), die Kulturskizzen in dem Buche »Kreuz und Quer« (1896). Eigenes inneres Erleben tritt auch hier in allen drei Gattungen bestimmt hervor, in der Skizze im leichten Plaudertone angedeutet, in der Novelle zur Episode abgerundet, in der Vers-

erzählung zum Lebensprobleme vertieft. Die besten dieser späteren Gedichte sind »Fra Serafico« und »Zaggler Franz«. Manche Fäden spinnen sich von ersterem zum »Hexenmeister«, dem Einsiedler im Karwendel zurück. Beide sind um ihr Lebensglück betrogen, beide suchen den Trost der Bergeinsamkeit. Will aber der »Hexenmeister« nur die Tiere zu Freunden haben und fern von menschlicher Siedlung sein Leben beschließen, so wirkt »Fra Serafico« als Priester und Arzt unter den Hirten des Apennin im Dienste der Menschheit. Wühlt die Erinnerung an das zerstörte Glück die harte Bauernnatur des Einsiedlers noch im innersten auf, so hat sich der italienische Mönch zur Seelengröße des Weisen aufgeschwungen, der keine Bitterkeit kennt und der den Mißklang des Einzelschicksals über der Harmonie des Weltalls vergißt. Mit feinem Empfinden ist hier wie dort die Zeichnung der umgebenden Natur der Seelenschilderung angepaßt. Im »Hexenmeister« die wilde Felsszenerie der Karwendelschlucht und der Gewitteraufruhr des Hochgebirges, im »Fra Serafico« der heitere Abendhimmel Italiens und die sanften, in weichen Schatten verschwimmenden Linien des Apennin, ein Bild des versöhnenden Grundzuges der Dichtung. Die Ruhe des Alters, das sich gerne der Jugendkämpfe erinnert, spricht auch aus dem »Zaggler Franz«. In ihm, dem entlaufenen Klosterschüler, der zum Bauernstande zurückgekehrt ist, stellt der Dichter seine eigene innere Entwicklung dar, die ihn zuerst die Höhen und Tiefen des Lebens suchen, den letzten Gründen des Seins nachforschen läßt, bis er im engen Anschluß an sein Volk und in der Beschränkung auf den gegebenen Wirkungskreis Genügen und Festigung findet.

Die Fruchtbarkeit seiner Altersdichtung und die bis an sein Lebensende gleich gewaltige Gestaltungskraft zeigen außer den genannten erzählenden Gedichten und den Novellen auch die reichen Sammlungen kleinerer Gedichte, die er mit seinen größeren epischen Produkten in den »Neuen Marksteinen« (1890) und insbesondere in den »Spätfrüchten« (1896) veröffentlichte. Teils setzt er mit ihnen die satirische Dichtung der sechziger Jahre fort, zu der die nationalen Kämpfe der achtziger und neunziger Jahre wieder Stoff und Stimmung gaben (»Arabesken«, »Sprüche«), teils aber wirken auch noch neue Motive. So führt ihn die Pflege der Heimatskunst in den Novellen und Verserzählungen nun auch zur künstlerischen Verwertung des volkstümlichen Vierzeilers (»Der Anderl und 's Resei« 1897 u. a.) und der alten Kirchhofs- und Martelpoesie (»In der Weise des H. Holbein« 1878—86; »Aus den Totentänzen« 1892—95). Daß bei dieser Produktivität, die sich bis in sein achtzigstes Lebensjahr fortsetzt, die schon früh begonnene Selbstbiographie nur bis zum Jahre 1847 geführt wurde (»Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit 1892) und die Schilderung seiner Erlebnisse im Jahr 1848 erst aus seinem Nachlasse erschien (»Das Sturmjahr. Erinnerungen aus den März- und Oktobertagen 1848« Leipzig 1903), ist begreiflich. Er starb im zweiundachtzigsten Lebensjahre an Herzschlag.

Der Entwicklungsgang P.s, der erst in der Mitte der dreißiger Jahre sein reiches Innenleben künstlerisch formen lernt und, lange von klassizistischen Vorbildern befangen, erst im reifsten Mannesalter das ihm zukommende Feld künstlerischen Wirkens findet, nun aber noch reiche Schätze bietet, ist recht eigentlich das Bild echt deutscher Natur, die langsam heranreifend erst nach manchem Umwege die vorgezeichnete Bahn trifft, dann aber bis ins höchste Alter fortschreitet und schafft.

Blieb seinem Talente großzügige Komposition versagt und sein Können

im wesentlichen auf Gedicht und Novelle beschränkt, so führt doch ihr tiefer Ideengehalt über bloße Kleinkunst hinaus und eröffnet aus engem Rahmen weite Perspektive.

P.s Bedeutung als Dichter gegenüber tritt die des Geologen, Literarhistorikers und Ästhetikers zurück. Doch verdienen insbesondere seine Studien über die tirolische Literatur, deren bester Kenner er war, Beachtung und Würdigung.

Aus der Literatur über P. ist zu nennen: A. Bartels, Kunstwart XII, 23. Heft. — Fr. Beck, »Wiener Ztg.« 1896 Nr. 134 6; 1898 Nr. 275; »Kalender des deutschen Schulvereins« 1902. — A. Brandl, »Illustr. Frauen-Ztg.« 1885; »Deutsche Literatur-Ztg.« 1896; »Beilage der Allgem.-Ztg.« 1897 Nr. 21; »Über Land und Meer« 41. Jahrg. Nr. 48; »Literarisches Echo« 1900 S. 299; »Allgem.-Ztg.« 1901 Nr. 317; »Erzherzogin Sophie und Walburga Schindl« 1903. — W. Bruchmüller, »Vossische-Ztg.« 1899 Nr. 49 (Sonntagsbeilage Nr. 5). — v. Dalla Torre, A. Pichler als Naturforscher, »Bote für Tirol und Vorarlberg« 1899. — »Deutscher Jugendhort« 1899, 11. Heft. — A. Englert, »Bl. für bair. Realschulwesen« XVII S. 151; »Münchner N. Nachr.« 1899, Nr. 405. — H. Glücksmann, »Literarisches Echo« 1899 Nr. 23; »Universum« 1899 S. 2865; »N. Wiener Tagbl.« 1899 Nr. 244. — H. Greinz, »Gesellschaft« IX 2. Heft. — W. A. Hammer, »Deutsche Ztg.« 1899 Nr. 9940. — J. Jung, »Euphorion« 1901 S. 229ff. — Fr. Kranewitter, »Kyffhäuser« 1899, 6. Heft; »Ostdeutsche Rundschau« 1900 Nr. 329. — F. Lemmermayer, »Im trauten Heim« 1896, 6. Heft; »National-Ztg.« 1899, Nr. 221. — M. Morold, »Jahrb. d. Grillparzer-Ges.« XI. — B. Münz, »Nord und Süd« 1901; »Österr.-ung. Revue« XV. 3. Heft. — S. M. Prem, »Festgabe zum 70. Geburtstag P.s« Kufstein 1889; »Fremdenblatt« 1899 Nr. 244; »A. Pichler, Der Mensch und Dichter« Innsbr. 1901 (mit Briefen P.s); »Heimgarten« XXIII. 12. Heft; »Westermanns Monatshefte« 1901 S. 127. — A. Renck, »Meraner-Ztg.« 1898 Nr. 149; 1899 Nr. 23. — »Ostdeutsche Rundschau« 1900 Nr. 317; 1901 Nr. 314. — J. Seemüller, »Gedächtnisrede auf A. Pichler«, Innsbr. 1900. — H. Sittenberger »Beil. z. Allg. Ztg.« 1899 Nr. 152; K. v. Thaler, »N. Freie Presse« 1890 Nr. 9272; 1896 Nr. 11279; Nr. 11810; 1900 Nr. 13022; 1902 Nr. 13484 (Briefe v. P.). — R. M. Werner, »National-Ztg.« 1890 13./14. März; »Vollendete und Ringende« 1900 S. 75ff. (mit Bild P.s).

Leipzig. Victor Dollmayr.

Herzfeld-Link, Rosa Babette, kgl. bayr. Hofschauspielerin, * 12. April 1846 zu Nürnberg, † 1. Juni 1900 in München. — Wenn ihre obige Geburtsangabe richtig ist, hat Rosa Link ihre Laufbahn mit 14 Jahren begonnen, denn im Winter 1859—60 war sie bereits als Anfängerin in Görlitz engagiert. Die nächsten Jahre sahen sie in Marburg (Steiermark), Ödenburg, 1862—63 am Theater an der Wien, 1863—64 am Stadttheater in Riga, 1864—65 in Stettin, und vom 1. September 1865 am Stadttheater in Leipzig, wo sie sich nach ihrem Ausscheiden (20. Juli 1871) mit Albrecht Herzfeld, dem vormaligen Helden derselben Bühne vermählte. In Leipzig wirkte sie unter Laube bereits als erste Heldin und Liebhaberin, ist aber, wie Laube in seinem »Norddeutschen Theater« erzählt, ohne es zu wollen, für dessen Direktionsführung verhängnisvoll gewesen, indem ihr Verlobter im März 1870 während einer Opernvorstellung einen vermeintlichen Beleidiger seiner Braut, einen Leipziger Schriftsteller, überfiel und gefährlich verletzte. Hierauf wirkte das Ehepaar Herzfeld-Link gemeinsam bis 1877 am Mannheimer Hof- und Nationaltheater. In der Spielzeit 1877/78 war Frau Herzfeld-Link Mitglied des Hamburger Stadttheaters im Fache der Salondamen und Heldenmütter. Vom 1. Juni 1879 an kam sie an das Münchener Hoftheater, an dem sie nun Rast und Frieden fand. Bis zu ihrem Tode, volle zwanzig Jahre, gehörte sie dem Schauspiel-Ensemble dieser Bühne als eines der beschäftigsten und erfolgreichsten Mitglieder an. Anfangs zwar hatte sie einen harten Stand. Clara Ziegler hatte sich schmollend zurückgezogen, und der Fremden stand der

Vergleich mit dem berühmten Münchener Kinde überall im Wege, aber nicht lange. Ihre glücklichste Zeit währte wohl bis 1886, bis zum Tode Ludwigs II., der die intelligente Künstlerin hoch schätzte und reich beschenkte. Sie trat auch später niemals als Pompadour in Brachvogels »Narziß«, einem Lieblingsstücke des unglücklichen Königs auf, ohne den prachtvollen Fächer zu zeigen, den sie seiner Huld verdankte. Neben dieser zählten zu ihren besten Hauptrollen: Lady Macbeth, Elisabeth (Maria Stuart), Isabeau, Goneril, Margarethe von Parma, Herzogin Marlborough, Orsina, Gräfin Terzky, Sorge (Faust) u. s. w. Auch für das Komische besaß sie Begabung, nur war sie hier (wie z. B. als Tante Fränzchen in der »Heimat«) gern geneigt zu übertreiben. Sie gehörte eben ganz und gar zum langsam aussterbenden Geschlecht der durch die Klassiker groß gewordenen Heroinen. Eine große Figur, ein sprechendes Antlitz und ein prachtvolles, wohlgebildetes Organ von seltener Durchschlagskraft befähigten sie in außerordentlichem Grade für die genannten Aufgaben. Sie war keine Schauspielerin, die rasch enthusiasmierte, aber sie überzeugte, erwärmte endlich und ließ den Hörer nicht mehr los. Sie hatte Geist, Temperament und ein ehrliches künstlerisches Streben, dem keine noch so kleine Aufgabe zu gering schien. Als Frau war sie geachtet und beliebt; traurige Erlebnisse rüttelten an ihrem Herzen, dessen Widerstandskraft zuletzt doch unerwartet einer schlecht kurierten Influenza erlag. Einsam und ernst ging sie aus dem Leben, das ihr außer einer kurzen Spanne Ruhm wenig geboten hatte. Erst als sie fehlte, wurde die Lücke, die ihr Ausscheiden riß, so recht empfunden: sie ist bis zur Stunde nicht geschlossen, wie überall, wo eine echte, ganze Persönlichkeit verschwindet.

München. Alfred Frhr. v. Mensi.

Vogl, Heinrich, kgl. bayr. Hofopern- und Kammersänger, * 15. Januar 1845 in München, † 21. April 1900 ebenda. — Heinrich Vogl ist eine der merkwürdigsten und interessantesten Erscheinungen der Musik- und Theatergeschichte. Sein Name bleibt mit Richard Wagner und dem Aufkommen des Musikdramas eng verknüpft, und trotzdem ist er das Vorbild einer künstlerischen Universalität gewesen, wie sie vor und nach ihm keiner mehr erreicht hat. Schullehrer, Landwirt, Sänger, Künstler durch und durch, zudem ein lieber, gescheiter und interessanter Mensch. Ähnliches findet sich wunderselten in einer Persönlichkeit vereinigt. Heinrich Vogl ward als Sohn eines Hausmeisters in der Au, einer Vorstadt Münchens, geboren, in einem Schulhause erzogen und für den Lehrberuf bestimmt. Schon als zehnjähriger Knabe machte sich der stimmbegabte Heinrich als Organistengehilfe und Chorknabe an der Auer Mariahilfkirche vorteilhaft bemerkbar. Mit 15 Jahren bezog er das Freisinger Lehrerseminar, woselbst er seine musikalische Ausbildung fortsetzte und als Schulgehilfe tätig war. Allein ein unwiderstehliches inneres Gebot und wohl auch die geringen Aussichten, die sich dem Schulgehilfen 1862 in Ebersbach und 1865 in Lorenzenberg boten, trieben ihn in die Arme der Kunst. Er war 20 Jahre alt, als er sich vom Generalmusikdirektor Franz Lachner in München prüfen ließ, um Aufnahme in den Chor des Hoftheaters und in die kgl. Vokalkapelle zu finden. Höher ging sein Ehrgeiz nicht. Damals gaben sich Kapellmeister und Regisseure mit talentvollen Sängern noch Mühe: Lachner und Regisseur Jenke nahmen sich des Begabten an, und am 5. November 1865 ließen sie ihn, als ersten »Versuch«, sogar den Max im Freischütz singen. Dieser Erfolg blieb für V. entscheidend.

Doch diese erste glänzende Sängertat blendete den jungen Künstler nicht, der sich jetzt erst recht mit aller ihm innewohnenden Energie und Hingabe dem Kunstgesange zuwendete und so, in einem Zeitraume von wenigen Jahren, zu einem ungefähr 100 Partien umfassenden Répertoire gelangen konnte. Am 12. November desselben Jahres sang er als zweite Rolle den Nureddin in Lalla Rookh, am 12. Dezember den Marco in Lachners Katharina Cornaro, Hüon, Faust, Tamino, Don Ottavio folgten. Von entscheidender Bedeutung aber ward für den Sänger der Einfluß, den Richard Wagner um eben diese Zeit auf München auszuüben begann. Heinrich Vogl wurde ein »Wagnersänger« und einer der ersten, aber er ist daneben — und das war für ihn charakteristisch — ein wunderbarer Mozart- und Oratoriensänger geblieben. Sein erstes Auftreten als Lohengrin am 16. Juni 1867, welche Rolle er auf Befehl des Königs für Tichatschek übernommen hatte, wurde für ihn zu einem Ereignis von den günstigsten Folgen. Nun wurden ihm rasch nacheinander bedeutendere Aufgaben übertragen: er sang Glucksche Tenorrollen, den Erik im Fliegenden Holländer und am 20. Juni 1869 zum erstenmale den Tristan unter Bülows Leitung. Von diesem Tage an darf man V.s Berühmtheit datieren. Vier Jahre vorher hatte der Tristan (10. Juni 1865) seine Uraufführung in München erlebt. Nach Schnorrs frühem Tode war niemand in Deutschland, der sich an die damals einzig dastehende Riesenaufgabe herangewagt hätte. Da erschien eines Tages V. mit seiner jungen Frau, dem Tutzinger Schullehrers-Töchterchen Therese Thoma, beim Intendanten, um ihn mit der Neuigkeit zu überraschen, daß sie beide heimlich die Titelrollen Tristan und Isolde studiert hätten und jederzeit bereit seien, sie zu singen. Und sie sangen sie und waren lange Jahre die einzigen Vertreter dieser Partien in Deutschland, wie vor ihnen das Ehepaar Schnorr v. Carolsfeld. Am 20. Juni 1870 »creirte« er den Siegmund (Walküre), vorher (22. Oktober 1869) den Loge im Rheingold. In dieser letzteren Meisterschöpfung hat er sich vor allem auch in Bayreuth berühmt gemacht. Dort sang er auch den Tristan, den Siegmund, und in den sechs geheimen Separataufführungen des Parsifal auf der Münchener Hofbühne vor Ludwig II. als einzigem Zuhörer sang er die Titelrolle, seine Frau die Kundry. Der Münchener Hofbühne ist er auch bis an sein Lebensende treu geblieben. Gastreisen führten ihn nach Holland, London, Petersburg und Amerika. In Deutschland hat ihn jede bedeutendere Stadt gehört. Kaum minder willkommen war er als nie versagender Oratoriensänger. Ende der neunziger Jahre begann seine Stimme etwas nachzulassen. V., der unablässig an sich arbeitete, war nicht der Mann, das ruhig hinzunehmen. Kurz entschlossen ging er nach Mailand und studierte bei Galiera; eine schwere Krankheit, die ihn während eines Gastspiels in New-York befiel, und seine italienischen Gesangsstudien übten eine merkwürdig verjüngende und reinigende Wirkung auf ihn aus: er kam schlanker und frischer zurück, als er gegangen, und entzückte fast ein Jahrzehnt noch alle Welt durch seine reife Künstlerschaft. V. war ein so durchaus gebildeter Musiker, daß er leider seinem Ehrgeiz, auch als Komponist vor seine treuen Münchener zu treten, nachgeben konnte. Er komponierte eine dreiaktige Oper »Der Fremdling«, in der ein von Felix Dahn Wagner zugeeignetes Textbuch ganz im Sinne Wagners sehr geschickt und nicht uninteressant vertont war. Die wenigen Aufführungen in München (die erste 7. Mai 1899), brachten dem Liebling seines Publikums freilich Freude und Ehren sonder Zahl, aber auswärts konnte sein Werk nirgends Fuß fassen. Das hatte er

nicht erwartet, darunter litt er unsäglich, und so wurde — fast hatten es seine Freunde gefürchtet — seine Oper der Nagel zu seinem Sarge. Plötzlich ließen seine Nerven gänzlich nach, auch sein sonst nie versagendes Gedächtnis. Er nahm einen Urlaub, kehrte aber kaum scheinbar gebessert heim (April 1900). In diesem Monat sang er noch den Erik (6.), den König im »Cid« von Cornelius (10.) und am 17. den Canio in Leoncavallos »Bajazzo«. Die letzten Worte der Oper: »Die Komödie ist aus!« sollten auch seine letzten auf der Bühne gesprochenen sein. *Finita la commedia!* Als ihn seine Frau am Morgen des 21. zur Probe von »Lalla Rookh«, welche Oper als Festvorstellung für die Hochzeit der Prinzessin Mathilde bestimmt war, wecken wollte — er sollte darin den Nureddin singen, die zweite Rolle, die er als Anfänger gesungen — fand sie ihren Mann tot im Bette liegen. Man kann sagen, daß an jenem Tage ganz München trauerte, denn Heinrich Vogl war eine populäre Persönlichkeit, wie wenige Künstler vor ihm. Und zwar nicht nur als Künstler, sondern auch als Mensch. Draußen auf den Höhenzügen des Starnberger Sees lag seine Musterlandwirtschaft Deixlfurt mit Ställen, Branntweinbrennerei, Fischerei u. s. w., und auf seine landwirtschaftliche Medaille war er wohl nicht weniger stolz als auf die für Kunst und Wissenschaft und die übrigen Auszeichnungen. »Heut' hab' ich mir wieder einmal einen Ochsen ersungen!« konnte er scherzen, und die geriebensten Viehhändler hatten Respekt vor ihm. Einem solchen Naturfreund und Kernmenschen hätte man das längste Leben zugetraut. Er hat 2095 mal in München allein gesungen und hatte noch lange nicht genug, denn seine Kunst ging ihm über alles. V.s Erscheinung hatte nichts Blendendes; er war von Mittelgröße und nie ein großer Schauspieler. Seine kongeniale Gattin übertraf ihn in dieser Richtung weit; doch war ihm eine großzügige und ungemein energische Gestaltungskraft eigen, welche seine gedrungene Figur zu zeiten hoch über sich selbst hinaushob. In erster Reihe entzückte immer der Sänger an sich: der etwas barytonal gefärbte Heldentenor, der es in der Tongebung und in der Klarheit der Deklamation bis zu einer heutzutage kaum mehr erhörten Meisterschaft gebracht hatte, die er leider niemand hinterlassen konnte. Sein Vortrag hatte in späteren Jahren, namentlich als seine Stimme nachgelassen hatte, etwas Lehrhaftes und Akademisches angenommen, das mitunter auf solche, die ihn nicht kannten, abkühlend einwirkte. Sein angestammtes Publikum freilich blieb ihm, und mit Recht, bis zum letzten Abend getreu, denn Unbedeutendes konnte Heinrich Vogl seiner ganzen Natur nach niemals bieten. V. wurde in Tutzing, der Heimat seiner Frau, jenem freundlichen Uferorte des Starnberger Sees, bestattet, von wo er, wenn der Winter vorbei, immer zu Proben und Aufführungen nach München gefahren war. Dort, hart am See, waren auch in den ruhmvollen und kampfesreichen Tagen des jungen Wagnertums seine und der jungen Gattin blühende Stimmen oft zum Staunen und zur Bewunderung fremder Dampfschiffgäste weit hinaus über den See erklungen, in dem zwanzig Jahre später der königliche Gönner Richard Wagners und Heinrich Vogls ein frühes schaudervolles Ende nahm.

München. Alfred Frhr. v. Mensi.

Elze, Ludwig Theodor, Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde zu Venedig, Forscher auf den Gebieten der Reformations- und Kulturgeschichte Krains und der anhaltinischen Münzkunde, * am 17. Juli 1823 zu Alten bei Dessau, † 27. Juni 1900 in Venedig. — Als Sohn des Pfarrers Karl Wilhelm

Elze und seiner Frau Louise, geb. De Marées, deren Ehe vorher der spätere Shakespearekenner Karl Elze (22. Mai 1821 bis 22. Januar 1889; vgl. Shakespeare-Jahrbuch Bd. 24) entsprossen war, besuchte Theodor E. in Dessau, wo sein Vater seit Frühjahr 1825 das herzogliche Lehrerseminar leitete, die Volksschule und darauf bis 1842 das Gymnasium. Danach studierte er Theologie — ein Semester lang auch Medizin — in Tübingen (1842—1844) unter Frd. Chr. Baur und Schmid, in Berlin (1844—1845) unter Neander, Twesten und Schelling; zwischenhinein unterzog er sich in Dessau den Prüfungen für die Kandidatur des Predigeramts. Doch nicht in regelrechtem Ablaufe sollte sich seine Bahn vollziehen. Von Jugend auf — man darf sagen: durchs Elternblut — dichterisch veranlagt, hatte er schon in der Tübinger Studentenzeit in Beziehungen zu dem Germanisten Adalbert v. Keller, dem Ästhetiker Fr. Th. Vischer (dessen Roman »Auch Einer« soeben die 10. Auflage erlebt hat; auch ein Sieg der Tücke des Objekts!) und dem Novellisten Herm. Kurz (dem Vater Isoldens) gestanden und gelegentlich bei Justinus Kerner, Gustav Schwab, Friedrich Silcher und Ludwig Uhland verkehrt. So ist es kein Wunder, daß ihn die Aussicht im kleinen Heimatlande gewissermaßen lebendig begraben zu werden, nicht locken konnte: »zu großen Taten sucht' er sich ein weites Feld.« Darum begrüßte er in Berlin, wohin er weitern Studiums halber zurückgekehrt war, im Herbst 1845 den Antrag, als Erzieher des Grafen Franz von Reina, des am 2. September 1832 geborenen altesten Sohnes des Prinzen Georg von Anhalt (1796—1865) und der ihm in zweiter (morganatischer) Ehe angetrauten Therese von Erdmannsdorff aus Hohenahlsdorf (1807—1848), und zugleich als prinzlicher Hausgeistlicher — allerdings ohne Ordination, die ihm die heimatliche Kirchenbehörde verweigerte — nach Italien zu gehen, mit tausend Freuden; gesteht er doch selbst in seinem »Bilde«, das er am 11. November 1847 in Mannheim seinen Jugendgedichten vorausgeschickt hat:

. . . »Und daß das Schönste ich genoß auf weiten Reisen,
mag ich als ird'sches Lebensglück am höchsten preisen« . . .

Italien, das war doch noch etwas andres als der Harz, den er 1839 durchwandert, als die Schweiz (1842, 1843) und die Niederlande, die er als Student bereist hatte! Für alles Große und Schöne von vornherein sofort empfänglich, durchstreifte er 1845—47 Italien bis über Neapel hinunter mit höchstem Genusse; vor allem lernte er Florenz (Aufenthalt in der nahen Villa Puccini) und Rom genau kennen. »In kleinen Liedern sang er, was sein Herz bewegt«: das war namentlich die Freundschaft, die ihn am Arno mit dem ebenfalls dichtenden Maler Ernst Gotthilf Bossé und mit Elisabeth Glück (Betty Paoli), 1843—48 Gesellschaftsdame der Fürstin Marianne Schwarzenberg, verband; am Tiber knüpfte er Beziehungen zu dem ihm innerlich glücklicherweise nicht verwandten Dichter Heinrich Stieglitz und zu Künstlern an. In Rom verging er sich, der einfache Predigerkandidat, zum erstenmal gegen den Buchstaben der herzoglich anhaltinischen Konsistorialverordnung, indem er im Juni 1847 mangels eines ordinierten Geistlichen auf Bitten der deutschen Künstlerschaft den dort verstorbenen Landschaftsmaler Joh. Christ. Reinhart einsegnete. Als er einen zweiten, ganz ähnlichen Formfehler auch in Mannheim, wohin er Ende 1847 aus Italien mit seinem Prinzen übergesiedelt war, begangen hatte, war es mit der Geduld des hohen Consistorii zu Ende: selbst die von Zerbst aus, dem nunmehrigen Wohnsitze seines Gönners, unternommenen Versuche und Gesuche, die Ordination zu erlangen, scheiterten andauernd; E. rächte sich

dafür auf seine Art durch die Veröffentlichung einer aktenmäßigen Schilderung der Verhandlungen (1849). Selbstverständlich war es nun mit einer Anstellung im Anhaltischen erst recht nichts. Aber ein so vielversprechendes Talent wie E. brauchte nicht zu verzagen. Sein inzwischen neunzehnjährig gewordener Schüler Graf Franz von Reina sollte 1851 in die österreichische Marine eintreten; E. hatte ihn nach Triest zu geleiten. Da war es, daß man in Laibach, dessen evangelische Christen nach 24jährigem Bemühen die Erlaubnis zur Konstituierung als förmliche Kirchengemeinde erhalten hatten, auf E. aufmerksam wurde, und am 21. April 1851 ward dieser zum Pfarrer der neuen Diasporagemeinde gewählt. E. heiratete einen Monat später (24. Mai) in Zerbst die dichterisch veranlagte Mary Zoe Turner aus Liverpool, die junge Witwe eines englischen Geistlichen Holden, siedelte, da seine Wahl die landesfürstliche Billigung erlangt hatte, nach Laibach über und wurde am 6. Januar 1852 in der neuerbauten evangelischen Christuskirche durch den Wiener Superintendenten Franz (zu dessen Jubiläum 1863 E. seine »Superintendenten der evangelischen Kirche in Krain während des 16. Jahrhunderts« dargebracht hat) in das schwere, seit 1600 verwaiste Amt eingeführt.

E. ist ein echter, rechter Diasporageistlicher gewesen. Vierzehn Jahre lang hat er auf dem schwierigen Acker zu Laibach und Umgebung, drei Jahre in Meran (bis Anfang September 1868) und vom 6. Juni 1869 an weitere 22 Jahre in Venedig mitten unter Andersgläubigen als evangelischer Seelsorger gearbeitet und, obwohl ihm die offizielle Konstituierung der damals teilweise noch zu lockern, teilweise extrem konfessionell gerichteten Meraner Gemeinde nicht gelungen ist, überall segensreich gewirkt. Das ist durch keine äußerlich greifbaren Zeugnisse zu belegen: das muß man seinen Zeitgenossen, die ihn persönlich gekannt und beobachtet haben, einfach aufs Wort glauben. Was man aber mit Händen greifen kann, das ist seine literarische Tätigkeit.

Von seinen Gedichten seien hier nur die »Maiblumen« genannt, die E. seiner Gattin zum 25jährigen Hochzeitstage (24. Mai 1876; Tübingen, Fues) überreichte: eine Auswahl seiner dichterischen Ergüsse in kritischer Sichtung. Seine künstlerischen Fähigkeiten bezeugen außer dem Texte zu Nerlys »Venezianischem Album« namentlich die »Bilder aus Venedig« (in den »Dioskuren«). Daneben und darüber hinaus war E. besonders auf drei Gebieten mit großem Erfolg tätig: erstens auf dem der Volkskunde (»Frau Kröte«, »Weiße Schlange«), Sprachforschung (deutsche Namenskunde und Heldensage) und Literaturgeschichte (hier begegnete er seinem Bruder Karl, wie der Aufsatz über »das englische Theater um 1624« und die 1899 in München erschienen »Venezianischen Skizzen zu Shakespeare« beweisen: was natürlich mannigfache Verwechslungen der beiderseitigen Leistungen veranlaßt hat); zweitens auf dem der Geschichte der Evangelischen in Krain, wofür er als Erster die ungeahnten Schätze des Laibacher Archivs der alten Landstände ausgeschöpft hat; drittens auf dem der Münzgeschichte Anhalts. Bei allem Zug ins Große, der dem ganzen Wesen und Weben E.s aufgeprägt war, ist es ihm doch nicht vergönnt gewesen, ein größeres Werk zu hinterlassen, das seinen Namen über die Vergänglichkeit und Vergeßlichkeit der Zeiten hinauszuheben berufen wäre. Immerhin wird niemand, der auf den Feldern zu pflügen sich anschickt, wo E. vorgearbeitet hat, an seinen Einzelleistungen vorbeigehen dürfen. In dieser Beziehung führe ich für die unter e r s t e n s vereinigten Gebiete namentlich die Abhandlungen E.s über Gottschee (1861 und posthum in den Mitt. des Musealvereins für Krain) an. Den 1871 vollendeten 1. Teil einer größern Arbeit über

die krainische Literatur im Reformationszeitalter wird ein Schüler Luschins v. Ebengreutb aus dem Nachlaß herausgeben, nachdem der Laibacher Musealverein die Drucklegung zwar zugesagt, aber nicht ausgeführt hatte. Diese und ähnliche Leistungen aber, so die Abhandlungen über die Druckerzeugnisse der südslawischen Literatur im 16. Jahrh. (in den Jahrbüchern f. d. Gesch. d. Protestantismus in Österreich) u. a., waren es, die dem reichsdeutschen Protestanten E. die Verehrung der Slowenen gewonnen haben (vgl. »Slovenski Narod«, Laibach 1878, Nr. 1/2; Laibacher »Zvon« 1893, S. 622—630). So hat er auf seine Weise in dem Kreise, wo er wirkte, für sein Teil recht viel zum gegenseitigen Verstehen der aufeinander sonst so erbitterten Glieder des durch unselige Nationalitäts- und Konfessionalitäts-Streitigkeiten zerrissenen Innerösterreichs beigetragen, obwohl gerade er seinen unlösbaren Zusammenhang mit dem geistigen Leben im Deutschen Reiche niemals verleugnet, vielmehr im Historischen Verein für Krain und anderwärts mannhaft betont und nachdrücklichst vertreten hat.

Den Rahmen des zweiten Hauptgebiets der gelehrt schriftstellerischen Wirksamkeit E.s füllen vor allem seine Vorarbeiten zu einer (nie vollendeten) Geschichte der Reformation und Gegenreformation in Krain aus. Dahin gehören: der knappe Überblick über die Reformationsgeschichte in Krain und Untersteiermark (Bericht über die Einweihung der evangel. Andreaskirche in Cilli; Laibach 1857), dann die mit besonderer Liebe gepflegten und fortgeführten Studien über Primus Truber (1866 in 1., 1885 in 2. Aufl. für die Herzogsche Realenzyklopädie f. Theol. u. Kirche), dessen Briefe er für den Stuttgarter literarischen Verein 1897 mit reichhaltigem Kommentar herausgegeben hat, ferner die Aufsätze über den Laibacher Domherrn und ersten evangel. Bischof der siebenbürgischen Landeskirche Paul Wiener, über die »Superintendenten« (s. oben) und über »die Rektoren der krainischen Landschaftsschule im 16. Jahrhundert«, über »die Universität Tübingen und die Studenten aus Krain« (1877, mit dem Tübinger Ehrendoktor belohnt) und ähnlich geartete kleinere Artikel für die A.D.B. Ihren italienischen Ursprung können, im Anschluß hieran, E.s Veröffentlichung der Berichte der venezianischen Gesandten über Luthers Auftreten in Worms (Rivista cristiana, 1875), seine »Geschichte der protestantischen Bewegungen in Venedig« (1883) und seine Schrift über »Luthers Reise nach Rom« (1899; sein wissenschaftlicher Schwanengesang) nicht verleugnen.

Auf dem dritten Feld endlich, wo E. — durch eine eigene Sammlung trefflich unterstützt — mit Vorliebe tätig war: auf dem der Münzkunde, sind die beiden Hefte (1870 und 1881) über die Münzen Bernhards, Grafen von Anhalt und Herzogs von Sachsen, eines Sohnes von Albrecht dem Bären, und die durch Luschin v. Ebengreuth aus seinem Nachlaß veröffentlichte »Übersicht der Münzen und Medaillen des Hauses Anhalt in der neuern Zeit« (Wien 1903; Sonderdruck von 88 Seiten aus dem XXXV. Bande der Wiener numismatischen Zeitschrift) der Hervorhebung wert; die geplante Münzgeschichte seines engern Vaterlandes ist über Entwürfe nicht hinausgekommen. Immerhin hat er auch hier nicht bloß Gewöhnliches geleistet, insofern als er die Wichtigkeit einer Vergrößerung der Münzbilder und ihren Wert für die Trachtenkunde des Mittelalters wohl zuerst hervorgehoben und an Beispielen unermüdlich vorgeführt hat.

Die äußere Erscheinung und die innere Formvollendung aller schriftstellerischen Leistungen des fleißigen und selten begabten Mannes, der schon

früh gelernt hatte, die altklassische Mahnung γνῶθι σεαυτόν auf sich selber anzuwenden, bezeugen die peinliche Sorgfalt, womit E. zu arbeiten pflegte. Tiefgehend war der Einfluß, den seine echte, gewinnende Lauterkeit, seine befruchtende Frische und belehende Anregung im persönlichen Verkehre vom Menschen zum Menschen ausgeübt haben. Von den ihm näherstehenden hat E. reiche Liebe, von seinen Gegnern aufrichtige Wertschätzung geerntet. So konnte er sich, wie er es 1847 geahnt hatte, »getrost zum Grabesschlummer legen«: am 27. Juni 1900 ist er in Venedig zum ewigen Leben eingegangen; seine Gebeine ruhen unter duftigen Blumen auf der Toteninsel San Cristoforo.

Vgl. [Arnold] Luschin [Ritter] von Ebengreuth: D. Theodor E. (in der Beilage zur »Allgemeinen Zeitung« Nr. 295 vom 27. Dezember 1900). Helmolt.

Reimann, Eduard, Kgl. preuß. Geh. Regierungsrat und Ehrenmitglied der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, vormals Direktor des Realgymnasiums zum heil. Geist in Breslau, * 17. Oktober 1820 zu Oels in Schlesien, † 19. Januar 1900 zu Breslau. — Sohn armer Eltern katholischen Bekenntnisses, durfte R. das Gymnasium seiner Vaterstadt nur bis in die Sekunda besuchen, weil er die rascher zu einem greifbaren Ziele führende Laufbahn des Volksschullehrers beschreiten sollte. Auf dem katholischen Seminar zu Oberglogau vorgebildet, wurde er Adjuvant in dem Marktflecken Reichtal. Lernbegierig und nicht gewöhnlich befähigt, entschloß er sich dennoch, die Abiturientenprüfung abzulegen. Unter mancherlei Mühsal und Entbehrung gelang ihm dies 1841 in Oels. Nun studierte er in Breslau, durch Stundengeben und Stipendien sich über Bord haltend, erst drei Semester lang Theologie, dann aber, namentlich durch Richard Roepell, der ihn auch materiell unterstützte, und Gust. Ad. Harald Stenzel, dem R. 1893 in der A.D.B. ein Denkmal gesetzt hat, beeinflußt, in der philosophischen Fakultät besonders Geschichte. Den Doktortitel holte sich R. 1845 auf Grund einer Abhandlung über den die letzten Karolinger und die Anfänge der Kapetinger schildernden Mönch Richer von Reims, dessen einzige Handschrift (das vergilbte Original) Pertz 1833 in Bamberg entdeckt und im 3. Bande der M.G. mit bewundernswerter Meisterschaft herausgegeben hatte. Trotz seiner äußeren Bedrängtheit ging R., der seine Studien möglichst vollendet abzurunden wünschte, nach Berlin, um bei Leop. Ranke und Jak. Grimm zu hören und an Rankes berühmten historischen Übungen teilzunehmen. 1846 bei einem wohlhabenden Breslauer Kaufmann Hauslehrer geworden, konnte er sich, finanzieller Sorgen vorläufig nunmehr überhoben, auf die Prüfung pro facultate docendi vorbereiten; nachdem er diese bestanden hatte und an verschiedenen Lehranstalten vorübergehend beschäftigt worden war, wurde er 1850 durch seine Anstellung an der (damals) höheren Bürgerschule zum heil. Geist in Breslau in die Lage versetzt, seine Braut, die Tochter eines Berliner Kammermusikus, heimzuführen, die, in jener Kaufmannsfamilie Erzieherin gewesen, ihre musikalische Begabung mit der ähnlich gerichteten Neigung ihres Gatten, eines begeisterten Mozart-Liebhabers, zu glücklicher Harmonie zu verschmelzen und auf ihre fünf Kinder zu übertragen verstanden hat.

Obwohl ein sehr gewissenhafter Lehrer, beschäftigte sich R. doch am liebsten privatim mit historischen Forschungen. Um bei solchen Arbeiten, die ihm zunächst in die deutsche Reformationsgeschichte des 16. Jahrhunderts geführt hatten, freieren Spielraum zu haben, war er schon 1847 zur protestantischen Konfession übergetreten. Danach einer Anregung seines alten

Universitätslehrers Roepell (dem er in der Zeitschr. des Vereins f. Gesch. u. Altertumsk. Schlesiens 1894 und in den »Silesiaca« 1898 warmempfundene Nachrufe gewidmet hat) folgend, schilderte er 1855 in seinem ersten größeren Werke die Verfassung der »Vereinigten Staaten von Nordamerika im Übergange vom Staatenbund zum Bundesstaat« (Weimar); und wenn er schon der nordamerikanischen Geschichte auch später noch mehrmals seine Aufmerksamkeit zugewandt hat (Aufstand der vier westl. Grafschaften Pennsylvaniens 1794: Progr. 1860; Anfänge Washingtons: Histor. Zeitschr. 1860; Washington als Präsident: Gratulationsschr. 1861; Beiträge zur Geschichte der Vereinigten Staaten: Progr. 1865; Verhandlungen Washingtons mit England 1790/94: JB. der Schles. Gesellsch. f. 1896), so kehrte er doch bald (Anfang der sechziger Jahre) und für längere Zeit zum 16. Jahrhundert, dessen zweite Hälfte ihn besonders anzog, zurück.

Mitte der fünfziger Jahre war er dem Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens beigetreten, damals weniger aus Interesse für schlesische Geschichte (rege zeigte sich dies bei ihm erst in den siebziger Jahren, wie seine Beiträge zur Zeitschrift jenes Vereins darlegen) als vielmehr aus dem Bedürfnis heraus, allgemeine historische Fragen dort mit Fachgenossen zu besprechen; jahrzehntelang ist R. Mitglied des Vorstands und von 1885 bis zum Tode der zweite Vorsitzende des Vereins gewesen. Außerdem war R. seit 1874 Sekretär der historischen Sektion der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, der er seit 1847 angehörte, stand 1865 bis 1875 dem hauptsächlich aus Breslaus höhern Lehrern sich rekrutierenden Wissenschaftlichen Vereine vor und war lange Jahre hindurch Mitglied der städt. Schuldeputation, seit 1874 auch des Verwaltungsrats des schlesischen Blindeninstituts, dessen Direktor er 1885 ward. Denn in Breslau ist er Zeit seines Lebens geblieben: in eine bessere Stelle in der Provinz, wo er seine Studien mehr oder weniger hätte fallen lassen müssen, mochte er sich nicht »befördern« lassen; und die um 1860 ihm winkende Aussicht auf eine Berufung in eine außerordentliche Professur an einer norddeutschen Universität mußte er, so ideal sie ihm auch in wissenschaftlicher Hinsicht erscheinen mochte, aus Rücksicht auf Weib und Kind aufgehen: ein bitterer Verzicht, wovon auch andere deutsche Forscher ein Liedlein zu singen wissen — *solamen miserum!* Eine ähnliche Lockung ist dann nicht wieder vor ihm aufgetaucht: zum Streber brachte R. zu wenig mit. Vielmehr ist ihm eine Enttäuschung in anderer Beziehung nicht erspart geblieben: bei der Erledigung des Rektorats an der heil. Geistschule wurde ihm, dem damaligen Prorektor, 1868 eine jüngere Kraft vorgezogen. Doch sollte sich diese Kränkung bald in Anerkennung und Freude verwandeln; nachdem R. schon 1870 den damals seltneren Titel »Professor« verliehen erhalten hatte, übertrug ihm die Schulbehörde 1873 das durch die Beförderung seines Vorgesetzten wieder erledigte Rektorat. In der mit dieser selbständigen, ehrenvollen Stellung verbundenen Dienstwohnung sind nunmehr jene Arbeiten entstanden, die R. zu einem unserer geschätztesten Kenner fridericianischer Geschichte gemacht haben. Von Gesinnung stets ein aufrichtiger Preuße, der trotz seiner altliberalen Richtung als einer der Frühesten die unfruchtbare Haltung der preußischen Kammermehrheit vor 1866 lebhaft mißbilligte und von 1870 warm für des Vaterlandes Größe eintrat, wandte er sich, die Beschäftigung mit dem ihm kongenialen Kaiser Maximilian II. aufgebend, fortan fast ausschließlich der preußischen Geschichte zu, dabei deren besondere Beziehungen und Einflüsse auf Schlesien mit un-

verkennbarer Vorliebe pflegend. Nachdem ihm seine »Geschichte des Bayerischen Erbfolgekrieges« (1869 bei Duncker & Humblot in Leipzig) nicht den geringsten materiellen Ertrag gebracht hatte, setzte er unter bedeutend günstigeren Bedingungen, die ihm — was er bisher nicht hatte ermöglichen können — Studienreisen nach auswärtigen Archiven (Berlin und Wien) erlaubten, im Rahmen der Heeren-Ukertschen Staatengeschichten Stenzels Geschichte des preußischen Staates vom Hubertusburger Frieden bis zum Tode Friedrichs des Großen in zwei Bänden (1882 u. 1888) fort; gewisse Abschnitte darin (die erste Teilung Polens u. a.) gelten selbst bei sehr kritisch angelegten Herren als unbestreitbare Förderungen der Geschichts-Wissenschaft. Diesem seinem Hauptwerke schlossen sich 1892 vier zu einer selbständigen Sammlung vereinigte Abhandlungen über die Stellung Friedrich des Großen zur Religion, Philosophie und zur deutschen Literatur, über seine Finanzpolitik und über sein Verhältnis zu Heinitz (ebenfalls bei F. A. Perthes in Gotha) an. R. wußte das in ihm liegende Streben, den mündlichen Vortrag wie die schriftliche Darstellung schwungvoll zu gestalten, ohne deshalb ins Moralisieren zu verfallen, glücklich mit jenem Vorzuge Rankes und seiner Schule zu verbinden, kritisch zu sein und stets die Objektivität zu wahren.

Jeder Doppelzüngigkeit und Heuchelei im innersten Grunde seiner wahrhaften Seele abhold, ein Staatsbürger altpreußischen Schlages, gerade und schlicht, anhänglich und dankbar, nicht ohne Humor, obschon den sogen. »Zerstreuungen« fernbleibend, an der Musik und an der Natur sich herzlich erfreuend, so hat R. in treuster Pflichterfüllung — das nunmehrige Realgymnasium zum heil. Geist hat er bis 1894, die letzten neun Jahre daneben auch die Blindenschule geleitet — fleißig und ausdauernd ein langes und arbeitsreiches, schließlich doch sorgenfreies und glückliches Leben geführt. An den immer mehr sich verschlimmernden Folgen eines Bronchialkatarrhs ernstlich erkrankt, bei seinem Abschied vom Amt 1894 durch den Titel eines Geh. Reg.-Rats und die Ernennung zum Ehrenmitgliede der Vaterländischen Gesellschaft erfreut und von den Seinen liebevoll gepflegt, hat er noch $5^1/_2$ Leidensjahre standhaft ertragen und ist, durch wiederholte Schlaganfälle zuletzt sehr geschwächt, am 19. Januar 1900 in Breslau verschieden.

Vgl. C[olmar] Grünhagen: Eduard R. 1820—1900. Ein Nekrolog (in der Zeitschr. des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens, 34. Bd., Breslau 1900, S. 417—422; nebst einem Verzeichnisse seiner Schriften: ebenda, S. 422—426). — K. G. Limpricht, Nekrolog auf Eduard R. (im 78. Jahresbericht der Schles. Gesellsch. für vaterländ. Kultur, Breslau 1901, Abt. Nekrologe S. 13/14). Ein Ölbild von R. hängt in der Aula des Realgymnasiums zum heil. Geist in Breslau.

Helmolt.

Hocker, Nikolaus Anton, Dr. phil., Schriftsteller, Kanzler des österreichisch-ungarischen Generalkonsulats in Köln, * in Neumagen an der Mosel 22. März 1822, † in Köln 21. Dezember 1900. — H. war als Sohn eines Offiziers, des nachherigen Haupt-Steueramts-Assistenten Karl Friedrich Hocker, für die militärische Laufbahn bestimmt, er schied jedoch, seinen literarischen Neigungen folgend, 1842 aus dem Militärdienste aus und studierte Germanistik an der Universität Tübingen. Nach Abschluß des Studiums übernahm er 1848 die Redaktion der Saar- und Moselzeitung in Trier, der späteren Trierischen Zeitung. In der uralten Moselstadt Trier wurde ihm, wie er sich selbst einmal ausdrückt, die ganze Bedeutung und Fülle der Sagen, Märchen, Bräuche und Lieder klar. Burg Throneck im Hochwalde, wohin die Volkssage den Sitz des grimmen Hagen von Tronje verlegt hat, regte ihn zu Forschungen über deutsche

Heldensagen an. Aus der Beschäftigung mit solchen Stoffen erwuchs seine Vorliebe für das heimische Altertum, und von Johann Wilhelm Wolf ermuntert, brachte er ein reiches Material zusammen; für die auf seine Anregung hin von Wolf 1853 gegründete Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde hat er manche Beiträge geliefert. Außer zu J. W. Wolf trat er auch zu Jakob Grimm, Karl Simrock, Wolfgang Müller und Alexander Kaufmann in Beziehung, mit Karl Simrock insbesondere hat er 23 Jahre hindurch in regem persönlichen und brieflichen Verkehr gestanden; es wurde das für ihn die Veranlassung, 1877 eine Biographie desselben zu veröffentlichen (Karl Simrock, Sein Leben und seine Werke), in der manche persönliche Mitteilungen Simrocks und seiner Freunde verwertet worden sind. Im Jahre 1856 siedelte H. nach Düsseldorf über, wo er die Redaktion des Düsseldorfer Journals übernahm und das Düsseldorfer Jugendalbum (Jahrg. 1—3, Düsseldorf 1856—58) herausgab; im folgenden Jahre 1857 erwarb er bei der philosophischen Fakultät in Tübingen die Doktorwürde, verlegte seinen Wohnsitz nach Köln und entfaltete hier eine rege literarische Tätigkeit, er war Mitarbeiter an verschiedenen rheinischen Zeitungen und seit 1861 an der Redaktion der Kölner Nachrichten beteiligt. Infolge seines Werkes »Die Großindustrie Rheinlands und Westfalens, ihre Geographie, Geschichte, Produktion und Statistik«, das 1866—1867 erschien, wurde er 1867 Kanzler des österreichisch-ungarischen Generalkonsulats für Rheinland und Westfalen in Köln; er hat diese Stellung, ohne seiner schriftstellerischen Tätigkeit zu entsagen, bis zum Jahre 1898 bekleidet. — H.s erstes Werk, mit dem er 1847 an die Öffentlichkeit trat, war eine Sammlung eigener Gedichte, von denen manche in seine Jünglingsjahre zurückreichen; aus dem Jahre 1855 besitzen wir von ihm eine poetische Bearbeitung der Erzählung von Engelhart und Engeltrut und ein Büchlein über Mettlacher Sagen in poetischer Form (Mettlach, Ein Legendenkranz), auch in das »Dom-Album oder der Kölner Dom im Munde deutscher Dichter«, das er 1880 zusammen mit Karl Arenz in veränderter Gestalt und mit dem Anhang: Geschichte und Beschreibung des Kölner Domes noch einmal herausgab, hat er eigene Dichtungen aufgenommen. Die Ergebnisse seiner Studien auf dem Gebiete der deutschen Sagendichtung und Kulturgeschichte hat er meist in der Form von Anthologien nach stofflich begrenzten Gesichtspunkten veröffentlicht. So erschienen 1852 des Mosellandes Geschichten, Sagen und Legenden, aus dem Munde deutscher Dichter mit zahlreichen Gedichten von H. selbst (Anh.: Hagen von Throneck und die Nibelungen u. a.); 1853 Deutscher Volksglaube in Sang und Sage, ein Buch, das »die germanische Mythologie, wie sie in den Balladen deutscher Dichter behandelt wird, der Nation vermitteln sollte«; 1854 Frauenbilder im Kranze der Dichtung (Wohlfeile Titel-Ausg. 1858); 1857 Die ethischen deutschen Sagen, aus dem Munde des Volkes und der Dichtung, und die Stammsagen der Hohenzollern und Welfen. Die letztere Schrift ist in der Vorrede als die Vorläuferin eines größeren Werkes bezeichnet, das aber nicht erschienen ist. Im nächsten Jahre folgte dann: Vom deutschen Geiste, eine Kulturgeschichte in Liedern und Sagen deutscher Dichter, die dem Vorkämpfer deutscher Größe, dem Herzog Ernst II. zu Sachsen-Koburg und Gotha gewidmet ist. Neben diesen Arbeiten gehen Werke über die Mosel (das Moseltal von Nancy bis Koblenz, 1855), den Rhein und die Rheinlande (der Rhein von Mainz bis Köln, 1857; Eine Eisenbahnfahrt von Köln nach Brüssel, 1859, und Der Rhein, ein Reisehandbuch für die Besucher der Rheinlande von Köln

bis Mainz, 1860) einher, die uns Kulturbilder von Land und Leuten entwerfen, die auf eigener Anschauung des Verfassers beruhen. H. war auch ein trefflicher Kenner der Eifel; er hat den Text verfaßt, der dem im Jahre 1874 zusammengestellten großen Album über die Eifeleisenbahn beigegeben ist, und 1888 hat er in den Kölner Nachrichten eine Reihe von Artikeln über die Eifelstädte veröffentlicht. Im Jahre 1857, als er nach der rheinischen Metropole übersiedelte, erschien seine »Chronik der Stadt Köln«, die in gemeinverständlicher Darstellung einen Überblick über die Geschichte und Bedeutung dieser Stadt gibt. Im folgenden Jahre gab er eine Sammlung der Statuten aller Aktien- und Kommanditgesellschaften Deutschlands mit statistischen Nachweisen und Tabellen heraus, auf mehrere Zeitschriftenaufsätze volkswirtschaftlichen Inhalts folgte dann 1866 das schon genannte Werk über die Großindustrie Rheinlands und Westfalens, das von allen seinen Arbeiten wohl die bedeutendste ist. H. hat seine volkswirtschaftlichen Studien nicht weiter fortgesetzt; nach populären Darstellungen der Kriege 1866 und 1870/71 veröffentlichte er noch einige andere patriotische Schriften, von denen »das Kaisertum der Hohenzollern« aus dem Jahre 1871 (2. Aufl. in demselben Jahre) erwähnt sein mag. Seine letzte Schrift ist das Büchlein vom Jahre 1888 »Unser heimgegangener geliebter Kaiser Wilhelm I.« H. war ein begeisterter Patriot, der durch Wort und Schrift die Wiedererstehung des deutschen Kaiserreiches mit Jubel begrüßt hat; in persönlichem Verkehr zeichnete er sich durch ein freundliches und entgegenkommendes Wesen aus. Er war verheiratet mit einer Kölnerin, Elise Brinkmann; ein Sohn und eine Tochter aus dieser Ehe haben den Vater überlebt. Dem Schriftsteller sowohl wie dem Kanzler H. hat es an Auszeichnungen nicht gefehlt.

Mitteilungen des Sohnes u. a. Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten, 5. Aufl. Bd. 1 S. 175. »Kölner Tageblatt« vom 15. August 1892 Nr. 186. »Kölnische Zeitung« vom 23. Dezember 1900 Nr. 1001. »Stadtanzeiger zur Kölnischen Zeitung« vom 28. Dezember 1900 Nr. 592.

Otto Zaretzky.

Luther, Robert, Geh. Regierungsrat und Professor, ein Astronom von Ruf, * am 16. April 1822 zu Schweidnitz, † am 15. Februar 1900 zu Düsseldorf im 78. Lebensjahre. — L. studierte in Breslau und Berlin Mathematik und Astronomie, arbeitete dann unter Encke an der Berliner Sternwarte und wurde im Jahre 1851 an die kleine Sternwarte zu Bilk bei Düsseldorf, welche 1846 als Geschenk Benzenbergs an die Stadt Düsseldorf gekommen war, als Direktor berufen. Unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen hat L. in den ersten Jahren hier gearbeitet, lediglich der Wissenschaft lebend, in den kleinen, ärmlichen Räumen und mit einem Gehalt, geringer als das eines Tagelöhners. Denn die Sternwarte, von der nach des berühmten Argelanders Urteil keine nennenswerte Leistungen zu erwarten waren, erschien der Stadt Düsseldorf ziemlich als eine Last. Erst als die Planeten-Entdeckungen L.s die Augen der Astronomen auf die Sternwarte in Bilk lenkten, traten bessere Verhältnisse ein. Den ersten Planeten entdeckte L. am 17. April 1852, dann bis 1873 noch 19 andere; hierauf trat eine mehrjährige Pause ein, weil das Fernrohr, das ihm zu Gebote stand, zu schwach war, um mit anderen Planeten-Entdeckern wetteifern zu können. Die Stadt Düsseldorf bewilligte 1876 einen Beitrag zur Beschaffung eines größeren Instruments, und in der Tat gelang es L., bis 1890 noch fernere vier Planeten aufzufinden. Mit den großen Instrumenten und den photographischen Fernrohren der neueren Zeit konnte

jedoch die Sternwarte in Düsseldorf nicht mehr wetteifern, und deshalb mußte sich L. seitdem auf die Beobachtung der bereits bekannten helleren Planeten beschränken; auch hier erwarb er sich in der Berechnung und Wiederauffindung von Planeten und Kometen namhafte Verdienste. Anzuschließen sind die Lutherschen Beobachtungen von Doppelsternen, von veränderlichen Sternen, von Plejadenbedeckungen. Für den von der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Atlas von Elliptikalkarten hat er die Karte für die Rektaszensionsstunde 0^h geliefert, worin 4302 Sterne nach Ort und Zeit verzeichnet sind. Von seinen Einzelstudien sind noch hervorzuheben: »Neue Berechnung der Barkerschen Hilfstafel für Kometenrechnung« (1847); »Vollständige Berechnung der Bahnen, der Störungen und des ferneren Laufs der Planeten Hebe und Parthenope« (1856); »Störungen der Planeten Parthenope, Dernae, Hebe durch Jupiter und Saturn« (1878/79).

An wissenschaftlichen Ehrungen hat es L. später nicht gefehlt; siebenmal erhielt er von der Pariser Akademie den Lalandschen astronomischen Preis; 1886 wurde er zum Professor, 1897 zum Geh. Regierungsrat ernannt. Robert Luther war ein Forscher, der nur seiner Wissenschaft lebte, nach außen trat er gar nicht hervor. Im Umgang war er von außerordentlicher Liebenswürdigkeit und einer wahrhaft rührenden Bescheidenheit. Die kleine Sternwarte bildete seine Welt, und ein glückliches Geschick hat ihm beschieden, in seinem einzigen Sohne, Dr. Wilhelm Luther, auch einen begabten Nachfolger auf dem Gebiete der Himmelsforschung zu geben.

»Kölnische Zeitung«, Februar 1900; Leopoldina XXXVI, 1900.

W. Wolkenhauer.

Müller, Ferdinand, Reisender und geographischer Schriftsteller, * 1837 als Sohn eines aus Kottbus in Riga eingewanderten Lehrers, † am 7. November 1900 in St. Petersburg. — M. studierte Mathemathik und Astronomie in Dorpat. An der Sternwarte zu Pulkowa, später an dem physikalischen Zentralobservatorium zu St. Petersburg angestellt, richtete er an vielen Stellen des russischen Reiches meteorologische Stationen ein, führte das Generalnivellement von Estland aus und veröffentlichte hierüber ein allgemein anerkanntes zweibändiges Werk. Inzwischen war M. Gymnasialoberlehrer in Irkutsk geworden und unternahm im Auftrage der Russ. Geographischen Gesellschaft mehrere weite Reisen nach Nord- und Ostsibirien zur Erforschung des Gebietes der unteren Tunguska und des Olenék. Über diese Reisen berichtet er in dem geographisch sehr interessanten populär-wissenschaftlichen Werke »Unter Tungusen und Jakuten. Erlebnisse und Ergebnisse der Olenék-Expedition« (Leipzig, 1882, 4 Abbild., 1 Karte, 326 S.). Später war M. Oberlehrer am Petersburger Gymnasium und unterhielt rege Beziehungen zur deutschen Wissenschaft und stand mit Gelehrten wie Dove und Magnus in Verbindung. Er ist nach jahrelangem Leiden gestorben, ein tüchtiger Gelehrter, ein Mann von hoher geistiger Begabung und liebenswürdiger Gesinnung.

Globus, 78. Bd. 1900; Leopoldina XXXVI, 1900.

W. Wolkenhauer.

Schwarze, Karl Friedrich Rudolf, letzter Prorektor des Friedrichsgymnasiums und Lokalhistoriker von Frankfurt a. O., * am 11. Juli 1825 in Prenzlau, † 8. April 1900 in Frankfurt a. O. — S. war der Sohn des Prenzlauer

Gymnasialprorektors Joh. Franz Jak. Schwarze und damit einer Familie [1]) entstammend, deren vermuteter Zusammenhang mit dem von dem Buchführer Michael Schwartz (1656—96) in Frankfurt a. O. abstammenden großen Juristen Karl Gottlieb Svarez nicht zu erweisen ist (vgl. Adolf Stölzel, Karl Gottlieb Svarez, Berlin 1885: S. 26, Anm. 5 und Stammtafel), besuchte Rudolf S. bis Ostern 1844 das Prenzlauer Gymnasium, studierte bis Ende 1847 in Berlin Theologie und Philologie, war dann Hauslehrer in Erfurt, bestand 1850 in Halle die theologische Prüfung, ging wieder nach Berlin, war Hilfslehrer an der Dorotheenstädtischen Realschule und erwarb 1853 durch die Prüfung pro facultate docendi die allgemeine Lehrbefähigung. Michaelis 1853 als außerordentlicher Hilfslehrer an das Gymnasium in Guben berufen, wurde er dort Ostern 1854 als fünfter Oberlehrer und Subrektor angestellt. Michaelis 1856 wurde er als vierter (letzter) Oberlehrer ans Friedrichsgymnasium nach Frankfurt a. O. geholt; hier wurde er Michaelis 1866 Prorektor (der letzte dieses Titels) und Michaelis 1882 Professor. Michaelis 1893 pensioniert, starb S. 7 Jahre hernach.

Seine beiden Hauptlehrfächer waren Religion und Geschichte. Schriftstellerisch war er fast ausschließlich auf dem letzteren Gebiete tätig, und seine Lieblingsbeschäftigung bildete die Erforschung der Geschichte der Stadt, wo er seit 1856 wirkte. So verfaßte er die Geschichte des Friedrichsgymnasiums (1869) und die seiner Bibliothek (1877), des städtischen Lyzeums (1873) und zahlreiche Artikel für die Mitteilungen des Historischen Vereins, dessen Mitbegründer und langjähriger Vorsitzender er war. In der Allgemeinen Deutschen Biographie, der er ebenfalls mehrere Beiträge geliefert hat, ist namentlich seine Lebensbeschreibung von Chr. E. von Kleist (Bd. 16, 1882) hervorzuheben; auch Heinrich von Kleists Lebensgeschichte hat er in einzelnen Punkten aufgehellt. Doch haben ihn die Zersplitterung seiner Kräfte und die

[1]) Johann Christoph Schwartz,
9. Februar 1705 — 9. Dezember 1769,
Soldat im Prinz Leopoldschen Regiment,
dann Brauer in Gardelegen

|

Johann Christoph Daniel Schwartz,
18. März 1753 — 25. Oktober 1811
Organist in Gardelegen

|

Johann Franz Jakob Schwarze,
* 30. August 1785 in Gardelegen,
1816 Konrektor am Gymnasium
in Prenzlau, 1822 Prorektor,
† 22. Februar 1829
[vgl. Adolf Stahr, Lebenserinnerungen II, 1877]
G. Karoline Sahler, * 1789,
† 27. August 1871 Frankf. a. O.

|

Karl Friedr. Rudolf Schwarze,
* 11. Juli 1825 in Prenzlau,
† 8. April 1900 in Frankf. a. O.

|

Max Alexis Gustav Schwarze,
* 12. Oktbr. 1857 in Frankf. a. O.
Dr. med., prakt. Arzt in Berlin.

Fritz Schwarze,
† 1862 in Dresden, Dr. med.

|

Fritz von Schwarze,
† Generalstaatsanwalt
in Dresden.

Theodor Schwarze,
Dr. med.
in Dresden.

liebevolle Versenkung in Kleines und Unbedeutendes zu keiner umfassenden Darstellung kommen lassen; an der Herausgabe des literarischen Nachlasses eines Onkels, des Legationsrats Friedr. Karl Meyer (vgl. Th. Gaedertz, bei Goethe zu Gaste), hat ihn der Tod gehindert.

Vgl. außer verschiedenen Programmen des Friedrichsgymnasiums zu Frankfurt a. O.: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1900, Nr. 7, S. 87/89. Hierüber: persönliche Mitteilungen von Frau verw. Prof. Schwarze, vermittelt durch die Güte des Herrn Prof. Dr. Bachmann in Frankfurt a. O.

Helmolt.

Platz, Philipp, Dr., ehemals Professor am Realgymnasium in Karlsruhe, * am 1. Mai 1827 zu Wertheim, † am 30. Juni 1900 in Karlsruhe. — Als Sohn des Geh. Hofrates Chr. P. geboren, studierte er in Heidelberg Mathematik und Naturwissenschaften und bezog die technische Hochschule in Karlsruhe in der Absicht, sich dem Bergfache zu widmen. Die Revolutionsjahre und ihre ungünstigen Folgen für alle technischen Betriebszweige ließen ihn aber in das Lehrfach eintreten, in welchem er von 1849 an in Emmendingen und von 1863 an in Karlsruhe mit reichem Erfolge tätig war, bis 1892 ein körperliches Leiden ihn zwang, in den Ruhestand zu treten. Um die geologische und geographische Landeskunde Badens hat sich der Verstorbene große Verdienste erworben. Abgesehen von kleineren Mitteilungen über interessante Mineralvorkommen, Versteinerungen und technisch wichtige Minerallagerstätten verdankt ihm die Kenntnis der geologischen Verhältnisse des Breisgaues, der Umgegend von Lahr und Offenburg, Forbach und Ettlingen, des Pfinzgebietes, des Murgtales, der Taubergegenden und des Kraichgaues ihre Grundlage oder doch vielfache Erweiterungen. Seine genaue Kenntnis des geologischen Baues Badens befähigten ihn wie keinen anderen, in einem allgemeineren Werke über Baden die geologische Skizze zu übernehmen und die allgemeinen Resultate seiner Erfahrungen in besonderen Arbeiten über die Geologie des Rheintales und die Bildungsgeschichte der oberrheinischen Gebirge zusammenzufassen. Er war auch einer der ersten Vertreter der zuerst von vielen Zweifeln angefochtenen, heute aber zum unbestrittenen Siege geführten Anschauung von weit herabreichenden ehemaligen Gletscherströmen im Schwarzwalde. — Anfang 1870 begründete P. die Sektion Karlsruhe des deutschen und österreichischen Alpenvereins und war bis 1876 deren Vorstand. Im Jahre 1873 gehörte er auf der Generalversammlung in Bludenz zu denjenigen, welche dort trotz Widerspruches energisch für die Vereinigung des deutschen mit dem österreichischen Alpenverein eintraten, wodurch der deutsche und österreichische Alpenverein geschaffen wurde. Als die S. Karlsruhe ihr 25jähriges Bestehen feierte, übernahm Professor P. die Abfassung der Festschrift und entledigte sich dieser Aufgabe in ganz vorzüglicher Weise. Auch der naturwissenschaftliche Verein in Karlsruhe verdankt P. viele wertvolle Vorträge und Mitarbeit. Bis zuletzt nahm er regen Anteil an wissenschaftlichen Fragen, und sein Geist war ungetrübt vom Alter bis zu seinem Ende.

Mitt. d. deutsch. und österr. Alpenvereins, 1900, S. 177—178 von Dr. C. Futterer.

W. Wolkenhauer.

Randegger, Johannes, vorzüglicher Kupferstecher und Kartendrucker, * 1830 in Winterthur in der Schweiz, † am 18. Februar 1900 daselbst. — R. gehört noch mit zu den letzten Zeugen der großen Zeit in der schweizerischen Kartographie (Dufour, Siegfried, Müllhaupt, Leuzinger, Ziegler u. a.).

Als Jüngling kam er 1846 in die wenige Jahre vorher von Melchior Ziegler in Winterthur gegründete topographische Anstalt »Wurster & Kompagnie« und fand hier unter diesem vortrefflichen Meister eine Gelegenheit, in seinem Fache eine große Zeit der Entwicklung durchzumachen. Zwei Jahre nach ihm kam noch Rudolf Leuzinger als Lehrling hinzu. Die erste Aufgabe größeren Umfanges war der Stich der Karte des Kantons St. Gallen in 16 Blättern im Maßstab 1 : 25000, welche Ziegler für seine Anstalt übernahm und an der nun beide junge Künstler mitarbeiten. In allen seinen Gebirgskarten suchte Ziegler zuerst mit Nachdruck die Topographie mit der Geologie in richtige Verbindung und zu richtiger Wechselwirkung zu bringen; auch die Darstellung der Oberflächenformen durch das Mittel der Horizontalkurven wurde von ihm zuerst mit als ein großer Vorzug der Terraindarstellung erkannt und angewandt. Vom Jahre 1848 an besuchte der große Geograph Karl Ritter wiederholt die Anstalt in Winterthur, nicht nur um der Gastfreundschaft zu pflegen, sondern auch um neues Material in die Ateliers einzuführen. Nachdem R. nun in Winterthur sechs Jahre Lehrzeit durchgemacht und zwei weitere Jahre als Angestellter gearbeitet hatte, wurde er 1853 von der Firma Erhard in Paris engagiert und rückte hier bald zum Chef d'Atelier auf. Als solcher hatte er eine Menge Arbeiten für das Kriegsministerium auszuführen und zu leiten und wirkte auch besonders mit bei den vielen Proben und Versuchen der damaligen kaiserlichen Druckerei. So bildete er sich nicht bloß zum ausgezeichneten Stecher, sondern auch zum vorzüglichen Drucker, als welcher er später so große Erfolge hatte.

Die bedeutendsten Arbeiten, die R. während seines zehnjährigen Aufenthaltes in Paris teils selbst ausgeführt, teils geleitet, sind: die Karte des Kirchenstaates, der *Atlas de la guerre en Crimée*, die topographischen Blätter von Bardin, ein hervorragendes, heute noch höchst wertvolles Musterstück, der *Atlas de la guerre en Italie*, der Atlas zum Werk über Julius Cäsar von Napoleon III. u. a.

Nachdem R. so seinen Namen an Werke geknüpft, die die Franzosen selbst zu ihren besten zählen, rief im Jahre 1863 Ziegler seinen ehemaligen Lehrling und Gehülfen wieder zurück und übergab ihm die Leitung der Anstalt, die unter der neuen Firma »Wurster, Randegger & Cie« im stande war, auch den höchsten Anforderungen zu genügen und einen neuen Aufschwung nahm. In 28jähriger reicher Tätigkeit schuf R. manch vorzügliches Werk und erwarb sich namentlich den Ruf eines Druckers allerersten Ranges. Was man ihm übergab, das konnte nicht wohl fehlschlagen oder hinter den Erwartungen zurückbleiben; ein Beweis dafür liefert vor allem der Druck der geologischen Karte der Schweiz (25 Blatter der Dufourkarte), eine Aufgabe, wie sie schwieriger kaum gestellt werden konnte. Als im Jahre 1889 in Paris die Jury sich lange stemmte, der Schweizer Firma den Grand prix zu erteilen, der den größten in- und ausländischen Anstalten vorbehalten wurde, mußte sie schließlich doch in diese höchste Ehrung einwilligen — man führte sie immer wieder vor diese geologische Karte und die übrigen Arbeiten R.s.

Im Jahre 1890 trat R. aus Gesundheitsrücksichten aus dem Geschäfte zurück; er war in den letzten Jahren vielfach leidend, der Tod brachte ihm Erlösung.

Vgl. den Nachruf von F. Becker in der »Neuen Züricher Zeitung« vom 23. Febr. 1900 und »Die topographische Anstalt Winterthur und ihre Bedeutung für die Entwicklung der modernen Kartographie« von F. Becker in der »Schweiz. Ztschr. für Artillerie u. Genie«.

W. Wolkenhauer.

Rümker, Georg, ein angesehener Astronom und Direktor der Sternwarte in Hamburg, * am 31. Dezember 1832 zu Hamburg, † am 3. März 1900 ebendaselbst nach langem Leiden. — Er war der Sohn des ebenfalls als Astronom wohlbekannten und hochverdienten Karl Ludwig Christian Rümker, der zuerst die Sternwarte zu Paramatta in Neu-Südwales (Australien) und seit 1830 die Hamburger Sternwarte geleitet hatte. Auch seine Mutter war Astronomin und hat sich durch die Entdeckung des Kometen VI des Jahres 1847 ein Andenken in der Geschichte der Astronomie gesichert. Unter der Leitung seiner Eltern begann Georg R. schon in früher Jugend mit seinen astronomischen Studien; er war kaum fünfzehn Jahre alt, als von ihm schon Beobachtungen von Pallas und Ceres zur Zeit ihrer Opposition veröffentlicht wurden. Im Jahre 1851 studierte er in Berlin Astronomie und war gleichzeitig mit Förster, Brünow und Tietjen ein Schüler Enckes. Aus jener Zeit stammen auch die freundschaftlichen Beziehungen zu d'Arrest und R. Luther, welche in vieler Hinsicht von einem fruchtbringenden Einflusse auf die Tätigkeit des jungen, mittlerweile herangereiften Gelehrten gewesen sind. Um die Mitte des Jahres 1853 folgte er einem Rufe als Observator an die Sternwarte in Durham (England), wo er zwei Jahre blieb. Nach Deutschland zurückgekehrt, trat er 1857 als Adjunkt an der Sternwarte in Hamburg ein, deren Direktion ihm aber erst 1867 übertragen werden konnte. Seine Vertrautheit mit nautisch-astronomischen Fragen bewirkte, daß ihm im Jahre 1871 auch das Amt eines Reichsprüfungsinspektors für die nautischen Prüfungen an den Navigationsschulen übertragen wurde. Mit Beginn des Jahres 1876 wurde bei der Deutschen Seewarte auch ein Reichs-Chronometer-Institut errichtet und R. zum Abteilungsvorstand desselben ernannt; er hat sich auch um die für die Seefahrt so außerordentlich wichtige Fabrikation der Chronometer ein erhebliches Verdienst erworben. In dem Sammelwerke »Aus dem Archiv der Seewarte« hat er mehrere Abhandlungen über diesen Gegenstand veröffentlicht. Seine astronomischen Arbeiten sind meist in den von ihm 1874 begründeten »Publikationen der Hamburger Sternwarte« erschienen; unter denselben stehen zahlreiche Beobachtungen und Berechnungen von Kometen und Bahnen der kleinen Planeten obenan. R. war Mitglied der Europäischen Gradmessung und der ersten deutschen Polarkommission (1875); der Geographischen Gesellschaft in Hamburg gehörte er lange als Vorstandsmitglied an.

Die letzten acht Lebensjahre R.s waren leider durch schwere Leiden heimgesucht, doch ertrug er dieselben mit größter Ergebung. Die Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit seines Wesens gewannen ihm überall Freunde, und seine vornehme Denkungsweise machte ihn allerwärts zum Gegenstand aufrichtiger Wertschätzung.

Vgl. Astronomische Nachrichten 152, No. 3632, 8; 23. Jahresbericht der deutschen Seewarte für 1900, S. 3 5; Leopoldina, XXXVI, 1900. W. Wolkenhauer.

Tromnau, Adolf, tüchtiger Schulgeograph, * am 25. Oktober 1856 in Blumenau in Ostpreußen, † am 24. März 1900 zu Bromberg. — Nach dem Besuch des Lehrerseminars in Pr.-Eylau während der Jahre 1873 bis 1876 war er als Lehrer in Spitzings bei Königsberg, in Rastenburg und Lyck tätig. Im Jahre 1882 bestand er die preußische Mittelschullehrerprüfung und 1884 das Rektorexamen und wurde dann 1884 Lehrer an der höheren Mädchenschule und am Lehrerinnenseminar in Bromberg. Ausgezeichnet durch reiches

Wissen, ungewöhnliche pädagogische Begabung und unermüdliche Pflichttreue, wirkte er hier 16 Jahre bis zu seinem frühen Tode. Mit rastlosem Eifer war T. auch für die Förderung der Standesinteressen seiner Amtsgenossen bemüht. Besondere Verdienste hat sich T. um die Schulgeographie erworben; er ist der Verfasser einer Reihe guter Lehrmittel, von denen folgende genannt seien: »Lehrbuch der Schulgeographie« (Halle 1886, 2 Teile); »Der Unterricht in der Heimatskunde. In seiner geschichtlichen und methodischen Gestaltung dargelegt« (Halle a. S. 1889); »Die Geographie in der Volksschule. Ein methodologisches Hülfsbuch für den erdkundlichen Unterricht« (Gera 1886); »Grundzüge der allgemeinen Himmels- und Erdkunde« (Halle 1893); »Palästina für den Schulgebrauch« (Halle 1889); »Schulgeographie für höhere Mädchenschulen und Mittelschulen« (Halle 1892); »Kulturgeographie des Deutschen Reiches und seine Beziehungen zur Fremde« (Halle 1. Aufl. 1896; 2. Aufl. 1899).

Zeitschrift f. Schulgeographie 1900, XXI. W. Wolkenhauer.

Heinrich, Prinz von Hessen und bei Rhein, Großherzogliche Hoheit, Königlich Preußischer General der Kavallerie, zweiter Inhaber des zweiten Großherzogl. Hessischen Dragoner-Regiments (Leib-Dragonerregiment) Nr. 24, à la suite des ersten Großherzoglich Hessischen Infanterie- (Leibgarde) Regiments Nr. 115 und des Husaren-Regiments König Wilhelm I. (erstes Rheinisches) Nr. 7, * 28. November 1838 zu Bessungen bei Darmstadt, † 16. September 1900 zu München.

Im April 1854 in das damalige erste Großherzoglich Hessische Infanterieregiment als Sekondleutnant eingestellt, trat der Prinz 1859 als Hauptmann à la suite des Ersten Garde-Regiments in die preußische Armee über. Als solcher wurde er zur Dienstleistung beim Regiment Gardes du Corps kommandiert, führte, inzwischen Major geworden, eine Schwadron des Königs-Husaren-Regiments und nahm, dem Stabe der kombinierten Kavallerie-Division zugeteilt, am Feldzuge 1864 gegen Dänemark teil. Im Kriege gegen Österreich machte er, zum Oberstleutnant befördert, verschiedene Gefechte und die Schlacht bei Königgrätz als etatsmäßiger Stabsoffizier seines Regiments mit und zog als Oberst und Kommandeur mit dem Zweiten Garde-Ulanenregiment gegen Frankreich, wo ihm im Januar 1871 die Führung der kombinierten Kavalleriebrigade übertragen wurde. Nach dem Friedensschlusse erhielt der Prinz, 1876 zum Generalmajor aufgestiegen, das Kommando der 16. Kavallerie-Brigade, das er 1879 mit dem Kommando der 25. (großherzoglich hessischen) Division vertauschte. In demselben Jahre zum Generalleutnant befördert, erhielt er 1884 den Rang eines Kommandierenden Generals, 1886 das Patent als General der Kavallerie. Im Jahre 1887 quittierte er den Dienst.

Als Sohn der Prinzessin Elisabeth, geborenen Prinzessin von Preußen, stand er dem Hohenzollernhause verwandtschaftlich nahe.

Nach »Militär-Zeitung«. Lorenzen.

Wilhelm, Prinz von Hessen und bei Rhein, Großherzogliche Hoheit, General der Infanterie, zweiter Inhaber des dritten Großherzoglich Hessischen Infanterie-Regiments (Leibregiments) Nr. 117, à la suite des vierten Großherzoglich Hessischen Infanterie-Regiments (Prinz Karl) Nr. 118, * 16. November 1845 zu Bessungen bei Darmstadt, † 24. Mai 1900 ebenda.

Der Prinz war im Jahre 1862 als Leutnant in das heutige vierte Großherzoglich Hessische Infanterie-Regiment (Prinz Karl) Nr. 118, damals Großherzoglich Hessisches viertes Infanterie-Regiment eingetreten; seinem Dienst wie jeder Frontoffizier obliegend, erklomm er rasch die militärische Stufenleiter. Während des Feldzuges von 1866 war er dem Stabe des Prinzen Ludwig von Hessen zugeteilt, der als Generalmajor die hessische Reiter-Brigade befehligte. Er nahm auch an dem Kriege gegen Frankreich im Stabe des Prinzen Ludwig teil, dem damals die Führung der Großherzoglich Hessischen Division übertragen war. Der Pflege der Wissenschaften und schönen Künste außerordentlich zugetan, ein großer Freund der Musik, lebte der Prinz in den letzten Lebensjahren still und zurückgezogen, nur selten in die Öffentlichkeit tretend.

Nach »Militär-Zeitung«. Lorenzen.

Levi, Hermann, königlich bayrischer Generalmusikdirektor, * 7. November 1839 in Gießen, † 13. Mai 1900 in München. — L.s Wirken hatte die geistige Anmut und den herzgewinnenden Zauber, die auf dem Einklang echter Künstlerschaft mit tiefer und fein entwickelter Menschlichkeit beruhen. Auf das produzierende Talent, das ihm verliehen war, legte er wenig Wert, denn die gebahnten Wege, die das Talent einschlägt, schienen ihm neben dem Neuschaffen des Genius kaum in Betracht zu kommen. Diesem wollte er dienen, und seine ganz hervorragende Begabung auf dem Gebiete der reproduzierenden Kunst war das geeignetste Rüstzeug dafür. Die Worte Nietzsches in »Schopenhauer als Erzieher« über die Bedeutung solchen Dienstes für eine wahre Kultur begrüßte er mit inniger Freude und wurde nicht müde, darauf hinzuweisen. Auch das dort gesprochene Wort »Sei du selbst« war so recht nach seinem Sinn. In Übereinstimmung mit unsern großen deutschen Dichtern, von denen ihm Goethe zeitlebens der liebste Seelenführer war, galt ihm stets die Ausbildung der persönlichen Fähigkeiten und die Behauptung ihrer Eigenart als ein Lebensgebot. Er war immer bereit, solche Entwicklung auch bei andern zu fördern, und ein feines Gefühl für die leiseren Schwingungen des Seelenlebens bei denen, die ihm näher traten, unterstützte ihn darin. Ganz selbstverständlich erschien es ihm, daß geistiger und materieller Besitz zur Mitteilung verpflichte, denn er hatte ein unendlich gütiges und mildes Herz, auch für die »Vielen« und ihre Not. Er richtete nicht, hatte die weichste, schonendste Hand allem Leid gegenüber und war glückselig, wenn er helfen konnte. Sein Leben ist einer der Belege dafür, daß es wohl möglich ist, die individualistischen und die sozialen Strömungen unserer Zeit in Einklang zu bringen.

Dies Leben trägt nach Außen hin ein sehr einfaches Gepräge. L. war jedoch eine jener Naturen, die von jedem Erlebnis aufs Tiefste erfaßt werden und Glück und Schmerz voll und ganz durchkosten — und es war ihm von beiden ein reichlich Teil beschieden.

L.s Vater war Oberrabbiner in Gießen, eine bis ins höchste Alter heitere und lebensfrische Natur. Der Sohn hat von ihm die zuweilen plötzlich hervorbrechende kindliche Fröhlichkeit und das herzerfreuende Lachen geerbt. Der begabten, früh verstorbenen Mutter verdankte er seine musikalischen Anlagen. Ein älterer Bruder, eine ältere und eine in jungen Jahren gestorbene jüngere Schwester waren ihm in inniger Liebe verbunden. In seinem dreizehnten Jahr wurde L. von seinem Vater zu Verwandten nach Mannheim geschickt,

damit er zu gleicher Zeit das Gymnasium besuchen und unter Hofkapellmeister Vincenz Lachners Leitung Musik studieren könne, und Lachner förderte den begabten Schüler sowohl auf theoretischem als auf praktischem Gebiet. In den Jahren 1855—1858 setzte L. seine Studien am Leipziger Konservatorium fort, vornehmlich unter Hauptmann und Rietz. Die Leipziger Schule pflegte die klassischen Traditionen. Sie gab seinem Talent eine sichere Grundlage und wirkte naturgemäß auch auf die Art seines Entwicklungsganges ein, ohne daß seine Selbständigkeit wesentlich darunter gelitten hätte. Jedes, auch das vornehmste und liebenswürdigste Epigonentum in der Kunst war für L. bedeutungslos, und in diesem Sinne gestaltete sich auch sein Verhältnis zu Felix Mendelssohn, dem Gründer der Schule, dessen Geist noch in so manchem seiner Nachfolger lebendig war. Nur einige wenige Werke Mendelssohns ließ L. gelten.

Die ursprüngliche Innigkeit Schumanns zog ihn damals an und dessen romantischer Protest gegen alles äußerliche Formenwesen, und unter Schumanns Einfluß entstanden ein Klavierkonzert (opus I) und einige Lieder, worunter der bekannte »Letzte Gruß«. Die Lieder fanden ohne Wissen und sehr gegen den Willen des jungen Musikers als opus II den Weg in die Öffentlichkeit. Spätere, reifere Kompositionen, darunter sehr tief empfundene Lieder aus Chamissos »Tränen«, blieben in seinem Pult verschlossen. Erst zwei Jahre vor seinem Tode gab er ein Liederheft »Drei Gedichte von Goethe« und zwei Frauenchöre heraus: eine Serenade auf einen Text aus Goethes Claudine von Villa Bella, und das Lied »Komm herbei Tod« aus Shakespeares »Was ihr wollt« nach einer Beethovenschen Melodie. Die rhythmische Übereinstimmung der Verse mit dem Larghetto des Beethovenschen Violinenkonzertes gab Anlaß zu dem Musikstück, das L. auch als Lied für eine Singstimme setzte.

Nach jener Leipziger Jugend- und Lehrzeit ging L. nach Paris, ein Aufenthalt, der für seine Begriffe von technischer Vollkommenheit auf dem Gebiete der reproduzierenden Kunst eine bedeutsame Schule ward. Dann fand der nun Zwanzigjährige seine erste Anstellung als Musikdirektor in Saarbrücken, wo er blieb, bis Vincenz Lachner ihn im Jahre 1861 an die Oper nach Mannheim berief. Der zweite Kapellmeister dort war erkrankt, L. sollte ihn vertreten und vollendete nun unter Lachners Leitung seine gründliche Ausbildung zum Operndirigenten. Noch im gleichen Jahr wurde er als erster Kapellmeister in Rotterdam angestellt. Bei jedem neuen Amtsantritt L.s wiederholte sich die gleiche Erscheinung: sein Wirken bedeutete eine neue musikalische Ära. Das Operninstitut in Rotterdam verwandelte sich unter ihm in ein Kunstinstitut; eine erstmalige Aufführung des Lohengrin dort erregte Aufsehen. Im Jahre 1864 wurde L. durch Eduard Devrient an das Karlsruher Hoftheater berufen, und es liegt wie ein Frühlingsglanz jugendlicher Schaffensfreudigkeit über den acht Jahren, die er dort zubrachte, bis Frhr. v. Perfall ihn nach München berief. In München begann die Zeit einer nicht ganz ein Vierteljahrhundert währenden Meisterschaft. Wurde späterhin an L.s künstlerischer Leitung die tiefe, maßvolle Schönheit hervorgehoben, so wurde in jener Frühlingszeit die feurige Unmittelbarkeit betont. Zuweilen auch warf man dem jungen Kapellmeister allzu rasche Tempi vor. Eine hohe Dirigententugend aber rühmte man ihm allezeit nach: das feinste Stilgefühl. Er wußte jedes Kunstwerk aus dessen eigentlichstem Wesen heraus zu gestalten, die Bachsche Matthäuspassion ebenso wie eine Symphonie von Haydn, Glucks

Iphigenie und Méhuls Joseph, die französische Spieloper und Schöpfungen von Berlioz, die Tondichtungen von Cornelius wie die Werke der Allerneuesten, denen er die Wege öffnete. Die Aufführung des Figaro in Karlsruhe mit den von L. neu eingelegten Rezitativen war in ihrem sprühenden, entzückenden Humor und ihrem zauberhaften Melodienfluß ein Vorspiel zu den weltberühmten Mozart-Aufführungen in München zur Zeit Possarts, denen sich die edle Erhabenheit der Fidelio-Aufführungen ebenbürtig an die Seite stellte. L.s sicheres Gefühl für den Zusammenhang zwischen Orchester und Bühne wurde unterstützt durch einen unermüdlichen Fleiß und die strengste Gewissenhaftigkeit beim Einstudieren eines Werkes. In erster Reihe aber wirkte der begeisternde Einfluß seiner Persönlichkeit. Weniger mit dem Dirigentenstab als mit dem Ausdruck seiner leuchtenden Augen, aus denen die Seele des Werkes sprach, hielt er Orchester und Sänger in zwingendem Bann. Der Raum gestattet nicht, die hervorragenden Künstler zu nennen, die mit L. zusammen gewirkt haben.

An das Aufsehen, das einst seine Leitung einer Beethovenschen Symphonie in Paris durch ihre von der dortigen Tradition abweichenden Art erregt hatte, erinnerte im Jahre 1901 ein Bericht des »*Temps*« und in der Tat, L.s Wiedergabe war ein Beweis dafür, daß in Deutschland die musikalische Überlieferung nicht erstarrt, sondern in lebendigem Kontakt mit der Gegenwart geblieben war. Er durchlebte jedes bedeutende Werk immer wieder aufs neue und machte in diesem Miterleben Wandlungen durch, so daß unter seiner Leitung zu verschiedenen Zeiten Verschiedenes aus dem inneren Organismus des Kunstwerkes neu hervorzuwachsen schien. Eins blieb sich bei seiner Wiedergabe Beethovenscher Symphonien gleich: der große Zug, der die mächtigen Umrisse des Aufbaus hervorhob. Eine spätere Zeit aber fand mehr die Idealität seiner Adagiosätze, eine frühere mehr die gewaltige Steigerung seiner Allegri bewunderungswert.

Mächtig getragen von L.s Begeisterung für den großen Gründer des Deutschen Reiches war seine Aufführung der neunten Symphonie zur Bismarckfeier in München. Karlsruhe dankte ihm deren erste Aufführung, dankte ihm auch die Einbürgerung der Matthäus-Passion. Bei einer Wiederholung des Bachschen Werkes im Jahre 1868 spielte Johannes Brahms die Orgel. — Dieser kam zu Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre häufig, einmal auch auf längere Zeit, nach Karlsruhe, wo seine Werke durch L. oft unmittelbar nach ihrem Entstehen aufgeführt wurden: so »ein deutsches Requiem«, das »Schicksalslied«, das »Triumphlied« und eine Reihe von Orchester-, Kammermusik- und Gesangskompositionen. L.s warme, künstlerische Teilnahme, sein feines Urteil waren für Brahms, der damals in weiteren Kreisen noch nicht näher gekannt war, ein wesentliches Fördernis, und beide empfanden das Beglückende ihrer freundschaftlichen Beziehungen, die sich noch in die Münchener Epoche L.s erstreckten. Aber es kam die Zeit, da ihre Entwicklungswege sich trennten.

Seit der ersten Aufführung der Meistersinger in München unter Bülow im Jahre 1868 beschäftigte sich L. aufs intensivste mit dem Werk, und der Zauber, den Wagners Tonschöpfungen auf ihn ausübten, wurde immer mächtiger. Die Vorbereitungen zur ersten Aufführung der Meistersinger in Karlsruhe, die 1869 stattfand, veranlaßte L. im August 1868 zu einer brieflichen Anfrage bei Wagner, und das war der erste Anfang von Beziehungen, die späterhin einen immer herzlicheren Charakter annahmen. Eine persönliche

Bekanntschaft folgte, und L. war fasziniert von Wagners mächtigem Wesen. In den nach L.s Tode als Büchlein erschienenen »Gedanken aus Goethes Werken«, die er in seiner letzten Lebenszeit zu einem Kalender für das Haus Wahnfried zusammenstellte, findet sich das Zitat: »Gegen große Vorzüge eines andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe«. Und L. liebte den großen Meister innig, ehrfurchtsvoll, hingebend, und suchte jede seiner Äußerungen aus dem Ganzen der gewaltigen Persönlichkeit heraus zu verstehen, auch da, wo er selbst darunter litt.

Ein überströmender Ausdruck seiner Begeisterung für Wagners Schaffen war es, der Brahms gegen Ende der siebenziger Jahre Anlaß gab, sich von L. zurückzuziehen. Nicht als ob Brahms die hohe Bedeutung Wagners verkannt hätte! Er war so sehr beeinflußt davon, daß er einst auf die Frage, warum er keine Oper schreibe, die Antwort gab: »Neben Wagner ist dies unmöglich«. Der Kranz, den er auf Wagners Grab niederlegen ließ, war der Ausdruck einer tief wahren Empfindung. Aber wenn er bei jenem letzten Zusammensein mit L. in Starnberg ohne ein Wort zu sagen den Freund verließ, um nicht wiederzukehren, so geschah dies wohl aus dem Gefühl heraus, daß L. als Musiker ihm innerlich nicht mehr so angehöre, wie in früherer Zeit. Die Trennung war für beide eine tief schmerzliche. Für L. kam sie damals völlig überraschend. L. war keine reflektierende Natur, war impulsiv, phantasievoll, schuf sich oft den Augenblick in seinem eigenen Sinn um und wurde sich meist erst nach längerer Zeit seiner inneren Wandlungen bewußt. Oft entlockte ihm ein Erlebnis widersprechende Äußerungen; sie waren immer wahr, aber das Auf- und Abwogen seiner Empfindungen war noch zu keinem Endergebnis gelangt.

Von tiefgehender Bedeutung für ihn wurden die Proben zur ersten Aufführung des Nibelungenringes in Bayreuth. Er war hingerissen, und die Sache von Bayreuth, der er schon bei der Grundsteinlegung des Festspielhauses (1872) zu dienen gesucht, wurde nun eine Lebensaufgabe für ihn, für die er kein Opfer scheute. Im April 1872 hatte ihm Wagner, dem er die Berufung nach München mitgeteilt, geschrieben: »Mir sollte es unbedingt wohl dabei sein zu denken, daß Sie nach Bayreuth die Nibelungentragödie dort vorführen werden«. Wider Wagners Wunsch waren in den Jahren 1869 und 1870 auf Befehl des Königs das »Rheingold« und die »Walküre« in München unter Hofkapellmeister Wüllner aufgeführt worden. Nach den ersten Bayreuther Festspielen von 1876 aber übernahm L. in München die Leitung der Tetralogie, und im Jahre 1878 fand die erste Aufführung des Nibelungenringes unter ihm statt. Schon früher hatte er »Die Meistersinger« und »Tristan und Isolde« neu einstudiert, und nun fand durch ihn die Nibelungentragödie mit ihrem unlösbaren, allem Sein anhaftenden Konflikt eine ebenso unvergeßliche Verkörperung, wie die Liebestragödie mit ihrer verzehrenden Sehnsucht nach der Urheimat aller Wesen, oder wie die Kunst- und Weltkomödie mit ihrem sieghaften Humor und heiligen Ernst. Eine Tristanaufführung im Jahre 1881 veranlaßte Wagner, zum Dirigenten seines Parsifal L. zu wählen. Dieser hatte sich längst tief in Wagners Ideenwelt und deren Entwicklungsgang eingelebt, und die intime Bekanntschaft mit Schopenhauer war ihm dabei zustatten gekommen. Dessen Ausspruch, daß die Musik der unmittelbare Ausdruck des Urwesens der Welt sei, und die tiefsinnigen Ausführungen über dies Thema in Wagners Aufsatz »Beethoven« wurden für L. von eingreifender Bedeutung. Ebenso Wagners Hinausgehen über Schopenhauers Ideen in der Schrift »Re-

ligion und Kunst« und deren innerer Zusammenhang mit dem Parsifal. Der tief menschliche Gehalt dieser letzten Schöpfung Wagners, der sich in den Formen der christlichen Tradition äußert, das Weltleid, die Erlösungssehnsucht, die Weltüberwindung, das alles fand in L. einen mächtigen Widerhall.

Die Briefe Wagners an L. zeigen, welche Kämpfe sich an dessen Berufung zum Parsifaldirigenten knüpften, wie ein anonymer Brief Wagner beschwor, sein Werk rein zu erhalten und nicht von einem Juden dirigieren zu lassen, wie L. nach Mitteilung dieses Briefes sich zurückzog, von Wagner jedoch abermals berufen wurde. In der von Chamberlain geschriebenen Einführung zu diesen Briefen ist von dem tragischen Konflikte die Rede, unter welchem L. als Jude und als tief beanlagter Mensch von weiter Kultur in seinen Beziehungen zum Germanentum gelitten habe. In der Tat, L. stand so sehr im Bann von Wagners mächtigem Geist, daß er sich auch die hier einschlägigen Fragen in dessen Sinn zu Gemüt führte und zeitweise schwer dadurch bedrückt war. Allein es war für ihn, und es ist an sich von größter Bedeutung, daß Wagner ihn als Parsifaldirigent nicht missen wollte.

Chamberlain betrachtet diese Vorgänge unter dem Gesichtspunkt seiner Rassentheorie und spricht von unüberbrückbaren Rassengegensätzen, die hier in Frage kämen. Für L. aber hatte diese Rassentheorie in seiner letzten Lebenszeit bei aller Hochschätzung Chamberlains und Bewunderung für dessen Werk (Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts) »nur den Wert einer geistreichen Hypothese«. Er war sich der Tatsache bewußt, daß eine streng wissenschaftliche Erforschung der psychischen und physischen Grundlagen und Wandlungen im Rassen- und Völkerleben über die ersten Anfänge noch nicht hinausgekommen sei. L. blieb auch nach dem Tode des Meisters sein Parsifaldirigent, bis Krankheit ihm erst vorübergehend, dann endgültig den Dirigentenstab aus der Hand nahm. Im Jahre 1896 nahm L. in München seinen Abschied.

Die Parsifalaufführungen unter ihm waren so weihevoll, daß ein Teil ihrer Wirkung auch fern von Bayreuth sich nicht ganz verlor. Bei der Nachricht von L.s Tod sprach die »*Fronde*« von der fast überirdischen Offenbarung, die seine Wiedergabe der »Parsifalmusik« mit dem Colonne-Orchester den Parisern einst an einem Charfreitag gab.

L.s letzte Lebensjahre hatten trotz Krankheit und Leiden ein tief harmonisches Gepräge. Eine spät geschlossene, unendlich glückliche, auf innerer Wesensgemeinschaft beruhende Ehe erhöhte sein Dasein. Und der Unermüdliche diente bis zum letzten Augenblick den Lebensaufgaben, die er sich gestellt. Die feinsinnige Neugestaltung der Texte zu Mozarts Figaro, Don Giovanni, Cosi fan tutte, deren frühere Verstümmelung eine Pein für ihn gewesen war, nahm ihn längere Zeit in Anspruch. Zuletzt eine Sammlung minder bekannter Goethescher Erzählungen und Märchen, die er mit der liebevollsten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit aus ihrem ohnedies lockeren Zusammenhang mit größeren Werken loslöste, um sie weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Das Erscheinen des Buches hat er nicht mehr erlebt. Sein Tod war nicht nur ein herber Verlust für die Kunst. Er wurde auch schmerzlich von den verschiedensten Menschen an den verschiedensten Orten, aus den verschiedensten Lebenskreisen, von berühmten und unberühmten, glänzenden und einfachen empfunden, für die sein Leben mit dem Besten in ihrem Leben zusammenhing. Am schmerzlichsten von denen, die das Glück hatten, ihm nahe zu stehen, und die von seiner bis in den Tod gewahrten Liebe und Freundestreue zu erzählen wissen.

Briefliche und mündliche Äußerungen Levis. Persönliche Erinnerungen. Berichte in Zeitungen und Zeitschriften. Richard Wagners Briefe an Hermann Levi und H. St. Chamberlains »Einführung« (Bayreuther Blätter 1901, I.—III. Stück). Gemalt wurde Levi mehrfach von Lenbach. Sein Bild von Stuck befindet sich im Königlichen Hoftheater in München. Plastische Nachbildungen schufen E. Kurz, O. Lessing (Relief, Büste).

Karlsruhe. A. Ettlinger.

Beyer, Karl, Archivar der Stadt Erfurt, * 26. Januar 1848 zu Koblenz, † 17. Juli 1900 zu Erfurt. — B. stammt aus einer altansässigen Bürgerfamilie, deren Name vor ihm schon durch mehrere Geschlechter hindurch mit der Geschichte Erfurts verwachsen war. Ein Georg Konrad Beyer erscheint seit 1737 als zweiter Ratsmeister, und unsers B.s Großoheim war der ehrsame Ratsherr Konstantin Beyer (1761—1829), der, im Biereigenhof auf dem Plänchen (im Brauhofe »zum Bürgerstreit«) erbangesessen, Erfurts Schicksale unter Dalberg und Napoleon scharf beobachtend miterlebt und im biedern Chronistenstile 1821/23 geschildert hat (vgl. Karl Herrmanns »Bibliotheca Erfurtina«, S. 18. 159). »Wissenschaftlicher« hat sich sein Neffe Heinrich Beyer (4. August 1806 bis 16. September 1886), der Vater unsers Helden, bewahrt, der, in der vortrefflichen Schulung seines Schwagers Heinrich August Erhard (1793—1852) zu einem tüchtigen Archivar herangebildet, 1834 die Leitung des neu eingerichteten Koblenzer Staatsarchivs anvertraut erhielt, dort die beiden ersten Bände des Mittelrheinischen Urkundenbuchs (1860/64) bearbeitete und, Herbst 1863 wegen unverdienter Kränkungen in die Heimat zurückgekehrt, von Michaelis 1864 bis Michaelis 1866 die trostlos steinige Wüste des damaligen Stadtarchivs in eine leicht benutzbare und bedeutsame, hocherfreuliche Oase zu verwandeln verstand; gestorben ist dieser um die Ordnung von Erfurts Urkundenschätzen sehr verdiente Archivrat Beyer in Stolberg am Harze, wo er seit 1871 das gräfliche Archiv in ähnlicher Weise neu in stand gesetzt hatte. Kein Wunder, daß sein Sohn Karl, von Jugend auf mit geschichtlichen Studien vertraut und auf dem Koblenzer Gymnasium durch dessen Direktor Alexander Dominikus (vgl. A. Pick, Professor Jakob Dominikus, Hamburg 1894, S. 23f.) von neuem darauf hingeleitet, trotz widriger äußerer Umstande, schließlich doch zum ersehnten Ziel: in vaterländischer Geschichte etwas zu leisten, gelangt ist. Der bei einer zahlreichen Familie auf ein knappes Ruhegehalt angewiesene Vater konnte nämlich seinem dritten Sohne keine Mittel zum akademischen Studium gewähren, so daß dieser Michaelis 1863 mit einem Reifezeugnis für Obersekunda vom Gymnasium in Koblenz abgehen und den praktischen Beruf eines Apothekers (zunächst in Torgau, von 1868 ab in Erfurt, Michaelis 1871 bis Michaelis 1872 an der Universität zu Halle, wo er die Provisorprüfung bestand) ergreifen mußte. Aber dauernd konnte ihn dieser nicht fesseln. Unterstützt durch ein Stipendium des Grafen von Stolberg, unterzog sich B. als 31jähriger (Ostern 1879) der Reifeprüfung am Merseburger Domgymnasium, nachdem er schon seit Michaelis 1878 in Halle Vorlesungen belegt hatte. Mit eisernem Fleiße warf er sich nun unter Leitung von Ernst Dümmler (1830—1902) und dem »jungen« Gustav Droysen, namentlich aber gefördert durch Wilhelm Schum (1846—1892), dem der Vater Beyer einige Jahre vorher ebenfalls aus einem bürgerlichen Beruf heraus den Weg zur gelehrten Laufbahn gewiesen hatte, und durch den jetzt noch sich und andere durch fröhlichste Schaffenskraft erquickenden Geographen Alfred Kirchhoff, auf das Studium der deutschen Geschichte; bei Schum eignete sich B. vor allem jene Kenntnis mittelalterlicher Schriftdenkmale an, die er später

mit bemerkenswertem Erfolge verwertet hat. Im August 1881 auf Grund seiner Dissertation über »die Bischofs- und Abtswahlen in Deutschland unter Heinrich IV. in den Jahren 1056 bis 1076« zum Doctor philosophiae promoviert, bestand er schon im Februar des darauf folgenden Jahrs das sogenannte Staatsexamen in den Hauptfächern Geschichte, Geographie und Deutsch.

Seitdem hat B. ganz und gar der Stadt Erfurt, ihrem Schulwesen und der Erforschung ihrer Geschichte angehört. Von November 1881 an, also noch vor bestandener Staatsprüfung, vorläufig mit dem Erteilen von Unterricht betraut, wurde er Ostern 1882 etatsmässiger wissenschaftlicher Lehrer an der städtischen höheren Bürgerschule (Realschule) und nach einem Jahr als solcher fest angestellt; Lücken, die er in den deutschen Stunden fühlen mochte, füllte er Anfang der 90er Jahre durch einen Kurs im Lehrerseminar zielbewußt aus. Gleichzeitig aber, d. h. seit Ostern 1882, verwaltete B. das von dem Vater in Ordnung gebrachte Stadtarchiv, das aus unzulänglichen Räumen im Martinsstift und dann im großen Hospital seit 1876 in das neue Rathaus übergeführt und ihm Ende 1881, zur besondern Freude des mit jenen Urkunden verwachsenen Vaters, seitens des Magistrats anvertraut worden war. Die Art und Weise, wie Karl B. seine nebenamtlich ihm übertragene Aufgabe erfüllt hat, ist echt deutsch. Die vom Schuldienste freien Stunden wurden tagtäglich im Archive zugebracht, und das Archiv beanspruchte in gleicher Weise von ihm auch die schulfreien Tage und selbst die Ferien — eine Schonung seiner Kräfte kannte B. nicht: die Arbeit im Archive sei ihm Erholung. Abgesehen von zahlreichen Regesten und sonstigen Notizen zur Geschichte Erfurts, wie er sie aus seinem und aus andern Archiven durch unermüdlichen Fleiß zu förmlichen Bergen aufgestapelt, zum Teil auch in Schulprogrammen und Zeitschriftabhandlungen verarbeitet hat (1887, 89, 92), zeugen vor allem die beiden ersten, bis zum Jahre 1400 reichenden Bände des von der Historischen Kommission der Provinz Sachsen herausgegebenen »Urkundenbuchs der Stadt Erfurt« (1889 und 1897) von seiner archivalischen und historiographischen Tätigkeit, die 1898 durch seine Ernennung zum Professor die entsprechende äußere Anerkennung fand. Den bis zum Jahre 1500 sich erstreckenden Stoff zu einem dritten Bande hat man in seinem Nachlasse vorgefunden. Sein vorzeitiger Tod hat es auch verschuldet, daß aus den langwierigen Vorarbeiten zu der ihm 1896 (unter Beurlaubung von der Schule) aufgetragenen wissenschaftlichen Geschichte Erfurts, außer sieben Lieferungen einer populären Darstellung (1900), keine greifbare Frucht erstanden ist. Denn gerade zu der Zeit (Ostern 1899), wo B. durch die völlige Entbindung von seinem Lehramt und die finanzielle Sicherung seiner archivalischen Stellung in die glückliche Lage versetzt war, ausschließlich seiner gelehrten Neigung zu leben, da brach seine in 14jähriger Doppelbelastung nie geschonte Kraft zusammen; eine trotz Ausspannung (1899) und Nauheimer Kur (1900) rasch fortschreitende Leberverschrumpfung bereitete diesem fleißigen Mann ein allzu frühes Ende, aufrichtig betrauert von seiner Gattin Jenny geb. Weingart, die 17 Jahre lang Freud und Leid mit ihm geteilt hatte, seinen drei Töchtern (zwei andere Kinder waren früh gestorben) und ganz besonders auch von dem Vereine für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, der, 1863 mit vom Vater begründet, seit 1882 ihn zu seinen regsten und treusten Mitgliedern gezählt, seit 1886 im Amt eines Schriftführers und Bibliothekars schätzen gelernt hatte. Ausdrücklich ist in der Sitzung vom 19. Oktober 1900 von berufener Seite hervorgehoben worden, daß der Verein ihm nicht nur viele eigene mündliche und schriftliche Mitteilungen, sondern auch die

Anregung zu einer großen Zahl von Vorträgen und Aufsätzen andrer Mitglieder zu verdanken habe. Seit 1892 hatte B. auch der königlichen preußischen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften als ordentliches Mitglied angehört, jenem merkwürdigen Überlebsel aus Erfurts glanzvoller Humanistenzeit.

Vgl. Pastor Oergel, Zur Erinnerung an Karl Beyer. Vortrag, gehalten in der Sitzung des Altertumsvereins zu Erfurt am 19. Oktober 1900 (im 22. Hefte der »Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt«, 1901, S. 1 ff.). Hieran schließt sich unmittelbar eine »Zusammenstellung der durch den Druck veröffentlichten Arbeiten des Prof. Dr. Karl Beyer« (ebenda, S. 15 f.), während über Beyers Veröffentlichungen in dem 14., 15., 17. und 19. Hefte der Mitteilungen desselben Vereins das dem 21. Heft (1900) angeschlossene, nach den Namen der Verfasser alphabetisch geordnete »Register zu den in Heft 1—20 der Mitteilungen u. s. w. enthaltenen Aufsätzen« bibliographisch genaue Auskunft erteilt (ebendort stehen auch drei Arbeiten des Vaters Heinrich B. verzeichnet). Ein kürzerer Nachruf auf Karl Beyer findet sich im Erfurter »Allgemeinen Anzeiger« 1900, Nr. 198. — In der oben erwähnten Vereinssitzung ist ferner beschlossen worden (vgl. 22. Heft der Mitteilungen, S. IV), ein Bild des Verstorbenen zu erwerben und das Städtische Archiv von Erfurt damit zu schmücken. Helmolt.

Klix, Friedrich Ferdinand, Bibliothekar der Stadt Kamenz in Sachsen, * am 14. September 1827 zu Zoblitz bei Löbau in Sachsen, † 22. Juli 1900 in Kamenz. — Sohn des Amtsstraßenmeisters Klix, besuchte er das Bautzener Seminar; seit 1849 war er Hauslehrer in den Familien des Amtshauptmanns v. Egidy, des Hauptmanns v. Döring und des Pastors Krüger in Purschwitz. 1850 wurde K. Hilfslehrer zu Kemnitz bei Bernstadt, 1852 Unter- und 1866 Oberlehrer an der Stadtsschule in Kamenz. Ein Menschenalter hindurch hat er an dieser Volksschule segensreich gewirkt, was gelegentlich seiner Emeritierung durch die Verleihung des Königl. sächs. Verdienstkreuzes auch seitens der Staatsregierung anerkannt worden ist (1896). Nebenbei verwaltete K. auch das Amt eines Stadtbibliothekars; Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften war er seit 1. Mai 1861.

Drei Gebiete waren es in der Hauptsache, auf denen sich K. schriftstellerische Lorbeern geholt hat: die Lessingliteratur, die Sprichwörterforschung, die Lausitzische und Kamenzer Geschichte. Als Lessingforscher hat er sich namentlich um die Ausfindigmachung von Gliedern der Familie des großen Dichters verdient gemacht: er hat solche in Afrika, Amerika, Breslau, Chemnitz, Dippoldiswalde, Hoyerswerda, Kamenz, Leipzig und Namslau nachgewiesen (vgl. W. v. Maltzahn und R. Boxberger, Lessings Leben, Berlin 1881; Heinr. Düntzer, Leben Lessings, 1882). Oberlausitzer Sprichwörtern ist er mit besonderer Vorliebe nachgegangen; seine Forschungsergebnisse auf diesem Felde sind teilweise Wanders »Deutschem Sprüchwörterlexikon« (Leipzig 1867) zu gute gekommen. Eine große Zahl von seinen Aufsätzen zur Provinzial- und Ortsgeschichte verzeichnet das Neue Lausitzische Magazin 66, S. 121 ff. Ferner hat er bei Vermählungen und andern festlichen Gelegenheiten nicht nur eine Reihe von Familienchroniken hervorgebracht, sondern auch seine poetischen Gaben leuchten lassen: K. war ein origineller, sprudelnd heiterer Tafelredner, den man stets gern sprechen hörte, konnte aber seiner Leier auch ernste Töne entlocken. Darum erfreute er sich in Kamenz einer großen Bekanntheit und Beliebtheit, und sein Tod am frühen Morgen des 22. Juli 1900 wurde lebhaft betrauert.

Vgl. den Nekrolog auf Friedr. Ferd. Klix im Neuen Lausitzischen Magazin, 76. Band (1900), S. 316 f.; vgl. ebenda S. 118. 167. Das dort gegebene Verzeichnis der Hauptschriften von K. findet seine wesentliche Ergänzung, namentlich für die Zeit bis 1873, durch die (freilich auch etwas summarisch gehaltene) Bibliographie auf S. 161 des »Sächsischen Schrift-

steller-Lexikons« von D. theol. Wilhelm Haan (Leipzig 1875). Wer eine vollständige Liste aller kleinen und kleinsten ortsgeschichtlichen Mitteilungen von K. zusammenstellen wollte, müßte vor allen Dingen die Budissiner, später Bautzner Nachrichten seit der Mitte des verflossenen Jahrhunderts durcharbeiten.

Helmolt.

Koenig, Robert, Schulmann und Schriftsteller, den christlich-konservativen Kreis verkörpernd, aus dem das Familienblatt »Daheim« hervorgegangen ist, * 15. November 1828 in Danzig, † in der Nacht vom 7. zum 8. April 1900 in Potsdam. — Das siebente Kind eines einer alten Danziger Kaufherrenfamilie entstammenden Kaufmanns († 1868) und einer Schwedin aus Gothenburg († 1875), studierte K. in Berlin, Edinburgh, Bonn und Halle Philologie und Theologie, indem er sich, da sein Vater durch die Kontinentalsperre und die napoleonischen Kriege seinen ererbten Wohlstand eingebüßt hatte, zum Teile selbst unterhielt. In Halle waren es namentlich August Tholuck, der hier seit 1826, und Julius Müller, der seit 1839 hier wirkte, die einen entscheidenden Einfluß auf K.s ganze spätere Richtung ausgeübt haben; von seinen engeren Fachgenossen und Freunden, unter denen sich später Männer wie Gustav und Wilhelm Baur, Emil Frommel, Max Reichard u. a. befunden haben, ist vor allem Rudolf Kögel zu nennen. Wahrscheinlich schon in Schottland mit der aus der französischen Schweiz gebürtigen Adele Mellet verlobt, gründete er im April 1854 einen eigenen Hausstand, was ihm durch die Übernahme des Rektorats der höheren Töchterschule (Cäcilienschule) in Oldenburg ermöglicht worden war. Länger denn 25 Jahre hindurch hat er mit dieser klugen und tatkräftigen Frau, die dem Gatten den ihm vielleicht fehlenden Teil von Männlichkeit gewissermaßen zu ersetzen verstand, eine sehr glückliche Ehe geführt; und als ihm die treue Lebensgefährtin in den achtziger Jahren geraubt worden war, hat er, in zweiter Ehe eine Freundin der Verstorbenen, Gertrud Maul, heimführend, noch manche Jahre trautester Harmonie mit dieser verbringen dürfen, umgeben von liebenden Kindern und Enkeln. Seine erste Stellung vertauschte K. 1858 mit dem Rektorate der Gouvernanten-Anstalt und des Töchterpensionats zu Droyssig bei Zeitz, Stiftungen des Fürsten Otto Viktor von Schönburg-Waldenburg (1852), die dieser dem preußischen Staate geschenkt hatte. Da das Klima jedoch seiner Frau nicht zusagte, zogen beide 1860 nach Lausanne; hier erwarb K. bis 1863 (wo seine Eltern die seltene Feier ihrer goldenen Hochzeit begehen konnten) durch Erteilen von Privatstunden den nötigen Unterhalt.

Die auf der Reise zufällig erfolgte Begegnung mit einem der Herren, die damals mit dem Plane umgingen, der um jene Zeit auf der Höhe ihres Einflusses stehenden, links liberal gerichteten »Gartenlaube« Ernst Keils ein anderes Unterhaltungsblatt gegenüberzustellen, das den christlich-konservativen Anschauungen Rechnung tragen sollte, wie sie in gewissen, positiv denkenden Kreisen Rheinlands und Westfalens gehegt wurden, sollte für den ganzen weiteren Lebensgang K.s bestimmend werden. Denn jene Männer betrauten mit der Redaktion der neuen Zeitschrift eben unsern K., der auf diesem Felde noch keinerlei Erfahrungen gesammelt hatte, aber Fleiß, Zuversicht und bei aller Bescheidenheit, die ihn bis zuletzt ausgezeichnet hat, doch auch optimistisches Selbstgefühl genug besaß, um sich von 1864 ab der ungewohnten und sicherlich nicht leichten Aufgabe mit großer Freudigkeit zu unterziehen. Eine tief innerliche Frömmigkeit, der man eine trotz ausgesprochner Duldsamkeit und Milde fast gewollte Einseitigkeit ebensowenig

absprechen kann, wie sie auf der anderen Seite geeignet ist, fest umschriebene Persönlichkeiten zu schaffen und zu halten, ließ K. die vielfachen Schwierigkeiten, die mit der Begründung eines neuen Blattes schon damals verknüpft zu sein pflegten, verhältnismäßig gering anschlagen, verhältnismäßig spielend überwinden; ein starkes Gottvertrauen, wie es K. eigen war, hilft eben über manches hinweg, woran andere kleinmütig scheitern würden. Zudem fand K. von vornherein die stete Unterstützung und erfahrene Beratung durch Otto Klasing als den Vertreter der dies neue »Daheim« verlegenden, damals hauptsächlich von August Klasing geleiteten Firma Velhagen & Klasing in Bielefeld; Sitz der Redaktion, die 1871 noch durch Rich. Andree, 1876 durch Th. H. Pantenius verstärkt wurde, war Leipzig. Abgesehen von dem Beifalle, der dem »Daheim« aus Kreisen wurde, die, der ältern Schwester »Gartenlaube« abtrünnig geworden, in dem neuen Organ ein wirklich christliches Familienblatt begrüßten, fand auch die durch den Wettbewerb von Anfang an mit besonderer Aufmerksamkeit und Liebe gepflegte Illustrierung bald Anklang; daß auch hierin keine Opfer gescheut wurden, beweist die für jene Zeiten immerhin beträchtliche Summe von 240000 M., die die ersten anderthalb Jahrgänge des »Daheim« laut des 1867er Verlagskatalogs der Verlagshandlung verschlungen hatten. Daß sich dieser Aufwand schließlich gut bezahlt gemacht hat, weiß jedermann; an diesem Erfolge hat R. Koenig einen nicht zu leugnenden großen Anteil gehabt. Und man mag über unsere oft seichte, weichliche, der Erörterung von schweren Seelenkonflikten gern aus dem Wege gehende, in sittlicher Beziehung hie und da ziemlich prüde Familienblattliteratur denken und spotten, wie man will: soviel steht fest, daß sie in ihrer guten Zeit einen Beruf gehabt und auch ausgefüllt hat. Neben seinen Redaktionsgeschäften fand der unermüdlich arbeitende, bis zuletzt kindlich einfache Mann noch Zeit und Muße, sich schriftstellerisch zu betätigen, wie er dies schon in seinen Lehrerwanderjahren fleißig, wenn auch lange nicht so erfolgreich geübt hatte. Auch hierin hat sein Arbeiten einen expansiven Zug im Gegensatze zu dem intensiven Forschen des deutschen Fachgelehrten; selbst in seiner sehr oft aufgelegten »Deutschen Literaturgeschichte« zeigt sich dies deutlich: auch hier ist K. mehr der geschickte und die einmal erwählte Richtung unentwegt verfolgende Zusammensteller der Ergebnisse von anderen, als daß er durch selbständige, echt wissenschaftliche Darbietungen etwa in dieser Hinsicht auf ihn gesetzten Erwartungen entsprochen hätte. In die Breite wirken, möglichst zahlreiche Schichten seines Volkes ästhetisch, sittlich und religiös in positiver Weise beeinflussen, hatte für ihn höheren Wert als wenigen durch große Gelahrtheit Achtung abnötigen. Nur so wird man seinem friedfertigen Schaffen, seiner ehrlichen Schlichtheit Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Der Lebensabend K.s, eines untersetzten, aber kraftig gebauten Mannes, der zu zeiten auch recht humorvoll sein konnte, war durch Ungemach mancherlei Art getrübt. Wenn sich auch seine Arbeitskraft nach der 1889 verfügten Pensionierung beim »Daheim« nochmals zu erheben schien, wenn auch seine schon in Leipzig rege bewiesene lebendige Teilnahme am kirchlichen Gemeindeleben auf seinem Ruhesitze zu Potsdam neue Nahrung erhielt, so konnte sich doch K., der schon als Sechziger stark gealtert war, bald nicht mehr darüber hinwegtäuschen, daß seine besten Jahre unwiederbringlich dahin waren; die Schlaganfalle wiederholten sich, und in den letzten Monaten versagten die Sprechwerkzeuge ihren Dienst. So durfte man seinen Tod, der

in der Nacht vom 7. zum 8. April eintrat, als eine Erlösung eines in seiner Art einflußreichen, treuen deutschen Schriftstellers von schwerem Siechtume betrachten; ein guter Mensch hatte seine Ruhe gefunden.

Vgl. Th. H. Pantenius: Robert Koenig †, im »Daheim« XXXVI, Nr. 31 vom 5. Mai 1900, S. 15—18 (mit seitengroßem, gutem Holzschnitt von Gedan in Leipzig).

Bibliographie Robert Koenig: 1. Blüten aus dem zarten Kindesalter. Gedichtsammlung für kleine Kinder. Gr. 8°. IV, 96 S. Oldenburg, Stalling. Geheftet 1/4 Taler. 1859. 2. Aufl. 1866. 2. Blüten aus dem Leben des Mädchens. Gedichtsammlung für junge Mädchen. Gr. 8°. IV, 245 S. Oldenburg, Stalling Geh. 18 Ngr. 1859. 3. Blüten aus dem Leben der Jungfrau und des Weibes. Gedichtsammlung für das reifere weibliche Alter. Gr. 8°. VII, 300 S. Oldenburg, Stalling. Geh. 3/4 Taler. 1860. 4. Weibliches Leben. Von der Wiege bis zum Grabe. Im Munde deutscher Dichter alter und neuer Zeit. Eine Blütenlese heimatlicher Dichtungen aus den Quellen für das Haus und die Schule gesammelt und stufenmäßig geordnet. Gr. 8°. XIV, 667 S. Oldenburg, Stalling. Geh. 1 Taler. 1860. 2. Aufl. 1866. 5. Plate, Prof. H., *Cours gradué de langue anglaise. Ouvrage traduit de l'allemand et mis à l'usage de français par Dr. R. K.* (En 3 parties.) Gr. 8°. VIII, 232; XII, 234; VI, 346 S. Dresden, Ehlermann. Geh. 1/2, 1/2, 2/3 Taler. 1860. 6. *Vocabulaire systématique anglais-français et guide de conversation anglaise; cont. de mots accompagnés de phrases et classés par ordre de matière; des anglicismes; des gallicismes avec leur équivalents etc.* Gr. 8°. XI, 314 S. Oldenburg, Schmidt. Geh. 24 Ngr. 1862. 7. Zur Charakteristik der Frauenfrage. [Aus dem »Daheim«.] 8°. 40 S. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1/6 Taler. 1870. 8. Der große Krieg gegen Frankreich im Jahre 1870. Der deutschen Jugend erzählt. Mit acht Bildern von Camphausen, Hünten, Kaiser, Schweitzer & Simmler. Gr. 8°. VI, 384 S. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Geb. 1 1/3 Taler. 1871. — Der große Krieg gegen Frankreich im Jahre 1870 bis 1871. Der deutschen Jugend erzählt. 2. Teil. Mit acht Bildern von Friedrich, Hünten, Kaiser u. s. w. und 10 Schlachtplänen von Paris. Gr. 8°. VIII, 320 S. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Kart. 1 1/3 Taler. 1871. — Dasselbe. Zweite umgearbeitete Auflage in einem Bande. Gr. 8°. VIII, 488 S. Geh. 1 2/3 Taler. 1871. 9. Meister Schott und seine Familie. Eine Erzählung aus der Belagerung von Straßburg im Jahre 1870. Der deutschen Jugend gewidmet Mit 8 Tonbildern und einem Plan der Belagerung von Straßburg. Gr. 8°. IV, 260 S. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Geb. 1 Taler. 1872. 2. Aufl. 1876. 10. Der alte Nettelbeck und die Belagerung von Kolberg. Für die deutsche Jugend erzählt. Mit 8 Tonbildern und einem Plan der Belagerung von Kolberg im Jahre 1807. Gr. 8°. VIII, 230 S. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Geb. 1 Taler. 1872. 11. Thomas Guthrie, der Vater der Lumpenschulen. Ein Lebensbild aus der Geschichte der innern Mission in Schottland. Mit Portrait. 8°. 48 S. Leipzig, Buchh. des Vereinshauses. 1/6 Taler. 1874. 12. Deutsche Literaturgeschichte. (In 3 Abteilungen.) 1. Abt. Mit 7 Farbendrucken und erläuternden Abbildungen im Text. Lex.-8°. 192 S. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 4 M. 1877. Deutsche Literaturgeschichte. 2. und 3. Abteilung. Mit Farbendrucken u. s. w. Lex.-8°. VIII und S. 193—655. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Je 4 M. 1878. — Deutsche Literaturgeschichte. Mit 160 Bildnissen und erläuternden Abbildungen im Text und 35 zum Teil farbigen Beilagen außerhalb des Textes. 3. und 4., durchgesehene und bereicherte Auflage. Lex.-8°. VIII, 655 S. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 12 M. 3. 4. Aufl. 1879. 5. 1879. 6. 1879. 7. 1880. 8. 1880. 9., 10. 1881. 11. 1881. 12. 1882. 13. 1883. 20. 1889. 23. 1892. 25. 1896. 26. 1897. 13. Deutsches Frauenleben im deutschen Liede. 8°. VII, 461 S. Oldenburg, Stalling. 6 M. 1881. 3. 4. Aufl. 1891. 14. Annette von Droste-Hülshoff. Ein Lebens- und Literaturbild. (Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. 8. Bd., 9. Heft.) Heidelberg, C. Winter. 8°. 48 S. 80 Pf. 1883. 15. Abriß der deutschen Literaturgeschichte. Ein Hilfsbuch für Schule und Haus. Mit 13 Beilagen und 67 Abbildungen im Texte. Gr. 8°. IX, 202 S. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 2,50 M. 1886. 2. Aufl. 1891. 3. 1895.

Helmolt.

Schumann, Johann Gottlob Christian, preuß. Regierungs- und Schulrat zu Magdeburg, Dr. phil., * am 3. Februar 1836 zu Gröbitz bei Naumburg a. S., † 20. Juni 1900 in Magdeburg. — Sch. besuchte das Naumburger Gymnasium

und studierte dann in Greifswald und Halle Theologie. Nachdem er danach einige Zeit am Hallischen Waisenhaus Erzieher gewesen war, erhielt er 1862 auf Tholucks Empfehlung hin die mit dem Rektorate der städtischen Schulen zu Wernigerode verbundene Stellung eines Hofkaplans des Grafen von Stolberg. Durch Ferdinand Stiehl, den bekannten Geh. Oberregierungsrat im preußischen Kultusministerium, 1867 als Direktor des Lehrerseminars nach Osterburg (im Magdeburgischen) berufen, erhielt er einen neuen Beweis des Vertrauens, das man oben in seine Gabe setzte, dadurch, daß er 1870 auf den anscheinend ähnlichen, besonderer Verhältnisse wegen aber schwierigeren Posten zu Alfeld in dem 1866 annektierten Hannover versetzt ward. In Anerkennung seiner dortigen ersprießlichen Wirksamkeit wurde Sch. 1881 zum Regierungs- und Schulrat in Trier ernannt, wobei er zugleich nebenamtlich die Geschäfte des evangelischen Pfarrers versah. Von 1893 hat er dann bis zu seinem verhältnismäßig frühen Tode als Schulrat in Magdeburg amtiert.

Diesem äußern Lebensgang eines überzeugten Theologen und klugen Schulmanns, der eine große Zahl verdienstlicher, weit verbreiteter und oft aufgelegter Lehrbücher und sonstiger pädagogischer Schriften verfaßt hat, sieht man es zunächst nicht an, daß sich Sch. von seinem ersten Auftreten an lebhaft für Geschichte interessiert hat, wenn er auch gerade auf diesem seinem Lieblingsfelde schriftstellerisch nicht so hervorgetreten ist, wie auf dem eigentlich pädagogischen. Von dieser Seite kannte ihn aber, wer in persönlichem Verkehre mit dem allezeit liebenswürdigen und herzensguten Manne stand; und der Verein für Geschichte und Altertumskunde des Herzogtums und Erzstifts Magdeburg betrauert in ihm einen Vorsitzenden, der ihn zwar nur kurze Zeit — Sch. war nach dem Tode des Justizrats Karl Kretschmann (1. April 1899) an die Spitze gestellt worden — hat leiten können, der in dieser Frist aber durch Wissen und Beobachtungsgabe, praktische Erfahrung und Geschäftskenntnis die Versammlungen vielfach angeregt und belebt hat.

Vgl. [Prof. Dr.] G. Hertel, Nachruf, in den »Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg«, 35. Jahrgang (1900), S. 349f.

Bibliographie Gottlob Schumann: 1. Kleine Schulgrammatik der englischen Sprache nebst einem sachlich geordneten Vokabularium und Sprachstücken. 8°. VI, 114 S. Wernigerode (d. h. Nordhausen, Förstemanns Verlag). 1/3 Taler. 1864. 2. Die Missionsgeschichte der Harzgebiete. Ein Beitrag zur deutschen Kirchengeschichte. Gr. 8° VIII, 331 S. Halle, Waisenhaus. 1 Taler. 1869. 3. Die Geschichte des Volksschulwesens in der Altmark und des altmärkischen Schullehrerseminars zu Gardelegen-Osterburg im Zusammenhange mit der altmärkischen Kultur- und Kirchengeschichte und der evangelischen Pädagogik dargestellt. Gr. 8°. X, 526 S. Halle, Waisenhaus. 2 Taler. 1871. 4. Ferienschriften über pädagogische und kulturgeschichtliche Zeitfragen. 1. Heft: Über die Vorbereitung der Theologen zum Schulamte. Die Mädchenerziehung im deutschen Mittelalter. Gr. 8°. 125 S. Hannover, Brandes, später Meyer. 1872. 2. Aufl. 1878 (Titelauflage unter der Aufschrift: Kleinere Schriften über pädagogische und kulturgeschichtliche Fragen). 1/2 Taler, später 1,60 M. 2. Heft: I. Hugo von Saint-Victor als Pädagog. II. Das Gedächtnis und die Gedächtnispflege. Gr. 8°. III, 107 S. Hannover, Meyer. 1,50 M. 1878. 3. Heft: I. Volkskirche und Volksschule. II. J. Ch. Gersons Leben und reformatorische Tätigkeit. III. J. Ch. Gerson als Padagog. Gr. 8°. III, 139 S. Hannover, Meyer. 1,80 M. 1879. 5. Die Kirchengeschichte der älteren Zeit bis auf Karl den Großen in Lebensbildern. Lehr- und Handbuch für Schule und Haus. Hannover, Brandes, später Meyer. 1873. 2. (Titel-) Aufl. 1877. Gr. 8°. 208 S. 5/6 Taler, später 2,50 M. 2. (wirkl.) Aufl. 1878 unter dem Titel: Die Kirchengeschichte in Lebensbildern, 1. Abt. XII, 212 S. 2,40 M. Die Kirchengeschichte in Lebensbildern. Lehr- und Handbuch für Schule und Haus. 2. Abt.: Die mittlere und neue Zeit. Gr. 8°. 387 S. Hannover, Meyer. 3,60 M. 1879 (seit 1893 auch als Bd. 8 u. 9

der »Pädagogischen Bibliothek« gezählt). 6. Lehrbuch der Pädagogik. 1. Teil. Einleitung und Geschichte der Pädagogik mit Musterstücken aus den pädagogischen Meisterwerken der verschiedenen Zeiten. (= »Pädagogische Bibliothek« 1. Bd.) Hannover, Meyer. 1 Taler, später 4,40 M. 8°. VIII, 331 S. 1874. 2. Aufl. 1875. 3. 1876. 4. 1876. 5. 1877. [Als 6. Auflage des Lehrbuchs der Pädagogik gilt die 1. Auflage der durch Franz Tauberger besorgten Umarbeitung für österreichische Lehrerbildungsanstalten. Hannover, Meyer. Gr. 8°. VIII, 167; IV, 91; VI, 126 S. 4,80 M. 1880.] 7. 1884. 8. 1887. 9. 1891. 10. 1896 (mit Seminardirektor Gust. Voigt). 11. 1899 (ebenfalls mit Voigt). 2. Teil. Die systematische Pädagogik und die Schulkunde. (= »Pädagogische Bibliothek« 2. Bd.) Hannover, Meyer. 3 M., später 4,40 M. 8°. VIII, 396 S. 1875. 2. Aufl. 1875. 3. 1876. 4. 1877. 5. 1878. [6. Aufl. siehe oben Nr. 6.] 7. 1884. 8. 1889. 9. 1898 (mit Seminardirektor Gust. Voigt). 10. 1898 (mit demselben). 7. Einrichtungs- und Lehrplan der vierklassigen und einklassigen Seminarschule zu Alfeld, in Gemeinschaft mit den Seminarlehrern Mercker, Mund, Eilers, Oppermann, Heinze, Reitemeyer herausgegeben. Gr. 8°. VIII, 134 S. Hannover, Meyer, 2,40 M. 1875. 8. Die ächte Methode Wolfgang Ratkes. Ein Beitrag zur Lösung der Ratke-Frage. Gr. 8°. 64 S. Hannover, Helwing. 1,50 M. 1876. 9. Leitfaden der Pädagogik für den Unterricht in Lehrerbildungsanstalten (2 Teile). (= »Pädagogische Bibliothek« 3. u. 4. Bd.) Hannover, Meyer. Je 3 M. 1876. 2. Aufl. 1877. 3. 1881. 4. 1884. 5. 1888/9. 6. 1891. 7. 1894/5. 8. 1900. 10. Geschichte der Pädagogik im Umriß. Gr. 8°. IV, 243 S. Hannover, Meyer. 2,80 M. 1877. 2. 1881. 11. Lehrbuch der deutschen Geschichte für Seminare und andere höhere Lehranstalten. Zur Belebung des Geschichtsunterrichts mit einer Auswahl von Geschichtsbildern aus den Quellenschriften versehen (mit Seminarlehrer Wilh. Heinze). 1. Heft. Gr. 8°. XIV, 178 S. Hannover, Helwing. 2 M. 1877. 2. Aufl. 1878. 2. Heft. S. 179—402. 2,40 M. 1878. 2. Aufl. 1878. 3. Heft. Gr. 8°. S. XV bis XVIII und 403—792. 3,60 M. 1879. 12. Die Geschichte der Pädagogik im Seminarunterrichte. Eine historisch-methodologische Abhandlung. (= Pädagogische Studien, herausgegeben von Dr. Wilh. Rein, 14. Heft.) 76 S. 1,60 M. Eisenach, Bacmeister. 1877. 13. Pädagogische Chrestomathie. Eine Auswahl aus den pädagogischen Meisterwerken aller Zeiten für die pädagogische Privatlektüre mit Einleitungen und Anmerkungen versehen. 1. Teil: Die pädagogischen Meisterwerke des orientalischen Altertums und der alten Griechen. Gr. 8°. VIII, 396 S. Hannover, Meyer. 3 M. 1878. 2. Teil: Die pädagogischen Meisterwerke der alten Römer und des Mittelalters. Gr. 8°. VI, 369 S. Hannover, Meyer. 3 M. 1880. (Seit 1893 auch als Bd. 5 u. 6 der »Pädagogischen Bibliothek« gezählt.) 14. Deutsches Lesebuch für die Oberstufe mehrklassiger Schulen (mit Seminarlehrer Herm. Ruete). Mit Bildern von Prof. Bürkner in Dresden u. a. Gr. 8°. X, 578 S. Hannover, Meyer. 1,60 M. 1878. 15. Preußens Geschichte in Wort und Bild. Ein Lehrbuch für die preußische Jugend. Zur Feier der goldenen Hochzeit Allerhöchst Ihrer Majestäten des Kaisers Wilhelm und der Kaiserin Augusta am 11. Juni 1879 bearbeitet (mit Seminarlehrer Wilh. Heinze). Gr. 8°. X, 210 S., mit Holzschnitten. Hannover, Meyer. 2,60 M. 1879. 16. Grundriß der Kirchengeschichte. Gr. 8°. VI, 172 S. Hannover, Meyer. 1,60 M. 1880. 17. Handbuch des Katechismus-Unterrichts nach Dr. M. Luthers Katechismus für Lehrer und Prediger. Hannover, Meyer. 1. Bd. 1881—1883. 3,60 M. 2. Bd. 1885—1889. 3 M. 18. Unsere Schulzucht. Ein erweiterter Vortrag. Gr. 8°. IV, 102 S. Neuwied, Heuser. 1,60 M. 1883. 2. Aufl. 1884. 19. Gotthold Ephraim Lessings Schuljahre. Ein Beitrag zur deutschen Kultur-, Literatur- und Schulgeschichte. Gr. 8°. 53 S. Trier, Stephanus. 1 M. 1884. 20. Dr. Karl Kehr. Ein Meister der deutschen Volksschule und Lehrerbildung, nach Erinnerungen und Briefen an Freunde den deutschen Lehrern gezeichnet. Mit dem Portrait von Dr. Kehr in Stahlstich. Gr. 8°. VII, 251 S. Neuwied, Heuser. 3 M. 1885. 21. Leitfaden der preußischen Geschichte (mit Seminarlehrer Wilh. Heinze). Hannover, Meyer. 1,20 M. 1885. 2. Aufl. 1891. 3. 1895 (neu bearbeitet von Seminarlehrer W. Heinze). 22. Zur Erinnerung an Se. Hochselige Majestät Wilhelm, den deutschen Kaiser und König von Preußen, geb. den 22. März 1797, gest. den 9. März 1888. Gedächtnisrede, gehalten am 22. März 1888 in der Basilika zu Trier. Gr. 8°. 15 S. Neuwied, Heuser. 30 Pf. 1888. 23. Deutsches Lesebuch für sechs- und mehrklassige Schulen (mit Rektor Rud. Dietlein). Ausgabe B in 7 Teilen. Gera, Th. Hofmann. 1.—4. Teil 1889. 2,50 M. 5. und 6. Teil 1890. 2,25 M. 7. Teil 1891. 1,60 M. (Hiervon 3—6 Auflagen erschienen.) 24. Rede zu Kaisers Geburtstag; in Ernst Schreck: Vaterländische Schulfeier. I; 2. Auflage. Trier, Stephanus. 1890. 60 Pf. 25. Ge-

schichte des Religionsunterrichts in der evangelischen Volksschule (mit E. Sperber). (= Schulrat Seminardirektor Dr. C. Kehr: Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts: 6. Bd., Ausgabe A.) Gotha, Thienemann. 2 M. 1890. 26. Hans Sachs, ein deutscher Handwerker und Dichter. Nach seinem Leben und nach seinen Dichtungen für das deutsche Volk dargestellt. Gr. 8°. III, 239 S. Neuwied, Heuser. 2,50 M. 1890 Billigere Jubiläums-Titelausgabe 1894. 1,50 M. 27. Lehrbuch der brandenburgisch-preußischen Geschichte (mit Seminarlehrer Wilh. Heinze). Hannover, Meyer. 1891. 1,80 M. 28. Zur 300-jährigen Jubelfeier des Johann Amos Comenius. Gr. 8°. 40 S. Neuwied, Heuser. 60 Pf. 1892. 29. Chr. Wenigs Handwörterbuch der deutschen Sprache, mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung, nebst Angabe der nächsten sinnverwandten und der gebräuchlichsten Fremdwörter und Eigennamen. Neu bearbeitet. 8., sorgfältig verbesserte und vermehrte Auflage. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8°. X, 1056 S. 9 M. 1896.

Helmolt.

Ganghofer, August von, kgl. bayr. Geheimrat, * 23. April 1827 in Diessen am Ammersee, † am 29. März 1900 in München, der langjährige Chef der bayerischen Forstverwaltung, ein Mann, der weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus hoch geachtet und geschätzt war, Sohn des Revierförsters in Diessen und spätern Forstmeisters in Kaufbeuren K. Ganghofer. Nach Absolvierung des Gymnasiums in München im Jahre 1846 wandte er sich dem forstlichen Studium zu, bezog zunächst die Forstlehranstalt Aschaffenburg und nach deren Absolvierung im Jahre 1848 die Universität München, um sich hier noch juristischen und kameralistischen Studien zu widmen. Das forstliche Staatsexamen legte er im Jahre 1850 mit glänzendem Erfolge ab, wurde dann als Forstgehilfe und nach wenig Jahren als Forstamtsaktuar beschäftigt und im Jahre 1860 zum Revierförster in Welden (bei Augsburg) befördert.

Mit Lust und Liebe lag er dort den Pflichten seines Berufes ob, mit regem Sinne folgte er aber auch allen Tagesfragen auf dem Gebiete der Forstwissenschaft wie der Forstverwaltung. Er erkannte mit richtigem Blick, daß die forstlichen Verhältnisse Bayerns nach verschiedenen Richtungen einer Verbesserung dringend bedürftig seien, und gab seinen Anschauungen im Jahre 1873 in einer unter dem Pseudonym »Sylvius« erschienenen Broschüre »Über die Aufgaben der bayerischen Forstverwaltung« offenen und energischen Ausdruck. Vier Dinge bezeichnete er in dieser Broschüre, zu der er sich später offen bekannte, als besonders notwendig: eine Reorganisation der Forstverwaltung, eine Reform des forstlichen Unterrichtes, eine Organisation des forstlichen Versuchswesens und der forstlichen Statistik und eine Revision des Forstgesetzes.

Die viel Aufsehen erregende Schrift wurde zuerst höheren Orts nicht sehr freundlich aufgenommen — aber sie legte so sichtliches Zeugnis von dem klaren Blick des Verfassers und seinem Wissen und Können ab, daß er noch im gleichen Jahr zum Kreisforstmeister in Würzburg befördert und nach zwei weiteren Jahren als Forstrat ins Ministerium berufen wurde. Im Jahre 1881 zum Oberforstrat befördert, brachte ihn bereits das Jahr 1883 als Ministerialrat an die Spitze des bayerischen Forstwesens — und so war ihm die Möglichkeit geboten, energisch für jene Reformen einzutreten, die er einst als notwendig bezeichnet hatte.

Die erste dieser Reformen war jene des forstlichen Unterrichts, die allerdings nicht völlig im Sinne G.'s — der für vollständige Verlegung des-

selben an die Universität München eingetreten war — erfolgte, jedoch durch Verlängerung des forstlichen Studiums auf vier Jahre, von denen zwei an der Forstlehranstalt Aschaffenburg, zwei an der Universität München zuzubringen waren, im Jahre 1878 eine ganz wesentliche Verbesserung erfuhr. — Im Jahre 1885 erfolgte nach eingehenden Vorarbeiten die neue Organisation der bayerischen Forstverwaltung nach dem von dem gegenwärtigen Chef derselben, Oberforstdirektor v. Huber, entworfenen Plane unter reger Förderung durch G., und später eine, allerdings nur auf die Lösung einiger brennender Fragen beschränkte Revision des Forstgesetzes.

Neben seinen beruflichen Arbeiten fand G. auch noch Zeit zu literarischer Tätigkeit. Im Jahre 1880 erschien »Das Forstgesetz für das Königreich Bayern in neuer Textierung vom Jahre 1879 nebst Vollzugsvorschriften und Noten über prinzipielle Erlasse und oberstrichterliche Erkenntnisse« (2. Aufl. 1889, 3. Aufl. 1897). Es folgte in den Jahren 1881 und 1884 in zwei starken Bänden »Das forstliche Versuchswesen«, das G. unter Mitwirkung forstlicher Autoritäten und tüchtiger Vertreter der Naturwissenschaften herausgab, und endlich erfreute sich sein »Praktischer Holzrechner«, den er schon als Oberförster bearbeitet hatte, großer Verbreitung und wiederholter Auflagen.

Viel Ehre und Anerkennung wurde G. zu teil und zahlreiche Orden schmückten seine Brust, darunter der ihm im Jahre 1887 verliehene Verdienstorden der Bayerischen Krone, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist. — Im Jahre 1897 nach Erreichung des 70. Lebensjahres trat er trotz körperlicher und geistiger Frische in den Ruhestand, der ihm unter ehrendster Anerkennung seiner Dienste und Verleihung des Titels eines Kgl. Geheimen Rates gewährt wurde.

Zur Vervollständigung seines Lebensbildes möge noch einiges kurz angefügt sein.

G. war ein Freund des forstlichen Vereinslebens, er nahm regen Anteil an demselben, zählte zu den regelmäßigen Besuchern der alljährlichen Versammlung deutscher Forstmänner und fungierte sehr oft als deren Präsident, wozu ihn seine Rednergabe wie seine Geschäftsgewandtheit vorzüglich befähigten. — An dem geistigen und politischen Leben des deutschen Volkes nahm er stets regen Anteil und gab seiner patriotischen deutschen Gesinnung oft und gern warmen Ausdruck.

Er war endlich ein großer Freund des edlen Weidwerks; alljährlich führte ihn der Herbst in das herrliche bayerische Gebirge zur Jagd auf Hirsche und Gemsen, und reiche Trophäen zierten sein Heim.

Ein tüchtiger Forstmann, ein hervorragender Beamter, ein wackerer deutscher Mann ist mit ihm zu Grabe gegangen — Ehre seinem Andenken.

Dr. H. v. Fürst.

Albert, Eduard, Professor der Chirurgie an der Wiener Universität, Mitglied des Herrenhauses, * am 20. Januar 1841 in Senftenberg, † am 25. September 1900 in Wien. — A. war der Sohn eines Uhrmachers und Ackerbürgers zu Senftenberg in Böhmen. Seine Jugend war arm, aber nicht freudlos, denn sie war frei und ungebunden. An der Seite des knorrigen Großvaters, der herrschaftlicher Förster war, durchschweifte der muntere Junge Wald und Flur. Die Liebe zur Natur und zur Naturbeobachtung, die eiserne Gesundheit, die ihm eine Lebensdauer bis zu den äußersten Grenzen menschlichen Daseins zu sichern schien, verdankte A. seiner gesunden und abhärtungs-

reichen Jugendzeit. Die spätere Impulsivität seines Handelns, die Raschheit seiner Entschließungen, der kühne Blick, schienen zu verraten, daß etwas vom Jägersmann in ihm stecke. Sein Äußeres erweckte, namentlich während der besten Mannesjahre, die Erinnerung an den beruflichen Nimrod. Mit seinem unvergleichlichen Charakterkopfe auf stämmigem Rumpfe, dem scharfen Profil, welches sich in einen martialischen Knebelbart verlängerte, hätte er ohne weitere Maske als Kaspar in der Wolfsschlucht verzauberte Kugeln gießen können. A. konnte nicht müde werden, immer und immer wieder von seiner Jugend zu erzählen und in ihren Erinnerungen zu schwärmen. Mit bewunderungswürdiger Schärfe des Gedächtnisses reproduzierte er köstliche Einzelheiten und schilderte mit plastischer Deutlichkeit die Volkstypen aus dieser längst verklungenen Zeit. Die symbolischen Zeremonien des katholischen Gottesdienstes übten auf den Ministranten A. tiefen Eindruck; er blieb zeitlebens von stiller Gottesfurcht erfüllt. Aus diesem Kultus seiner Jugenderinnerungen erfloß eine seltene, starke Liebe für die heimatliche Scholle, auf welcher er sich in späteren Jahren ein freundliches Tuskulum erbaute; der schöne Park desselben umschloß das väterliche Anwesen und erstreckte sich auf die zur rauschenden Adler abfallenden Hänge, auf denen A. als Knabe die Kühe gehütet, seine nackten Füßchen am Hirtenfeuer gewärmt und Kartoffeln an demselben gebraten hatte.

Seine Studien begann der aufgeweckte Knabe auf dem Gymnasium des benachbarten Reichenau als sogenanntes »Tauschkind« und setzte dieselben in Königgrätz fort. In die höheren Klassen vorgerückt, wurde er Hauslehrer in der angesehenen Familie Flanderka, welche ihm auch für die schwierige spätere Zeit seiner Studien ein wertvoller Stützpunkt blieb. 1861 bezog er die Universität Wien, um sich der Medizin zu widmen.

A. erzählt selbst: »Ich kam gehobenen Gemütes nach der Universität. Aber wie einsam fühlte ich mich, als ich allein, ohne jeden Freund, ein armer Scholare, die Straßen der Weltstadt durchwanderte.« In der Tat begann für ihn die Zeit des ersten Kampfes. Allein Jugendmut und stählerner Wille ließen keine Entmutigung in ihm aufkommen. Seine Lebensansprüche waren nicht hoch und fanden zunächst genügende Befriedigung in den Schätzen eines Greislerladens, hinter welchem er Elementarunterricht erteilte. Wie launig hat er oft von dieser schweren Zeit erzählt, die ihm stets von einer Gloriole der Erinnerung umstrahlt blieb. Bargeld war rar; Schuster und Schneider mußten oft langen Kredit geben. Es ist ein bezeichnender Zug für A., daß er später, als ordentlicher Professor der Chirurgie in Wien kaum installiert, eine sehr sorgfältige Nachfrage nach allen jenen Menschen hielt, die ihm in jener schwierigen Zeit kleine Dienste erwiesen hatten. Er war glücklich, ihrer noch manche zu finden und das Sprichwort zu bewahrheiten, daß Wohltun Zinsen trägt.

In Hyrtls Hörsaal gewann A. den ersten festen Punkt und gleichzeitig den ersten Ausblick auf die hohen Ziele der Heilkunde, die ihn von nun an ganz erfüllten. In dem Glanze dieses Gestirnes sonnte sich der junge Scholare und vergaß die Not des Lebens. An den Lippen des großen Polyhistors hing der wissensdurstige Schüler und nahm mit den ersten Fundamenten medizinischen Wissens das begeisternde Beispiel eines glänzenden Lehrers in sich auf.

A. ahnte damals nicht, daß ihm beschieden sein sollte, fast drei Dezennien später den wie einen Halbgott angebeteten Meister in dem Arkaden-

hofe der Wiener Universität zu feiern, als die dankbare Nachwelt dem Lebenden ein Denkmal setzte. Das Zusammenklingen verwandter Geister fand damals spontanen Ausdruck in dem Bruderkusse, den die beiden Gelehrten vor dem bewegten Auditorium tauschten. A. konnte damals auch nicht ahnen, daß er in der Geschichte unserer Fakultät als ein der Chirurgie neu erstandener, als ein zweiter Hyrtl dereinst würde bezeichnet werden.

Seine jugendlich empfängliche Seele öffnete sich unter dem Beispiele des Meisters dem Verständnisse für die Schönheit der von klassischem Geiste durchwehten Sprache, die ihm später so zu eigen wurde, daß er mit Recht ein Klassiker der Prosa genannt werden kann.

Noch größeren Eindruck als Hyrtls genialer Schwung in Auffassung und Darstellung übte auf den jungen A. Skodas Einfachheit, Klarheit und Nüchternheit, von welcher er klassische Beispiele in dem Schatze seines Gedächtnisses bewahrte. In Oppolzer hinwieder lernte er den Kliniker schätzen, welcher aus festgestellten Tatsachen mit genialer Intuition seine diagnostischen Schlüsse zog.

Von entscheidender Bedeutung für A.'s Lebensgang war seine Annäherung an den großen Rokitansky, welcher in dem jungen Landsmanne das schlummernde Talent entdeckte. Welche hohe Schule für den jungen Adepten, dem Rokitansky seine klassischen Sektionsprotokolle in die Feder diktierte! Hier fand A. nicht nur die seltene und neidenswerte Gelegenheit, sich gründlich in der pathologischen Anatomie auszubilden, sondern erlernte es auch von dem Meister, den zu beschreibenden Gegenstand mit der Plastik des Wortes zu decken und anschaulich zu machen. Hier lernte er den Kritizismus, welcher die Spekulation der Schellingschen Naturphilosophie zu stürzen bestimmt war, hier fühlte sich der Jünger zum ersten Male von einem mächtigen Geiste angeweht, der in philosophischen Spekulationen über das Wesen des Wissens und die Solidarität des Tierlebens sich erging und in der Weisheit der alten Inder schwelgte.

A. hat seinem Lehrer und Förderer Rokitansky stets das dankbarste Andenken bewahrt und seiner werktätigen Initiative verdankt der wichtigste Repräsentant der Wiener Schule den gebührenden Ehrenplatz in der Ruhmeshalle ihrer Universität.

Den Doktorhut erwarb A. im Jahre 1867 und hatte damit die schwierigste Periode seines Werdeganges hinter sich. Noch in demselben Jahre wurde er in den Verband der chirurgischen Klinik v. Dumreichers aufgenommen und betrat damit die Stätte, an welcher er, mit einer relativ kurzen Unterbrechung, bis an sein Lebensende wirken sollte. Der scharfsichtige v. Dumreicher machte ihn bald zu seinem klinischen Assistenten. Nach fünfjähriger arbeitsvoller Lehrzeit, welche ihm reichliche Gelegenheit geboten hatte, sich praktisch auszubilden und die literarischen Sporen zu verdienen, erreichte er mit der Dozentur 1872 die unterste Sprosse der steilen akademischen Leiter, welche er im Fluge erklomm, denn schon im folgenden Jahre (1873) wurde er über Rokitanskys Betreiben als ordentlicher Professor der klinischen Chirurgie nach Innsbruck berufen, nachdem er übrigens vorher einen Ruf nach Lüttich abgelehnt hatte.

Bei seinem Scheiden von Wien bereitete A. seinem Chef v. Dumreicher eine heitere Überraschung, indem er ihm seine junge Frau und seine kleine Familie vorstellte. Der angestrengte Dienst hatte A. nämlich nicht verhindert, den strengen akademischen Gesetzen, welche den klinischen Assistenten bei Strafe der Entlassung das Zölibat vorschreiben, ein Schnippchen zu schlagen

und sich in der Schwester seines Kollegen Dr. Pietsch, der Tochter eines Arztes, die treue Lebensgefährtin zu suchen, die ihm nach mehr als 25jährigem Zusammenleben voll Harmonie und Glück die Augen geschlossen hat. Das Geheimnis war bis dahin von A. strenge gehütet worden und mit Humor erzählte er später die heitere und doch wieder rührende Episode, wie er in einem Leichenzuge an Seite Dumreichers zwischen dem Spalier bildenden Publikum einherschritt, und wie seine junge Frau, den Ältesten am Arme, in der vordersten Reihe stand, und wie der kleine Junge seinen Papa, den er erkannt hatte, überlaut und freudig begrüßte, und wie der Gruß der Ehegatten nur in einem flüchtigen Wechsel der Blicke bestehen durfte.

Acht Jahre wirkte A. in Innsbruck. Waren die Wiener Lehrjahre mit ihren sich überstürzenden Eindrücken, ihrer jugendlichen Hast und ihrer Fülle von Arbeit wenig geeignet gewesen zur Sammlung, so hatte A. in seiner neuen Stellung nunmehr die Muße zur Sichtung des erworbenen Besitzes und zu selbständiger Entwicklung. Die stille Stadt, umgeben von einer großartigen Natur, war so recht der Ort zur ruhigen Arbeit, die in edlem Naturgenuß neue Anregung suchte und fand.

Auf der Terrasse des Schlosses Ambras begann er sein weltbekanntes vierbändiges Lehrbuch der Chirurgie, welches den spröden Stoff in so viel Formschönheit kleidete, daß der Leser hingerissen wird, wie von einem spannenden Romane.

Man kann sagen, daß in der medizinischen Literatur kein schöner geschriebenes Buch existiert, als A.s Lehrbuch, welches höchstens noch von seiner Diagnostik chirurgischer Krankheiten überboten wird. Beide Werke haben zahlreiche Auflagen erlebt und sind von A. bis in die allerjüngste Zeit stets auf der Höhe des Fortschrittes gehalten worden.

Neben der Herausgabe seines großen Werkes fand A. noch die Zeit, die Schätze der Innsbrucker Universitätsbibliothek an alten medizinischen Werken, die aus Klosterbüchereien stammten, zu durchsichten und diese historischen Studien, welche in den Beiträgen zur Geschichte der Medizin niedergelegt sind, sicherten ihm schon in jungen Jahren den Titel des »gelehrtesten« aller Chirurgen. Untersuchungen über das Fieber, die er 1873 gemeinsam mit Salomon Stricker[1]) ausgeführt hatte, Beiträge zur operativen Chirurgie, Studien über Neurektomie und Nerventransplantation vermochten seinem Schaffensdrang nicht Genüge zu tun. Er fand noch Zeit, sich selber wieder auf die Schulbank zu setzen und Vorlesungen über Philosophie, darstellende Geometrie und Mathematik zu hören.

Die neu erworbenen Kenntnisse verwertete er in seinen Studien über Gelenksmechanik, die zu seinen Lieblingsthemen gehörte und ihn später notwendig auf die Orthopädie hinleitete. Seine Arbeiten über Mechanik des Hüftgelenkes und dessen Exkursionskegel, über die Mechanik des Kniegelenkes und Sprunggelenkes führten eine ganz neue Betrachtungsweise anatomisch-chirurgischer Fragen ein und deckten wichtige Details auf. Sein Lieblingsobjekt blieb immer das Hüftgelenk und er konnte durch die Torsion und Detorsion der Kapselfaserung desselben in das hellste Entzücken geraten.

Es war in Innsbruck, wo A. als Erster in Österreich die Antisepsis auf ihren Wert sofort erkannte, an seiner Klinik einführte und für die Verbreitung

[1]) Diesem Freund und Fachgenossen hat Professor Albert in unserem Biographischen Jahrbuch und Deutschen Nekrolog (Band III S. 53—58) einen meisterhaften Nachruf gewidmet. A. d. H.

des segensreichen Verfahrens in Österreich genau dieselbe Mission erfüllte, welche dem berühmten Zeitgenossen v. Volkmann in Deutschland als eine seiner bedeutungsvollsten Leistungen zuerkannt wurde. Die vielen Kropfoperationen, die A. unter dem Schutze der Antisepsis erfolgreich ausführte, wirkten überzeugender als die glänzendsten Plaidoyers in seinem Lehrbuche, welches eine neue Epoche der Chirurgie gerade deshalb einleitete, weil es als das erste, nicht nur in Deutschland, sondern überhaupt, die Chirurgie auf der gänzlich neuen Basis der Antiseptik ausüben lehrte.

Es war ein Kampf, den A. seinerzeit führte, denn man brachte, zumal in Wien, dem damals in zeremonielle Sonderlichkeiten eingekleideten neuen Verfahren wenig Vertrauen entgegen. Nichts ist dafür bezeichnender als die Äußerung v. Dumreichers, welcher die unfreiwillige Adoptierung einer halben Antiseptik »eine Konzession an das große Publikum« nannte. Als v. Dumreicher das Ende seines Lebens nahen fühlte, war es sein einziger Wunsch, daß seinem Lieblingsschüler A. die Nachfolge in der Leitung der I. chirurgischen Klinik gesichert werde. Nichtsdestoweniger bedurfte es für die Ernennung A.s in Wien eines Separatvotums, das seinen mittlerweile nach Wien berufenen Universitätskollegen Eduard v. Hoffmann zum Urheber hatte und von Meynert und Stricker unterstützt wurde.

Am 2. Mai 1881 nahm A. als neuer Chef offiziellen Besitz von jener Stätte, an welcher er unter v. Dumreicher als Schüler seine chirurgische Laufbahn begonnen hatte und hielt seinem verstorbenen Lehrer einen Nachruf, der als Meisterwerk akademischer Redekunst sich den rauschenden Beifall eines glänzenden Auditoriums erzwang. A.s erstes Auftreten in Wien war ein Sieg auf der ganzen Linie.

Sein einfaches und klares Programm, »der hauptsächlichste Teil seiner Lehrtätigkeit werde darin bestehen, seinen Schülern dasjenige beizubringen, was die weitaus größte Mehrzahl derselben, die sich der Landpraxis zuwendet, in den Verhältnissen einer solchen Praxis leisten soll und auch leisten kann«, fand in der Studentenwelt den ungeteilten Beifall und die unübertreffliche Art und Weise, in welcher A. dieses Programm verwirklichte, lockte die wißbegierige Jugend in hellen Scharen herbei, so daß der alte Hörsaal die Zahl der Zuhörer ebensowenig zu fassen vermochte, wie der vergrößerte neue Saal.

A. hatte erkannt, daß er neben dem gewaltigen Billroth nur durch die Entfaltung seines unübertroffenen Lehrtalentes persönliche Geltung gewinnen konnte, und daß sich seine klinische Tätigkeit als Lehrer zu jener Billroths ebenso ergänzend verhalten müsse, wie sich seinerzeit Schuh und Dumreicher auf dem chirurgischen, Skoda und Oppolzer auf dem intern klinischen Lehrgebiete in harmonischem Zusammenwirken ergänzt hatten.

Wie A. lehrte, bedarf keiner näheren Schilderung; er war darin ein ebenso anerkannter als unübertroffener Meister, der sein Auditorium, das zum Teile in fürchterlich bedrängter Enge schmachtete, stundenlang in seinem geistigen Banne zu halten verstand. Der unscheinbarste und alltäglichste Fall wurde interessant, wenn A. ihn beleuchtete. Mit seinem Auditorium stand er im regsten Wechselverkehr, das zu Zwiegesprächen führte, welche für den Gefragten, der nicht zu sehen und zu kombinieren wußte, höchst ungemütlich werden konnten.

Als A. sein neues Amt übernommen hatte, begann er, unterstützt durch seinen von Innsbruck berufenen damaligen Assistenten Karl Maydl, das Reformwerk an seiner Klinik, welche mittlerweile während des von Nicoladoni

geführten Interregnums auf den Boden der Antiseptik gestellt worden war. A. vollendete das begonnene Werk und führte im Übereifer eine sozusagen übertriebene Antiseptik ein, wie es eben dem Geiste der Zeit entsprach. Er kehrte damals den jäh zufahrenden, barschen Chef mehr hervor, als uns jungen Leuten an der Klinik angenehm sein konnte, denn das Interim hatte jede Disziplin gelockert. Mit kräftiger Wurfschaufel sonderte er die Spreu vom Weizen, und nun hieß es, an die harte, weil ungewohnte Arbeit. Wer nicht wollte oder nicht konnte, schlich sich still davon, denn sein Schicksal war von vorneherein besiegelt.

Während der ersten drei Lustren seiner klinischen Tätigkeit in Wien war A. geradezu ein Fanatiker der Arbeit. Schon der frühe Morgen und noch die späte Nacht fanden ihn am Schreibtische. Der Tag war eine ununterbrochene Hetzjagd, in der oft genug für das Mittagessen keine Zeit blieb. Wenn die Arbeitslast, die auf seinen Schultern lag, schier unerträglich schien, dann legte er sich zu unserer Überraschung noch eine freiwillige Aufgabe zu und las ein interessantes Collegium publicum »Über Gelenksmechanik« oder »Über die Einführung in die Chirurgie«.

Es war ihm eine Freude und Genugtuung, selbst ein scheinbares Übermaß von Arbeit leicht bewältigen zu können.

Eine lange Reihe von Arbeiten aus dieser Zeit entstammt seiner Feder oder entstand unter seiner Anregung. Neben rein chirurgischen beschäftigten ihn auch experimentell-pathologische Studien über Wärmeverhältnisse beim Fieber und über Hirndruck. In der Therapie der Knochen- und Gelenkstuberkulose bei Kindern verfocht er zur Zeit der Resektions-Orgien in Deutschland stets das konservative Prinzip der Wiener Schule und hatte noch die Genugtuung, die Anderen reumütig auf jenen Standpunkt zurückkehren zu sehen, den er selbst niemals verlassen hatte. Eine praktische Frucht dieser Bestrebungen war die Gründung des Seehospizes San Pelagio bei Rovigno in Istrien. A. war ein besonderer Förderer des hohen Steinschnittes und der konservativen Magen-Darmoperationen. Auch in Gynaecologicis hat er sich mit Glück versucht und selbst in seiner gedrängtesten Zeit der Lösung ihn besonders ansprechender theoretischer Probleme aus der orthopädischen Chirurgie sein Talent zugewendet. Sein einziger Ausflug auf das praktische Gebiet dieser Spezialdisziplin schenkte uns die Arthrodese zur Versteifung unbrauchbarer Schlottergelenke.

Zu dieser Arbeitsfülle brachte ihm seine im Professorenkollegium bald erreichte Führerrolle neue Aufgaben in Gestalt von Referaten und Gutachten, welche seinen Riesenschreibtisch oft bergeshoch vergruben. Seine 1886 erfolgte Berufung in den Obersten Sanitätsrat vermehrte im selben Sinne seine Arbeitslast und steigerte gleichzeitig seine Arbeitsfreude. Hofrat A.'s Gutachten und Referate füllen Bände; es sind durchgehends Meisterwerke formvollendeter klarer Diktion, mit welcher er stets den Nagel auf den Kopf zu treffen wußte.

Ein schlagfertiger Debatter ersten Ranges improvisierte er Reden, die wie ein sprudelnder Quell druckfertig von seinem Munde flossen; seine Genialität entkleidete die behandelte Frage mit einem Blicke des verhüllenden Beiwerkes, legte in lapidaren und immer klassisch schönen Sätzen ihren innersten Kern bloß und führte die verfahrenste Debatte treffsicher zu dem gewollten Abschluß.

Ein Gewaltiger in Wort und Schrift war und blieb A. ein treibender Faktor im Leben der Universität. Seine intime Freundschaft mit Taaffe, die

von Innsbruck her datierte, steigerte seinen Einfluß, welchem es trotz manchem Kampfe im Schoße des Kollegiums gelang, die bauliche Ausgestaltung der medizinischen Fakultät mit dem Neubau des anatomischen Institutes wenigstens zu inaugurieren.

Für die Fragen des Unterrichts hatte A. ein stets wachsames Interesse und vereitelte den geplanten Gewaltstreich des Numerus clausus an der medizinischen Fakultät. In der Frage des Frauenstudiums nahm er eine prononzierte Sonderstellung ein, die ihm viele Anfeindungen eintrug. A., der glühende Verehrer der Frauen, sprach diesen die physische Eignung zu einem erschöpfenden medizinischen Studium ab, trat aber ebenso entschieden dafür ein, daß ihnen Gelegenheit zur gründlichen Ausbildung als Heilgehilfen geboten werde. Er war in dieser, vorläufig gegen ihn entschiedenen Frage ein Gegner der Frauen, — aus Liebe zu ihnen, aus Mitleid für sie.

Als Festredner war A. unübertrefflich. Die Universalität seiner Bildung stellte ihm einen reichen Gedankenschatz zur Verfügung, den er durch meisterhafte Handhabung der Sprache in feinster Nuancierung zur vollendet schönen Darstellung zu bringen wußte. Seine Gedenkrede auf Theodor Billroth, »der unter uns der Erste war«, steht noch in aller Erinnerung. Seine gelegentlich der Eröffnungsfeier der böhmischen Akademie der Wissenschaften (deren hervorragendstes Mitglied er war) gehaltene Rede »Zwei Welten« vereinigt klassische Schönheit mit bewunderungswürdiger Gedankentiefe.

Als Gelegenheitsredner überraschte A. durch die Schnelligkeit der Improvisation, durch die scheinbare Irreführung der Zuhörer, welche irgend einem verblüffend genialen Schlußwitze als Folie zu dienen hatte. Als glänzender Causeur war A. von einer Liebenswürdigkeit, die ihn zum Mittelpunkte jeder Geselligkeit und zum erklärten Liebling der Frauen machte.

Der Arzt A. war von unendlicher Güte gegen den Patienten, ganz besonders gegen den armen; er vermied es, riskante Operationen vorzuschlagen, deren Vorteile nicht auf der Hand lagen. A. war ein streng konservativer Chirurg. Als Diagnostiker verblüffte er durch seine kaum jemals irrende Treffsicherheit, welche aus einem unscheinbaren, leicht zu übersehenden Symptome das ganze Krankheitsbild ergänzte. Der Operateur A. verfügte nicht über jene glänzende Technik, welche den Zuschauer die Schwierigkeiten der jeweiligen Operationsphase nicht ahnen läßt. Im Gegenteile, er plagte sich und ließ jene kalte Ruhe vermissen, welche viele erheucheln und nur wenige besitzen. Ob diese Wenigen auch die Besseren sind?

A. führte indes die schwierigsten Aufgaben in verhältnismäßig kurzer Zeit zu Ende. Bewunderungswürdig war seine Kenntnis lebender pathologischer oder normaler Gewebe; er war niemals darüber im Zweifel, in welcher Schichte die Schneide seines Messers vordrang. Bei anatomischen und typischen Operationen erinnerte seine schwunghafte und gewaltige Messerführung an seinen ersten Lehrer Franz Schuh.

Mit zunehmenden Jahren und steigender Weitsichtigkeit schien A. das Messer weniger zu lieben, als die Feder. Er freute sich an der Arbeit seiner Schüler, deren Meisterschaft durch die tausendfach gebotene Gelegenheit der Betätigung rascher zur Reife gebracht wurde und hielt mit oft überschwenglichem Lobe nicht zurück.

Als Prüfer war A. streng, aber gerecht. Wie sein Lehramt, so betrachtete er auch sein Prüferamt als Gewissenssache. Da er alles gab, glaubte er auch einiges fordern zu müssen. Ein Freund seiner Schüler, blieb er auch ein

warmer Freund der Ärzte und die augenblicklichen Bedrängnisse des ärztlichen Standes erfüllten ihn mit großer Betrübnis. Als überragende und scharf geprägte Individualität hat es ihm niemals an Bewunderern und ebensowenig an Feinden gefehlt und auch er vermochte kräftig zu hassen. Seine 1895 erfolgte Berufung in das österreichische Herrenhaus führte A. auf die Höhe seiner äußeren Erfolge und in die breite Öffentlichkeit. Durchtränkt von deutscher Kultur und Wissenschaft, auf der Höhe der internationalen Weltkultur der Gegenwart stehend, wußte A. die Bedingungen ihrer Fortentwicklung und die Wert- und Machtverhältnisse der großen und kleinen Volkszahl in dem Ringen der Gegenwart mit der Nüchternheit des Mathematikers und der Vorurteilslosigkeit des über allen Parteiungen stehenden Philosophen abzuwägen; es gereicht ihm zum Ruhmestitel, daß er im Herzen ein treuer Sohn seines Volkes geblieben ist. Dem politischen Streite abhold, suchte er nach seiner Art die erregten Gemüter durch die Blumengaben seiner Poesie aus Böhmen zu besänftigen. Ferne von jedem Fanatismus, war A. ein erleuchteter Patriot, dessen Wirken vom Kaiser von Österreich wiederholt als ein echt patriotisches bezeichnet wurde.

Den Aufregungen und übermenschlichen Anstrengungen der Kampfperiode seines Lebens vermochte selbst die Riesennatur A.s auf die Dauer nicht standzuhalten. Wir sahen ihn plötzlich, und wie es anfänglich schien fast hoffnungslos, zusammenbrechen. Das müde Herz fing an zu revoltieren und warf den starken Mann unter den äußeren Erscheinungen einer schweren Neurasthenie zu Boden. Die erzwungene Ruhe, die unermüdliche und hingebende Pflege seiner Gattin, die seltene Selbstbeherrschung des Kranken und vielleicht auch der ihn erhebende Anblick der Scharen teilnehmender und hilfebeflissener Freunde förderten seine Genesung. Wir sahen den Freund zu unserer unendlichen Freude wieder erstehen. Die Prüfung der Krankheit hatte ihn geläutert. Alle Ecken und Härten seiner ragenden Individualität waren harmonisch geglättet zu einer echt sokratischen Erscheinung. Er übte stille Wohltaten, oft weit über seine Kräfte; Schätze hat er nicht gesammelt.

Noch einmal nahm er seine Arbeit, den Kampf nicht wieder auf. Aus den Schätzen, welche sein im Tode vorausgegangener Freund Hans Kundrat gesammelt hatte, gab er uns Perlen unvergänglichen Wertes. Seine grundlegenden Studien über Pathologie und Mechanik der Skoliose und über die innere Struktur der Knochen auf vergleichend-anatomischer Basis sind die Früchte dieser vom Tageslärm abgewendeten Gelehrtenarbeit. Seine Erholung suchte und fand er nach wie vor in seinem Hörsaale. »Der Fleiß und die Aufmerksamkeit meines Auditoriums ist heute noch der umfassendste Erfolg meines Wirkens«, sagte er, als wir sein von Horowitz' Meisterhand geschaffenes Bild der Ahnengalerie der Klinik mit wehmütigen Gefühlen einverleibten.

Was ihm an Muße blieb, schenkte er seiner geliebten Poesie aus Böhmen oder er flüchtete in die ewigen Wunder des Himmels.

Seinen engeren Schülern, welchen er bisher Freund gewesen war, wurde er zum Vater. Ihre Erfolge waren die seinen. Seine Güte schien nur durch seine gleichmäßige philosophische Heiterkeit übertroffen. Scherzhaft nannte er sich den abgeklärten Greis, welcher — leider — alle Schlacken menschlicher Leidenschaft abgestreift hätte. Sein ungeschwächtes Interesse für die Studentenschaft bekundete er zum letzten Male in einer glänzenden Rede über die Reform der medizinischen Studien, da er es für seine heilige Pflicht er-

achtete, seine jungen Freunde gegen die Härten der neuen Prüfungsordnung in Schutz zu nehmen.

Im Sommer 1899 wurde ihm als einzigen Chirurgen in Österreich die Ehre der Mitgliedschaft des »*Royal College of Surgeons*« zu teil. Er nahm diese Auszeichnung in London persönlich in Empfang und erzählte mir, wie er sich gefreut habe, den von ihm hochgeschätzten Professor Kocher in Bern als »*Fellow of the College*« zu begrüßen.

Am XIII. internationalen medizinischen Kongreß in Paris war A. mit der ehrenvollen Aufgabe betraut worden, die österreichische Regierung zu vertreten, und bezeichnete in seiner bejubelten Ansprache die Ärzte im Kampfe gegen die Krankheiten als Soldaten, welche bis zum letzten Herzschlage auf ihrem Posten verharren müßten!

Die Manen des Verstorbenen würden verunglimpft sein, wollte man A. nur als Fachmann beurteilen. Allzu bescheiden, nannte er sich selbst nicht einen Schöpfer, nur einen Apostel. Jedenfalls war er ein Kritiker von seltener Intuition. So warnte er sofort vor den übertriebenen Hoffnungen der Tuberkulin-Ära. Tatsächlich hat A., wenn auch nicht in den größten Errungenschaften der modernen Chirurgie, so doch in wichtigen Details entweder selbst schöpferisch gewirkt oder doch befruchtende Anregungen hierzu gegeben.

In Anbetracht der kurzen Spanne Zeit, die ihm das Schicksal beschied, hat A. Schule gemacht. Mit Stolz nennen sich Maydl, Hochenegg, Schnitzler, Rudolf Frank, Ullmann, Ewald, v. Friedländer, Habart, Zinsmeister, Lorenz u. v. a. seine engeren Schüler, in deren Herzen A. fortleben wird, so lange diese selber schlagen. Ich selbst verlor durch seinen Heimgang den Schmuck und die Zierde meines Lebens. Die Gemeinde seiner weiteren Schüler zählt nach Tausenden. A. bildete als Erster in Österreich viele Kriegschirurgen aus und hinterläßt in Habart deren Führer. Aber die Bedeutung A.s reicht weit über sein Fach hinaus. Er war ein universeller Geist vom Schlage der großen Humanisten der Renaissance, welche in unserem verflachenden Zeitalter um so höher geschätzt werden müssen, je seltener sie auftreten. Kein Gebiet des menschlichen Wissens war ihm fremd, in vielen war er völlig heimisch. Er war ein Weiser. Als Lebenskünstler reichte A. an Billroth hinan; im Glück des Todes dürfte er ihn übertreffen. Eine in sich geschlossene Kette von Arbeit und Genuß, liegt sein Leben vor uns. Die Höhe seiner Bahn bedeutet auch ihr Ende. Nicht wie ein flackerndes Lämpchen, sondern wie ein leuchtendes Meteor ist er plötzlich erloschen und ohne Trennungsschmerz zog seine Seele ins Hehre, dem Licht entgegen, nach dem sie stets gestrebt.

Nach dem S. A. aus der Wiener klinischen Wochenschrift 1900 No. 40 wiederholt mit Genehmigung des Hr. Regierungsrates Professor Dr. Adolf Lorenz. Das Verzeichnis der Schriften von Eduard Albert, ebendort S. 13—18 von Dr. Friedrich Müller.

Adolf Lorenz.

Renn, Gottfried, Bildhauer, * 15. Oktober 1818 zu Imst in Tirol, † 3. Oktober 1900 zu Speyer. — R. war ein Sohn und Schüler des alten Franz Xaver Renn, welcher (* 16. Oktober 1784 zu Imst, † 5. November 1875 ebendaselbst) als außerordentlich gewandter Techniker die Holzskulptur nicht allein in Tirol zu Ehren und Blüte brachte, sondern auch zahlreiche Kruzifixe,

Statuen und ganze Altäre in die halbe Welt, nach Deutschland, Holland, Italien, Frankreich und England lieferte und in seiner ganz mittelalterlichen Fabrica zu Imst, in welcher die ganze Familie, Söhne, Töchter und Enkel mitarbeiteten, zahlreiche, sehr geschickte Schüler bildete. Als tüchtiger Techniker kam Renn in Ludwig Schwanthalers Atelier nach München, von wo R. durch seinen gefälligen Landsmann, den gewandten Dekorationsmaler Josef Schwartzmann (* 1. Februar 1806 zu Prutz, † 18. Juni 1890 in München) und durch den Historienmaler Johann Schraudolph (* 13. Juli 1808 zu Oberstdorf im Allgäu, † 31. Mai 1879 zu München) an Bischof Dr. Nikolaus von Weis († 13. Dezember 1869) empfohlen wurde, welcher die von König Ludwig I. großmütig begonnene Restauration des altehrwürdigen Domes inszenierte. Beim Ausbau der Vorhalle desselben und deren Westfassade, wurde R. durch Baudirektor Heinrich Hübsch die ornamentale und figürliche, plastische, streng stilistische Ausschmückung übertragen. Eine weitere Aufgabe erwuchs dem Künstler bei dem durch den Architekten Franz Jakob Schmitt 1868 begonnenen Neubau des Ostgiebels des genannten Domes. Gleichzeitig entstand die überlebensgroße Gruppe der »Germania und Palatia« auf der neuen, Mannheim und Ludwigshafen verbindenden Rheinbrücke (Abbg. und Beschreibung in Nr. 1357 der Leipziger »Illustr. Ztg.« vom 3. Juli 1869, S. 18), welche R. zu Frankfurt a. M. unter E. von Steinles Beirat modellierte. Ferner die Madonnen-Säule vor dem erzbischöflichen Palais in Köln (nach Vincenz Statz) und eine Holzskulptur für den spätgotischen Tabernakel von S. Bartolomäus in Frankfurt. Dann fertigte R. 1874 im Auftrage des Baumeisters Franz Jakob Schmitt die kolossale Figur des Protomartyr S. Stephanus, welcher als Patron der Domkirche den oberen Kielbogen des einen der beiden Querschiff-Prachtfenster ziert. Für Schmitt lieferte R. auch die Standbilder von S. Petrus, Paulus, Leonhard und Wendelin des ganz in Sandstein ausgeführten Hochaltares der Spitzbogen-Pfarrkirche zu Geinsheim bei Neustadt a. d. Haardt, welche 1873 durch Bischof von Haneberg eingeweiht wurde. Die ebenfalls durch Schmitt erbaute Stadtpfarrkirche in Zweibrücken erhielt von R. den figuralen Steinschmuck ihres Hauptportales. Bischof Haneberg übertrug ihm die Herstellung von 14 Stationen für die vorher schmucklosen Seitenschiffe des Kaiserdomes. Eine neue Aufgabe erhielt R. durch die Restauration des 1511 errichteten und durch Melacs Horden 1689 in eine Ruine verwandelten sog. Ölberges (vgl. 174 »Augsburger Postzeitung« vom 27. Juli 1886). Das von Schmitt erbaute Familienhaus dekorierte R. mit den Hochreliefs der zwölf Monate und der vier Jahreszeiten in Karyatidenform. In die durch Vincenz Statz auf dem Mainzer Friedhof erbaute und durch Schmitt restaurierte Kapelle S. Aureus und Justina lieferte R. die Holzstatuen der beiden Patrone und einen 12 m hohen Spitzbogen-Altar mit 4 Figuren. In einer Menge Kirchen und Kapellen in der bayerischen Rheinpfalz lieferte R. Altäre, Taufsteine und andere Zier. Steinerne Seitenaltäre fertigte R. für die Säulen-Basilika (S. Ludwig) des Baudirektor Hübsch zu Ludwigshafen, einen »Ölberg« in die Stadtkirche zu Ettlingen (Freiburg) und in die Allerheiligen-Kapelle des Straßburger Krankenhauses einen Zyklus von roten Sandsteinstatuen, meist Heiligen dieser uralten Diözese. Er hinterließ in allen Teilen der Pfalz und des Breisgaus treffliche Werke, ganz im Geiste einer echt kirchlichen, Andacht und Erbauung weckenden Kunst.

Vgl. Nekrolog von Franz Jakob Schmitt in Nr. 229 »Augsburger Postzeitung« 10. Oktober 1900.

Hyac. Holland.

Rietzler, Franz Xaver, Bildhauer, * 2. Dezember 1838 zu Wald (Allgäu), † 10. März 1900 in München. — Eines Schmiedemeisters Sohn, kam R. nach Besuch der heimatlichen Volksschule zu einem Schreinermeister in die Lehre, wo sich des Knaben eigene Begabung zur Bildnerei kundgab, sodaß man ihn nach München schickte; hier trat bei Prof. Max Widnmann seine innerste Anlage glücklich hervor, zweimal, 1872 und 1873, erwarb derselbe die silberne Medaille. Ein wohlwollender Gönner ermöglichte dem jungen Künstler auf größeren Reisen durch Frankreich und Italien, seine Kenntnisse auch im Gebiete der Architektur möglichst zu erweitern, Nach seiner Rückkehr 1876 begründete R. mit seinem Landsmann, dem Bildhauer Syrius Eberle (* 1844 † 1903) eine Fabrica für christliche Kunst, welche R. nach Eberles Berufung an die Königl. Akademie, allein weiterführte. Von hier aus gingen zahlreiche Altarbauten und andere kirchliche Einrichtungsgegenstände, wobei R. meist die nötigen Statuen und Reliefs herstellte, in die weite Welt: nach Rio de Janeiro, San Paulo, Espiritu-Santo in Brasilien, nach San Francisco in Nordamerika. Für Kirchen und Kapellen europäischer Gebiete wurden zahlreiche Altäre gebaut: ein zierlicher Altareteto für die Hauskapelle der Fürstin von Bulgarien; ähnliche Arbeiten gelangten nach Turin, Cremona, Rom. Auch nach Spanien und England gingen Aufträge: für die »Englischen Fräulein« in London, für Belgien u. s. w. Ein größeres Arbeitsfeld eröffnete sich in Sachsen, insbesondere für Zwickau und Hof. Viele bayerische Ortschaften erhielten Werke aus R.s Atelier, z. B. Roßhaupten, Eiting, Elbach und Landsberg, die Hauskapelle des Militärlazaretts in der chirurgischen Klinik zu München. Auch viele Porträtbüsten und Grabdenkmäler fertigte R., der auf den Ausstellungen zu Melbourne 1880, Amsterdam 1883 und Chicago Prämierungen erhielt. Die stilgerechte Restauration des sog. Asam-Hauses (in der Sendlingergasse zu München) 1885 war R.s Werk. Zu dem großen Festzug (1885) bei der Feier des hundertjährigen Wiegenfestes König Ludwigs I. hatte R. den Prachtwagen des »Vereins für christliche Kunst« gerüstet. Drei Jahre versah unser Künstler das Amt eines Armenpflegschaftsrates und saß im Magistratskollegium der Stadt. Nach einer schweren Influenza setzte ein Schlaganfall dieser vielseitigen, eifrigen Tätigkeit ein unerwartetes Ende.

Vgl. Kunstvereinsbericht f. 1900, S. 69 und den warmen Nachruf von Max Fürst im »Rechenschaftsbericht des Vereins für christliche Kunst« München 1901, S. 10.

Hyac. Holland.

Rueppreeht, Christian, Xylograph, * 27. Juli 1815 zu Memmingen, † 11. Februar 1900 in München. — R. kam mit 15 Jahren an die Kunstschule nach Augsburg, 1832 an die unter der Direktion von Cornelius florierende Münchener Akademie, um sich bei Schlotthauer der Malerei zuzuwenden. Hier wurde er mit Kaspar Braun bekannt, welcher ihn veranlaßte, sich der von ihm neubegründeten Holzschneidekunst zuzuwenden. R. zählte nächst Johann Rehle, Tony Mutterthaler und Jos. Blanz zu den ältesten Schülern Brauns, welcher die Xylographie zu München ins Leben rief, zu hohen Ehren brachte und zuerst mit Herrn von Dessauer, dann mit Friedrich Schneider (* 1815, † 1864) die weltbekannte Verlagsfirma Braun & Schneider begründete. Für diese xylographische Anstalt schnitt R. frühzeitig und mit feinem Verständnis viele Holzstöcke nach Zeichnungen von Eugen Neureuther, Julius Schnorr, Alexander Strähuber, Gustav Jäger, insbesondere zur Prachtausgabe der Cottaschen Bilderbibel, zur ersten von Schnorr illustrierten

Edition des Nibelungen-Liedes (Stuttg. 1843) und zu dem im Auftrage des damaligen Kronprinzen Maximilian durch den nachmals als Nationalökonom und Staatsrat berühmten J. B. W. von Hermann herausgegebenen Kalender (München 1843 u. 1844) woselbst sich u. a. auch die 12 Monatsbilder nach Moritz von Schwind befinden. R. lieferte den ersten Holzsehnitt für die am 7. November 1844 ausgegebene erste Nummer der »Fliegenden Blätter«, für welche derselbe dann in langen Jahren eine Reihe der trefflichsten Illustrationen in mustergültiger Weise, namentlich nach Moritz von Schwind und vielen anderen, schnitt. Die ersten Hand-Probedrucke davon kamen nach R.s Tode in den Besitz des Königl. Kupferstich-Kabinets München; die ganze stets wachsende Kunstfertigkeit R.s spiegelt sich in denselben. R. hatte nicht allein an den »Fliegenden« und der .»Hauschronik«, sondern auch an den »Münchener Bilderbogen« und allen anderen Verlagsartikeln der genannten Firma mitgewirkt. Sie behielt den greisen Meister, nachdem derselbe wegen eines schmerzlichen Augenleidens die »Waffen niedergelegt« hatte, in ehrender, dankbarer Erinnerung als ältesten Mitarbeiter; ebenso erschien R. bei den mannigfachen internen Festen, Feierlichkeiten und »Jahrtagen« dieses Verlags immer als »ältestes Inventarstück« und erster Gratulant mit einem für beide Teile gleich ehrenvollen Gefühl der Wechselwirkung von treuer Pflichterfüllung und lohnender Anerkennung.

Vgl. Abendblatt 43 »Allgem. Ztg.« 13. Februar 1900 und »Über Land und Meer«, Bd. 83, S. 377 (mit Porträt).

Hyac. Holland.

Paul, Richard, Zeichner und Maler, Dichter und Kunstschriftsteller, * 25. August 1843 zu Breslau, † 18. Januar 1900 in München. — Erst zum Glaserhandwerk bestimmt, wurde P. in seiner Heimat durch Prof. Ernst Resch der Kunst zugeführt und übte seine vielseitige Tätigkeit als Zeichner und Xylograph in Dresden, Bremen, Berlin und Ulm. Wahrend seines Münchener Aufenthaltes entstand 1871 sein dramatisches Gedicht »Der entfesselte Prometheus« (Stuttgart 1873 bei Cotta), das mit wahrhaft titanischem Gedankenflug eine außergewöhnliche Kraft der Sprache verband und obwohl es nie über eine Bühne ging, doch durch zahlreiche Rezitationen hinreißende Erfolge erzielte und dem Dichter die Aufmerksamkeit und Teilnahme von Hermann Lingg, Paul Heyse u. a. einbrachte. Dazwischen betätigte er sich auch wie früher 1867 in Breslau (Porträt des Prof. Chr. Jul. Branifs) als Bildniszeichner, darunter ein Blatt, Wilhelm von Kaulbach (auf dem Totenbett, 7. April 1875), eine treffliche Skizze des Dichters Hermann Lingg, des Kunsthändlers Maillinger (1875). Dann bekundete er sich als Kartonzeichner mit kühnen Entwürfen und originellen Schöpfungen, mit Motiven aus dem klassischen Sagenkreis, auch mit allegorischen Figuren und historischen Darstellungen. Dazwischen gab er eine Auslese seiner immer formvollendeten, teilweise sehr streitbaren Gedichte (Berlin 1878 bei Liepmannssohn, 115 S. 12⁰). Auch führte er eine scharfe Feder als strenger Kritiker bei jeweilig brennenden Kunstfragen, oder als Berichterstatter über Kunstausstellungen und -Vereine. Nach mancherlei Kreuz- und Wanderzügen, welche den unruhigen Geist auch nach Italien führten, schuf P. für die Königl. Hof-Glasmalerei von Franz Xaver Zettler einen großen Radfenster-Karton, ein »Alleluja« benanntes, im Stil der italischen Cinquecentisten gehaltenes »Engelorchester« (Beil. 188 »Allgem. Ztg.« 8. Juli 1888). Eine gleichfalls sehr wohlgruppierte Komposition brachte in figurenreicher Darstellung die vielfachen Repräsentanten des gloriosen Zeit-

alters der Erfindungen und Entdeckungen des XV. Jahrhunderts. In der Aula der Luitpold-Kreisrealschule malte P. zwei große Fresken. Alle diese Arbeiten zeigten eine gewaltige Arbeitskraft, überraschende Großartigkeit im Nachklang der früheren »historischen« Schule; er war ein Epigone von Cornelius, Führich, Rahl u. a., ebenso ein kundiger Verehrer der neueren Koloristen, deren Vorzüge der strebsame Künstler freudig in Nutzanwendung zu bringen trachtete. Um die Resultate seiner zu Florenz, Rom und Neapel eingeheimsten Studien zu gestalten, warf er sich mit dem ihm eigenen Feuereifer auf das damals erst aufdämmernde Projekt für die Kapelle im neuen östlichen Friedhofe einen Bilderzyklus auszuarbeiten. Fünf Jahre aufregendster Tätigkeit widmete er ohne gewisse Aussicht oder bestimmte Bestellung den idealen Entwürfen zu diesen Kuppelbildern, welche bei der späteren Konkurrenz aus unbekannten Gründen keine Berücksichtigung fanden. Von da an war P. ein gebrochener Mann, obwohl seine Zeichnungen und Farbenskizzen in einer eigenen Exposition zu München (ebenso zu Dresden Juli 1899) die ehrendste Anerkennung erhielten. Der durch Vernichtung seiner Hoffnungen tiefgekränkte Künstler errichtete zu München eine eigene Malschule — aber die frühere Freudigkeit des Schaffens war, auch durch ein körperliches Leiden und die vielfachen Enttäuschungen, überwuchert und verloren. Eine Magenkrankheit stellte sich ein, welche eine Operation dringend erheischte, die bei der völligen Erschöpfung des Patienten den stillen Dulder in die Arme des Todes bettete. Wie für Poesie hatte unser Künstler auch für Musik ein gleich empfängliches Gemüt und Verständnis; mit der sein ganzes Wesen kennzeichnenden Begeisterung verehrte er Haydn und Beethoven. Die Feder der Kritik führte er mit rücksichtsloser, schneidender Schärfe, ganz in der Weise des ihm überhaupt an leidenschaftlicher Verve vielfach kongenialen Salvator Rosa oder des geistblitzenden Johann Canon. Seine Überzeugung mußte heraus, selbst auf die helle Gefahr, durch ein schlagendes Bonmot den letzten Freund zu verlieren. So verdarb er es zuletzt mit allen durch seine unverbesserliche Hartnäckigkeit. Sein Leben war buchstäblich Kampf und Streit. Möge er jetzt des heißersehnten Friedens teilhaft geworden sein! (Richard Paul bediente sich als Künstler und Dichter nur seines Vornamens; seinen lächerlich klingenden Familiennamen hatte er längst abgelegt.)

Vgl. Brümmer, Lexikon 4. Aufl. II, 196. Fr. v. Bötticher, Malerwerke, 1898, II, 225. Nekrolog in Nr. 24 »Allgem. Ztg.« vom 25. Januar 1900 und Nr. 21 »Über Land und Meer« 1900, Bd. 83, S. 345 (mit Porträt).

Hyac. Holland.

Seybold, Georg von, Maler, * 20. März 1832 zu Schrobenhausen, † 17. Oktober 1900 zu Reichenhall. — S. kam mit seinem auch schriftstellerisch tätigen Vater, dem nachmaligen Kgl. Hofrat und Notar Franz Ritter von Seybold († 19. März 1880) nach München, oblag den Studien, frequentierte die Akademie unter Kaulbach und ging dann zu Couture nach Paris. Seine kleinen, durch Zeichnung und Farbe durchaus nicht dilettierenden, meist heiteren Genrebildchen erregten Aufmerksamkeit und Teilnahme, obwohl seine Fachgenossen den in höchst angenehmer Situation befindlichen Kollegen nicht für voll anzunehmen geneigt waren. Sein ernstes Streben bewährte S. auch durch ein in der historischen Galerie des Münchener National-Museum ausgeführtes Fresko (Plinganser und Meinel erstürmen 1705 an der Spitze der Landesverteidiger die Stadt Braunau). Daran reihten sich einige Soldatenszenen aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges (1861), auch Tierstücke (1863)

und heitere Einfälle, wie die »Scharfe Kritik« (eines Stubenmädchens beim Betrachten eines Bildes im Maleratelier) 1865; »Landsknechte« (1868), »eine Kirchenszene« (1873), die Beichte eines »Verwundeten Wilderers« (1883), allerlei ländliche Erlebnisse aus Südtirol und dgl. Obwohl derselbe zur Pflege seiner Gesundheit nach Reichenhall übersiedelte, hing er doch mit ganzem Herzen an München und trat für alle Wohlfahrtseinrichtungen der Stadt mit Feuereifer ein.

Vgl. Müller Künstlerlexikon 1882, S. 489. Fr. v. Bötticher Malerwerke 1901, II, 743. Hyac. Holland.

Noerr, Julius, Landschafts- und Genremaler, * 6. November 1827 zu München, † 28. Mai 1900 in Starnberg. — N. besuchte die Akademie, widmete sich unter Feodor Dietz (* 1812, † 1870) der Schlachtenmalerei, ging aber, durch G. Stephans Vorbild angezogen, zur Landschaft über. Nach vielen Studienreisen durch Deutschland, die Schweiz und Oberitalien erwählte N. die engere Heimat zu seinen feingestimmten und mit Staffagen aus dem Landleben versehenen Bildern, welche in der Tiefe und Kraft der Farbe bisweilen an Eduard Schleich erinnern. Zu seinen bekanntesten Erzeugnissen, welche ihm bald einen geachteten Namen verschafften, gehörte ein »Abend in Starnberg«, ein »Frühlingsmorgen am Chiemsee«, »Isar-Flößer«, ein »Steinbruch in Valley« und ein »Mittagsmahl« in derselben Szenerie, »Sandfuhrwerke« und seit 1860 die charakteristischen »Kartoffelernten«, welche mit seinem Namen populär wurden und in immer neuer Form wiederholt werden mußten, wobei der feine Ton seiner Darstellung zur Geltung kam. Unterbrochen wurden diese Motive durch Wiedergabe von größeren, bewegteren Volksszenen, ein »Wahltag im bayerischen Gebirge«, Erntewagen, Fischzüge, oder einfache Morgen- und Abendstimmungen. Zwischendurch verarbeitete er gern seine italischen Erinnerungen, an »Maderno am Gardasee« (»Illustr. Ztg.« Leipzig, 26. Juli 1879) und aus Südtirol (Nr. 5 »Über Land und Meer 1881), eine »Weinlese bei Meran« (Nr. 1370 »Illustr. Ztg.« 1869) und dgl. Auch Genrebilder waren ihm geläufig, wie »Reiter bei Regenwetter«, »Plündernde Soldaten« (1873) und »Biwakierende Landsknechte«, eine »heitere Jagdgesellschaft« (1875) und dgl. Seine beste und dauerndste Kundschaft hatte N. in England. Vieles wurde bei uns durch Photographie verbreitet, auch durch Holzschnitte in der »Illustr. Ztg.«, »Über Land und Meer«, in der »Gartenlaube«. Sein aus nahezu vierthalbhundert Nummern bestehender Nachlaß, meist kleinere Bilder in nahezu gleichem Format, wurden im März 1901 im Kunstverein verkauft.

Vgl. Seubert Lexikon 1895, II. 646. Fr. v. Bötticher Malerwerke 1895, I, 162. Nekrolog in Nr. 147 »Allgem. Ztg.« 30. Mai 1900. Hyac. Holland.

Reich, Luzian, Kunstmaler und Schriftsteller, * am 26. Februar 1817 in Hüsingen (Baden), † daselbst am 2. Juli 1900. — Sein Vater Nikolaus R. hatte die Klosterschule der Benediktiner in Villingen besucht und hier auch an der reichhaltigen Gemäldesammlung des Klosters seinen angeborenen Kunstsinn pflegen und sich zu einem ländlichen Maler und Bildschnitzer bilden können. Nach Aufhebung des Klosters (1803) war er genötigt worden, zum Schulfache überzutreten, und seit 1812 war er als Oberlehrer in Hüsingen tätig. Bei der kärglichen Lehrerbesoldung mußte er sich bald nach Nebenverdienst umsehen, und daher errichtete er nicht nur eine Werkstätte für

Bildhauerei und Schnitzerei, sondern rief auch — damals eine Seltenheit in einem kleinen Landstadtchen — eine Zeichenschule für Knaben und Mädchen ins Leben. Während nun sein ältester Sohn Franz Xaver sich der Bildhauerei widmete, wandte sich der zweite, Luzian, der Malerei zu, und beide erlernten die Anfangsgründe ihrer Kunst bei dem Vater, der sie auch in den Elementarfächern unterrichtete; ein dem Vater befreundeter Jurist beim Bezirksamt Hüsingen erteilte daneben Privatunterricht in den alten Sprachen, in Französisch, Geschichte und Deutsch. Im Jahre 1832 bezog der ältere Bruder das berühmte Städelsche Institut in Frankfurt a. M., und 1833 folgte ihm Luzian dorthin. Unterkunft fanden die Brüder im Hause ihres Onkels, des Musikdirektors Schelble, wo sie viele hervorragende Persönlichkeiten (Eberhard, Schnyder von Wartensee, Weismann, Bunsen, Passavant, Hauser, Frau Willemer, die Freundin Goethes, u. a.) kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Als Schelble sich 1836 aus Gesundheitsrücksichten auf sein Landgütchen in Hüsingen zurückzog, folgte ihm Luzian bald dorthin nach und war hier an seiner Vervollkommnung nach verschiedenen Richtungen hin tätig. Besonders wandte er sich wieder unmittelbar dem Leben entnommenen Stoffen zu, während er in Frankfurt nur Zeichnungen höheren Stils komponiert hatte. Nach einigen Jahren erhielt er auf Empfehlung des Galeriedirektors Frommel in Karlsruhe aus dem Fonds für Künste und Wissenschaften ein Stipendium und zog nun nach München, wo er mit allem Fleiß an seiner weiteren Ausbildung arbeitete. Er blieb hier bis 1842, als ihn Schwind nach Karlsruhe berief, um an dem von Hübsch geleiteten Bau der Akademie mitzuwirken. Nach Skizzen von Schwind führte er mit A. Geck in der Kunsthalle die schwebenden Genien an der Decke des Stiegenhauses, sowie die Wandgemälde der unteren Sale teils al fresco, teils in Leimfarbe aus. Nach Beendigung dieser Arbeiten kehrte R. in seine Heimat Hüsingen zurück, und hier wagte er sich zum erstenmale an eine größere schriftstellerische Arbeit, »Hieronymus. Lebensbilder aus der Baar und dem Schwarzwald« (1853), zu der er selbst die Zeichnungen lieferte, die von seinem Schwager J. N. Heinemann lithographiert wurden. Trotz des hohen kulturhistorischen Werts und trotz der wärmsten Empfehlung des Werkes war das finanzielle Ergebnis für beide Autoren kein ermutigendes: die Herstellungs- und Betriebskosten waren zu überwiegend. Die gleiche Erfahrung mußten beide auch bei den, gleichfalls im Selbstverlage herausgegebenen »Wanderblüten« (1854), sowie bei der Erzählung für die Jugend »Bruder Martin« (2. Aufl. 1899) machen; dagegen fanden ihre zwei »Musterhefte für Schwarzwälder Uhrenschildmaler« (1853) an vielen Orten Eingang und mancherlei Nachahmung. Im Jahre 1854 erhielt R. vom Prinz-Regenten Friedrich von Baden den ehrenden Auftrag, die Mainau und den badischen Bodensee zu beschreiben und mit landschaftlichen Aufnahmen zu illustrieren, nach dessen Ausführung ihm die Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen wurde. Mitten in diese Arbeit fiel seine Anstellung als Zeichenlehrer am Lyzeum in Rastatt (1855), welches Amt er bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand (1899) inne hatte. Neben seinen Unterrichtsstunden zeichnete und modellierte er für die Porzellanfabrik Schramberg und für die Herrnhuter in Königsfeld. Mehrere größere kirchliche Bilder gingen aus seiner Hand hervor, wie auch Landschaftsbilder und Bilder für den Badener Rennklub; zahlreiche Trachtenstudien, die von R.s Können und Fleiß zeugen, wurden für die Karlsruher Sammlung angekauft. Nach seiner Pensionierung zog sich R. in seinen Heimatsort zurück,

wo er, gepflegt von seiner einzigen Tochter Anna, die Muße seines Alters der Malerei und Schriftstellerei widmete. Es erschienen seitdem »Aus dem Reichsadler. Vaterländische Geschichten und Bilder« (1891), »Die Bürgschaft. Genrebild« (1892) und »Novellen und Skizzen« (1896). Ob sein Lustspiel »Die Schwarzwalduhr« (1898) im Druck erschienen ist, ist mir nicht bekannt geworden.

Friedrich von Weech, Badische Biographien, 4. Bd. Karlsruhe 1891, Seite 334. — Das Badener Land. Allgemeiner süddeutscher Sonntagsanzeiger Nr. 28 vom 15. Juli 1900.

Franz Brümmer.

Hoppensack, Leopold August, Pfarrer und Dichter, * am 13. Oktober 1820 zu St. Trudpert im Münstertale des badischen Schwarzwaldes, † am 3. September 1900 in Schuttern (Baden). — Er war der Sohn eines protestantischen Bergbeamten, der aber schon 1824 starb; er siedelte nun mit seiner katholischen Mutter nach Freiburg i. B. über, trat mit dem elften Jahre in das dortige Lyzeum ein und bezog mit dem zwanzigsten Jahre die Universität daselbst, an der er sich anfänglich juristischen, dann aber theologischen und philosophischen Studien widmete. Im Jahre 1844 wurde er Mitglied des Seminars in Freiburg, erhielt am 30. August 1845 die Priesterweihe und wirkte nun drei Jahre an verschiedenen Orten als Vikar. Im Jahre 1848 wurde er Lehrer am Gymnasium in Donaueschingen, später provisorischer Vorstand der höheren Bürgerschule in Buchen, trat aber infolge des Kirchenstreites aus dem Lehramt in die Seelsorge zurück, wurde 1863 Pfarrer in Oppenau, 1868 in Kenzingen und 1877 in Schuttern, wo er gleichzeitig das Amt eines Schulinspektors mit übernahm. Bei der Feier seines goldenen Priesterjubiläums (1895) wurde er zum erzbischöflichen Geistlichen Rat ernannt, und im folgenden Jahre übertrug er seine pastorale Tätigkeit an einen geistlichen Vikar. — Als Dichter trat H. zuerst mit den »Liedern vom Schwarzwalde« (1865. 2. Aufl. 1869) in die Öffentlichkeit. Es sind größtenteils religiöse, an Reflexionen sehr reiche, in Reim und Ausdruck nicht sehr vollendete, zum Teil geradezu matte und schwache Gedichte. Besser gelungen sind seine epischen Dichtungen »Therese. Ein Volkslied aus dem Münstertale des Schwarzwaldes« (1867), »Prinz Eugenius, der edle Ritter. Rhapsodische Genre- und Kriegsbilder« (1873), »Winfried-Bonifacius« (1886) und »Epische Bilder« (1889), wenngleich auch in ihnen häufig eine anschauliche Darstellung fehlt und eine oft unnötige Breite unangenehm auffällt. Am besten sind seine Prosadichtungen, »Erzählungen aus dem Schwarzwald (1878) und »Karl Martell, der große Majordomus« (II, 1880).

Direkte Mitteilung. — Joseph Kehrein, Biographisch-literarisches Lexikon katholischer Schriftsteller, 1868, S. 162. — Karl Leimbach, Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart, 4. Bd., S. 21.

Franz Brümmer.

Salmuth, Dina, (d. i. Bernhardine) von, Schriftstellerin, * (nach ihrer eigenen Angabe) am 31. Mai 1828 auf dem väterlichen Gute Briesen im Havellande der Mark Brandenburg, † in Berlin am 26. März 1900. — Sie war die jüngste Tochter des damaligen Rittmeisters, späteren Majors von Bredow und eine Schwester des Generals von Bredow, der sich als Führer der sogenannten »eisernen Brigade« bei deren »Todesritt« in der Schlacht bei Vionville (1870) dauernden Ruhm erwarb. Sie wuchs unter den Eindrücken des für Kinder so glücklichen Landlebens auf und genoß den Unter-

richt bei Erzieherinnen und Hauslehrern, bis sie später einem Mädchenpensionat in Berlin zur weiteren Ausbildung anvertraut wurde. Auf vielfachen Badereisen nach Warmbrunn, nach Böhmen und an die Ostsee, wohin sie ihre Mutter begleiten durfte, empfing sie früh die verschiedensten Eindrücke von Menschen und Natur. Mit sechzehn Jahren der Schule entwachsen, ergriff das junge Mädchen, von einem rastlosen Wissensdrange erfüllt, jede Gelegenheit zum Lernen und hatte, von den Eltern unterstützt, das Glück, mit geistvollen Männern und Frauen verkehren zu können. Der Theologe Ernst Hoche lehrte sie Hegel, Fichte, Kant und besonders Jean Paul kennen; mit dem Professor Fabrucci studierte sie Dante und Petrarca und mit dem irischen Dichter Concanon Byron und Thomas Moore, während sie gleichzeitig ihr poetisches Talent an den neueren deutschen Dichtern bildete und ihre musikalische Ausbildung unter dem berühmten Pianisten Gustav Schamann fördern konnte. Von einer Reise nach der Schweiz und Italien zurückgekehrt, veröffentlichte sie 1847 eine Sammlung von Gedichten, »Jugendblätter von Dina« (2. Aufl. 1852), die größtenteils im Süden Europas entstanden waren. Gleichzeitig verlobte sie sich mit einem jungen Offizier, Ludwig Freiherrn von Salmuth, den sie nach einer Prüfungszeit, während welcher er in Algier mit den Franzosen gegen die Araber kämpfte, 1848 heiratete. Trotz des unsteten Militärlebens konnte die Dichterin eine geraume Zeit mit ihren drei Söhnen auf dem väterlichen Gute verweilen. Hier in ländlicher Ruhe, wo sie auch hinreichend Gelegenheit zu gründlichem Quellenstudium hatte, schrieb sie den größten Teil ihres Romans, der später unter einem Titel erschien, den ihm die Verfasserin niemals gegeben haben würde, nämlich »Graf Mocenigo. Sozial-politischer Roman von Bernhard von Salma« (III, 1861). Die in dem Roman auftretenden Hauptpersonen sind lebensfrische und lebenstreue Gestalten und nach der Natur gezeichnet, wenngleich sie unter fremden Namen erscheinen. Die Darstellung ist fließend, kurz und bestimmt. — Luise Mühlbach erklärte, sie hätte aus dem Material mindestens zwölf Bände gemacht — und es ist der Dichterin gelungen, lediglich durch den Stoff und dessen Behandlung eine gute Wirkung zu erzielen. Mit diesem Roman war die literarische Tätigkeit der Dichterin abgeschlossen; ihre Zeit gehörte hinfort ihren Kindern, deren Erziehung sie in Berlin, wo ihr Gemahl eine seinen Wünschen entsprechende Stellung gefunden hatte, sich mit aller Hingebung und Sorgfalt widmete. Das Jahr 1870 wurde für sie ein Jahr schwerer Prüfungen; es forderte von ihr die einzige, blühende Tochter und einen Sohn, der bei St. Privat den Heldentod starb. Während der Okkupation weilte sie teils bei ihren anderen Söhnen in Berlin, teils bei ihrem Gatten in Frankreich; später hatte sie ihren Wohnsitz in Magdeburg, wo ihr Gatte als Generalleutnant in Garnison stand, und nach dessen Übertritt in den Ruhestand (1887) lebte sie in Berlin. Ihr Gatte folgte ihr am 19. Januar 1903 im Tode nach.

Persönliche Mitteilungen. Franz Brümmer.

Kemlein, William, Porträtmaler und hervorragender Bilderrestaurator, * am 31. März 1818 in Jena, † am 11. Januar 1900 in Weimar. — Vorgebildet unter Arnold in Dresden und Fr. Preller in Weimar gewann K. in letzterem einen warmen Freund und begleitete ihn auf einer Studienreise nach den Niederlanden. Nach längerem Aufenthalt in Dresden begab er sich auf den Ruf eines englischen Kunstfreundes nach London und malte dort für die

hohe Aristokratie Porträts die durch Ähnlichkeit, Auffassung und Farbengebung allgemeinen Beifall fanden. Über Paris kehrte K. nach Dresden zurück und wurde dort durch den Galerieinspektor J. A. Renner, einen Schüler des italienischen Restaurators P. Palmaroli, eingeführt in die Kunst der Gemälde-Restaurierung, die er fortab zu seiner eigentlichen Lebensaufgabe erwählte. Im Jahre 1865 berief ihn der Großherzog Karl Alexander als Gemälderestaurator an das eben begründete Museum und (bis 1875) als Lehrer an die freie Zeichenschule nach Weimar. Hier entwickelte sich K. bald zu einem Meister in seinem besonderen Fache und erhielt von nah und fern, von Galerien und Privatbesitzern zahlreiche Aufträge zur Wiederherstellung von Bildwerken. So restaurierte er z. B. eine in Stockholm befindliche sehr alte Kopie von Raffaels »Madonna mit dem Schleier«, in der Gothaer Gemäldesammlung die berühmte »Spinnerin« des Niederländers Dow sowie mehrere Kranachsche Gemälde und ebenda in der Klosterkirche ein wertvolles mittelalterliches Altarbild. Bei allen Restaurierungen verfuhr K. mit solchem Geschick und Verständnis, mit solcher Zartheit und Kunstfertigkeit, daß die Spur einer zweiten Hand kaum zu bemerken ist, sondern fast alles den Eindruck ursprünglichen Glanzes hervorruft. In Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen wurde er 1895 vom Großherzog zum Professor ernannt. Seine letzten Lebensjahre waren durch ein Augenleiden getrübt. Er bildete sich daher seine künstlerische Tochter Karoline in aller Stille zu einer ebenbürtigen Gehilfin heran, sodaß diese beim Tode des Vaters als Nachfolgerin seines Berufes eintreten konnte.

»Stockholms Dagblad« vom 13. März 1879. — H. Meurer, W. Kemlein, in der Zeitung »Deutschland« (Weimar) Nr. 25 vom 25. Januar 1900, zweites Blatt.

P. Mitzschke.

Graben-Hoffmann, Gustav, Komponist und Gesanglehrer, * am 7. März 1820 in Bnin bei Posen, † am 21. Mai 1900 in Potsdam. — Er hieß eigentlich Hoffmann und war der Sohn eines Kantors und Lehrers. Von letzterem frühzeitig in die Musik eingeführt, konnte der Knabe schon mit 13 Jahren den Vater im Organistenamt vertreten. Da starb der Vater, seine Familie in bitterster Not zurücklassend, und während die Mutter und sechs Geschwister bei guten Leuten Unterkommen fanden, versuchte Gustav sein Glück in der Stadt Posen zu suchen. Wohlwollende Menschen ermöglichten ihm den Besuch der höheren Bürgerschule auf dem »Graben«, einem Stadtteil von Posen, und in dankbarer Erinnerung nahm er deshalb später den Namen »Graben-Hoffmann« an. Wenngleich H. sich das Studium der Musik als Lebensziel vorgezeichnet hatte, so blieb die Erreichung desselben aus Mangel an den erforderlichen Mitteln in ungewisse Ferne entrückt, und er ergriff deshalb einstweilen den Lehrerberuf. Nachdem er 1840 das Seminar in Bromberg absolviert hatte, wurde er Lehrer und Organist in der kleinen Stadt Schubin und bald darnach Lehrer an der Bürgerschule in Posen. Drei Jahre später siedelte er nach Berlin über, um sich zum Opernsänger auszubilden, mußte hier aber eine bittere Enttäuschung erfahren: seine Stimme, die im Salon alle Herzen hinriß, war für die Oper nicht ausgiebig genug. So suchte er sich denn als Gesanglehrer und Konzertsänger ein neues Arbeitsfeld, und als er 1846 mit der Komposition des Oettingerschen Liedes »500000 Teufel« einen außerordentlichen Erfolg errungen hatte, da dieses Lied bald in allen Sprachen seinen Weg durch die Welt machte, so wandte

man auch seinen übrigen Liederkompositionen größere Beachtung zu. Nach einer schweren Krankheit, die ihn ein ganzes Jahr hindurch an das Bett fesselte und in seinen äußeren Verhältnissen zurückbrachte, ließ er sich 1850 in Potsdam als Musiklehrer nieder. Hier gewann er das Interesse des Grafen Klemens von Schönburg-Glauchau, und der Großmut dieses Mäcens verdankte er dann die Mittel zur Vollendung seiner Kompositionsstudien bei Moritz Hauptmann in Leipzig, wonach er sich 1858 in Dresden als Gesanglehrer niederließ. Zehn Jahre später folgte er einem Rufe an den großherzoglichen Hof in Schwerin als Gesanglehrer der Großherzogin Marie von Mecklenburg und wurde durch die Verleihung des Professortitels geehrt. Ende 1869 war diese Mission beendet und H. gründete nun die Gesangsakademie für Damen in Berlin, die er bis 1873 leitete. Dann zwang ihn sein Gesundheitszustand, in das ihm lieb gewordene Dresden zurückzukehren, wo er in dem Palais der Fürstlich Schönburgschen Familie eine Freistatt genoß, bis es im Jahre 1885 eines Straßen-Durchbruchs wegen der Erde gleich gemacht wurde. Seitdem hatte H. seinen Wohnsitz wieder in Potsdam. Leider zwang ihn ein chronisches Kopf- und Herzleiden in den letzten Jahren seines Lebens zur Enthaltung von jeder geistig anstrengenden Tätigkeit. — H.s Kompositionen sind, abgesehen von einigen Stücken für das Pianoforte und dem dramatischen Genrebild für Frauenstimmen »Ein großer Damenkaffee«, ein- und mehrstimmige Lieder und Gesänge. Außerdem sind zu erwähnen seine »Frühlingsstimmen. Neue Liederspende für die Jugend« (Dresden o. J.), und sein pädagogisches Werk »Das Studium des Gesangs nach seinen musikalischen Elementen«.

»Sonntagsblatt der Preußischen Lehrerzeitung«. Jahrgang 1896, S. 293. — Julius Schuberth, »Kleines musikalisches Konversations-Lexikon«, 1871, S. 148.

Franz Brümmer.

Zoller, Friedrich Frhr. von, Königlich Bayerischer Generalleutnant und Generaladjutant, * 15. Februar 1843 zu München, † 8. November 1900 ebenda. — In der königlich bayerischen Pagerie erzogen, trat der Verstorbene 1861 in das Infanterie-Leib-Regiment als Junker über und war bereits im Jahre 1866 zum Oberleutnant aufgerückt. Den für Bayern unglücklichen Krieg von 1866 gegen Preußen, sowie den Feldzug von 1870/71 gegen Frankreich machte er beim Regiment mit, in letzterem an den Schlachten bei Wörth, Sedan, Loigny-Poupry und Beaugency-Cravant und vielen anderen Treffen und Gefechten teilnehmend. Besonders belobt für sein tapferes Verhalten, mit dem Ritterkreuz zweiter Klasse des bayerischen Militär-Verdienstordens sowie dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse dekoriert, kehrte er heim. Nach dreijährigem Besuch der Kriegsakademie in München, bekleidete er zunächst, zum Hauptmann befördert, verschiedene Dienststellungen beim Generalstabe und dem Kriegsministerium, wurde als Major zum Großen Generalstabe nach Preußen kommandiert und 1881 zum Referenten im Kriegsministerium ernannt. Nachdem Z. darauf wieder von 1885 bis 1886 als Bataillonskommandeur des Infanterie-Leib-Regiments fungiert hatte, trat er als Oberstleutnant zum Generalstabe zurück, wurde Abteilungschef daselbst und 1887 Chef des Generalstabes beim zweiten Armeekorps. In dieser Stellung blieb er bis zum 27. Januar 1889, an welchem Tage er unter Stellung à la suite des Generalstabes zum Abteilungschef im Kriegsministerium ernannt wurde. Als solcher tat Z. trotz zunehmenden Leidens bis zu seinem Tode Dienst,

nachdem er 1891 zum Flügeladjutanten, 1892 zum Generalmajor und 1895 zum Generalleutnant befördert worden war. Gleich ausgezeichnet im Frieden wie im Kriege, ein Mann des Degens wie der Feder, war Z. eine Zierde des bayerischen Heeres.

Nach »Militär-Zeitung«. Lorenzen.

Hollen, Georg Freiherr von, Vizeadmiral z. D., * 13. Juni 1845 zu Schönweide bei Plön in Holstein, † 6. September 1900 zu Kiel.

Vierzehn Jahre alt, trat der junge Frhr. v. Hollen als Kadettanwärter in die preußische Marine ein, wurde 1865 Unterleutnant, 1866 Leutnant zur See, 1870 Kapitänleutnant, 1875 Korvettenkapitän, 1882 Kapitän zur See und 1889 Kontreadmiral. Im deutsch-dänischen Kriege von 1864 hatte die preußische Flotte, damals noch weit zurück hinter der dänischen, nur einmal Gelegenheit, sich mit feindlichen Schiffen und zwar im Seegefecht bei Jasmund zu messen. Hierbei zeichnete sich H. so aus, daß er mit dem preußischen Militär-Ehrenzeichen zweiter Klasse und mit der österreichischen silbernen Tapferkeitsmedaille erster Klasse dekoriert wurde. Den Jahren im Dienst an Bord folgten Kommandos zur Admiralität, zur Schiffsjungen-Abteilung u. s. w. Später war er als Inspekteur der Marine-Artillerie tätig, wurde Kommandant der Kreuzerfregatte »Stein«, 1887 Präses der Schiffs-Prüfungskommission, 1889 Vorstand des hydrographischen Amts des Reichs-Marineamts und endlich im Juni 1891 Direktor des Marine-Departements im Reichs-Marineamt, bis er im Januar 1892 ausschied. In Anerkennung seiner großen Dienste, die er der Marine geleistet hatte, erhielt er im Herbste desselben Jahres den Charakter als Vizeadmiral. Er war seit 1874 mit einer Tochter des verstorbenen Staatsministers, Generals der Infanterie z. D. und Chefs der Admiralität von Stosch vermählt.

Nach «Militär-Zeitung«. Lorenzen.

Becker, Gustav, Generalleutnant z. D., * 25. Oktober 1835 zu Angermünde, † 4. Februar 1900 zu Bredereiche, Kreis Templin in der Uckermark.

Mit dem Verstorbenen ist ein tüchtiger Ingenieur zu Grabe gegangen. Am 1. Oktober 1855 in das Garde-Pionier-Bataillon eingetreten, 1858 zum Sekondleutnant befördert, machte er einen dreijahrigen Kursus an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule durch, wurde dem Fortifikationsdienst in Kolberg und Königsberg zugeteilt und zog mit dem dritten Pionier-Bataillon 1864 in den deutsch-dänischen Krieg. Bei der Belagerung von Düppel und dem Sturm auf diese Stellung, sowie bei dem Übergange nach Alsen zeichnete er sich so aus, daß er nicht nur zweimal für tapferes Verhalten belobt wurde, sondern auch den Roten Adlerorden vierter Klasse mit Schwertern erhielt. Nach dem Feldzuge war B. Lehrer an der Kriegsschule in Kassel, wurde während des Krieges mit Frankreich zum Hauptmann ernannt, wo er die mobile dritte Festungs-Pionier-Kompagnie vom achten Armeekorps, sowie später diejenige des zehnten Armeekorps führte. 1871 beim Festungsdienst in Geestemünde, 1872 in Mainz tätig, wurde er 1877 zum Mitgliede des Ingenieur-Komitees und der Studien-Kommission der „Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule" in Berlin, später zur Militär-Telegraphie kommandiert. Nach verschiedenen anderen Dienststellungen in der höheren Adjutantur, wurde B. zum Major befördert, 1885 mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Chefs des Stabes der General-Inspektion

des Ingenieur- und Pionierkorps und der Festungen beauftragt und zwei Jahre darauf deren wirklicher Chef, wobei er zum Oberstleutnant aufrückte. Im Jahre 1891 als Oberst mit der Wahrnehmung der Geschäfte als Inspekteur der ersten Pionier-Inspektion beauftragt, wohnte er den Kaisermanövern des vierten und elften Armeekorps bei. 1892 zum Generalmajor ernannt, wurde B. Inspekteur jener Inspektion und nahm, 1896 zum Generalleutnant befördert, 1897 seinen Abschied. Aus diesen kurzen Angaben erhellt zur Genüge die Tüchtigkeit und Verwendbarkeit des Verewigten; er war vor allem ein Mann des Könnens, der überall seinen Platz ausfüllte.

Nach den Akten. Lorenzen.

Budinszky, Alexander, Direktor des Archivs- und Bibliotheksdienstes im k. k. Finanzministerium, * zu Grinzing bei Wien am 27. Februar 1844, † am 15. März 1900 in Wien. — B. studierte Geschichte an der Wiener Universität und seit 1867 an der Pariser *École nationale des chartes,* wo er sich auf Grund einer von großer Literaturkenntnis zeugenden und handschriftliche Quellen verwertenden Arbeit über »*Les étrangers à l'université de Paris au moyen-âge*« (1876, nach ihrer weiteren Ausarbeitung auch in London in deutscher Sprache als Buch mit dem Titel »Die Universität Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter« bei W. Hertz in Berlin erschienen) das Diplom eines *Archiviste-paléographe* holte.

Nachdem B. 1874/5 außerordentliches Mitglied des Instituts für österreichische Geschichtsforschung gewesen war, erhielt er 1876 einen Ruf als Professor für romanische Philologie und historische Hilfswissenschaften an die kurz vorher (1875) gegründete k. k. Franz Josefs-Universität zu Czernowitz in der Bukowina. Zu seinem Unglücke scheiterte die Bewegung, die diese Hochschule am liebsten nach Brünn verlegt wissen wollte, und B., der als Dekan der philosophischen Fakultät lebhaft dafür eingetreten war, mußte 1884 in den »zeitlichen« Ruhestand treten. Nun warf er sich mit großem Eifer auf die Erforschung eines nur von wenigen bepflügten Feldes, des mittelalterlichen Reliquienwesens. Was von den Ergebnissen dieser tiefgrabenden Studien bekannt geworden ist (»Der Reliquiendiebstahl im Mittelalter« und »Zur Geschichte des Pilger- und Reliquienwesens« in den Beilagen zur [Münchner] Allgemeinen Zeitung 1887 Nr. 32f. und 1890 Nr. 66, 69f., 74, 78) sowie das, was man dann an fertig verarbeitetem und mehr noch an aufgestapeltem Stoff in seinem Nachlasse vorgefunden und Anfang 1901 bei Engelbert Mühlbacher niedergelegt hat, kann nicht die Trauer darüber verscheuchen, daß dies alles eben doch nur Bruchstücke sind; und nun, da auch Mühlbacher einen so frühen Tod gefunden hat, wird es dabei wohl auf immer bleiben. B., der über eine sehr flüssige Feder verfügte, wäre ohne Zweifel der Mann gewesen, aus Literatur und Urkunden ein bedeutendes Werk über jene sonst so selten gepflegten Gebiete zu schaffen. Trotzdem fand B. daneben noch Muße genug, sich der Muse zu widmen; so dichtete er als dramaturgischer Beirat der Wiener Burg das mit vielem Beifall aufgeführte Lustspiel »Amor im Schnee«. Nachdem er ein Lustrum ohne öffentliche Anstellung verbracht hatte, wurde er seit 1. März 1889 im Finanzministerium mit beschäftigt und erhielt am 14. Oktober 1892 dort das Direktorat des Archivs- und Bibliotheksdienstes. In dieser Eigenschaft organisierte er das ihm unterstellte Archiv, vereinigte die älteren Bestände zahlreicher Registraturen und arbeitete an ihrer Repertorisierung, ordnete die große, rund 50000 Bände umfassende, aber nur den

Ministerialbeamten zugängliche Bibliothek um und ließ von ihr im März 1898 einen 700 Seiten starken Katalog erscheinen, der bei Fachgenossen mit verdientem Beifall begrüßt wurde. B. galt als ein sehr unterrichteter, zwar genauer, aber nicht pedantischer, verständiger und klarblickender Mann, den man wegen seiner Aufrichtigkeit, Herzensgüte und souveränen Verachtung alles dessen, wonach sich sonst die Welt abzujagen pflegt, hochschätzen mußte.

Vgl. E[ngelbert] M[ühlbacher], Nekrolog auf Alexander B. im XXII. Bande der Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung (Innsbruck 1901), S. 190f. — [Dr August Weisz]: Nachruf, in den Mitteilungen des österreichischen Vereines für Bibliothekswesen, IV. Jahrgang. Nr. 3 (vom 19. Juni 1900) S. 43. Helmolt.

Koch, Karl Johann, Historienmaler, Zeichner und Lithograph, * 31. Mai 1806 zu Hamburg, † 11. Mai 1900 zu Speyer. — K. lernte seit 1827 in München bei Heinrich von Heß, welcher sein Talent der religiösen Malerei zuwendete, sodaß K. bei den Fresken in der Allerheiligen Hofkirche und bei dem großen Zyklus in der Basilika seinem Meister Beihilfe leistete. Nach von Heß's Entwürfen zeichnete K. drei große Kartons zu den Hauptbildern und je neun kleinere Darstellungen, welche er auch freskotierte. (Vgl. Stubenvolls Beschreibung der Basilika 1875, S. 49). Mit dem ihm enge befreundeten, nachmals berühmten Joh. Schraudolph unternahm er eine längere Studienreise nach Italien und assistierte dann demselben, als der Kaiserdom zu Speyer mit Bildern geschmückt wurde, wobei zwei Szenen aus dem Leben des hl. Bernhard an den Seitenwänden des Querschiffs an K. kamen. Da K. schon früher einige schöne Blätter in Lithographie hergestellt hatte, z. B. das Purgatorio nach dem berühmten Landschaftsmaler Jos. Anton Koch (* 1768 † 1839) für den Atlas zu Raczynskis Kunstgeschichte, und die im Auftrag des Frl. Emilie Linder gefertigten Steinzeichnungen nach Overbeck (vgl. Howitt-Binder: Overbeck 1886. II. 4ff.), ging K. zum Lehrfach über, unterzog sich mit glänzendem Erfolge den Prüfungen, wurde Zeichnungslehrer an der k. Gewerbeschule und dann am Realgymnasium zu Speyer. Bis in das höchste Alter blieb ihm eine seltene körperliche und geistige Frische; 80 Jahre alt, bestieg er noch den Pilatus; ein Jahr vor seinem Tode machte er größere Bergtouren bei Heidelberg und nahm bis zum Spätherbst hinein kalte Bäder im Rhein. Mit ihm schied allgemein geschätzt einer der populärsten Männer der Stadt Speyer aus dem Leben.

Vgl. Raczynsky, Kunstgeschichte II, 279. Nagler, Lexikon. 1830. VII, 110. Kunstblatt Stuttgart Nr. 59 vom 30. November 1848. Hamburger Künstlerlexikon. 1854. S. 132. Abendblatt 129 »Allg. Ztg.« 12. Mai 1900. Fr. von Bötticher, Malerwerke. 1895. I. 710. Hyac. Holland.

Kozics, Josef, Genre- und Bildnismaler, * 2. Januar 1863 in Preßburg, † 2. Oktober 1900 zu München. — K. besuchte 1881 die Münchener Akademie, lernte bei G. Hackl, N. Gysis, insbesondere bei Alexander von Wagner, wählte anziehende Stoffe aus dem ungarischen Volksleben, versuchte sich im Porträtfach und betätigte sich auch aushilfsweise mit einzelnen Partien an der Herstellung der damals florierenden Rundbildermalerei. Sein eigentlichstes Gebiet bildeten jedoch Märchen und Phantastereien, wozu der teilweise plainairistische Vortrag weniger paßte: da ringelreiht ein tolles Feengesindel um einen alten Weidenstrunk; ätherische Elfen und Nixen naschen an Blumenkelchen, oder finden wohl auch ihren jähen Tod in den Armen eines gierigen Polypen; täppische Zwerge treiben Schabernack mit dickköpfigen

Fröschen und Kröten; Irrlichter gaukeln und tanzen bei nebelstreifigem Mondlicht, wobei eine Schlangenkönigin ihre Schätze hütet unter Lindwurm-Eidechsen, Drachen und Salamandern. Auch duftige Libellen und Heupferde und anderes Sylphidengetier schuf K., manches in der entzückenden Manier des frühe verstorbenen Ed. Unger (1853—1894). Die »Erzählungen der Großmutter« versinnlicht ein im Hintergrunde des Zimmers vor den lauschenden Enkeln aufziehendes Geisterquodlibet. In dieses stille Schaffen schlug eine Krankheit, die, obwohl durch eine glücklich verlaufene Operation gehoben, doch die Bewegungsfähigkeit des Künstlers auf das äußerste beschränkte und denselben zwang, die Ölmalerei zu verlassen und sich auf die Kleinkunst zu beschränken. Er aquarellierte, malte auf Porzellan, insbesondere ganz wunderbare Porträts, welche ebensosehr durch geistvolle Auffassung wie durch die sichere Minutiosität der Ausführung fesselten. Dadurch öffnete er sich eine ihm ganz zusagende Tätigkeit: hohe und höchste Herrschaften, die Mitglieder des Königshauses selbst erschienen an seinem Krankenlager, um sich von ihm porträtieren zu lassen. Seine Miniaturen fanden auch an den Riesenwänden des Glaspalastes Platz und erhielten bewundernde Anerkennung und Auszeichnung. So wuchs aufs neue der Lebensmut und die Schaffensfreudigkeit des vielgepeinigten Dulders, welcher sich auch jetzt noch mit einem reizenden »Guitarrespieler« zum Genre zurückwendete, bis ihm ein sanfter Tod den Pinsel aus der Hand zog. Er hatte mit der neuen Tätigkeit auch ein neues Publikum und Bestellungen sogar aus fernen Landen — seine letzte Arbeit war nach Brasilien bestimmt — gefunden.

Vgl. Singer, Künstlerlexikon. 1896. I. 385. »Kunst für Alle« 15. November 1900, S. 100. Kunstvereinsberichte für 1900. S. 70. Hyac. Holland.

Majer, Gustav, genannt »Schwabenmajer«, Genremaler, * 21. März 1847 in Balingen (Württemberg), † 6. September 1900 zu Schleißheim bei München. — Sohn eines Gymnasial-Professors, durchlief er die Volksbildungsanstalten seiner Heimat, besuchte und absolvierte die Kunstschule in Stuttgart mit Auszeichnung. Nachdem M. seine Studien zu Köln und München fortgesetzt hatte, machte M. als Freiwilliger den Krieg 1870/71 mit, erwarb die Württemberger Tapferkeitsmedaille und das Eiserne Kreuz, kehrte dann nach München zurück, oblag mit Feuereifer der Malerei, aber auch den geselligen Freuden der Künstlervereinigung »Allotria«, welche damals eine Menge glänzender Namen vereinte. Hier wurde gesungen, musiziert, geulkt und in gebundener und ungebundener Form eine Fülle von Witz, Laune und Mutwille verbraucht, wobei der »Schwabenmajer« seinen unversieglichen und bereitwilligen Witz in Bild und Wort gleichmäßig zur Geltung brachte. Trotz seiner journalistischen und belletristischen Tätigkeit blieb ihm immer noch Zeit zu kleinen, in Farbe und Zeichnung gleichmäßig durchgeführten, meistenteils humoristischen Bildern. So entstanden die Tiroler Wildprethändler (1872), Wirtshausszenen und ländliche Musikanten, ein echtes Stilleben in einer Studierstube mit dem über seinen Büchern eingeschlafenen Gelehrten; das Innere einer Schmiede und die Waffenprobe des Schwertfegers; die Charakterköpfe eines behäbigen Schnupfers, vergnüglichen Rauchers; neben den Prototypen von »Champagner« und »Kaffee« auch allerlei »Auf dem Weg zum häuslichen Ruine« treibenden schnöden Gesellen, wie »Kartenspieler« und »Schnapsbrüder«. Daneben kamen auch eine Anadyomene und Cleopatra, badende Mädchen, süße »Siesta« und anderes »Dolce far niente«, viele Bildnisse (darunter ein herr-

liches Damen-Portrait), und dekorative Arbeiten, z. B. die beiden »Schuhplattler« (für die Aktienbrauerei vom Bayerischen Löwen auf der Ausstellung in Brüssel) und etliche Landschaften, darunter noch (1900) eine »Aus der Umgebung Schleißheims«, wohin der in den letzteren Jahren vielfach kränkelnde Künstler sich zurückgezogen hatte. Ein sanfter und rascher Tod bewahrte ihn vor schweren Leiden. Zu den schönsten seiner Dichtungen zählen die wenigen Strophen zu der in München abgehaltenen großartigen Totenfeier Bismarcks (im Morgenblatt 222 »Allgem. Ztg.« vom 13. August 1898).

Vgl. Fr. von Bötticher, Malerwerke. 1895. I. 918. Hyac. Holland.

Seitz, Anton, Genremaler, * 23. Januar 1829 zu Roth am Sand, † 22. November 1900 zu München. — S. stammte aus einer alten Patrizierfamilie, welche 1839 nach Nürnberg übersiedelte, wo Anton die Lateinschule und das Gymnasium absolvierte, dann aber bei dem Kupferstecher Friedrich Wagner (* 1802 † 1876) eintrat, um sich ganz dem Zeichnen und der Schwarzkunst zu widmen, die er denn auch bei dem rühmlichst bekannten Albert Christoph Reindel (* 1784 † 1853), der seit 1811 an der dortigen Kunstschule als Direktor wirkte, mit dem größten Eifer kultivierte, bis S. bei dem Ableben seiner Eltern nach München zog, um unter dem vielgewandten Gisbert Flüggen (* 1811 † 1859) die seither etwas vernachlässigte koloristische Ausbildung gleichmäßig nachzuholen. Hier entstanden zahlreiche Bildnisse, darunter auch das Porträt des Tiermalers und Radierers Joh. Adam Klein (* 1792 † 1875), mannigfache Landschaften und angeregt durch das Studium des alten Frans von Mieris und Pieter von Slingeland eine Anzahl feingestimmter Genrestücke, womit S. seit 1853 überraschend schnell einen gefeierten Namen errang. Während Karl Spitzweg (* 1808 † 1885) die philisteriöse Charakteristik des Kleinbürgers mit ironischer Heiterkeit zur Darstellung brachte, wählte S. mehr die innerliche und äußerliche Sauberkeit, Solidität und strenge Ehrenhaftigkeit des behäbigen Mittelstandes, biedere Charakterfiguren, wie sorgliche Hausväter, zahlungsfähige Onkels, wohlerzogene und gutbehütete liebe Nichten und charmante Küchengrazien, auch Dorfaristokraten und edle Pfarrherrn, die nicht anstehen, ihre aufrichtige Andacht durch ein Gläschen Wein zu belohnen. Im Jahre 1855 malte er eine »Torwache«, das gemütliche »Studienplätzchen des Herrn Magisters«, den »Zerbrochenen Krug«, 1856: »Das kranke Kind«, 1857 einen »Torwart« und die »Morgenstunde«, 1859 die »Heimkehr«. 1860 einen »Geizhals« und einen »Politiker«, 1861 den »Spielmann«, die »Studie in der Dachstube« (1862), eine »Spelunke« (1863), die Wilddiebe im Versteck, eine Marktszene (1864), die Kegelbahn, einen Bilder- und dito Geflügelhändler (1865), einen Zeitungsleser (1866), das Jägerlatein (1867), die Morgenlektüre, Karten- und Zitherspieler (1868), Bauern beim Quacksalber, eine Wirtshausszene (1869) und Auktion, einen Alchimisten, musizierende Mönche und das Dilettantenkonzert (radiert von Unger in Lützows Zeitschrift 1870 S. 122) u. s. w. Schon längst hatte der Kunsthandel den Namen des Malers in Affektion genommen, er galt, gleich Heinrich Bürkel und Friedrich Voltz, auch jenseits des Ozeans. Die Amateurs klopften an seine Ateliertüre und überboten einander, die Kunstvereine und Ausstellungen schmückten ihre Wände mit seinen kleinen Bildern. Aber S. blieb sich treu. Er gab deshalb kein Bild früher von seiner Staffelei, setzte allen Ehrgeiz in die höchst mögliche Vollendung, verfiel dabei nie in Trockenheit oder kleinliche geleckte Manier, verlor nie die malerische

Haltung und Stimmung. Dabei blieb er immer vornehm und fein, selbst seine Würfelspieler und Kegelbrüder, seine Bettelmusikanten und das »Fahrende Volk«, zu dessen Schichten er sich gelegentlich herabließ, selbst seine »Fragwürdigen Gestalten« beleidigten nie unsere Sinne und Nerven. Sehr richtig bemerkte deshalb Fr. Pecht: »Der Optimismus dieser Darstellungen war so echt, daß er besonders allen reichen Sammlern in ungewöhnlichem Grade entsprach, weil sie hier einen ihnen tief sympathischen Charakter sofort herausfühlten, sodaß bald ein Anton Seitz im Inventar keines Kabinets fehlen durfte«. Sein Beispiel blieb auch nicht ohne Folge, man denke nur an Jos. Munsch und W. Löwith! — Zu den im Kolorit und der gesamten Durchbildung feinfühligsten Leistungen unseres Kleinmeisters S. zählen wohl die »Spieler in einer Spelunke« (gestochen von J. F. Deininger) und die »Jägererzählung in einer Dorfkneipe«, nebst »Zwei Rauchern« (1873), dann der »Photograph auf dem Lande (1878) und das »Fahrende Volk« (Neue Pinakothek). Später erschienen die »Kartenhäuser«, ein »Guter Freund« (1883), die »Wilderer«, eine »Auspfändung« (1884), »Dorfpolitiker«, eine »Spielhöhle«, »Spinnstube«, ein »Krankenbesuch« (lithographiert von S. Braun) u. a. Dazwischen malte er in breitem Vortrag mehrere lebensgroße Porträts, z. B. den Ministerpräsidenten Grafen von Crailsheim und den Freiherrn von Leonrod. — So war über das ganze Leben des Malers ein goldener Sonnenschein des glücklichsten Schaffens gelagert. Von Haus aus schon mehr als wohlhabend, besaß er in seiner Palette ein mit jedem Alchimisten wetteiferndes sicheres Arkanum, wodurch sich sein Dasein möglichst annehmlich gestaltete. Eine hochragende, die Umgegend verschönernde Villa baute er in seiner Heimat, die er so liebte und mit freigebiger Hand, darunter auch mit einer Glockenstiftung, mäcenierte, wofür ihm das wohlverdiente Ehrenbürgerrecht feierlichst zuerkannt wurde. Der Professortitel und die Aufnahme in die Akademie zu München war ihm schon früher zu teil geworden. Die Feier seines siebenzigsten Geburtstages gab seinen vielen Freunden erwünschten Anlaß zur freudigen Kundgabe ihrer Hochachtung. Da führte am 11. November 1900 ein unglücklicher Tritt auf einer Treppe einen Sturz des Malers herbei, welcher am 22. November, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, aus dem Leben schied. — Obwohl alle Vergleiche hinken, so kann doch nicht geleugnet werden, daß zwischen Meissonier und Anton Seitz eine gewisse geistige Fühlung bestand, freilich weniger in der Wahl der Stoffe, als in der Ausführung derselben, in der subtilen, liebevollen, bis ins kleinste Detail mit gleicher Sorgfalt gehenden Durchbildung. Hierin steht der deutsche Maler seinen französischen Vorbildern völlig gleich, obwohl S. an der Stelle des bewegten Soldatenbildes die Darstellung friedlicher oder heiterer Szenen wählte. In der Auffassung ihrer Vorwürfe, in der lebendigen, pietätvollen Wiedergabe der Natur, in der vollen Beherrschung der Farhe und in deren Vortrag und Technik überhaupt waren beide kongenial.

Vgl. Eggers, Kunstblatt. 1854. V, 355. 1855. VI. 67. 1857. VIII. 79. 99. Münchener Propyläen. 1869. S. 487. Regnet, Münchener Künstlerbilder. 1871. II. 262ff. Fr. Pecht. Gesch. d. Münchener Kunst 1888. S. 247. Fr. v. Bötticher, Malerwerke. 1901. II. 733. No. 327 »Allgem. Ztg.« 27. XI. 1900. Kunstvereinsbericht f. 1890. S. 71ff. Hermann Uhde in No. 2997 »Illustr. Ztg.« 6. Dezember 1900.

Hyac. Holland.

Hackenschmidt, Johann Christian, Dichter und Volksschriftsteller, * am 20. Mai 1809 in Straßburg im Elsaß, † daselbst am 16. Februar 1900. — Er war der Sohn eines Posamentiers und erhielt seine Schulbildung auf

dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Zu einer Absolvierung desselben und zum Studium der Theologie kam es indessen nicht, obwohl sich H. dem letzteren gern gewidmet hätte, da ein Verwandter und Pate, der ein vortrefflich eingerichtetes Korbwarengeschäft besaß, die Absicht durchblicken ließ, dem Knaben einmal sein Geschäft abzutreten. So trat dieser 1824 als Lehrling bei dem Paten ein und ergriff seinen neuen Beruf mit ungewöhnlicher Lust und Liebe. Nachdem er als Geselle einen Teil Deutschlands und Frankreichs gesehen, ließ er sich in seiner Vaterstadt als Meister nieder und war in seinem Berufe bis zum Jahre 1884 tätig, wo er sein Geschäft, das zu hoher Blüte gelangt war, seinem ältesten Sohne übergab. An das Haus, in welchem er sein Heim gründete, knüpft sich eine literarische Erinnerung; hier versammelte sich um das Jahr 1770, unter dem Vorsitz des Aktuars Salzmann, jene erlesene Tischgesellschaft, zu der außer Jung-Stilling, Lerse, Weyland, Meyer, von Lindner u. a. auch der jugendliche Goethe gehörte. Hatte nun einmal dieser größte Dichtergenius der Neuzeit seine inspirierenden Fittiche über dieses Haus gebreitet, so darf es nicht verwundern, daß sich auch bei H. eine tiefliegende Dichterader regte, und daß in seinen Mußestunden eine Fülle teils hochdeutscher, teils in Dialekt geschriebener Gedichte entstand. Er schloß sich einer Schar idealgesinnter Jünglinge an, die sich unter der Leitung des Altmeisters Ehrenfried Stöber allwöchentlich versammelten und die Erzeugnisse ihrer Muse in dem »Dannbacher Wochenblatt« niederlegten. Eine Sammlung seiner »Gedichte« gab H. in Gemeinschaft mit seinem Freunde D. Hirtz zum besten der Erziehungsanstalt auf dem Neuhof (bei Straßburg) heraus. Zu dieser Anstalt trat er bald in nähere Beziehungen: 1842 wurde er in den Verwaltungsrat derselben berufen und 1846 zum Kassierer erwählt, welches Amt er mit Hingebung und Treue bis an sein hohes Alter verwaltete. Damit war aber auch seiner schriftstellerischen Tätigkeit ein Ziel gesetzt; denn nur noch vereinzelt trat er mit einigen Broschüren hervor, die zu der genannten Anstalt in Beziehung standen. Dagegen hatte H. schon früher eine Reihe prosaischer Schriften für das Volk und die Jugend veröffentlicht, wie »Die Waldenser in Straßburg« (1842), »Die Judengasse in Straßburg« (1844), und »Die Reformation in Straßburg« (1845). Kernhafter, volkstümlicher Stil, verbunden mit Tiefe der Gedanken, ist die Signatur dieser Schriften.

Erwinia. Monatsblatt des literarischen Vereins »Alsabund« Jahrg. 1900, S. 80. — Elsässer Schatzkästel. Straßburg 1877, S. 472. — Die Gartenlaube, 1893, S. 158.

Franz Brümmer.

Foglár, Adolf, dramatischer Schriftsteller, * am 7. März 1822 in Wien, † am 27. Juli 1900 in Iglau. — Er war der Sohn eines k. k. Rechnungsrats, erhielt in Wien seine gesamte Ausbildung und trat nach beendetem Rechtsstudium in den öffentlichen Justizdienst. Die literarischen Bestrebungen seines Bruders Ludwig (1819—1889) führten auch ihn frühe der Dichtkunst zu und in den von jenem herausgegebenen »Verworfenen (d. h. von den Theaterdirektionen zurückgewiesenen) Schauspielen« (1847) befindet sich auch von Adolf F. ein Trauerspiel, »Walter von Kastelen«, das nach Seite der Fabel, der Charakteristik der Personen, der Schürzung und Lösung des Dramas und seiner Sprache volle Anerkennung verdient. Im Jahre 1848 vertauschte F. den Justizdienst mit dem Militärdienst. Er diente 1848—49 im 3. steiermärkischen Schützenfreibataillon, nahm 1850 Dienste in der kaiserlichen Armee, trat aber 1854 als Oberleutnant aus und in den Justizdienst zurück. Er

wurde zunächst Ratssekretär beim Komitatsgerichte zu Trentschin in Ungarn, aber 1860 bei dem allgemeinen Exodus der deutschen Beamten aus Ungarn zur Disposition gestellt und 1861 als Landgerichtsrat in Korneuburg wieder in den österreichischen Staatsdienst übernommen. Von hier kam er in gleicher Eigenschaft nach Steyr, trat 1887 als Oberlandesgerichtsrat in den Ruhestand und siedelte nun nach Iglau in Mahren über, wo er bis zu seinem Tode gelebt hat. Außer einem »Novellenbuch« (II, 1863), das er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Ludwig herausgab, ließ er als Manuskript drucken die Trauerspiele »Peter Tell« — »Susanna« — »Sophonisbe« — »Glut und Flut« — »Horatio Nile« — »Olympia« und das Lustspiel »Der neue Kalender«. Seine beste Arbeit ist indes das Werk »Grillparzers Ansichten über Literatur, Bühne und Leben« (1872, 2. Aufl. 1891), das sein Entstehen einem 30jährigen Verkehr mit Franz Grillparzer verdankt.

Persönliche Mitteilungen. Franz Brümmer.

Eggers, Karl Friedrich Peter, Kunstschriftsteller und Dichter, * am 7. Juni 1826 in Rostock, † am 18. Juli 1900 in Warnemünde. — Er war das fünfte Kind des Rostocker Kaufherrn Christian Friedrich Eggers, wurde anfänglich von Privatlehrern unterrichtet und besuchte seit seinem 12. Jahre das Gymnasium in Rostock, das er Ostern 1845 verließ, um dann je ein Jahr in Rostock, Leipzig und Berlin und darauf wieder in Rostock die Rechte zu studieren. Im Jahre 1850 absolvierte er das Advokatenexamen und widmete sich zunächst der Advokaturpraxis. Nachdem er dann 1852 auch die Staatsprüfungen zur Verwaltung des Richteramts bestanden, promovierte er 1853 zu Rostock auf Grund einer kriminalistischen Abhandlung über Strafrechtstheorien zum Doktor beider Rechte, um sich demnächst an der dortigen Universität als Privatdozent zu habilitieren. Das damalige mecklenburgische Unterrichtsministerium, welches jeder, namentlich philosophisch gefärbten Wissenschaftlichkeit entgegentrat, versagte ihm indes die Erlaubnis der Habilitation, und zwar auf Grund derselben Abhandlung, welche ihm soeben den Weg zur höchsten akademischen Würde gebahnt hatte. E. wurde aber dafür 1854 von seinen Mitbürgern als Senator in den Rat seiner Vaterstadt gewählt, wo ihm auch das Präsidium des Gerichts und eine Richterstelle im Kriminalgericht übertragen wurde. Die Vernachlässigung eines Katarrhs, sowie die anstrengenden mündlichen Gerichtsverhandlungen hatten eine ernstliche Brustkrankheit zurfolge. Er ging daher mit seiner inzwischen gewählten Gattin 1856 nach Venedig und blieb, nachdem er 1857 sein Amt in Rostock niedergelegt hatte, drei Winter in Italien. Im Herbst 1859 siedelte er nach Wiesbaden über. Eine mechanische Verletzung der Brust erzeugte einen schweren Rückfall in die fast beseitigte Krankheit, und da dem Kranken jedes anhaltende Schreiben untersagt werden mußte, beschaftigte er sich zur Erleichterung desselben viel mit der Stenographie Gabelsbergerschen Systems. Aus dieser Beschäftigung entwickelte sich nach seiner im Herbst 1861 erfolgten Übersiedelung nach Berlin eine lebhafte Beteiligung an der Agitation für Einführung der Stenographie in den Schulunterricht. Er ward Mitbegründer des im Jahre 1862 gestifteten Stenographenvereins »Gabelsberger«, veröffentlichte »Die Stenographie in den Schulen« (1863), »Zur Kritik der deutschen Stenographiesysteme« (1865), »Die Stenographie an den Miltärbildungsanstalten« (1866), und begründete 1867 den »Schriftwart, Zeitschrift für die deutsche Stenographie und Schriftkunde«, dessen drei erste Jahrgänge er redigierte.

Durch seinen Bruder Friedrich, den hervorragenden Kunstschriftsteller, in den Berliner literarischen Sonntagsverein eingeführt, beteiligte er sich an den Arbeiten dieses Vereins vorzugsweise durch Mitteilung plattdeutscher Dichtungen, die auch hier und da veröffentlicht wurden. Im Jahre 1871 gab er »Die Siegesstraße in Berlin in photographischen Abbildungen« heraus und schrieb den dazugehörigen Text. Nach dem Tode seines Bruders Friedrich (1872) ging er an die Herausgabe von dessen Nachlaß. Derselbe wies zunächst Material zu einer Biographie des berühmten Bildhauers »Christian Friedrich Rauch« auf, das den ersten Band des großen biographischen Werkes bildete, das Karl E. dann in der Folge durch eigene Arbeit bis auf 5 Bände (1873 bis 1890) erweiterte. Dann folgten die hochdeutschen »Gedichte« von Friedrich E. (1873) und endlich dessen plattdeutsche Dichtungen, denen Karl E. auch, nach einer schon früher getroffenen Verabredung, die seinigen hinzufügte; dieser Band erschien 1875 unter dem Titel »Tremsen (d. i. Kornblumen). Gedichte in plattdeutscher Mundart von Friedrich und Karl Eggers.« Sprachliche Erläuterungen über den Rostocker Dialekt und ein Wörterbuch geben diesem Buche noch einen besonderen Vorzug. An eigenen Arbeiten lieferte E. in der Folgezeit noch »Kunsthistorische Wanderungen in und um Meran« (1879), »J. G. Schadow und Chr. D. Rauch« (1882), »Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung« (1883), »Chr. D. Rauch und Goethe« (1889); auch gab er den »Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel« (1890) heraus. Im Jahre 1895 verlegte E. seinen Wohnsitz nach Rostock; während eines Sommeraufenthaltes im Ostseebade Warnemünde ist er gestorben.

Persönliche Mitteilungen. Franz Brümmer.

Benkard, Christian, Romanschriftsteller, * am 5. November 1853 in Frankfurt a. M., † am 9. Februar 1900 in Oberursel bei Frankfurt a. M. — Als Schüler der Musterschule in seiner Vaterstadt hatte die Lektüre von Seeromanen seinen Kopf derart verwirrt, daß er eines Tages plötzlich verschwand, um sich in der weiten Welt umzusehen. Zwar wurde er seinen Eltern bald zurückgebracht und von diesen, um einer zweiten Flucht aufs Meer vorzubeugen, einem Pensionat in der Ostschweiz übergeben; allein seine Seemannsgelüste ließen sich nun einmal nicht mehr zurückdrängen, und so sahen sich die Eltern genötigt, den Sohn der deutschen Seemannsschule in Hamburg anzuvertrauen. Nach genügender Ausbildung ging er dann zu Schiffe, fuhr zehn Jahre in der Welt umher, besuchte dann die Navigationsschule in Hamburg und genügte darauf seiner Militärpflicht bei der kaiserlichen Marine. Infolge eines Lungenleidens mußte er schließlich seinen Seemannsberuf aufgeben; aber obwohl er nun in den Kaufmannsstand übergetreten war, ließ ihn die alte Vorliebe für das Seewesen, für überseeische Länder und Bewohner doch nicht frei. Er begann nebenher Vorträge über seine Reisen und über seine Kolonialpolitik zu halten und fand damit leicht den Übergang zum Schriftsteller. Als solcher ließ er sich, nachdem er sich glücklich verheiratet hatte, in der Nähe seiner Vaterstadt nieder, wo er in der berühmten Gerbermühle dieselben Räume bewohnte, in der Goethe den »Westöstlichen Divan« dichtete. Hier verwertete er seine Erlebnisse in nahen und fernen Landen in folgenden Werken: »Unter Halbmond und Kreuz« (Roman, 1886); »In ferner Inselwelt« (Roman, II, 1888); »Marina. Ein Lied vom Ostseestrand« (1889); »Unter deutschen Palmen« (Roman, II, 1890); und »Schwarz-Weiß-Rot« (Roman, 1892). Im

Jahre 1892 war er nach Frankfurt a. M., 1893 nach dem benachbarten Oberrad und 1894 nach Oberursel übergesiedelt, wo er noch 2 Bände Marinehumoresken niederschrieb »Voll Dampf voraus!« (1896) und »Alle Mann auf!« (1898). Zunehmende Krankheit nahm ihm dann die Feder aus der Hand.

Adolf Hinrichsen, Das literarische Deutschland. 2. Aufl. Berlin 1891, S. 98. — Tagesblätter aus Frankfurt a. M. Franz Brümmer.

Nissel, Karl, dramatischer Dichter, * 25. November 1817 zu Neumarkt in Schlesien, † am 6. April 1900 in Liegnitz. — In einer an Entbehrungen reichen Jugend war die Volksschule die einzige Quelle seiner Bildung, und unter den vielen schweren Schicksalsschlägen war wohl der schwerste, daß er mit 19 Jahren durch einen Unfall körperlich schwer verunglückte. Dadurch mehr auf die Innenwelt zurückgedrängt, begann er als Autodidakt mit Mühe die Lücken seiner Bildung auszufüllen, um sich dann der Dichtung zu widmen. Er debütierte in verschiedenen Zeitschriften mit Gedichten und Novellen, schrieb ein ziemlich stürmisches Epos »Don Juan« und machte in dem Drama »Der Tag von Ivry« (1847), nach Sullys Memoiren gedichtet, den ersten dramatischen Versuch. Von der Bewegung des Jahres 1848 wie alle Idealisten gewaltig ergriffen, schloß er sich derselben mit ganzer Begeisterung an und blieb, als sie sich verlief, vollständig erschöpft auf dem Krankenlager liegen. Ein längerer Landaufenthalt, der das Trauerspiel »Alamo« zeitigte, sowie die Bekanntschaft mit dem späteren Hoftheater-Intendanten H. von Bequignolles in Liegnitz richteten N. wieder auf, erfüllten ihn mit frischem Lebensmut und waren ihm ein Sporn zu neuer Tätigkeit, die er von nun an vorzugsweise der Bühne widmete. Zwei Dramen, »Des Meisters Lohn« (1858) und »Die Söhne des Kaisers« (1859) zeigten sich als bühnengerecht und wurden mit gutem Erfolge aufgeführt. Seine Festrede zur Schiller-Jubelfeier (1859) gewann ihm eine Anzahl Gönner, die seinem erschöpften Körper die Mittel zu einem längeren Erholungsaufenthalt in dem liebenswürdigen Familienkreise des Dichters Emil Palleske zu Arnstadt in Thüringen gewährten. Hier entstand sein Trauerspiel »Ulrich von Hutten« (1861), eine sehr erfreuliche Dichtung, der auch die Anerkennung bei verschiedenen Aufführungen nicht fehlte. Die Übernahme einer neu gegründeten Zeitung im Jahre 1870 absorbierte nicht allein N.s geistige Tätigkeit, sondern ruinierte ihn auch materiell vollständig, so daß er nun mit geschwächten Kräften den Kampf gegen Not und Sorgen des Lebens führen mußte. Er hat ihn 30 Jahre lang geführt, sich aber nicht niederzwingen lassen, sondern vielmehr aus seinem reichen Born der Poesie weiter geschöpft. Von seinen dramatischen Arbeiten sind zu nennen »Rahel Russel« (Trauerspiel 1867), »Riego« (Histor. Drama, 1871), »Die Florentiner« (Trauerspiel 1872), »Hohenzoller und Piast« (Histor. Lustspiel 1873), »Dame Lucifer« (Lustspiel 1874), »Ein schöner Wahn« (Lustspiel 1876), »Das Wörterbuch des Diderot« (Histor. Lustspiel 1882), »Um hohen Preis« (Schauspiel 1887), »Um die deutsche Krone« (Trauerspiel 1889), »Am Roggenhause« (Histor. Trauerspiel 1891). In allen diesen Dichtungen offenbart sich zweifellos eine große Begabung des Dichters für das Drama, die um so höher anzuschlagen ist, als er doch wesentlich Autodidakt ist. Weniger hervorragend sind seine lyrischen und epischen Gedichte, die er uns in seinen beiden Sammlungen »Aus Zeit und Leben« (1880) und »Vom Wegesrande« (1894) bietet.

Persönliche Mitteilungen. — Karl Biesendahl, Deutsches Theaterjahrbuch, Berlin 1892, S. 398. Franz Brümmer.

Müller, Johann August Karl, dramatischer Schriftsteller, * am 12. Dezbr. 1838 zu Kakeldüt, einem kleinen Dorfe in Mecklenburg-Strelitz, † am 9. April 1900 in Berlin. — Er hatte das Gymnasium in Neustrelitz und das Friedrichs-Gymnasium in Berlin besucht und dann an der Berliner Universität Theologie und Geschichte studiert. Nachdem er sich definitiv für das Lehramt entschieden hatte und bereits seit Ostern 1864 an der Dorotheenstädtischen Realschule und am Friedrichsgymnasium als Hilfslehrer tätig gewesen war, leistete er nach bestandener Staatsprüfung von Michaelis 1864—65 am Friedrichs-Werderschen Gymnasium sein Probejahr ab und wurde unmittelbar darauf an dieser Anstalt als ordentlicher Lehrer angestellt. Er hat derselben fast 35 Jahre angehört, zuletzt als Professor und erster Oberlehrer. Nach nur fünftagiger Krankheit führte eine Blinddarmentzündung seinen Tod herbei. Mit Lust und Liebe hat er stets seines Amtes gewaltet und daneben doch noch Zeit gefunden, sich auch auf dem poetischen Gebiete zu betätigen: viele seiner unter anderm Namen geschriebenen Lustspiele sind mit großem Erfolge aufgeführt worden. An selbstandigen Arbeiten veröffentlichte er unter dem Namen Hans Müller die Lustspiele: »Quintus Horatius Flaccus« (1889, 2. Aufl. unter dem Titel: »Wodurch bereiten wir andern eine Freude?« 1902), »Das Hemdenknöpfchen« (1890), »Wenn man seine Tochter verborgt« (1892). Außerdem war er Mitarbeiter an den Possen und Lustspielen anderer Dichter; er bediente sich dann meist des Pseudonyms A. Weller. So war er beteiligt an den Possen W. Mannstaedts »Luftschlösser« (1875) — »Eine resolute Frau« (1876) — »Flamma« (1877) — »So sind sie alle« (1877) — »In harter Lehre« (1877) — »Der tolle Wenzel« (1882) — »Villa Sanssouci« (1883) — »Die schöne Ungarin« (1883) — »Vetter Brausewetter« (1884) — »Die wilde Katze« (1885), an Georg Engels' Posse »Fraulein Findling« (1885), an Eugen Frieses Lustspiel »Onkel Fritz« (1892), an Leopold Elys Posse »Ein gesunder Junge« (1895) u. a.

Jahresbericht über das Schuljahr 1900—1901 des Friedrichs Werderschen Gymnasiums in Berlin, vom Direktor Dr. R. Lange. Franz Brümmer.

Müller, Isidor, Dichter und Schriftsteller, * am 4. April 1827 zu Landeck in Tirol, † Ende September 1900 in Innsbruck. — Er hatte das Gymnasium in Innsbruck besucht, dann an der Wiener Universität Jurisprudenz studiert und war zum Doktor beider Rechte promoviert worden. Nach einer zweijahrigen Praxis beim Landesgericht in Wien und bei der Statthalterei in Innsbruck schied er freiwillig aus dem Staatsdienste und widmete seine Muße teils der Photographie, teils der Schriftstellerei. An 15 Jahre bereiste er als Portrat- und Landschaftsphotograph das Tiroler Land, weilte während dieser Zeit häufig in Imst, wo er im Hause seiner Schwester, die einen Gasthof besaß, ein Haustheater leitete, und schrieb das Tiroler Nationalschauspiel »Friedrich mit der leeren Tasche« (1855), das 1863 auf dem Innsbrucker Nationaltheater aufgeführt wurde, die epische Dichtung »Die Braut des Kaiserjagers« (1856), worin er das Tiroler Volksleben schilderte, die Erzählung »Alkeste, eine Christin aus der Heidenzeit« (1859) und unter dem Titel »Lorbeer und Leder« (1875) zwei dramatische Zeitdichtungen (Das Doktordiplom. — Das Dichtermonument), die uns mit einem Teil seiner Lebenskämpfe bekannt machen. Als im Jahre 1871 das Notariat in Tirol eingeführt wurde, trat M. wieder in den Staatsdienst; er wurde 1872 Notar in Hopfgarten, 1873 in Reutte und 1875 in Silz, wurde aber 1877 im Disziplinar-

wege aus dem Amte entfernt, »wegen unheilbarer Trunksucht«, wie es im Urteil hieß, in Wirklichkeit aber, weil er in öffentlichen Blättern die Mißstände im tirolischen Notariat etwas scharf gerügt und dabei auch die Herren vom Obergericht gestreift hatte. Mit dem Notariat verlor M. dann auch seine Frau, mit der er zwei Jahre verheiratet war, und welche die Ehescheidung mit der Motivierung begründete und in zweiter Instanz beim Obergericht auch durchsetzte, daß ihr, der mit Vermögen Gesegneten, der Amt- und Brotlose zur Last fallen würde. Dagegen verlieh ihm die Stadt Innsbruck aus freier Entschließung einen Stiftplatz in einem Männerversorgungshaus, von dem er jedoch erst im Jahre 1893 Gebrauch machte. In der Zwischenzeit lebte er entweder bei seinem Bruder in Landeck oder auf Reisen, gründete zwei Alpenvereins-Sektionen, die er auch als Vorstand und Sekretär leitete, und schrieb mehrere topographische Monographien; z. B. »Innsbruck-Bludenz (1889), »Landeck-Meran« (1890), »Das Patznaun« (1895), »Das Lechtal« (1896), die sämtlich vom österreichischen Touristenklub herausgegeben wurden, ferner »Tiroler Alpenbilder« (1884) und »Arlbahngedenk« (1887), hundert Gedichte auf alle interessanten Punkte der Arlbahn. Seit seiner festen Ansiedelung in Innsbruck war er mit der Herausgabe seiner »Poetischen Werke« (1885 ff.) beschäftigt, die in drei Serien, jede zu drei Bändchen, erschienen und außer den bereits genannten Arbeiten noch enthalten: »'s Christli, eine Geschichte aus Valgenair« und die dramatischen Schwänke »Die Tanzlektion auf der Alm« — »Der Schatzgraber« und »Der Vogelhändler«.

Persönliche Mitteilungen. Franz Brümmer.

Mohr, Ludwig, Dichter und Novellist, * 10. Februar 1833 zu Homberg, im ehemaligen Kurhessen, † 13. Juli 1900 in Wehlheiden bei Cassel. — Sein Vater galt in weitem Umkreise für den vollendetsten Schön- oder Kunstfärber; nebenbei war er ein geschickter Formstecher und aus Neigung Zeichner und Maler, der es unter günstigeren Verhältnissen wohl zur Meisterschaft in diesen Künsten gebracht hätte. Er starb 1843; in demselben Jahre folgte ihm seine Gattin in das Grab, und so übernahm die Erziehung des zehnjährigen Knaben der Großvater desselben. M. besuchte das Progymnasium und dann das Lehrerseminar in seiner Vaterstadt, bestand mit 19 Jahren die erste Lehrerprüfung und verwaltete dann drei Jahre lang auf Emserhof in der von Stockhausenschen Familie eine Hauslehrerstelle. Nachdem er darauf zwei Jahre als Reiter in der kurfürstlichen Garde du Corps seiner Militärpflicht genügt hatte, übernahm er die Leitung einer Privattöchterschule in Homberg; da ihm aber die in den fünfziger Jahren auf kirchlichem Gebiet sich geltend machende Reaktion den Lehrerberuf gründlich verleidete, er auch 1859 bei der Mobilmachung des hessischen Kontingents wieder der Standarte folgen mußte, so gab er seinen Beruf für immer auf, erlernte in Cassel die praktische Optik und Mechanik und associierte sich 1860 mit seinem späteren Schwager, nach dessen frühem Tode er das Geschäft allein weiterführte, bis er es 1866 nach Versiegung seiner pekuniären Hilfsquellen aufgeben mußte. In dieser Zeit brachen Tage bitterer Not über M. herein, und die Not machte ihn zum Schriftsteller. Seine ersten Erzählungen in der »Didaskalia« und in den »Feierstunden«, der belletristischen Beilage der »Hessischen Volkszeitung«, fanden Beifall und brachten ihm Brot. Als aber diese Zeitung einging, übernahm M. 1870 eine Stellung bei der Eisenbahndirektion in Cassel und lenkte somit in einen neuen Beruf ein. Als Eisenbahnsekretär war er viele Jahre

in Eschwege, 1885—88 in Nordhausen und dann wieder in Eschwege tätig, bis er sich bei der Reorganisation der Eisenbahnverwaltung am 1. April 1895 zur Disposition stellen ließ. Im Herbst d. J. siedelte er nach Wehlheiden bei Cassel über, wo er sich hinfort mit der Sammlung und Sichtung seiner zerstreuten Dichtungen und einer Gesamtausgabe derselben beschäftigte. — M.s lyrische Dichtungen (1898) haben nur einen geringen poetischen Wert.

Persönliche Mitteilungen. — Wilhelm Schoof, Die deutsche Dichtung in Hessen, 1901, S. 207. — Karl Leimbach, Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Bd. 6, S. 335. Franz Brümmer.

Stromberger, Christian Wilhelm, Hymnolog und Dichter, * 28. Juni 1826 zu Georgenhausen bei Darmstadt, † 30. März 1900 in Zwingenberg an der Bergstraße. — Er besuchte seit 1841 das Gymnasium in Darmstadt, und im Hause des Geh. Staatsrats Hallwachs, in dem er Aufnahme fand, kam er in einen regen literarischen und künstlerischen Verkehr; die Liebe zur Dichtkunst und zur Musik fand hier nachhaltige Förderung. Nachdem St. 1843 bis 1847 in Gießen Theologie studiert und dann noch ein Jahr lang das Seminar in Friedberg in der Wetterau besucht hatte, trat er zunächst in den Schuldienst, wirkte von 1848—1851 in Darmstadt und Butzbach, teils als öffentlicher, teils als privater Reallehrer, und wurde darauf Lehrer an der Realschule in Offenbach a. M., wo er sich mit Bertha v. Arnim, einer Tochter des Freiherrn Heinrich v. Arnim, verheiratete. Im Jahre 1857 trat er mit seiner Ernennung zum Pfarrer von Wenings bei Büdingen ins Predigtamt über und kam von hier 1866 als Pfarrer nach Zwingenberg an der Bergstraße, wo ihm 1885 auch das Dekanat übertragen wurde, das er bis 1895 verwaltete. Gelegentlich seines 50jährigen Amtsjubiläums wurde er vom Großherzoge zum Kirchenrat und von der Universität Gießen zum Ehrendoktor der Theologie ernannt. — St. hat sich besonders durch mehrere hymnologische Arbeiten bekannt gemacht, wie »Geistliche Lieder evangelischer Frauen des 17. und 18. Jahrhunderts« (1854), »Der Anna Sophie Landgräfin von Hessen Leben und Lieder« (1857), »Des Erasmus Alberus Leben und Lieder« (1857), »Die geistliche Dichtung in Hessen« (1886, Neue Folge, 1898); außerdem gab er, veranlaßt durch schwere Lebenserfahrungen, 50 sinnige Gedichte heraus unter dem Titel »Ernste Lieder« (1862), die bei den vielen Todesfällen in seiner Familie den Überlebenden ein herzlicher Zuruf sein sollten, »das Leben ernst zu nehmen und sich des Heilsglaubens zu vergewissern«.

Persönliche Mitteilungen. — Kochs Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs u. s. w., Bd. 7, S. 320 (Stuttgart 1872). — Die geistliche Dichtung in Hessen (s. o.), Neue Folge (Darmstadt 1899), S. 148. Franz Brümmer.

Doppler, Karl, Kapellmeister, * 12. September 1825 zu Lemberg, † 10. März 1900 zu Stuttgart. — Der Vater, Musiker in Lemberg, vererhte seine Begabung auf seine zwei Söhne, den älteren Franz, der sich als ungarischer Nationalkomponist einen Namen erworben hat, und den jüngeren Karl. Dieser wurde schon mit 11 Jahren als zweiter Flötist im Orchester des Ofener Theaters angestellt und rückte 1840 zum ersten Flötisten vor. Unter den Kompositionen des frühreifen Knaben befanden sich solche für Orchester sowie zu Schau- und Singspielen und zu einem oft gegebenen zweiaktigen Ballett »Der Hexenmeister« (1843). 1845 wurde der neunzehnjährige D. zweiter Kapellmeister am Kgl. Opernhaus in Ofen, gab jedoch diese Stellung bald auf, da sein

Ehrgeiz eine selbständige Opernleitung anstrebte. So wurde er Dirigent einer reisenden ungarischen Operngesellschaft, die in Arad, Temesvar, Großwardein und Klausenburg Vorstellungen veranstaltete. Die ungarische Revolution von 1848 setzte ihren Künstlerfahrten ein Ziel. D. kehrte nach Ofen zurück und vertrat seinen erkrankten Bruder Franz als Flötist im Orchester des Pester Nationaltheaters. Dann wurde er in den Strudel der kriegerischen Ereignisse gerissen und schloß sich 1849 der ungarischen Honvédarmee an. 1850 erhielt er den Posten eines zweiten Kapellmeisters am Nationaltheater in Pest, auf dem er zwölf Jahre lang blieb. Er schrieb damals mehrere Tondramen, die an der genannten Kunststätte zur Aufführung gelangten: 1853 die komische Oper »Das ungarische Grenadierlager« 1854 die große romantische »Der Sohn der Wildnis« (nach Halms Schauspiel), 1857 den dritten Akt einer dreiaktigen Festoper aus Anlaß des ersten Besuchs der Kaiserin Elisabeth in Pest. (Der erste Akt rührte von Erkel, der zweite von Franz Doppler her.) In jener Periode unternahm er auch in Gemeinschaft mit seinem Bruder an Gold und Lorbeern gleich einträgliche Künstlerreisen durch fast ganz Europa: die Leistungen der beiden in Technik, Vortrag und Zusammenspiel hervorragenden Flötisten trugen einen ganz eigenartigen Charakter.

1862 folgte D. einem Rufe an das K. K. Opernhaus in Wien, wo er jedoch nicht festen Fuß fassen konnte. Als daher die Wahl des Stuttgarter Hofkapellmeisters Eckert, der sich nach einer tüchtigen Kraft zu seiner Entlastung umsah, auf ihn fiel, nahm er das Anerbieten gerne an und trat am 1. September 1865 als Musikdirektor in den Verband des Stuttgarter Hoftheaters. Hier fand er eine bleibende Stätte und als Operndirigent, als Leiter der Abonnementskonzerte, als Lehrer des Kompositionsfaches am Kgl. Konservatorium für Musik ein reiches Feld gesegneter Tätigkeit. Am 6. März 1867 wurde er zum Hofkapellmeister ernannt. Am 1. September 1890 durfte er das Erinnerungsfest seiner 25jährigen Stuttgarter Wirksamkeit, am 26. September 1895 sein 50jähriges Dirigentenjubiläum unter vielseitiger Teilnahme feiern. Wie bei diesen Gelegenheiten wurden ihm auch sonst mancherlei Auszeichnungen zu teil. D. bewährte sich als einen äußerst gründlichen, gewissenhaften, zuverlässigen und ernsten Operndirigenten alten Schlags, der hinter der Pietät für die zu interpretierenden Meister die eigene Persönlichkeit völlig zurücktreten ließ. Von künstlerischer Genialität trug sein Wesen kaum etwas an sich. Er beschränkte sich darauf, den Kapellmeisterstab zu schwingen, ohne auf die Leitung der Stuttgarter Oper Einfluß auszuüben. Theaterintriguen war der schlichte und bescheidene Mann nicht gewachsen, und so mußte er in seinem Amte mancherlei Kränkungen über sich ergehen lassen. Als Komponist trat D. während seiner Stuttgarter Zeit nur noch wenig hervor. Er schrieb die Musik zu mehreren Schauspielen, Festspielen und dergleichen und bearbeitete einige ältere Opern, wie Zumsteegs »Geisterinsel«.

Am 30. April 1898 trat D. wegen Augenleidens in den Ruhestand. Dieser war durch mancherlei Krankheit getrübt; ein Anfall von Influenza führte schließlich das Ende herbei. Seine Lebensgefährtin Luise, geb. Kobler, einst beliebtes Mitglied des Pester Nationaltheaters, war ihm drei Tage vorher in das Jenseits vorausgegangen. Von den dieser Ehe entsprossenen Kindern wirken zwei am Stuttgarter Hoftheater: der Sohn Arpad als Chordirektor und die jüngste Tochter Olga (Gattin des Hofschauspielers Alsen) als sentimentale Liebhaberin.

»Schwäbische Kronik« vom 12. März 1900, Nr. 117 und vom 13. März, Nr. 119, (Stuttgarter) »Neues Tagblatt« vom 12. März Nr. 59 (mit handschriftlichen Aufzeichnungen Dopplers),

»Neue Musik-Zeitung« XXI Nr. 7, S. 83, »Neuer Almanach«, herausgegeben von der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger 12 S. 145, Adolf Palm, Briefe aus der Bretterwelt (Stuttgart 1881). Rudolf Krauß.

Engelmann, Emil, Dichter, * 26. August 1837 zu Kirchheim unter Teck in Württemberg, † 10. März 1900 zu Stuttgart. – Schon 1839 kam er nach Stuttgart, wo sein Vater, ursprünglich Apotheker, eine Schaumweinfabrik begründete. Der Jüngling bestimmte sich selbst zum Theologen, und seine Neigung zum idealistischen Stilleben hätte gewiß in der beschaulichen Existenz des Landpfarrers Befriedigung gefunden. Aber die Verhältnisse nötigten ihn, nachdem er das Gymnasium erledigt hatte, in die väterliche Fabrik einzutreten, der er, bis 1885 von einem geschäftstüchtigen Bruder unterstützt, mit Gewissenhaftigkeit, aber ohne rechte innere Freude bis an sein Ende vorstand. Ersatz für das, was er in einem seinem natürlichen Wesen nicht zusagenden Beruf entbehrte, bot ihm die Beschäftigung mit der Dichtkunst und ein harmonisches, durch eifrige Pflege der Musik verschöntes Familienleben. E. lebte mit einer Tochter Otto Elbens (s. Jahrb. IV S. 41—45) in kinderreicher Ehe. In den letzten Jahren hatte seine körperliche und geistige Spannkraft stark abgenommen; nur den Fernerstehenden erschien sein plötzliches Ende an einem Herzschlag als etwas Unerwartetes.

E. hat sein bescheidenes poetisches Talent niemals künstlich in die Höhe zu schrauben gesucht. Er war hauptsächlich Fest- und Gelegenheitsdichter von idealer Richtung. Bei der jährlich im Mai wiederkehrenden Schillerfeier des Stuttgarter Liederkranzes trug er mehr als zwanzigmal zum Gelingen des Festes sein Scherflein durch begeisterte Verse bei, die er vom Sockel des Schillerdenkmals zur wogenden Volksmenge sprach; der Liederkranz hat ihn dafür zu seinem Ehrenmitglied ernannt. Auch manches sangbare Lied hat E. gedichtet. Doch hat er nur eine Auswahl von seinen Dialektgedichten gesammelt und 1881 unter dem Titel »Aus dem Schwabenland«, zugleich mit Melodien von Ludwig Stark, herausgegeben. Ferner veröffentlichte er 1886 50 von ihm in neue Formen gebrachte alte Volkslieder unter dem Titel »Der Minnesänger«; auch sie sind mit Tonsätzen verschiedener Komponisten versehen.

Auf dem Gebiete der Epik trat E. 1893 mit einem kleinen Werkchen hervor: »Die Pfingstfahrt. Ein lustiger Sang aus dem Schwarzwald in 6 Abenteuern« — eine gewandte Nachahmung Scheffelscher und Wolffscher Poesie ohne Eigenart. Größeres Verdienst als durch seine selbständigen Leistungen hat er sich durch seine zahlreichen Bearbeitungen von Heldenliedern und Märchen für das deutsche Haus erworben. Sein hübsches formales Talent kam ihm dabei zu statten, und wenn man auch an seine Umdichtungen nicht den strengsten Maßstab wissenschaftlich-ästhetischer Kritik legen darf, so ist darin wenigstens der passende Ton für das Volk und namentlich für die Jugend glücklich getroffen. Diese Werke E.s, durch Paul Neff und andere Stuttgarter Verleger flott ausgestattet und mit Illustrationen bedacht, erfreuen sich großer Beliebtheit und weiter Verbreitung und konnten meist wiederholt aufgelegt werden. 1878 eröffneten die »Volksmärchen und Göttersagen aus germanischer Vorzeit« den Reigen, mit einer Neuen Folge vom Jahre 1882. Daran reihten sich »Märchenbilder aus germanischer Vorzeit« und »Die schönsten Mären und Heldensagen der Vorzeit«. Dann machte er sich an das Nibelungenlied, das Gudrunlied, die Frithjofssage, Parzival, später auch

an die Odyssee. Daneben erzählte er mehrere Bände alter Märchen in Prosa oder Versen und bearbeitete Gustav Schwabs Sagen des klassischen Altertums »in freier Auswahl« für die Jugend. So hat E. in großem Maßstab zur Popularisierung der wertvollsten poetischen Schätze unserer Nation in dankenswerter Weise mitgewirkt.

»Schwäbische Kronik« vom 12. März 1900, Nr. 117, und vom 14. März, Nr. 121, »Staats-Anzeiger für Württemberg« vom 12. März 1900, Nr. 59, »Das literarische Echo« II Sp. 1027 f., Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts (5. Ausgabe), I S. 329 und 541, Kürschners Deutscher Literaturkalender, »Zur Erinnerung an Emil Engelmann« (Leichenreden, Nachrufe, Gedichte auf ihn). Rudolf Krauß.

Fischbach, Heinrich (von), Forstmann, * 21. Mai 1827 zu Hohenheim bei Stuttgart, † 5. August 1900 zu Stuttgart. — Nachdem er, der Sohn eines Hofgärtners, in der Lehranstalt zu Stetten im Remstal und im Stuttgarter Gymnasium seinen Schulunterricht genossen, das forstwissenschaftliche Studium mit Auszeichnung absolviert hatte und zwei Jahre lang Assistent bei den Forstämtern Weingarten und Neuenbürg gewesen war, übernahm er 1852 eine Professur für Forstwissenschaft an der land- und forstwirtschaftlichen Akademie Hohenheim, trat 1866 in den praktischen Forstdienst zurück, war Forstmeister in Rottweil und Schorndorf und gehörte seit 1875, zuerst als Forstrat, spater als Oberforstrat, der Forstdirektion in Stuttgart an. Hier entfaltete er eine fast 25jährige ersprießliche Tätigkeit, deren Schwerpunkt im Waldbau lag. Dieser und der Forstbotanik galt auch hauptsächlich sein literarisches Wirken; insbesondere sein Leitfaden der Forstbotanik erlebte mehrere Auflagen und fand weite Verbreitung. Um das öffentliche Leben der württembergischen Hauptstadt machte sich F. mannigfach verdient. 1876 trat er in den Ausschuß des Verschönerungsvereins ein, dessen Vorstandschaft er 1884 übernahm und 16 Jahre lang behielt. In diesem Nebenamte hat er für Stuttgart und seine Umgebung, namentlich durch Schöpfung herrlicher Anlagen und wohlgepflegter Waldwege, Außerordentliches geleistet. 1882/9 war er zugleich Ausschußmitglied des Gartenbauvereins und Redakteur der Zeitschrift dieses Vereins. — Im April 1900 trat F., nachdem er wenige Tage zuvor sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert und aus diesem Anlaß den Titel eines Forstdirektors erhalten hatte, in den bleibenden Ruhestand. Die letzten Monate seines Lebens trübten schwere Leiden. — Er hinterließ eine Gattin (Eugenie, geb. Leube) und drei Kinder.

»Schwäbische Kronik« vom 7. August 1900, Nr. 362 und vom 9. August, Nr. 366, (Stuttgarter) »Neues Tagblatt« vom 7. August, Nr. 182, »Staats-Anzeiger für Württemberg« vom 9. August, Nr. 184, »Forstwissenschaftl. Zentralblatt« 1900, S. 588, »Allgemeine Forst- und Jagdzeitung« 1900, S. 329. R. Krauß.

Zeman, Johann, Professor für mechanische Technologie und Oberbaurat, * 20. Mai 1844 zu Josefstadt in Böhmen, † 30. Juli 1900 zu Degerloch bei Stuttgart. — Er verbrachte die Jugend in Mainz und besuchte die dortige Realschule, studierte am polytechnischen Institut in Wien und wurde nach kurzer praktischer Tätigkeit 1867 Assistent für mechanische Technologie, 1869 Privatdozent an der deutschen polytechnischen Hochschule zu Prag. Anfang 1872 trat er mit einem von der österreichischen Regierung empfangenen Reisestipendium eine längere Studienreise an und übernahm 1873 die Leitung von »Dinglers polytechnischem Journal« in Augsburg, einer Gründung des Cottaschen Verlags. Er blieb bis 1887 als Chefredakteur an der Spitze des an-

geschenen Fachblattes. Indessen hatte er schon 1881 Augsburg verlassen, um eine Professur für mechanische Technologie an der technischen Hochschule in Stuttgart zu bekleiden. Zwei Jahrzehnte lang wirkte er in dieser Stellung, als Lehrer geachtet und beliebt, als Vorstand der Sammlung für mechanische Technologie und Arbeiterschutz geschätzt. Schriftstellerisch trat er nur wenig hervor; doch leistete er manches Jahr der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure wichtige Dienste. Auch am öffentlichen Leben Stuttgarts nahm Z. regen Anteil: ein warmherziger Patriot, stellte er sich der Deutschen Partei zur Verfügung und machte sich ihr als schlagfertiger, humorbegabter Redner nützlich. 1890/91 war er Mitglied des hauptstädtischen Bürgerausschusses. Zwei Jahre vor seinem Tode erlitt er einen Schlaganfall, dessen schlimme Folgen er niemals ganz überwand. Im Höhenluftkurort Degerloch, wo er Erholung suchte, führte ein Herzschlag das Ende plötzlich herbei. Eine Witwe (Elisabeth, geb. Giese) und drei Kinder überlebten ihn.

»Dinglers Polytechnisches Journal« vom 18. August 1900 (81. Jahrg., Bd. 315, Heft 33) S. 517 (mit Bild), »Schwäb. Kronik« vom 31. Juli 1900, Nr. 350 und 2. August Nr. 354, (Stuttgarter) »Neues Tageblatt« von denselben Tagen Nr. 176 und 178, Beil. z. »Allg. Ztg« 1900, Nr. 176. R. Krauß.

Zöppritz, Karl, Großindustrieller, * 26. April 1812 zu Darmstadt, † 5. Oktober 1900 zu Mergelstetten (im württembergischen Oberamt Heidenheim). — Nachdem Z., der Sprosse einer angesehenen Darmstädter Kaufmannsfamilie, die kaufmännische Lehre durchgemacht und seine Ausbildung im Auslande, namentlich in Frankreich, vervollkommnet hatte, trat er 1834 in das väterliche Tuchgeschäft ein. Jahres darauf vermählte er sich mit Margarete Sophie Weidenbusch, Tochter eines großherzoglichen Hofgerichtsadvokaten; der harmonischen Ehe, die 1881 durch den Tod der Gattin gelöst wurde, entstammten zehn Kinder, von denen sechs den Vater überlebten. An den politischen Angelegenheiten seines engeren Vaterlandes nahm Z. lebhaften Anteil. 1847 wurde er zum Abgeordneten in die zweite hessische Ständekammer gewählt, wo er bald eine einflußreiche Stellung gewann. Er huldigte einem maßvollen Liberalismus; in der deutschen Einheitsbewegung hielt er sich zu den Anhängern des preußischen Erbkaisertums.

1856 schied Z. von seinem Geburtsland für immer. Schon 1828 hatte sein ältester Bruder Jakob eine früher in Pfungstadt bei Darmstadt betriebene Wolldeckenfabrik nach Mergelstetten verlegt. Bald trat ein zweiter Bruder Georg und zuletzt auch Karl in die Mergelstetter Firma »Gebrüder Zöppritz« ein, die sich durch die Anlage einer Spinnerei im benachbarten Neubolheim bedeutend vergrößert hatte. 1871 gingen diese Unternehmungen in den alleinigen Besitz von Karl Z. über, der seinen Sohn Viktor zum Teilhaber annahm. Das Geschäft entwickelte sich zu einem der ersten industriellen Etablissements Württembergs, und seine Erzeugnisse genossen Weltruf. Für seine Arbeiterschaft, mit der er stets im schönsten Frieden zusammenlebte und zusammenwirkte, sorgte er durch eine Reihe gemeinnütziger Einrichtungen und wohltätiger Stiftungen. Am industriellen Leben seiner Adoptivheimat wie auch des weiteren deutschen Vaterlandes beteiligte sich Z. bis zuletzt in hervorragender Weise. 1867 wurde er Mitglied, 1872 Vizevorstand, 1875 Vorstand der Handels- und Gewerbekammer zu Heidenheim und leitete ein Vierteljahrhundert die Verhandlungen dieses Kollegiums mit Geschick und Umsicht. Ferner war er langjähriger Beirat der Kgl. Zentralstelle für Gewerbe

und Handel, stellvertretendes Mitglied des gewerblichen Sachverständigenvereins für Württemberg, Baden und Hessen, Mitglied des Kuratoriums der Heidenheimer Webschule, Aufsichtsratsmitglied der Württembergischen Vereinsbank u. s. w. Überall war sein auf reiche Erfahrungen gestützter Rat, sein klares Urteil erwünscht und geschätzt. Als Politiker trat er nur noch wenig an die Öffentlichkeit; doch war er ein überzeugter Anhänger der Deutschen Partei und trug zur Ausbreitung patriotischer Ideen nach Kräften bei.

Bis zur letzten kurzen Krankheit ein aufrechter, ungebeugter, arbeitsamer und geistig frischer Greis führte Z. in seiner gastlichen, durch häufige Besuche seiner Kinder, Enkel und Urenkel belebten Villa Hohlenstein ein beneidenswertes Dasein. Auch an äußerer Anerkennung hat es seiner erfolgreichen Laufbahn nicht gefehlt. 1880 wurde er zum Kommerzienrat, 1892 aus Anlaß eines Besuches Königs Wilhelms II. in Mergelstetten zum Geheimen Kommerzienrat ernannt.

»Schwäbische Kronik« vom 29. November 1900, Nr. 558, »Gewerbeblatt aus Württemberg« 1900, Nr .41.

R. Krauß.

Wintterlin, Dr. (Georg) August (von), Bibliothekar, Kunstschriftsteller und Dichter, * 13. Juni 1832 in Stuttgart, † 3. Juli 1900 ebenda. — Der Sohn des nachmaligen Hofdomänenrats Friedrich Wintterlin, empfing er seine theologisch-philologische Ausbildung im niederen Seminar Urach und im Tübinger Stift; die Einseitigkeit der württembergischen Seminarerziehung hat er im Laufe seines Lebens bis auf den letzten Rest abzustreifen gewußt. Nachdem er zum Abschluß seiner Studien, in deren Vordergrund die philologischen Fächer standen, eine wissenschaftliche Reise nach Berlin, London und Paris unternommen und sich 1855 die philosophische Doktorwürde erworben hatte, trat er nur für kurze Frist, als Weinsberger Vikar, in den praktischen Kirchendienst ein und ging bald zum Lehrberuf über. Von 1856 bis 1860 unterrichtete er in Geschichte, deutscher Sprache, Literatur und Philosophie an der Ludwigsburger Kriegsschule, amtete dann als Vikar und Hilfslehrer am Stuttgarter Obergymnasium, vorübergehend auch am Blaubeurer Seminar, nachdem er noch 1862 die höhere philologische Dienstprüfung, das sog. Professoratsexamen, bestanden hatte. 1865 nahm er vom Lehrerberuf, den er zeitlebens in schönstem Andenken behielt, für immer Abschied: damals wurde er zum dritten Bibliothekar an der Kgl. öffentlichen (jetzt: Landes-) Bibliothek in Stuttgart ernannt. 1873 rückte er auf die zweite Stelle vor und übernahm gleichzeitig die Inspektion des Kgl. Münz- und Medaillenkabinetts, welches Nebenamt er jedoch 1881 wieder abtrat, weil die Bibliothek seine volle Arbeitskraft in Anspruch nahm. 1895 durch den Oberstudienratstitel ausgezeichnet, wurde er 1897 Oberbibliothekar und erhielt noch kurz vor seinem Ende aus Anlaß seiner Pensionierung am 21. Mai 1900 den mit dem Personaladel verbundenen Rang und Titel eines Direktors.

Zum Bibliothekar war W. sowohl durch seine umfassende allgemeine Bildung, die nicht in Fachinteressen aufging, als auch durch sein bedeutendes Organisationstalent und praktisches Geschick in hohem Maße geeignet. Mit starkem Willen drückte er der Anstalt, der er diente, den Stempel seines Geistes auf. Als 1878 der längst geplante Neubau der Bibliothek, zu dessen Zustandekommen er nicht wenig beigetragen hatte, in Angriff genommen wurde, stand er als Vertreter der Anstalt dem Baumeister zur Seite und

übte, unterstützt durch nicht gewöhnliches architektonisches Verständnis, auf die Anlage des Ganzen wie auf die Gestaltung im einzelnen entscheidenden Einfluß aus. Er war es schließlich auch, der die Überführung der Büchersammlungen aus dem alten Hause in das neue leitete. Er war unermüdlich darauf bedacht, die Mittel der Anstalt zu vermehren, Verbesserungen einzuführen, dem Publikum Erleichterungen zu verschaffen. Er brachte die denkbar liberalsten Grundsätze in der Verwaltung der Bibliothek zur Geltung. Daneben beteiligte er sich mit Eifer an den Ordnungs- und Katalogisierungsarbeiten, setzte die Anfertigung von Sachkatalogen durch, begründete eine Sammlung von württembergischen Bildnissen und Ansichten. Vermöge seiner ganzen Individualität, seines entgegenkommenden, verbindlichen und hilfsbereiten Wesens gab er das Muster eines Bibliothekars ab. Hunderte haben sich jahraus, jahrein, wissenschaftliche Unterstützung suchend, an ihn gewandt, und stets hat er gerne nach Möglichkeit jeden beraten, jedem geholfen. Es war überhaupt ein liebenswürdiger Zug in seiner Natur, daß er die emporstrebende Jugend willig anerkannt und gefördert, sich fremden Verdienstes neidlos zu freuen gewußt hat.

So hoch Amt und Beruf W. standen, blieb doch sein Geist nicht ausschließlich in den Kreis der Alltagspflichten gebannt. Die Poesie war ihm von Jugend an eine traute Gefährtin. In den letzten Jahrgängen des absterbenden »Morgenblatts für gebildete Stände« verdiente sich der junge Gymnasiallehrer, der sogar zeitweise einen Teil der Redaktionsgeschäfte für das Blatt besorgte, als Lyriker die Sporen. 1867 ließ er das fünfaktige Lustspiel »Die Bürgermeisterin von Schorndorf« im Buchhandel erscheinen, das 1882 im Verein mit 25 anmutigen Distichen über die »Schwäbische Weinlese« zum zweitenmal aufgelegt wurde. W. hat jenen populären und dankbaren Stoff aus der vaterländischen Geschichte schlicht und natürlich behandelt, hat gesunden Humor entwickelt und ist der naheliegenden Gefahr, ins Possenhafte zu verfallen, mit sicherem Takte ausgewichen. Das durchaus bühnengerechte Stück fand bei seinen wiederholten Aufführungen im Stuttgarter Hoftheater freundlichen Beifall. Geringeren Erfolg hatte das zweiaktige Lustspiel »Der Geisterbanner«, ein in zierlichen Versen abgefaßtes Verkleidungsspiel älteren Stils, das den Aberglauben in allzu harmloser Weise verspottet. Später trat W. nur noch selten mit kleineren lyrischen Gaben hervor. Er kam niemals dazu, seine zerstreuten Gedichte zu sammeln.

W., mit einem Zuge geistiger Überlegenheit, der gerne die Form feiner Ironie annahm, ausgestattet, war seinem innern Wesen nach fast mehr noch eine Künstler- als eine Gelehrtennatur. Sein Verständnis für die bildenden Künste blieb hinter dem für die redenden um nichts zurück. Sein Lieblingsstudium war die einheimische Kunstgeschichte. So wurde er zum Biographen vieler württembergischen Maler, Bildhauer und Baumeister. Die bedeutendsten seiner in der Allgemeinen Deutschen Biographie, im Schwäbischen Merkur und anderwärts veröffentlichten Aufsätze hat er zu dem schönen Buche »Württembergische Künstler in Lebensbildern« (1895) vereinigt. Mit einem den Stoff gründlich beherrschenden Wissen, mit reifem und besonnenem Urteil verbindet er eine lebensvolle Darstellung, die klar und deutlich jede geschilderte Persönlichkeit vor das geistige Auge des Lesers rückt.

Ein solcher Mann mußte natürlich im künstlerisch-literarischen Leben seiner Heimat eine Rolle spielen. Verschiedenen wissenschaftlichen Instituten widmete er seine Dienste. So gehörte er seit 1879 der Sachverständigen-

kommission beim Konservatorium der vaterländischen Kunst- und Altertumssammlung an. 1891 wurde er als ordentliches Mitglied in die damals ins Leben getretene Württembergische Kommission für Landesgeschichte, 1895 in den Ausschuß des neugegründeten Schwäbischen Schillervereins berufen, wie er auch längere Zeit im Interesse der Deutschen Schillerstiftung als Vorstandsmitglied des Stuttgarter Zweigvereins tätig war. 1898 ernannte ihn die *Académie des Sciences de Besançon* zu ihrem auswärtigen Mitglied.

Der ehrenvollen öffentlichen Laufbahn W.s stellte sich ergänzend das stillere Glück im Schoß der Familie zur Seite. Er war seit Mai 1866 mit Emilie Stälin, der Tochter des damaligen Stuttgarter Oberbibliothekars und bekannten württembergischen Geschichtsschreibers Chr. Fr. Stälin, vermählt. Zwei Söhne entstammten dieser Ehe. — Endlich mußte er das volle Maß Erdenglücks, das ihm zu teil geworden war, mit einem langen Leidensjahr bezahlen. Im Sommer 1899 zeigte sich eine bösartige Darmkrankheit, der W. schließlich erlag.

»Schwäbische Kronik« vom 5. Juli 1900 Nr. 307, 4. August Nr. 359 Sonntagbeil. (Karl Steiff) und 4. Oktober Nr. 461 (Karl Biesendahl), Rudolf Krauß im (Stuttgarter) »Neuen Tagblatt« vom 7. Juli Nr. 156, »Staats-Anzeiger für Württemberg« vom 3. Juli Nr. 152 und 6. Juli Nr. 155, »Centralblatt für Bibliothekswesen« XVII (1900) S. 447 f., Brümmers Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts (5. Ausgabe) IV S. 362., und 509, gedruckte Leichenrede.

Rudolf Krauß.

Blösch, Karl Emil, Dr. phil., Oberbibliothekar der Stadtbibliothek und außerordentlicher Professor der Theologie an der Universität Bern, * 11. Januar 1838 in Burgdorf, † 11. März 1900 in Bern. — Geboren als dritter Sohn des Fürsprechers Eduard B., späteren bernischen Landammans und Regierungspräsidenten, und der Frau Lina geb. Schnell, wuchs er in der bernischen Landstadt Burgdorf auf, die dem aus Biel stammenden Vater durch seine Verheiratung zur zweiten Heimat geworden war. Der politische Umschwung des Jahres 1850, der die radikale Regierung beseitigte und den Vater als konservativen Parteiführer an die Spitze des Staates stellte, brachte die Übersiedelung der Familie nach Bern mit sich, wo sich Emil dem Studium der Theologie widmete und am 7. August 1861 zum Predigtamt konsekriert wurde. Er hatte außer der bernischen Hochschule auch die Universitäten von Heidelberg und Berlin besucht. Nach dreijährigem Vikariatsdienste, in dem namentlich der Aufenthalt bei dem scharfdenkenden Religionsphilosophen Johann Peter Romang, damals Pfarrer in Niederbipp, dem leidenschaftlichen Gegner des junghegelschen Pantheismus, für die Ausprägung seines Charakters bestimmend wurde, erhielt B. sein erstes Pfarramt am 14. September 1864 in Laupen, wo er auch durch Verheiratung mit der Tochter des Theologieprofessors Gottlieb Studer seinen Hausstand gründete.

Dem Pfarramte widmete er sich mit reicher Geisteskraft und aufrichtigem Herzen. Dennoch fand er darin nicht volle Befriedigung. Es lag dies teilweise an der nicht gerade sehr kirchlich gewöhnten Gemeinde, noch mehr aber an den Zeitumständen. In jenen Jahren waren im Kanton Bern die bis dahin latenten religiösen Gegensatze auf die Spitze getrieben worden. Auf der einen Seite standen die Vertreter der Reformrichtung, die das althergebrachte kirchliche Wesen oft schonungslos kritisierten und ohne Bedenken preisgeben wollten. Sie scharten sich um die im Seminarsturm als mutige Vorkämpfer bewährten Brüder Langhans. Auf der andern Seite fochten die Verteidiger der Überlieferung für Bibel und Bekenntnis. Dazwischen eine

Vermittlungstheologie, die ziemlich prinziplos den status quo zu wahren suchte und dem neuen Geiste nur die allernötigsten Konzessionen machen wollte. B. konnte sich keiner dieser Richtungen anschließen. Sein selbständiger, zur Kritik angelegter Geist zeigte ihm die Fehler einer jeden von ihnen und den tieferliegenden Schaden, den sie alle übersahen. In einem eindringlich geschriebenen Schriftchen: »Zur kirchlichen Frage« (1871) zeigte er an dem Bilde der altreformierten bernischen Staatskirche, wie anders seitdem die Denkart der Menschen sich gestaltet habe und wie deshalb eine Kirche im früheren Sinne heutzutage unmöglich geworden sei. Nur praktische Betätigung in gemeinnützigem Schaffen zum besten des Volkes könne noch einigermaßen ein Zusammenhalten der verschiedenen Richtungen und damit den provisorischen Fortbestand einer Art von Kirche ermöglichen. Mit den Bestrebungen, eine Neugestaltung der Landeskirche, im wesentlichen in der bisherigen Form, nur ohne formuliertes Bekenntnis, herbeizuführen, konnte er sich nicht einverstanden erklären, er sah davon nur eine Beschleunigung des Verfalls der Kirche voraus. Als daher am 18. Januar 1874 ein neues Kirchengesetz vom Volke angenommen und bald nachher durch die Einführung der Zivilstandsregister, von deren Führung die Geistlichen ausgeschlossen wurden, dem Pfarramte die bisherige Stellung im Staate genommen wurde, zog er, prinzipiell wie er war, die letzten Konsequenzen, legte sein Pfarramt nieder und trat zugleich aus dem geistlichen Stande aus.

B. siedelte nun nach Bern über und widmete von da an seine ganze Tätigkeit der Geschichtsforschung. Er hatte bereits auf diesem Felde gearbeitet und einige Früchte gewonnen. Sein erstes Buch war die 1872 erschienene Biographie seines Vaters († 7. Februar 1866): »Eduard Blösch und dreißig Jahre bernischer Geschichte«, ein lebendiges Bild des charaktervollen konservativen Staatsmannes, mit einer Fülle von Mitteilungen aus dessen Aufzeichnungen zur Zeitgeschichte. In frühere Zeiten hinauf hatte ihn seine zweite Schrift geführt: »Geschichte von Laupen«, die 1875 im Jahrgang VIII des Archivs des historischen Vereins von Bern erschien, eine Frucht seines Aufenthaltes in jener geschichtlich so denkwürdigen kleinen Stadt.

Die erste Anstellung nach seinem Austritte aus dem Kirchendienste bot sich am bernischen Staatsarchiv, wo er als Gehilfe des hochverdienten Staatsschreibers v. Stürler an der Herausgabe der »*Fontes Rerum Bernensium*« arbeitete, von denen damals 4 Bände zum Druck befördert wurden. Zugleich machte er sich dadurch vertraut mit den reichen Schätzen an historischem Quellenmaterial, die dieses Archiv enthält, eine für den künftigen Historiker unschätzbare Einführung in die strenge Forschung. Am 9. Dezember 1878 wählte ihn sodann der Burgerrat von Bern zum Oberbibliothekar der Stadtbibliothek und es eröffnete sich ihm damit, neben einer organisatorischen Arbeit im Bibliotheksfache, zugleich ein neues historisches Forschungsgebiet durch den ungehemmten Gebrauch des reichen Handschriftenschatzes dieser Anstalt. Von da an begann eine Periode fruchtbarster Produktivität auf dem historischen und kirchenhistorischen Gebiet. Die Arbeitskraft des Oberbibliothekars schien unerschöpflich. Nicht nur bewältigte er die von Jahr zu Jahr anwachsende Arbeit an der Bibliothek, die neu katalogisiert und den modernen Anforderungen wenigstens einigermaßen angepaßt wurde — als Zeugnis dieser Tätigkeit erschien 1895 der umfangreiche Katalog der Handschriften zur Schweizergeschichte im Druck, — sondern er veröffentlichte, teils in Zeitschriften und Sammelwerken, teils als selbständige Schriften, eine

lange Reihe von Arbeiten historischer Forschung und Darstellung. Brandstetter, in seinem 1890 erschienenen Repertorium der Schweizergeschichte, erwähnt deren mehr als 80 und seither wurde das Hundert weit überschritten. Neben dem Archiv des historischen Vereins bedachte er besonders das »Berner Taschenbuch«, das er auch 10 Jahre lang, 1876—86, redigierte, mit Beiträgen, dann das Jahrbuch der schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft (»die Vorreformation in Bern«, 1883), die »Alpenrosen«, den »Bund«, Meilis »Theologische Zeitschrift aus der Schweiz« u. a. m.

Eine Hauptseite seiner Tätigkeit war die Leitung des historischen Vereins des Kantons Bern, dessen Präsident er von 1881 an bis zu seinem Tode war. Als solcher hatte er nicht nur für die Sitzungen die Bestellung der geistigen Tafel zu besorgen, sondern auch jeweilen die Diskussion zu eröffnen, was er dann jedesmal in musterhaft klarer Darlegung der Grundgedanken der Referate und ihrer Eingliederung in den Organismus des historischen Wissens tat. Für die Jahresversammlungen bearbeitete er die Jahresberichte, die in ihrer Zusammenstellung eine vollständige Darstellung der geleisteten Arbeit geben. Seiner Anregung oder wenigstens Mitwirkung sind auch die in diesen Jahren vom historischen Verein ausgegangenen Publikationen zu verdanken: die »Sammlung bernischer Biographien« (4 Bände, 1884—1902), die Neuausgabe der Chronik des Valerius Anshelm (6 Bände 1884—1901) und die Festschrift zur Gründungsfeier der Stadt Bern 1891, für die er die Entwicklung der Stadt Bern zum Staate, mit vielen historischen Kartenbeilagen, bearbeitete. Ebenso beteiligte er sich an der Festschrift zum Jubiläum Albrechts von Haller 1877, in der er den äußeren Lebenslauf des Gefeierten darstellte, und an der Festschrift zur Eröffnung des Kunstmuseums 1879. Für die wiedererweckten Neujahrsblätter des historischen Vereins bearbeitete er 1894 das Leben des helvetischen Staatsmannes Bernhard Friedrich Kuhn und für die »Allgemeine deutsche Biographie« eine ganze Reihe von Artikeln über bernische Persönlichkeiten.

Schien es so eine Zeitlang fast, als ob B. seinem ursprünglichen theologischen Studium zugunsten der Geschichtsforschung ganz untreu geworden sei, so sollte die letzte Periode seines Lebens doch auch diese Seite wieder zur Geltung bringen. Er habilitierte sich im Frühjahr 1885 als Privatdocent für schweizerische Kirchengeschichte an der theologischen Fakultät der Universität Bern, inaugurierte seine Tätigkeit mit einer Antrittsvorlesung »über den eigenartigen Charakter der Reformation in Bern«, die im kirchlichen »Volksblatt« abgedruckt wurde, und hielt von da an regelmäßig Vorlesungen über sein Fach. In Anerkennung dieser Leistungen ernannte ihn die Regierung 1891 zum außerordentlichen Professor für neuere Kirchengeschichte. Aus dieser Tätigkeit erwuchs das Hauptwerk seiner letzten Jahre, die zweibändige »Geschichte der schweizerischen reformierten Kirchen« (Bern, 1898, 1899), die vom Abschluß der Reformation im Jahre 1531 an bis zur Gegenwart führt. Es war dieses Werk seit Hottingers 200 Jahre früher erschienenen »helvetischen Kirchengeschichten« die erste zusammenfassende Darstellung dieses Gebietes, nachdem die Specialforschung in zahlreichen Einzeluntersuchungen die Bausteine gebrochen hatte, aus denen nun der große Bau, von Meisterhand zusammengefügt, emporwuchs. Daneben liefen die kleineren Arbeiten immer fort, so noch zuletzt die Beiträge zur neuen, dritten Auflage der »Theologischen Realenzyklopädie« von Hauck u. a. m.

In diesen späteren Jahren gewann B. auch wieder ein positiveres Verhältnis zu den kirchlichen Fragen. Noch 1876 hatte er zwar in einer zweiten

schneidig geschriebenen Broschüre »Ein kirchliches Programm« seine Zweifel an der Möglichkeit einer Fortexistenz der Landeskirche unter den neuen Verhältnissen wiederholt. Aber nach und nach lernte er einsehen, daß prinzipielle Richtigkeit und praktisches Bedürfnis zwei verschiedene Dinge seien und daß auch unter veränderten Verhältnissen das Pfarramt doch nicht ganz »gegenstandslos« geworden sei. Er hielt nun praktisch zur Mittelpartei und beteiligte sich namentlich eifrig an der von ihr mit Erfolg ins Leben gerufenen kirchlichen Liebestätigkeit, die in der Gründung verschiedener Anstalten für Kranken- und Armenpflege schöne Früchte zeitigte.

Bis zuletzt trug dabei der unermüdliche Mann die Bürde eines doppelten Amtes und außerdem noch einer ganzen Reihe anderer zeitraubender Ämtlein, wie sie sich solchen im Vordergrunde stehenden Persönlichkeiten unausweichbar anheften. Es war ihm das nur möglich einmal durch eine über das gewöhnliche Maß weit hinausgehende Arbeitskraft, sodann durch eine Selbstverleugnung, die auf alles, was Erholung und Vergnügen heißt, gern verzichtete. Er war stets auf seinem Platze an der Bibliothek, nahm niemals Ferien, und wenn die akademischen Vorlesungen geschlossen waren, so freute er sich, desto ungestörter arbeiten zu können. So lebte er jahrelang in größter Regelmäßigkeit, scheinbar immer gleich rüstig und gesund. Zwar war es unvermeidlich, daß bei einer so aufreibenden Tätigkeit hier und da Ermüdung eintrat und namentlich seine letzten Arbeiten blieben nicht ganz frei von Flüchtigkeiten, die der sonst so sorgfältig arbeitende Gelehrte nicht mehr immer bemerkte. Aber diese kleinen Mängel, die ein aufmerksamer Leser leicht verbessert, mindern das Maß der wissenschaftlichen Leistung nur unbedeutend.

An Anerkennung hat es B. nicht gefehlt, wenn sie sich auch in bescheidenen Grenzen hielt. Schon 1875 ehrte ihn die Universität Zürich beim Übergang in seine neue Tätigkeit durch den Ehrendoktor der Philosophie. Das Jubiläum der Stadt Bern 1891 brachte ihm und seiner Familie das Ehrenbürgerrecht und die Schenkung des Gesellschaftsrechtes zu Mittellöwen. Endlich wollte ihn noch die theologische Fakultät in Bern durch die Wahl zum Dekan und die Universität Lausanne durch Erteilung der theologischen Doktorwürde ehren, als im Frühjahr 1900 ein Anfall der Influenza mit Lungenentzündung seinem arbeitsreichen Leben ein Ziel setzte.

Nekrologe brachten u. a. G. Meyer von Knonau, im »Anzeiger für Schweiz. Geschichte«, 1901, 388, ferner das »Berner Tagblatt« vom 14. März 1900 aus der Feder von W. F. von Mülinen, das »Schweizerische Kirchenblatt« vom 31. März aus der des Pfarrers Franz Studer und die »Schweiz. Reformblätter« vom 31. März und 7. April aus der des Unterzeichneten.

R. Steck.

Heinrichs, Gustav von, Generalleutnant z. D., * 19. Mai 1839 zu Marienwerder, † 4. März 1900 zu Charlottenburg. — Als Einjährig-Freiwilliger 1859 beim Ersatz-Bataillon der 3. Infanterie-Brigade am 1. August 1859 eingetreten, wurde v. H. Avantageur im 4. Infanterie-Regiment, wo er 1860 zum Sekondeleutnant avancierte. Mit diesem machte er den Feldzug von 1866 in Österreich mit, wurde 1867 Premierleutnant und nahm, als Adjutant zum Generalkommando des I. Armeekorps kommandiert, am Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 teil, während dessen Verlauf er zum Hauptmann befördert wurde. In diesem Dienstgrade als Adjutant dem Oberkommando der Okkupationsarmee in Frankreich zugeteilt, wurde v. H. 1872 in den Großen Generalstab versetzt, aber in seinem Kommando belassen, 1873 dem Großen Generalstab zur Dienst-

leistung und im August 1874 dem Generalstab der 4. Division überwiesen. Im folgenden Jahre als militärisches Mitglied zu einer Eisenbahn-Linienkommission kommandiert, 1877 zum Major ernannt, trat v. H. 1879 zum Generalstabe des I. Armeekorps über und erhielt 1881 das Kommando des 2. Bataillons des Infanterie-Regiments Nr. 46 in Posen. 1885 wurde er in das Infanterie-Regiment Nr. 49 als Oberstleutnant versetzt und im Mai 1888 mit der Führung des Infanterie-Regiments Nr. 65 beauftragt, das er als Oberst bis zum November 1890 befehligte, wo er diese Stellung mit dem Kommando der 33. Infanterie-Brigade vertauschte. Im März 1894 trat er unter Beförderung zum Generalleutnant als Kommandeur an die Spitze der 12. Division und wurde 1896 geadelt. Im Dezember 1896 zog sich General v. H. nach Charlottenburg in das Privatleben zurück.

Nach den Akten. Lorenzen.

Kummer, Ferdinand von, General der Infanterie z. D., * 11. April 1816 zu Szelejewo im Kreise Mogilno Provinz Posen, † 3. Mai 1900 zu Hannover. — Mit der Geschichte der Feldzüge von 1866 und 1870/71 ist der Name v. K.s als Führer für alle Zeiten unauflöslich verknüpft. Er trat am 1. Januar 1834 beim 18. Infanterie-Regiment ein, rückte 1835 zum Sekondeleutnant auf und wurde 1837 in den Adelsstand erhoben. Nachdem er 1848 den Aufstand in der Provinz Posen hatte niederwerfen helfen, wurde er 1849 in den Großen Generalstab versetzt, in dem er die militärische Stufenleiter bis zum Obersten erklomm. Als solcher war er als Generalstabschef des Gardekorps tätig, bis er im Januar 1864 das Kommando des Westfälischen Füsilier-Regiments Nr. 37 erhielt. Im folgenden Jahre an die Spitze der 25. Infanterie-Brigade gestellt, kämpfte er als Führer dieses Truppenteils 1866 im Mainfeldzuge gegen die Süddeutschen, wo er sich namentlich in den Gefechten bei Kissingen, Aschaffenburg und Gerchsheim auszeichnete und den Orden pour le mérite erwarb. Das Kommando der 25. Infanterie-Brigade vertauschte General v. K. im Juli 1868 mit der Stellung als Inspekteur der Preußischen Besatzung von Mainz, wurde jedoch bei der Mobilmachung 1870 zum Kommandeur einer aus Linien- und Reserve-(Landwehr-)Truppen zusammengesetzten Division, der 3. Reserve-Division (in Stärke von 18 Bataillonen Infanterie und 16 Schwadronen nebst 16 Geschützen) ernannt. Mit dieser, der späterhin vielgenannten Division Kummer, marschierte er nach Metz, wo er am 20. August, bald nach den großen Schlachten jenes Monats, eintraf, und in dem ihm zugewiesenen Abschnitt im Norden jener Festung hervorragenden Anteil an der Zurückweisung der Ausfallsversuche der französischen Besatzung nahm, die sich am 31. August, 1. September, 2. und zuletzt am 7. Oktober wiederholten, bis endlich die Kapitulation von Metz der schwierigen Lage der Division ein Ende machte. Nach dieser trat auch deren Führer als solcher zur 15. Infanterie-Division über, mit der er, im Verbande der I. Armee stehend, den Feldzug im Norden und Nordwesten Frankreichs mitmachte. Auch hier war es ihm vergönnt, sich in den Schlachten von Amiens, an der Hallue, bei Bapaume und St. Quentin wiederum reiche Lorbeern zu erringen. Geschmückt mit dem Eisernen Kreuze 2. und 1. Klasse und dem Eichenlaub zum Orden pour le mérite, kehrte der verdiente General in die Heimat zurück, wo er zu Beginn des Jahres 1877 in den Ruhestand trat.

v. Löbells Jahresberichte, Jahrg. XXVII. Lorenzen.

Jahn, Otto von, Generalleutnant z. D., * 11. Januar 1833 zu Kosten, † 17. April 1900 zu Charlottenburg. — Nach dem Besuch des Kadettenkorps als Sekondeleutnant im April 1852 beim 21. Infanterie-Regiment angestellt, wurde v. J. 1860 als Premierleutnant, Adjutant der 5. Infanterie-Brigade und 1865 zum Hauptmann und Kompagniechef befördert, in das 1. Magdeburgische Infanterie-Regiment Nr. 26 versetzt. Im Feldzuge von 1866 nahm er mit seiner Kompagnie am Waldgefecht bei Benatek teil, fungierte nach dem Friedensschlusse als Adjutant bei der Regelung der Landwehr- und Ersatzverhältnisse im Bereiche des neuerrichteten X. Armeekorps und wurde darauf als Mitglied einer Kommission zur Begutachtung eines Entwurfs zur Ersatzinstruktion für den damaligen Norddeutschen Bund in das Kriegsministerium kommandiert. Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges wieder an der Spitze seiner Kompagnie befindlich, zog er mit dieser über die französische Grenze, nahm an der Schlacht bei Beaumont und später an der Einschließung von Paris teil. Hier stürzte er jedoch mit dem Pferde so unglücklich, daß er weiterhin nicht mehr an dem Feldzuge teilnehmen konnte und in die Heimat zurücktransportiert werden mußte, wo er von Dezember 1870 bis Juni 1871 die Führung einer Kompagnie des Ersatzbataillons übernahm. Als Major im Jahre 1872 in das Grenadier-Regiment Nr. 89 versetzt, wurde der Verstorbene 1883 Oberst und Kommandeur des Infanterie-Regiments Nr. 111 und erhielt 1888 zum Generalmajor ernannt, das Kommando der 12. Infanterie-Brigade. Im Juli 1890 schied v. J. als Generalleutnant aus dem aktiven Dienste aus, durfte sich mithin noch eines längeren Ruhestandes erfreuen.

Nach den Akten. Lorenzen.

Kühne, Moritz, General der Infanterie z. D., * 26. Januar 1835 zu Magdeburg, † 12. März 1900 zu Gardone Riviera am Garda-See. — Sohn eines Offiziers, besuchte er das Kadettenkorps und trat als Portepeefähnrich im April 1851 aus diesem zum 32. Infanterie-Regiment über, wo er 1853 zum Sekondleutnant aufrückte. Nach Kommandos zu den Pionieren, wurde er von 1857 bis 1860 zur Allgemeinen Kriegsschule, jetzigen Kriegsakademie kommandiert, trat alsdann als Lehrer zur Kriegsschule in Erfurt und später als Hauptmann zum Großen Generalstab über. Den Feldzug gegen Österreich machte er beim Generalstabe des I. Armeekorps mit und war nach Beendigung der Feindseligkeiten als Linienkommissar der Eisenbahnstrecke Prag-Oderberg tätig. Im September 1866 dem Kommando der Truppen in Hersau als Generalstabsoffizier zugeteilt, wurde er einen Monat darauf endgültig dem Generalstabe des XI. Armeekorps in Cassel überwiesen und 1869 in das Grenadier-Regiment Nr. 10 versetzt. Vor Ausbruch des Krieges von 1870/71 wiederum dem Großen Generalstabe angehörend, wurde Hauptmann K. bei dessen Beginn dem Generalstabe des Gouvernements der Küstenlande zugewiesen. Im weiteren Verlauf des Feldzuges wirkte er kurze Zeit als Linienkommissar und nach Beendigung dieses Kommandos im Generalstabe der Armee-Abteilung des Kronprinzen Albert von Sachsen. Inzwischen zum Major aufgerückt, erhielt er nach dem Friedensschlusse die Stelle als Direktor der Kriegsschule in Engers, und 1877 zum Oberstleutnant befördert, das Kommando des 1. Bataillons Infanterie-Regiments Nr. 83 und wurde 1878 in das Kriegsministerium kommandiert, wo ihm die Geschäfte als Abteilungs-Chef übertragen wurden. Zum Abteilungschef ernannt, avancierte er 1880 zum Oberst, trat 1883 an die Spitze des Infanterie-Regiments Nr. 56 und

1886 als Generalmajor an diejenige der 44. Infanterie-Brigade. Im Juni 1888 zum Direktor des Militär-Ökonomie-Departements im Kriegsministerium, zum stellvertretenden Bevollmächtigten zum Bundesrat, Präses der Ober-Militär-Examinations-Kommission im Kriegsministerium und vorsitzendem Mitgliede des Direktoriums des Potsdamschen großen Waisenhauses ernannt, rückte K. in demselben Jahre zum Generalleutnant auf und erhielt 1889 das Kommando der 31. Division. Im Mai 1891 trat er mit Rücksicht auf die Abnahme seiner Sehkraft in den Ruhestand, als mehrfache Kuren und mehrmonatiger Urlaub keine Besserung brachten. Dieses Leiden verhinderte ihn auch, seine frühere so erfolgreiche Tätigkeit als Schriftsteller wieder aufzunehmen, was ihn, den rastlos Tätigen, ungemein bedrückt hat. So ist es denn gekommen, daß wir eigentlich nur ein Werk aus der Feder des Verewigten besitzen und zwar eines der wertvollsten, das je über den Feldzug von 1866 geschrieben worden ist, die »Kritischen und unkritischen Wanderungen über die Gefechtsfelder der Preußischen Armee in Böhmen 1866«. In deren fünf Heften, von denen das erste kurz vor dem Ausbruch des Krieges von 1870 erschien, schildert er die damalige Kriegslage so treffend und zieht so richtige Folgerungen für die Taktik der einzelnen, wie der verbundenen Waffen, die derart sachgemäß sind, daß sie trotz der gewaltigen Änderungen in der Bewaffnung und Fechtweise seit jener Zeit, dauernd ihren Wert behalten, wofür mehr als alle Kritik die Tatsache spricht, daß noch im Jahre 1898, also 28 Jahre nach der ersten Herausgabe des Werkes, eine Neuauflage (die 5.) bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin erschienen ist. Außer diesem Werke, durch das er sich dauernd einen Ehrenplatz in der Militär-Literatur gesichert hat, veröffentlichte General K. noch eine Arbeit über den »Krieg im Hochgebirge«, zu der er durch Übungen des österreichischen Heeres veranlaßt wurde, denen er im Jahre 1876 beigewohnt hatte.

v. Löbells Jahresberichte, Jahrg. XXVII und Militär-Wochenblatt.

Lorenzen.

Boretius, Alfred (Edwin), Rechtsgelehrter, Publizist und Politiker, * 27. Februar 1836 als Sohn des Land- und Stadtgerichtsrats Ernst Theodor Boretius in Meseritz (Prov. Posen) als achtes von zehn Geschwistern, † 1. August 1900 in der Heilanstalt Karlsfeld bei Brehna (Prov. Sachsen). — Er machte eine harte und sorgenvolle Jugend durch, bezog 1849 das Gymnasium zu Schulpforta, das er philologisch tüchtig ausgebildet zu Ostern 1855 verließ, um sich nach längerem Schwanken dem Rechtsstudium in Berlin zu widmen. Dort hörte er 1855—58 namentlich die Vorlesungen von Gneist und Heydemann, welch letzterer sich seiner auch persönlich mit großer Liebe annahm; dann ging er nach Halle, wo er sich der Fürsorge des Kurators L. Pernice erfreute und namentlich von Bruns sich angezogen fühlte. Er gewann für eine über mittelalterliches Fehderecht ausgeschriebene Preisaufgabe am 15. Oktober 1857 den Preis und gestaltete diese Arbeit zur Doktordissertation unter dem Titel »*De jure bellorum privatorum ex legibus imperii Romano-Germanici*« um, bestand das Rigorosum und promovierte am 31. Mai 1858 zum Doktor beider Rechte. Aus äußeren Gründen konnte er seiner Neigung zur akademischen Laufbahn nicht folgen, trat vielmehr in Meseritz als Auskultator ein, dann als Referendar beschäftigt. Da erhielt er das Anerbieten, bei den *Monumenta Germaniae historica* zur Bearbeitung der langobardischen Rechtsquellen einzutreten, dem er gern Folge leistete.

Er arbeitete nun zuerst hieran an der Seite des ihm befreundeten Johannes Merkel in Halle, dann in Bonn an Bluhmes Seite, 1862—68 selbständig in Berlin, besuchte behufs Kollationierung der Handschriften der Volksrechte und Kapitularien 1861 Paris und Cambray, 1863 London. Diese Arbeit des *Liber legis Langobardorum* mit ihrer mustergiltigen, für die Geschichte und Literatur des Langobardenrechts wichtigen lateinischen Vorrede ist eine der solidesten Arbeiten der Monumenta. Sie wurde 1868 abgeschlossen und bildet Band IV der Leges. Die erste Hälfte *(Edictus Langobardorum)* war eigentlich nur als Vorarbeit für Bluhme ausgearbeitet; dieser adoptierte sie jedoch als definitive und schrieb dazu nur eine Einleitung; die zweite Halfte *(Liber Papiensis)* wurde nach Merkels Tode selbständig bearbeitet. B. kam hierbei zu der Überzeugung, daß die Ausgabe der Kapitularien von Pertz, deren Neuabdruck geplant wurde, wegen vieler Mängel einer Neubearbeitung unterzogen werden müsse und legte dies in seiner Schrift »Die Kapitularien im Langobardenreich« Halle 1864 des näheren dar. Dies brachte ihn natürlich in Gegensatz zu Pertz, gewann ihm aber andrerseits die ungeteilte Anerkennung seiner Fachgenossen. So entschied er sich denn zur Habilitation an der Berliner juristischen Fakultät (14. April 1864), an der er von Ostern 1864 bis Ostern 1868 als Privatdozent über älteres deutsches Recht las. Nach Lösung seines Verhältnisses zu den Monumenta folgte er 1868 einem Rufe als ordentlicher Professor des deutschen und öffentlichen Rechtes an die Universität Zürich. Sehr bald mußte er sich überzeugen, daß diese Wahl keine glückliche war. Eingenommen für die monarchische Staatsform seines Heimatlandes und von gut deutscher Gesinnung, machte er in den demokratischen Züricher Kreisen aus dieser gegensätzlichen Stellung in politischer Anschauung kein Hehl und erregte z. B. durch seinen Rathaussaalvortrag vom 13. Januar 1871 über Friedrich den Großen (in der Holtzendorff-Virchow-Sammlung gem.-wiss. Vorträge, Heft 114) große Mißstimmung. Mannhaft trat er sodann als Dekan der juristischen Fakultät für Recht und Interessen der akademischen Lehrer ein, als die in Zürich herrschende demokratische Partei bei der Verfassungsrevision eine Bestimmung durchzusetzen unternahm, wonach nicht nur alle Staatsbeamten zukünftig nur auf 6 Jahre, unter Vorbehalt der Wiederwahl, angestellt werden sollten, sondern dies auch für die schon früher lebenslänglich angestellten rückwirkende Kraft haben sollte. Diesem Gutachten zufolge richteten die Professoren einstimmig einen Protest an den Verfassungsrat, der auch in nichtakademischen Kreisen einen tiefen Eindruck machte und dazu führte, daß schließlich die Universitätslehrer von dieser Gesetzbestimmung ausgenommen wurden. Schwere Erkrankung seines von ihm hochverehrten, nach seiner Emeritierung nach Potsdam übergesiedelten Vaters rief ihn nach Deutschland. In den Armen des treuen Sohnes starb der Vater am 19. März 1870 im Alter von 73 Jahren. Als der Krieg mit Frankreich ausbrach, suchte er sich in Berlin irgendwie nützlich zu machen, zumal es ihm widerstrebte, unter einer Bevölkerung zu leben, die so gleichgültig und feindselig über Deutschland dachte, redete und schrieb. Zwar kehrte er für das Wintersemester nach Zürich zurück, forderte aber im Dezember seine Entlassung aus der Professur, da ohne Zustimmung der Fakultät der Präsident der internationalen Friedens- und Freiheitsliga Gustav Vogt zur Vertretung des demokratischen Staatsrechts in selbständiger Professur berufen wurde. Dieser hat dann ehrenvoll diese Stelle bis zu seinem Tode mit großem Erfolge bekleidet (12. November 1901). Natürlich erhielt B. seine

Entlassung für Ostern 1871. Seinem Wunsche, eine Honorarprofessur in Berlin zu erhalten, kam die Fakultät und das Ministerium bereitwillig nach, sodaß er seinen Wohnsitz dorthin verlegte, wo er nunmehr auch, seiner Neigung zufolge, als Journalist in redaktioneller Tätigkeit bei der National-Zeitung wirken wollte. Sehr bald von der Unvereinbarkeit beider Stellungen überzeugt, verzichtete er auf sein akademisches Amt. Nicht mit Unrecht hielt er sich für journalistische Tätigkeit besser als viele andere ausgerüstet und sah in ihr einen dem Vaterlande geleisteten Dienst. Er hatte eben — wie er selbst einmal schrieb — »eine unglückliche Liebe zum preußischen Staat, der sie allerdings in keiner Weise erwidere, weil er zu viel ausgezeichnetere Verehrer habe«. Aber es griff diese anstrengende und aufreibende Tätigkeit vorzeitig seine Körperkräfte in bedenklichem Maße an. So sah er sich denn nach einiger Zeit genötigt, auf sie wieder zu verzichten und sich für die Wissenschaft wiedergewinnen zu lassen. Nach Neukonstitution der Leitung der Monumenta gelang es denn auch Waitz, ihn nach längerem Schwanken zur Übernahme der Neubearbeitung der Kapitularien zu bestimmen. Wieder unternahm er hierfür Reisen nach Rom (Ostern 1877) und Paris (Ostern 1878). Über diese Periode hat er selbst in der Schrift »Beiträge zur Kapitularienkritik«, Leipzig 1874 sich geäußert. Rüstig schaffend konnte er den 1. Teil des 1. Bandes der neuen Kapitularienausgabe, für die er der berufenste Bearbeiter erschien, 1881, den 2. Teil 1883 herausgeben, während es ihm nicht beschieden war, die Arbeiten für den 2. Band wesentlich zu fördern. Seit 1878 wurde er nämlich in den Bannkreis der Politik hineingezogen. Man wählte ihn zum Vertreter im Reichstag, in dem er denn auch bis 1881 saß. Bei den neuen Wahlen unterlag er. Nach dem Tode von A. Anschütz in Halle (2. August 1874) war er inzwischen dessen Nachfolger geworden und erfreute sich dort des freundschaftlichen Umganges mit trefflichen Kollegen (Hermann Fitting, Ernst Meier, Ernst Eck und Ernst Dümmler), schloß auch, da er nunmehr eine dauernde Heimat gefunden zu haben glaubte, die Ehe mit Agathe Toberentz, was ihm die Quelle reichsten Glückes wurde. Angelegentlichst nahm er Anteil an den Arbeiten der Generalsynode in den Jahren 1875, 1879 und 1885, bekleidete dann 1883/84 das Hallenser Rektorat. Mit dem Jahre 1885 trat er auch als Mitglied in das Abgeordnetenhaus ein. Alle diese Aufregungen zehrten an seiner Kraft. Im Januar 1886 befiel ihn eine starke nervöse Depression, die ihn zur Niederlegung seines Mandats zwang; auch mußte er sich wiederholt von seinen akademischen Verpflichtungen entbinden lassen, schließlich 1888 auf immer. Mit bewundernswerter Hingabe und Treue pflegte ihn seine treue Gattin, bis endlich sein Zustand die Unterbringung in eine Pflegeanstalt (Karlsfeld) nötig machte. Es trat unheilbare Erkrankung der Zentralorgane ein, es kam zur Lähmung der unteren Extremitäten und fast völliger Erblindung, zu großer Schwächung des Gedächtnisses wenigstens für Vorgänge der letzten Zeit. Von dieser qualvollen Existenz befreite der Tod ihn erst am 1. August 1900. Einen Einblick in sein Wesen und seine Anschauungen gewährt das von seiner Witwe für den Freundeskreis herausgegebene Werk »Alfred Boretius. Ein Lebensbild in Briefen 1849—74 (Lehr- und Wanderjahre)«, Berlin 1900, aus dem man seine innigen Beziehungen zu dem geliebten Vater, zu Freunden und Amtsgenossen ersieht. Unter seinen Schülern konnte er sich namentlich des jetzt in Zürich lehrenden Fritz Meili und Eugen Hubers erfreuen, der ihm später auf einige Zeit auf dem Lehrstuhl in Halle folgte, bis er in sein Vater-

land zurückkehrte, um dort seine große Geisteskraft in den Dienst der Vereinheitlichung des Zivilrechts zu stellen. Eine unbedingt wahrhafte Natur, war B. in der Beurteilung anderer streng, noch strenger gegen sich selbst, sein Schaffen leider durch Verbindung politischen und wissenschaftlichen Berufs wesentlich geschädigt. In seinen guten Tagen erschien er als hochgewachsener, breitschulteriger Mann mit ausdrucksvollen Gesichtszügen, ein Bild männlicher Kraft und Rüstigkeit. Seine zweite große Lebensarbeit auf dem Gebiete der Wissenschaft reicht trotz manchen von Fachmännern bemerkten Mängeln nahe heran an seine erste große Leistung. Unabgeschlossen mußte sie von anderen beendet werden. Als kleinere Arbeiten sind noch zu nennen die über die Gesetze und die Geschichte der Burgunder (Sybels hist. Ztschr. Bd. 21) und zur Lex Saxonum (ebd. Bd. 22), seine Selbstanzeige der Kapitularien in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1882 S. 65ff., 1884 S. 713ff., seine Rektoratsrede vom 12. Dezember 1883 (Preuß. Jahrb. Bd. 52) und seine Besprechung von Schmollers staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen »im Neuen Reich« 1879. — Zu dauerndem Andenken an ihn übergab die Witwe der juristischen Hallenser Fakultät den Betrag von 10000 Mark zur Begründung einer Alfred Boretius-Stiftung, behufs Unterstützung von Privatdozenten.

H. Brunner in d. »Ztschr. d. Savigny-Stiftung« Bd. 21, German. Abt., Weimar 1900 S. X—XX. — K. Zeumer im »N. Archiv d. Gesellsch. f. ält. deutsche Geschichtskunde« Bd. 26 (1901) S. 255—257, 767. — B. Erdmannsdörffer in den »Preuß. Jahrb.« Bd. 104 S. 1—14 (darauf folgt der Nekrolog dieses Jugendfreundes von B. von Gothein!) — Chronik der Königl. vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg für das Universitätsjahr vom 1. April 1900 bis zum 31. März 1901, Halle 1901 S. 9—21, 57. — Die Hochschule Zürich in den Jahren 1833—1883. Festschrift von G. von Wyß, Zürich 1883 S. 76, 85. — »*Revue historique*« 1900 p. 457. — Meyers Großes Konversations-Lexikon, (6) 1903 III, S. 223. — Dr. Hans Sträuli, Verfassung d. eidgen. Standes Zürich vom 18. April 1869, Winterthur 1902 S. 244.

A. Teichmann.

Türk, Emmy, Romanschriftstellerin, * am 18. Dezember 1834 in Swinemünde, † am 25. Oktober 1900 in Libau (Kurland). — Sie war die Tochter des dänischen Konsuls J. F. Eschricht, der aber schon zwei Monate vor ihrer Geburt starb. Als ein sehr zartes Kind, das in den ersten Jahren viel an heftigen Fiebern litt, wuchs sie unter der Obhut einer peinlich sorgsamen Mutter auf und erhielt ihren ersten Unterricht mit einigen Honoratiorenkindern durch Hauslehrer. Wesentliche Unterstützung empfing ihr Drang nach Wissen durch den anregenden Verkehr im Elternhaus. Eben ins Leben eingetreten, verbrachte Emmy ein halbes Jahr in Kopenhagen bei dem bekannten Professor der Medizin Eschricht, in dessen Hause sie auch Thorwaldsen und die literarischen Größen des nordischen Athen kennen lernte. Bald nach ihrer Rückkehr verlobte sie sich mit einem jungen Offizier, Hugo Kreisler, einem hochbegabten, im innersten Kern anständigen und herzensguten Manne, der aber trotzdem ihr Lebensschifflein in arge Schwankungen bringen sollte. Auf Wunsch der Mutter mußte der Schwiegersohn seinen Abschied aus dem Heere nehmen, um sich an industriellen Unternehmungen beteiligen zu können. Allein sowohl in Berlin, wohin das junge Paar zuerst zog, als auch in Hohnstein in der Sächsischen Schweiz und in Weimar, wo es regen Verkehr mit Berthold Auerbach, Liszt, Hoffmann von Fallersleben, Dawison, Andersen u. a. pflegte, blieb der Erfolg aus, und so trat der Gatte in den Soldatenstand zurück und in ein Regiment in Arolsen ein. Hier fand das Paar in den

freundlichen Beziehungen sowohl zum fürstlichen Hofe wie zu einem Kreise hochgebildeter Menschen ein reiches Feld für Beobachtung und Erfahrung. Leider gestaltete sich im Laufe der Jahre infolge Charakterschwäche des Gatten die Ehe zu einer recht traurigen; der letztere schied zum zweitenmale aus dem Heere, versuchte sich dann als Schriftsteller, war einige Jahre darauf wieder Offizier in Lübeck, konnte sich aber auch hier wegen seines zunehmenden Leidens nicht halten und leitete darauf in Berlin selber die Ehescheidung ein, um Frau und Kinder nicht mit ins Verderben zu reißen. In Lübeck waren es besonders Em. Geibel, die Maler Cordes und Wilde, mit denen T. freundschaftlich verkehrte. Die Jahre 1866 und 1867 verlebte diese in Berlin; das Wiedersehen mit B. Auerbach und seiner Familie, der Verkehr mit Gustav Richter, mit der geistreichen Frau Fanny von Rappard, mit ihrem Oheim Chr. Frdr. Scherenberg führte sie in die weiten Kreise der Intelligenz Berlins, und vor allem war es Ernst Dohms Haus, das ihr in der Zeit der Sorgen und Kümmernisse eine wirkliche Heimstätte wurde. Damals betätigte sie sich auch zum erstenmale als Schriftstellerin, indem sie, angeregt durch zweimaligen, längeren Aufenthalt in Schottland und England, einige schottische Novellen schrieb; auch benutzte sie ihr großes zeichnerisches, von Milde ausgebildetes Talent zu Arbeiten auf xylographischem Gebiet. Im Herbst 1867 vermählte sie sich zum zweitenmale mit dem jungen, dem Lübecker Kontingent angehörenden Arzt Dr. Karl Türk und ging mit ihm nach Lübeck zurück. Als ihr Gatte 1870 als Leibarzt des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin in den Krieg zog, widmete sie sich daheim der Pflege der Verwundeten und sonstigen gemeinnützigen, wohltätigen Bestrebungen. Von 1870 bis zu ihrem Tode stand sie dem Vaterländischen Frauenverein vom Roten Kreuz als Präsidentin vor; sie gründete in Lübeck die Frauen-Gewerbeschule, auch setzte sie es durch, daß an allen Seemannsschulen des Nordens die Ausbildung der Seeleute im Samariterdienst nach Esmarchscher Methode obligatorisch gemacht wurde. Das Eiserne Kreuz, das Verdienstkreuz, die 2. und 3. Klasse des Wilhelms-Ordens wurden ihr in Anerkennung ihrer Verdienste verliehen. Ihre schriftstellerische Tätigkeit ruhte seit dieser Zeit gänzlich; die wachsende Familie und ein großes geselliges Haus nahmen sie zur Genüge in Anspruch. Erst als 1890 ihre Ehe durch den Tod des Gatten einen jähen Abschluß fand, griff die Witwe wieder zur Feder und schrieb seit 1892 unter ihrem Mädchennamen E. Eschricht Beiträge für die gelesensten Tagesblätter. Ihre häufigen Reisen nach Rußland, wohin sich ihre beiden Töchter erster Ehe verheiratet hatten, sowie ihr besonderes Interesse für russische Verhältnisse brachten es mit sich, daß mehrere ihrer Romane auf russischem Boden spielen und die dortigen Zustände beleuchten, wie »Pfarrer Streccius« (1893. 2. Aufl. 1902), »Koljas Braut« (1893) und die unter dem Titel »Reine Liebe, Geschichten aus dem fernen Osten« (1896) vereinigten Erzählungen »Unter den Verschickten« und »Passio pura«. Man darf sich nicht wundern, wenn diese Arbeiten sämtlich in Rußland verboten wurden; ja, der Name der Verfasserin war dort bereits so mißliebig geworden, daß man auch ihren Roman »Unter dunklen Menschen« (1895) verbot, obwohl der Name Rußland darin gar nicht genannt wird. Alle diese Arbeiten zeichnet sittlich-ethischer Gehalt aus. Im Herbst 1900 unternahm Frau T. eine Reise nach Moskau und Nischny-Nowgorod. Hier zog sie sich eine heftige Erkältung zu, die später in Lungenentzündung ausartete und ihren Tod zur Folge hatte, der sie im Hause ihrer ältesten Tochter in Libau dahinraffte. Ihre sterbliche

Hülle wurde in Lübeck unter der großartigsten Beteiligung aller Bevölkerungsklassen an der Seite ihres Gatten zur Ruhe bestattet. Aus dem Nachlaß der Schriftstellerin soll demnächst ein historischer Roman »Herodes und Mariamne« erscheinen.

Direkte Mitteilung aus der Familie. — Sophie Pataky: Lexikon deutscher Frauen der Feder. Berlin 1898. 2. Bd., Seite 380.

Franz Brümmer.

Schultz, Karl Gustav Theodor, Schriftsteller, * am 9. November 1835 in Oliva bei Danzig, † 14. März 1900 in Königsberg in Preußen. — Er war der Sohn eines Forstbeamten, der später als Forstmeister an die Regierung in Gumbinnen versetzt wurde. Die Jugend verlebte er im Vaterhause, gehegt von der zärtlichsten Liebe einer feinfühligen Mutter, einer »echten Dichtermutter« (wie Alfred Meißner sie nannte), und erhielt seinen ersten Unterricht durch Hauslehrer, woran sich dann der Besuch der Realschule in Insterburg und später des Gymnasiums in Gumbinnen schloß. Im Jahre 1855 trat S. beim 1. Infanterie-Regiment in Danzig ein und wurde als Offizier ins Hohenzollernsche Füsilierregiment Nr. 40 nach Saarlouis, später nach Trier versetzt. Die Feldzüge von 1866 und 1870—71 hatten seine Gesundheit derartig angegriffen, daß er schon 1872 als Hauptmann genötigt war, seinen Abschied zu nehmen. Er siedelte zunächst nach seiner Heimat Zoppot bei Danzig über, weilte aber häufig in München, um hier ganz seinen künstlerischen Neigungen zu leben, und nahm 1883 seinen dauernden Wohnsitz in Königsberg in Preußen. Seine Muße füllte er durch schriftstellerische Tätigkeit aus, zunächst auf dramatischem Gebiet. Es erschienen im Buchhandel zwei Tragödien »Darnley« (1870) und »Cesare Borgia« (1875); als Manuskript gedruckt und vielfach aufgeführt (in München, Nürnberg, Stuttgart, Rostock, Hamburg etc.) wurden »Schuld um Schuld« (Schauspiel, 1878), »Von der Polizei« (Lustspiel 1879), »Aveläuten« (Dramolett, 1879), »Ein Todesurteil« (Schauspiel 1894), »Die Schlange« (Drama, 1893), »Das Prinzeßchen« (Drama 1895), »Papa kommt« (Lustspiel 1896). An Prosadichtungen veröffentlichte er »Nach dem Leben« (Novellen, 1884), »Aus Offizierkreisen« (Novellen, 1889), »Ehegeschichten« (Novellen, 1889) und den Roman »Enterbter Adel« (1895).

Persönliche Mitteilungen. — Karl Biesendahl, Deutsches Theaterjahrbuch, 1892, S. 433.

Franz Brümmer.

Hessler, Friedrich Alexander, Schauspieler und Dichter, * am 16. Juli 1833 in Torgau, † am 9. Februar 1900 in Straßburg im Elsaß. — Er hatte sich frühe der Bühne zugewandt und sich unter Dawison und Berg in Dresden zum Charakterdarsteller und auf dem Konservatorium in Paris zum Sänger ausgebildet. Im Jahre 1857 fand er ein Engagement in Leipzig, 1858 in Altenburg und Breslau, 1859 in Rostock, 1860 am Viktoriatheater in Berlin, 1861 in Aachen, 1862 in Krefeld, 1863 abermals in Aachen, 1864 in Danzig, 1865 in Koburg, 1866 in Kassel, 1868 in Bremen, 1869 in Düsseldorf, 1870 in Weimar; 1872 ging H. als Direktor der deutsch-französischen Theater im Reichslande (Straßburg, Metz, Mülhausen, Colmar) nach Straßburg im Elsaß, wo er bis 1881 in dieser Eigenschaft tätig war. Nachdem er dann noch in Hannover am Residenztheater (1882) und in Bremen am Tivolitheater (seit 1883) gewirkt hatte, kehrte er 1886 nach Straßburg zurück, wo er teils als Schauspieler, teils als Leiter des Lutherfestspieles und 1894—96 als Direktor des Stadttheaters tätig war. — Wir besitzen von H. das epische Gedicht

»Annunziata« (1868) und einige dramatische Arbeiten, wie: »Die beiden Mütter oder: Schuld und Sühne« (Drama, 1861) — »In Feindes Land« (Schauspiel, 1874) — »Verliebt, verlobt, verloren« (Drama, 1874).

O G. Flüggen, Biographisches Bühnen-Lexikon, München, 1892, S. 141. — Fr. Joh. von Reden-Esbeck, Deutsches Bühnen-Lexikon, Eichstätt 1879, Band 1, S. 279.

Franz Brümmer.

Rulf, Friedrich, Professor des Strafrechts und Strafprozesses, * am 8. August 1820 in Prag, † am 11. April 1900 ebenda. — Nicht durch die Gunst des Schicksals, sondern durch eigene Kraft und Arbeit hat er sich emporgerungen. Nach Vollendung seiner Studien promovierte er am 7. Juli 1845 an der Universität Prag zum Doktor der Rechte und trat bei Gericht in die Praxis, war eine Zeitlang Staatsanwalts-Substitut beim k. k. Landesgerichte in Budweis, wurde am 1. Dezember 1849 zum Dozenten für Strafrecht und Strafprozeß ernannt, am 20. November 1850 zum ordentlichen Professor der Rechtsphilosophie und des österreichischen Strafrechts an der k. k. Rechtsakademie in Preßburg befördert, dann am 27. Juni 1858 als ordentlicher Professor derselben Fächer nach Lemberg berufen, wo er, häufig als Verteidiger auftretend, seine Hauptaufmerksamkeit dem Strafprozeßrecht zuwandte. 1863 und 1869 war er Rektor der Universitat, kam am 6. September 1872 an die Stelle von Adolf Merkel († 30. Marz 1896 in Straßburg) nach Prag für Strafrecht, Staatsrecht und Rechtsphilosophie, bekleidete 1885 das Rektorat der deutschen Universität und trat am 1. Oktober 1891 in den Ruhestand. Es war ihm beschieden, noch fast ein Dezennium in seltener Frische des Körpers und Geistes den Abend seines Lebens zu genießen. Der Hauptcharakterzug seines Wesens war überall maßhaltende Besonnenheit, namentlich auch als Lehrer und Forscher. Er konnte nur solche Theorien anerkennen, die mit der Erfahrung übereinstimmen und zu Resultaten führen, die mit den im Leben herrschenden Anschauungen und Gefühlen von Recht und Gerechtigkeit im Einklang stehen. Im öffentlichen Leben war er ein Repräsentant des Alt-Österreichertums, das den rühmlichsten Perioden des Staates sein Gepräge gegeben hat, ein würdiger Vertreter jenes Deutsch-Österreichertums, das neben dem Staate und der Nation auch den Fortschritt und Freisinn sich als Ziel setzte. Seine treue deutsche Gesinnung war im vollen Einklang mit seiner Liebe zur Menschheit. Jedes ihm übertragene Amt füllte er mit Ehren aus und erwarb sich namentlich Verdienste um das deutsche Schulwesen und als gewandter Redner um die Volksbildung weiter Kreise. In seiner Familie verstand er Glück zu spenden und zu empfangen; gern zog er bis in das höhere Alter in die Alpen hinaus, um heiteren Sinnes die herrliche Natur auf sich wirken zu lassen. Seinen Zuhörern war er ein gewissenhafter Lehrer, der auch die schwierigsten Probleme einfach und dabei doch tief darzustellen wußte. Er war schriftstellerisch sehr tätig. Neben vielen Abhandlungen in Haimerls Magazin, in der Österr. Gerichtszeitung, in den Mitteilungen des deutschen Juristenvereins in Prag schrieb er »Kommentar zur Strafprozeßordnung für das Kaisertum Österreich vom 29. Juli 1853 und der Verordnung vom 3. Mai 1858«, Wien 1856—58; »Die österreichische Strafprozeßordnung vom 23./5. 1873 erläutert«, ebd. 1874; »Strafrechtsfalle ohne Entscheidungen«, ebd. 1874; »Rechtsfälle ohne Entscheidungen aus dem österreichischen Strafprozesse«, ebd. 1876; »Praxis des österreichischen Strafprozesses«, ebd. 1878; »Der österreichische Strafprozeß«, Prag, Leipzig 1884, 2. Aufl. 1888, 3. Aufl.

1896. Er besorgte auch die 2. und 3. Auflage des österreichischen Strafrechts von Janka (Prag 1890 und 1894). Zu der »Sammlung gemeinnütziger Vorträge« lieferte er »Kaiser Josef II., der Reformator des Staatsrechtes in Österreich« (Prag 1882) und »Die Begründung der Volksschulen durch Kaiserin Maria Theresia« (Prag 1885).

Bohemia 1900 Nr. 100. — Rechenschaftsbericht f. d. Gesellsch. z. Förd. deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen im Jahre 1900, Prag 1901 S. 14/15. — Nekrolog von Advokat Dr. Joseph Spindler in d. Jurist. Vierteljahrsschrift N. F. XVII S. 1—10. — Kukula, Allg. deutscher Hochschulen-Almanach Wien 1888 S. 732. — Grünhuts Zeitschrift IV 401; VI 433; IX 652; XII 280. A. Teichmann.

Schuler von Libloy, Friedrich, Rechtsgelehrter und Politiker, * 13. Januar 1827 zu Hermannstadt in Siebenbürgen, † 8. November 1900 zu Wien. — Er stammt aus einer in Ungarn von König Matthias 1616 geadelten Familie, besuchte das evangelische Gymnasium seiner Vaterstadt, dann die siebenbürgisch-sächsische Rechtsakademie daselbst, machte im österreichischen Heere den Winterfeldzug 1848/49 mit und beendete seine Rechtsstudien an den Hochschulen in Wien und Graz, wo er in die Praxis eingetreten war. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er 1851 Supplent an der Rechtsakademie, 2. Juli 1852 außerordentlicher und 1857 ordentlicher Professor dieser Anstalt. Bei der Eröffnung der neuen Francisco-Josephina-Universität in Czernowitz (1875) erhielt er einen Ruf an dieselbe für deutsches Recht, Völkerrecht und zeitweilig auch andere Fächer, dem er Folge leistete. Am 24. Juni 1876 ernannte ihn die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät zum Ehrendoktor. Neben seiner ausgedehnten akademischen Wirksamkeit entfaltete er eine sehr ersprießliche auch in den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes. Im siebenbürgischen Landtag war er 1863 und 1864 als Abgeordneter des im Jahre 1863 zur kgl. Freistadt erhobenen Sächsisch-Reen besonders in der Sprachenfrage und für das Landesbudget tätig, gehörte auch 1863—65 dem österreichischen Reichsrate an. Große Verdienste erwarb er sich als Vorstand des Hermannstädter Gewerbevereins, speziell für die Wiener Weltausstellung im Jahre 1873. Am 12. Februar 1892 durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone III. Klasse ausgezeichnet, erhielt er gelegentlich seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand am 7. August 1895 den Titel eines Hofrates. Das Rektorat der Universität bekleidete er 1878—79 und 1890—91. Sehr ausgedehnt war seine schriftstellerische Tätigkeit, hauptsächlich weil er in Hermannstadt sehr verschiedene Fächer in reichem Wechsel zu vertreten hatte und dafür geeignete Lehrbücher zu schreiben sich veranlaßt fand. So vertrat er 1851—69 siebenbürgische Rechtsgeschichte nebst ungarischem und sächsischem Privatrechte, zeitweilig Diplomatik, dann 1861—69 auch deutsche Rechtsgeschichte, zeitweilig ungarisches Staatsrecht, dann europäische Staats- und Rechtsgeschichte, protestantisches Kirchenrecht und politische Ökonomie. Von seinen größeren Werken sind zu nennen »*Statuta jurium municipalium Saxonum in Transsilvania*«, Herm. 1852—53; »Grundzüge der theoretischen Diplomatik«, ebd. 1852; »Siebenbürgische Rechtsgeschichte«, 2 Bde. ebd. 1854—58, 2. Aufl. 1867—68 in 3 Bd.; »Wichtigste Verfassungsgrundgesetze«, ebd. 1861; »Materialien zur siebenb. Rechtsgeschichte«, ebd. 1862; »Deutsche Rechtsgeschichte«, Wien 1863, 2. Aufl. 1868; »Offener Brief über Gewerbe- und Genossenschaftswesen«, 1869; »Das ungarische Staatsrecht«, Wien 1870; »Protestantisches Kirchenrecht, vornehmlich das der Evangelischen A. B. in

Siebenbürgen«, Herm. 1871; »Politische Ökonomie«, ebd. 1871; »Abriß der europäischen Staats- und Rechtsgeschichte«, Berlin 1874; »Aus der Türken- und Jesuitenzeit vor und nach dem Jahre 1600«, Berlin 1877, 2. Aufl. 1879. Kleinere Arbeiten sind »Altgermanische Bilder und die Zeit Karls des Großen«, Berlin 1873 — »Der Sozialismus und die Internationale nach ihren hervorragendsten Erscheinungen in Literatur und Leben«, Leipzig 1875 (Historisch-politische Bibliothek Heft 50, 72, 73) — »Eröffnungsrede zur Feier der Czernowitzer Universität« 1875 (abgedruckt in der Denkschrift über die Säkularfeier der Vereinigung der Bukowina mit Österreich) — die Rektoratsreden »über die Entwicklung der staatsbürgerlichen Freiheit in Österreich« 1878, (3) 1894 und »über wichtige Rechtsschöpfungen der Neuzeit« 1890, (2) 1894, Aufsätze in der Zeitschrift des Nürnberger Germanischen Museums, im Magazin von Trauschenfels, in der Wiener Zeitung (Österr. Blätter für Literatur und Kunst 1856) u. a. m. Wiederholt zum Mitglied des evang. Landeskonsistoriums A. B. gewählt und längere Zeit an der Verwaltung der Landeskirche beteiligt, vertrat Sch. den Standpunkt des deutschen Protestantenvereins.

Dr. Anton Norst, Alma Mater Franeiseo-Josephina, Czernowitz 1900 S. 25, 26, 35, 90, 93, 124 (mit Bild). — Beilage z. Allgem. Zeitung 1900 Nr. 258 S. 8. — Krit. Vierteljahresschrift X 260. — Buda Pesti Közlöny 1872 Nr. 1. — Egyházi Közlöny und Protest. egyházi és iskolai lap 1872. — F. v. Schulte, Gesch. d. Quellen und Literatur des Canonisehen Reehts III (1880) S. 10, 11, 355. — Heidelberger Jahrbücher 1856 S. 927—937. — Kukula, Allgemeiner deutscher Hochschulen-Almanach, Wien 1888 S. 789. — Die k. k. Franz-Josephs-Universität Czernowitz im ersten Vierteljahrhundert ihres Bestandes. 1900. Bukowinaer Vereinsdruckerei LVII 73, 81. A. Teichmann.

Zeerleder, Wilhelm Karl Albert, Professor der Rechte in Bern, * 6. Juni 1838 zu Bern, † daselbst 1. März 1900. — In sehr günstigen Verhältnissen, als Sohn des Bankiers und Amtsrichters Z. und der Emilie, geb. von Wattenwyl, geboren, verlebte er seine Jugendjahre meist auf dem Familiensitze in Belp, wo er später jedes Jahr einige Monate im Kreise der Seinen und guter Freunde zubrachte und wo er auch seine letzte Ruhestätte finden sollte. Früh schon verlor er seinen Vater, erhielt durch seine Mutter eine treffliche Erziehung und bezog behufs Rechtsstudien die Universitäten in Heidelberg, Berlin und Bern. 23 Jahre alt, bestand er mit ausgezeichnetem Lobe sein Examen und erwarb 1862 das Fürsprecherpatent. Zuerst betätigte er seine reichen Kenntnisse in der bürgerlichen Verwaltung seiner Vaterstadt und wurde 1870 Gerichtspräsident. Dieses damals sehr arbeitsreiche Amt versah er mit Unabhängigkeit des Sinnes und juristischer Schärfe zu allgemeiner Befriedigung, trat dann 1874 ins Obergericht und erhielt 1878 die Professur für deutsches Recht, Handels- und Wechselrecht (später auch Bernischen Zivilprozeß, Kirchenrecht und Enzyklopädie). Allen öffentlichen Angelegenheiten seiner engeren und weiteren Heimat brachte er Interesse entgegen und verschmähte auch nicht, sich an Werken der Wohltätigkeit im kleinen (z. B. Erstellung billiger Wohnungen) zu beteiligen. Sein Kunstverständnis ließ ihn eifrigst für die Restauration des Berner Münsters eintreten, das unter trefflicher Leitung des Ulmer Baumeisters A. v. Beyer († 1899, vgl. dieses Jahrbuch IV 47—49), endlich die ihm gebührende Zierde einer schönen Spitze erhielt. Sein Hauptinteresse aber galt dem Rechte und dessen Geltendmachung in den verschiedensten Lebensverhältnissen, namentlich auch dessen Lehre vor jüngeren Rechtsbeflissenen. Viele Verdienste erwarb er sich in den verschiedensten Ämtern der Verwaltung der Vaterstadt und war daneben auch vielfach schrift-

stellerisch tätig. In dieser Richtung sind zu nennen als Hauptschriften: »Die Schweizerische Haftpflichtgesetzgebung. Systematisch dargestellt«, Bern 1888; »Kirchenrecht des Kantons Bern«, ebd. 1890, 3. Aufl. 1896; »Das Bundesgesetz v. 11. April 1889«, ebd. 1889; Bearbeitung (mit A. Reichel) der bernischen Zivil- und Zivilprozeßgesetze, ebd. 1893; »Kirche und Recht, Privatrecht und soziales Recht«, zwei Vorträge, ebd. 1896; (mit Opet) »Ausgewählte Rechtsquellen zum akademischen Gebrauche zusammengestellt«, ebd. 1896 und die Festschrift über die Berner Handfeste, ebd. 1891. Seit dem Austritt von Prof. G. König (1880) gab er die Zeitschrift des Bernischen Juristenvereins heraus und ermöglichte durch ein bedeutendes Geldopfer die Fusion dieser Zeitschrift mit dem Monatsblatt der Bernischen Rechtsprechung. Neben vielen Rezensionen und Kritiken bernischer Urteile erstattete er darin Bericht über den Fortgang der Zivilprozeßgesetzrevision (XIX 136ff.), erläuterte das Schuld- und Beitreibungsgesetz (XXV 167ff.), auch den Verkehr der Sparkassen und ihre Schuldverschreibungen (XXIV 117ff.) und schrieb einen Nekrolog seines Vorgängers in der Redaktion, Prof. G. König, † 25. Mai 1892, ebd. XXVIII 387—390. Mit der Einsetzung des Bundesrats als oberster Aufsichtsbehörde und Beschwerde-Instanz in Konkurssachen war er nicht einverstanden, da er hierin eine gefährliche Ausdehnung der Zuständigkeit einer Verwaltungsbehörde auf ein zur Justiz gehöriges Gebiet erblickte. Dies führte schließlich zu seinem Ausschied aus dem Schweizer Juristenverein, dessen Präsidium er 1886—89 führte. Er hat eine Übersicht der Tätigkeit dieses Vereins in den ersten 25 Jahren 1861—86, Basel 1887, herausgegeben, ferner dem evangelisch-reformierten Synodalrate des Kantons Bern ein Rechtsgutachten erstattet (1890) und dem Berner historischen Verein Mitteilungen über die Thuner Handfeste gemacht (1896). — In glücklicher Ehe war er mit Cäcilie Bertha von Sinner vermählt, aus welcher Ehe zwei Söhne und eine Tochter entsprossen, für deren Wohlergehen er die zärtlichste Sorge trug. Seit 1894 öfters leidend, versah er doch mit großer Pflichttreue sein Amt; auf dem Wege zum Kolleg traf ihn ein Herzschlag, der frühzeitig seinem Leben ein Ende setzte. Kurze Zeit darauf verstarb nach einem im Militärdienst erlittenen Unfall sein Schwiegersohn Dr. jur. Alfred Simon († 14. Juli 1900), der sich durch eine preisgekrönte Arbeit über *concurrence déloyale*, Bern 1894 (auch französisch) und die Schrift »Der gewerbliche Rechtsschutz in der Schweiz«, Berlin 1897 bekannt gemacht hatte.

Erinnerung an Herrn W. Karl Albert Zeerleder (März 1900 von der Witwe dem Freundeskreise gewidmet) mit Bild. — Rüegg in der Ztsch. d. Berner Juristenvereins Bd. 36 S. 97—102. — »Zeitschrift f. Schweizerisches Recht« Bd. 29 S. 380, Bd. 33 S. 494 und Bd. 41 S. 688. — »Zarnckes Lit. Zentralblatt« 1888 Sp. 1676. — Schmollers Jahrbuch 18. Jahrg. S. 581ff. — »Gesetzes-Register d. Ztsch. d. bernischen Juristenvereins« Bd. XVIII—XXX, Bern 1895 S. 61—63. — Kukula, »Bibliographisches Jahrbuch d. deutschen Hochschulen«, Innsbruck 1892 S. 1046; Ergänzungsheft 1893 S. 271. — *Feuille centrale de la Société de Zofingue 40e année pp. 556—560.* — »Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1901«, Bern 1900 S. 324, 332 — *A. de Gubernatis, Dictionnaire international des écrivains du jour,* Florence 1891 p. 1950. — Über frühere berühmte Mitglieder der Berner Patrizierfamilie Z. vgl. Blösch in der »Allg. Dtsch. Biographie« Bd. 44 S. 762—764.

A. Teichmann.

Cramer-Frey, Conrad, Dr. jur. publ. et cam. h. c., Mitglied des Schweizerischen Nationalrats, Präsident des Schweizerischen Handels- und Industrie-Vereins, * 12. Mai 1834 in Volken (Kanton Zürich), † 6. Januar 1900 in Zürich. — Conrad Cramer, dessen Vater Landwirt war, ging bis zum

vierzehnten Jahre durch die Dorfschulen. 1848 begann er in Zürich eine kaufmännische Lehre und blieb, in der Folge als Angestellter, bis 1854 im nämlichen Hause. Dann siedelte er nach Aarau über, ehelichte dort im Jahre 1860 die Tochter seines Chefs Frey und zog 1862 nach Bahia, wo er ein zur Aarauer Firma in Beziehung stehendes Geschäft mit großem Geschick bald in die Höhe brachte. 1868 gründete er ein neues Haus in Pernambuco. Als auch dieses genügend erstarkt schien, kehrte Cr. im Jahr 1870 als Chef der Firma Cramer Frey & Co. nach der Schweiz zurück, zunächst wieder nach Aarau. 1872 verlegte die Firma ihren Sitz nach Zürich. Als gegen Ende der siebziger Jahre die kommerzielle Lage in Bahia sich gänzlich geändert hatte, wurde das dortige Geschäft aufgegeben und dafür ein anderes in Rio de Janeiro errichtet.

Mit den heimischen Verhältnissen abermals völlig vertraut geworden, verspürte Cr., der sich von Jugend auf mit erstaunlicher Ausdauer in allen Gebieten des Wissens, und besonders in dem der Volkswirtschaft und der Sprachen, gründlich weiter gebildet hatte, die Fähigkeit und die Lust, sich eingehend mit den öffentlichen Angelegenheiten zu befassen. Im Jahre 1882 wurde er Präsident der Kaufmännischen Gesellschaft Zürich, Präsident des Schweizerischen Handels- und Industrie-Vereins, der aus allen bedeutenden industriellen und kommerziellen Verbänden des Landes besteht, Mitglied des Großen Rats seines Heimatkantons und Anfang 1883 Mitglied des Schweizerischen Nationalrats.

Von da ab weihte der durch eigene Kraft zu Unabhängigkeit und hohem Ansehen gelangte Mann in vorbildlicher Selbstlosigkeit seine Dienste sozusagen ganz und in einer Weise dem Vaterlande, daß er als der tätigste und bedeutendste Volkswirtschafter der Schweiz im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts angesprochen werden darf, und daß er mit Fug als »das Gewissen der schweizerischen Wirtschaftspolitik« bezeichnet worden ist.

Aus den Fragen, auf die Cr. in der Eidgenossenschaft großen, teilweise entscheidenden Einfluß genommen hat, sind insbesondere hervorzuheben: die Umgestaltung der Zolltarife und der Handelsverträge; die Revision des Banknotengesetzes und die Versuche zur Errichtung einer mit dem Notenmonopol ausgestatteten zentralen Bank; die Stellung der Schweiz in der lateinischen Münzunion; die Reform im Tarifwesen der Eisenbahnen, das Transportgesetz, die Bestimmungen über das Rechnungswesen der Eisenbahnen und die über den Rückkauf der Eisenbahnen durch den Staat.

In der sozialpolitischen Gesetzgebung weniger markant hervortretend, zeigte sich Cr. stets als überzeugten Anhänger einer sich nicht überstürzenden Sozialreform.

Die ununterbrochene Fühlung mit dem wirtschaftlichen Leben einerseits und mit den leitenden Behörden anderseits, die durch wissenschaftliches Arbeiten vertieften reichen Kenntnisse und Erfahrungen, die Umsicht und Gewissenhaftigkeit, der billig denkende und abwägende Sinn, das vornehm schlichte Wesen und der lautere Charakter machten Cr. vorzüglich geeignet zum Vertreter des Landes bei Unterhandlungen über wirtschaftliche Angelegenheiten mit fremden Staaten. So war er denn der Vertrauensmann seiner Heimat sowohl bei der Vereinbarung der vorletzten und letzten schweizerischen Handelsverträge (1888 und 1891 mit Deutschland und Österreich-Ungarn; 1889 und 1892 mit Italien; 1892 und 1894/95 mit Frankreich), als auch bei den Erneuerungen und Abänderungen des lateinischen Münzübereinkommens

(1885 und 1893) und an der internationalen Münzkonferenz in Brüssel (1892).

Die Leistungen Cr.s sind um so höher anzuschlagen, als er nicht eine Gesundheit besaß, die sie ihn ungestraft vollbringen ließ. Allein immer nahm er von neuem die ihm vom Lande zugemuteten Lasten wieder auf und entledigte sich nur solcher, die ihm hiebei hinderlich schienen. Schon seit Mitte der achtziger Jahre hatte er seine Mitwirkung im eigenen Geschäft auf das Unumgängliche beschränkt; Ende 1895 zog er sich völlig aus ihm zurück, wie er auch eine Anzahl übertragener Vertrauensmandate zurückgab.

Zu spät kam über den äußerst willensstarken Mann die Erkenntnis, daß er abrüsten müsse, wollte er noch der Kräfte genug behalten für die schwierigen Aufgaben der Zukunft, deren Bewältigung ihm die allgemeine Ansicht zudachte.

Literarisch konnte sich Cr. nicht ausleben; es fehlte ihm hiezu die Muße. Seine gediegenen Schriften sind Broschüren bescheidenen Umfangs: Die Münzfrage (1881), Zum Währungsstreit (1881), Der schweizerisch-französische Handelsvertrag (1882), Zur Zolltariffrage (1883), Zur Reform des schweizerischen Banknotenwesens (1885), Der schweizerisch-italienische Handelsvertrag (1889), Gegen die schweizerische Staatsbank (1894), Der gegenwärtige Stand der Münzfrage (1894). Den Wert seines Wirkens schätzte die Universität Zürich so hoch ein, daß sie Cr. im Jahre 1894 den staatswissenschaftlichen Ehrendoktor verlieh. Alfred Frey.

Gruber, Josef, Universitätsprofessor der Ohrenheilkunde in Wien, * 4. August 1827 in Kosolup, Böhmen, † 31. März 1900 in Wien. — Grubers medizinische Lern- und Lehrzeit fällt in die Glanzepoche der Wiener Fakultät, an der er seine Studien trieb und zum Doktor promoviert wurde; später sollte er selbst eine Zierde dieser Fakultät werden. Das Gymnasium und die philosophische Studien absolvierte er in Pest; 1855 wurde er zum Doktor der Medizin und Magister der Geburtshilfe, 1856 auch zum Doktor der Chirurgie promoviert. Fast sechs Jahre war G. zuerst als Externist, dann als zweiter und erster Sekundarius im allgemeinen Krankenhause tätig; wie ernst schon damals sein Streben war, beweist eine Anzahl literarischer Arbeiten auf dem Gebiete der praktischen Chirurgie aus dieser Zeit. Als sich G. im Beginn der Sechzigerjahre der Ohrenheilkunde zuwendete, waren noch viele dunkle Gebiete zu klaren, und mit wahrem Bienenfleiß machte er sich daran, an dem Ausbau dieser Disziplin zu arbeiten. Ausgestattet mit einer Beobachtungsgabe, die ebenso scharf war, wie sein Ideenreichtum groß, mit unermüdlicher Arbeitskraft und seltener Arbeitsfreudigkeit entwickelte G. eine literarische Tätigkeit, welche an Fruchtbarkeit ihresgleichen sucht. Kaum ein Kapitel der Ohrenheilkunde wird sich finden, über das er nicht Forschungen angestellt hätte; wenn auch bei seiner raschen Produktion Beobachtungen registriert und Ansichten aufgestellt, oder Behandlungsmethoden empfohlen wurden, die heute überholt und fallen gelassen sind, so ist doch so vieles in G.s Arbeiten von unveränderlichem Werte, daß er zu den hervorragenden Förderern und Mehrern der Ohrenheilkunde gezahlt werden muß.

Er ist es auch durch die Arbeiten geworden, deren Ergebnis korrigiert werden mußte, durch die Einwendungen, welche sie erweckten, und durch die fruchtbaren Nachprüfungen, welche sie veranlaßten.

Kein kleines Verdienst hat sich G. um die Einführung der ohrenärztlichen Ambulatorien in den Wienern Spitalern erworben. Mühsam hatte er 1862

die Errichtung eines solchen im allgemeinen Krankenhause durchgesetzt, bevor er noch, 1863, die Dozentur für Ohrenheilkunde erlangt hatte. 1866 wurde er zum Ohrenarzt des allgemeinen Krankenhauses ernannt; später richtete er auch im Spitale der k. k. Rudolfstiftung ein ohrenärztliches Ambulatorium ein, welches er wie jenes bis zu seinem Tode leitete. 1870 erfolgte seine Ernennung zum Extraordinarius. 1873 wurde G. mit Politzer die Leitung der ersten Ohrenklinik übertragen; G. erhielt die Klinik für Männer, Politzer die für Weiber, eine seltsame und einzige Art einer Doppelklinik. 1896 erhielt er den Titel eines ordentlichen Professors.

Die staunenswerte Menge der gediegenen und ihr Thema meist erschöpfend behandelnden Publikationen G.s findet sich in dem Nachrufe Alts angeführt, den dieser seinem verstorbenen Meister gewidmet hat. Das hervorragendste Werk unter den von Alt gesammelten nahezu 200 Arbeiten ist das Lehrbuch der Ohrenheilkunde, das 1870 in erster und 1888 in zweiter Auflage erschien, eines der interessantesten und vornehmsten Werke dieser Disziplin, von durchaus origineller Färbung, lebendig und fesselnd in der Diktion und prächtig ausgestattet.

Die Persönlichkeit G.s war eine sehr anziehende. Aus seinem männlich schönen Antlitz konnte man Ernst und Güte, und ebenso wie aus Gestalt und Haltung Energie und Selbstbewußtsein herauslesen. Den Kranken gegenüber war er der humanste, wohlwollendste Arzt, immer bestrebt, zu helfen, und dafür auch geliebt und geschätzt von ihnen.

Seinen Schülern, deren Ausbildung ihm sehr am Herzen lag, widmete er sich in der fürsorglichsten Weise; die Zahl seiner Schüler, die aus allen Weltgegenden der Wiener Ohrenklinik zuströmten, zählt nach Tausenden und viele, die heute selbst Leuchten der Ohrenheilkunde sind, haben ihm die erste Ausbildung und mächtige Förderung zu verdanken; seinen Assistenten war G. ein nachsichtiger, stets zu wissenschaftlicher Förderung bereiter Chef.

Sein Bestes gab aber G. seiner Familie; er war unvergleichlich als Gatte und Vater und inmitten seiner geliebten und hochgesinnten Familie strahlte er von Glück und Heiterkeit. Ein warmer Frohsinn herrschte in dem Kreise, dessen belebendes Zentrum er war, und dem sich ein reicher Freundeskreis aus den ersten Vertretern der Kunst und Wissenschaft und der vornehmen Wiener Bürgerkreise angliederte.

Wie allgemein beliebt G. war, zeigte sich auch gelegentlich der Feier, welche anläßlich seines siebzigsten Geburtstages veranstaltet wurde und in solenner Weise verlief.

Eine anläßlich dieser Feier geprägte Bronzeplaquette, sowie das von dem Verleger Coblentz hergestellte Bildnis G.s überliefern seine Züge der Nachwelt.

Innig verbunden mit G.s Namen bleiben auch zwei seiner Vermächtnisse: die »Monatsschrift für Ohrenheilkunde«, welche G. in den Sechzigerjahren mit Voltolini, Rüdinger, Weber-Liel und Schrötter gründete, und die »Österreichische otologische Gesellschaft«, die er 1896 ins Leben rief und die sich als eine höchst glückliche Schöpfung erwies, durch welche die ohrenärztliche Wissenschaft in Wien reiche Anregung erfuhr.

Alt, Nekrolog auf Grubers Monatsschrift für Ohrenheilkunde 1900/1. — Monatsschr. f. Ohrenheilkunde 1897, Nr. 10. Dozent Dr. B. Gomperz, Wien.

Bethge, Karl, Geheimer Baurat, Generaldirektor der siamesischen Staatseisenbahnen, * 1847 in Berlin, † 11. April 1900 in Bangkok. — B. hatte

sich nach zurückgelegten Gymnasialstudien zunächst dem Maschinenbaufache gewidmet, das er aber schon nach zwei Jahren mit dem Bauingenieurfache vertauschte. Seine Studien wurden durch die Teilnahme an den Kriegen gegen Österreich (1866) und Frankreich (1870) wiederholt unterbrochen; in letzterem Kriege, den er als Reiterführer mitkämpfte, war er auch — ich glaube, bei Gravelotte — verwundet worden. Nachdem er kurze Zeit im Bau- und Bahnverwaltungsdienste der Österreichischen Südbahn sich betätigt hatte, ging er im Jahre 1873 zum Baue der Gotthardbahn, wo er den Bau der Strecke Bellinzona-Locarno leitete und die Pläne für Cadenazzo-Pino, wie auch für die schwierige Überschreitung des Monte Cenere ausarbeitete. Im Jahre 1877 trat B. bei der Neubauverwaltung der Rheinischen Bahn (Köln) in Dienste, legte die Bauführer- und die Baumeisterprüfung mit Auszeichnung ab und fand Beschäftigung im Technischen Bureau des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten.

Sein reger Unternehmungsgeist, seine Tatkraft und seine Arbeitsfreudigkeit drängten ihn auf andere Bahnen, die ihn bald zu Ruhm und Ehren führen sollten. Im Jahre 1882 ging B. nach Belgrad und betätigte sich hier beim Bau der Staatseisenbahnen, wo unter seiner Leitung mehrere bedeutende Eisenbrücken ausgeführt wurden. Schon drei Jahre später finden wir B. in China als Bevollmächtigten der Firma Krupp, um die Beteiligung deutscher Unternehmer und deutschen Kapitals bei der Errichtung von Eisenbahnen in China zu ermöglichen. Verschiedene Gutachten, so jenes über die Regelung des Hoang-Ho, verschafften ihm großes Ansehen und manche hervorragende Auszeichnung; in allen offenbarte sich seine große Fachkenntnis, seine reiche Erfahrung, seine ruhige Erwägung der Verhältnisse. Nach längerem Aufenthalte in Japan zum Studium der Eisenbahnen auf Kinsin folgte B. (1888) einem Rufe nach Siam, um ein Gutachten über die von englischen Unternehmern vorgelegten Entwürfe für ein größeres Eisenbahnnetz, namentlich für die zuerst in Betracht kommende 265 km lange Linie Bangkok-Korat zu erstatten. Rücksichtslos wies er die Mängel dieser Vorlagen nach und zeigte, daß der Bau weit billiger verwirklicht werden könnte, als jene Unternehmer berechnet hatten. Die Regierung brachte ihm so großes Vertrauen entgegen, daß sie ihn — nachdem er 1889 kgl. preußischer Baurat geworden war und einen längeren Urlaub erhalten hatte — zum Generaldirektor der siamesischen Staatseisenbahnen ernannte. Trotz seines Einspruches erhielt im Jahre 1891 eine englische Firma den Bau der Linie Bangkok-Korat zugesprochen. Fünf Jahre steter Kämpfe gegen die, vielfach geheim tätige Feindschaft dieser Firma, wie auch gegen deren offenen Widerstand hatte B. zu ertragen, bis es ihm (1896) gelang, die Kündigung des Vertrages bei der Regierung durchzusetzen und diese zur Durchführung des Bahnbaues auf eigene Rechnung zu veranlassen. Unter B.s Leitung schritt nun der Bau der Bahn rasch und mit Erfolg vorwärts; ein Stab tüchtiger deutscher Ingenieure stand ihm tatkräftig zur Seite. Im Jahre 1897 wurde die Strecke Bangkok-Ayuthia eröffnet und B. aus diesem Anlasse Großoffizier des siamesischen Kronen-Ordens. Die in technischer Beziehung großartig ausgeführte Überschienung des Gebirges anerkannte der Deutsche Kaiser durch die Verleihung des Kronen-Ordens 3. Klasse an B.

Leider sollte der geniale Mann die Vollendung seines Werkes nicht mehr erleben. Am 11. April 1900 starb B. an einem Cholera-Anfalle; wenige Stunden später folgte ihm seine treue Lebensgefährtin im Tode nach. Das

Schicksal hatte beiden noch kurz vorher einen schweren Schlag zugefügt: ihr einziger Sohn, ein hoffnungsvoller Jüngling von 22 Jahren, war in den ersten Märztagen desselben Jahres in der Schweiz verunglückt. Die ihm von dem Deutschen Kaiser zugedachte Ernennung zum Geheimen Baurat erreichte B. nicht mehr lebend.

B. erfreute sich auch außerhalb des Kreises seiner Fach- und Berufsgenossen großer Beliebtheit; seine Herzensgüte und sein gerades, offenes Wesen hatten ihm allenthalben Freunde und Verehrer erworben. Als erfolgreicher Förderer des Ansehens des deutschen Baumeisters und der Ausbreitung des deutschen Gewerbefleißes im Auslande, als mutiger Pionier des Deutschtums im fernen Osten bleibt ihm ein Ehrenplatz unter Deutschlands Ingenieuren gesichert.

Zentralblatt der Bauverwaltung 1900, S. 191; Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen 1900, S. 472.

Alfred Birk.

Keck, Wilhelm, Geheimer Regierungsrat, Professor, * 7. Juli 1841 zu Kniestedt bei Salzgitter in der Provinz Hannover, † 20. Juli 1900. — K. hat seine wissenschaftliche Bildung in der Vorstufe am Andreanum zu Hildesheim und am Polytechnikum zu Hannover erhalten, wo er sich in den Jahren 1858 bis 1862 dem Studium des Maschinenbaues und des Bauingenieurwesens widmete. Seine praktische Ausbildung fand er bei Walljen in Bremen, unter Direktor Kistel in Holland, unter Welkner bei der Hannoverischen Staatsbahn, unter Funk beim Bau der Venlo-Hamburger Bahn. Unter der Leitung solcher hervorragender Praktiker lernte er die innigen Beziehungen der Wissenschaft zur Praxis kennen, auf deren Grundlage er späterhin seine Lehrtätigkeit mit so großem Erfolge aufbaute. Seine Entwürfe großer eiserner Brücken, wie der Weserbrücke bei Kirchweyhe, zeigten eine in jener Zeit noch seltene Befähigung zur Anwendung der Mechanik auf Ingenieuraufgaben und erregten die Aufmerksamkeit der Fachgelehrten. Als Professor A. Ritter im Jahre 1870 das Polytechnikum in Hannover verließ, erfolgte die Berufung K.s an seine Stelle. Hier wirkte er nun durch dreißig Jahre als Lehrer der gesamten Mechanik, unermüdlich und zielbewußt darnach strebend, sein eigenes Wissen und Können zu vervollkommnen, in steter inniger Berührung mit dem Gewerbe und seinen Fortschritten zu bleiben, seine Schüler in das Wesen und die Bedeutung der Mechanik einzuführen, sie mit allen neuen Errungenschaften vertraut zu machen und zu wissenschaftlicher Behandlung mechanischer Aufgaben der Praxis heranzuziehen. So gelang es ihm, wie nur wenigen, die Mechanik gleichzeitig im Sinne wissenschaftlicher Einheit und doch unter voller Berücksichtigung aller für die Ausbildung brauchbarer Ingenieure erforderlichen Sonderanwendungen auszugestalten. Sein großes Werk: »Vorträge über Mechanik als Grundlage für das Bau- und Maschinenwesen«, dessen zweite Auflage er eben vorbereitete, als ihn eine schwere Krankheit und nach kurzer Zeit der Tod ereilte, zeugt in allen seinen Teilen für dieses erhabene Streben K.s. Bei einer so ernsten und gewissenhaften Auffassung seines Lehrberufes mußte eine geistige und körperliche Überlastung umsomehr entstehen, als er das ganze Gebiet der theoretischen und angewandten Mechanik zu lehren hatte. Diese Überbürdung mag wohl auch die Widerstandskraft seines Körpers gemindert und zu seinem frühen Tode beigetragen haben.

Vom Jahre 1875 an redigierte K. die »Zeitschrift des Architekten- und Ingenieur-Vereines zu Hannover«, die unter seiner Leitung in der deutschen

Zeitschriften-Literatur eine hervorragende Stellung errang. Mit größter Gewissenhaftigkeit prüfte er alle eingegangenen Beiträge und drang dabei auf Feinheit und Klarheit der Fassung und des Ausdruckes; um die einheitliche Ausgestaltung bester deutscher Ausdrucksweise hat er sich in seiner Tätigkeit als Schriftleiter bleibende Verdienste erworben.

Strenge gegen sich selbst, Milde und Klarheit in der Beurteilung anderer, Bescheidenheit bei der Schätzung des eigenen Wertes, warme Anerkennung der Verdienste fremder Personen, unermüdlicher Fleiß und zähe Ausdauer sind die hervorragenden Eigenschaften dieses Mannes, der durch die Wärme seines Gefühles sich überall Freundschaft erwarb und das Glück seines Lebens vor allem in seinem kleinen, aber sonnigen Familienkreise suchte und fand.

Zeitschrift f. Architektur und Ingenieurwesen, Wochenausgabe, 1900, Nr. 31, mit Bildnis; Organ für die Fortschritte des Eisenbahnwesens 1900, S. 198.

Alfred Birk.

Köhne, Karl, Regierungs- und Baurat, * 18. Oktober 1849 in Neustettin, † 17. Oktober 1900. — K. erwarb sich einen geachteten Namen als Fachschriftsteller auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues und des Eisenbahnbetriebes. Als Vorstand der Eisenbahndirektion Berlin führte er die Geschäfte eines zweiten Schriftleiters der »Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen«, für die er vornehmlich die technischen Fragen behandelte. Vom Jahre 1893 an war er durch mehrere Jahre der Kaiserlichen Deutschen Botschaft in St. Petersburg als Sachverständiger zugeteilt, bis ihn eine ernstere Erkrankung zur Rückkehr nach Deutschland nötigte. Hier war er noch kurze Zeit bei den Eisenbahndirektionen in Danzig und Halle tätig. Eine schwere Fieberkrankheit machte seinem arbeitserfüllten Leben ein vorzeitiges Ende. Seine Abhandlungen zeigen einen klaren, scharfen Blick; anregend geschrieben, fesseln sie den Leser und bieten stets eine Fülle der Belehrung. In der »Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen« hat K. u. a. veröffentlicht: »Über die Ersparnisse und Sicherheit des Eisenbahnbetriebes«, »Zur Vorgeschichte des Staatsbahnwesens«, »Über die Pariser Stadtbahnentwürfe«, »Über den Mailänder Eisenbahnkongreß« u. s. w.

Alfred Birk.

Schnebel, Karl, Regierungs- und Baurat, * 1841 in St. Johann bei Saarbrücken, † 3. April 1900 in Basel auf der Reise nach dem Süden, der ihm Genesung von schwerem Leiden bringen sollte. — Sch., der sich im Feldzuge gegen Frankreich durch seine Tätigkeit bei der Feldeisenbahn-Abteilung das Eiserne Kreuz erworben hatte, war bis zum Jahre 1894 im preußischen Staatseisenbahndienste tätig. Unter seiner Leitung wurden in den Direktionsbezirken Saarbrücken, Frankfurt a. M., Köln und Stargard, wohin er im Laufe der Zeiten versetzt worden war, viele technisch bedeutsame Eisenbahn-Neubauten ausgeführt. Hierbei bekundete er volles Verständnis für die Bedürfnisse des Eisenbahnbetriebes und hütete sich ängstlich vor einseitigen baulichen Liebhabereien. Im Jahre 1894 übernahm Sch. die technische Leitung der Gesellschaft für den Bau der Untergrundbahnen in Berlin. In dieser Stellung hat er sich durch die wohlgelungene Ausführung des Spreetunnels bei Treptow einen in weiten Kreisen bekannten Namen gemacht. Dieser 454 m lange Tunnel liegt in einer vom Wasser durchzogenen Sand-

schicht, durch die er nur mit Hilfe von Preßluft — nach der sogen. Schildmethode — durchgetrieben werden konnte. Die Baumethode war von den ersten und maßgebenden Technikern der städtischen Verwaltung als undurchführbar erklärt worden. Es gelang Sch. aber doch, alle Schwierigkeiten zu besiegen, ohne daß ernste Vorfälle vorgekommen sind, und hierdurch den Beweis für die Durchführbarkeit der Berliner Untergrundbahnen zu erbringen. Die aufreibende, verantwortungsvolle Tätigkeit, namentlich aber auch der häufige Aufenthalt in den mit Preßluft gefüllten Arbeitsräumen brachten bei Sch. ein schlummerndes Herzleiden zum Ausbruch, dem er rasch erlag. Im Jahrgang 1896 des »Zentralblattes der Bauverwaltung« hat Sch. den Bau des Treptower Tunnels ausführlich beschrieben. Ein längerer Nachruf auf Sch. findet sich im »Organ für den Fortschritt des Eisenbahnwesens« 1900, S. 129.

Alfred Birk.

Koch, Richard, königl. württembergischer Eisenbahn-Oberinspektor, * 24. August 1836 in Wildungen, † 6. September 1900 in Hannover. — Sohn eines evangelischen Pfarrers, hatte K. das Gymnasium zu Holzminden und das Polytechnikum in Hannover besucht. Er war abwechselnd in Maschinenfabriken und in Werkstätten der Hannoverschen und Preußischen Staatsbahnen tätig und beteiligte sich auch hervorragend an den Kleinbahn-Unternehmungen Hostmanns. Im Jahre 1882 wurde K. als Sektionschef für Eisenbahnbetrieb in das serbische Ministerium der öffentlichen Arbeiten berufen. Nach Erledigung der ihm gestellten Aufgaben übersiedelte er 1886 nach Graz, übernahm 1889 die Leitung der Salzburger Lokalbahn, 1890 die Leitung des maschinentechnischen Bureaus der württembergischen Staatsbahnen in Stuttgart und einige Jahre später die Stellung als Vorstand der Werkstätten-Inspektion und Schiffswerfte in Friedrichshafen. Ein schweres Leiden nötigte ihn im November 1899 in den Ruhestand zu treten, den er nur wenige Monate genießen sollte.

K. muß als ein hervorragender Förderer des Eisenbahn-Maschinenwesens bezeichnet werden; mehrere wichtige Neuerungen und Verbesserungen sind von ihm ausgegangen; seine reiche schriftstellerische Tätigkeit vermittelte seine Erfahrungen und Studien weitesten Kreisen. Ganz besondere Anerkennung verdient aber sein Bestreben, Lehrmittel für die Eisenbahnbetriebs-Beamten zu schaffen und den Eisenbahnbetrieb durch die systematische und gründliche Ausbildung der in ihm tätigen Beamten zu einer Wissenschaft auszubilden. In dieser Hinsicht muß vor allem sein Werk über »Das Eisenbahn-Maschinenwesen« (Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1879) hervorgehoben werden, das dem fühlbaren Mangel des Hochschul-Unterrichtes über Eisenbahnbetrieb teilweise ersetzen sollte, das — wie K. sehr richtig bemerkte — »den jüngeren Technikern den Eintritt in die Praxis zu erleichtern und zugleich die hohe Wichtigkeit der Theorie zur Lösung fast aller praktischen Aufgaben zu zeigen hat«.

Im Vereine mit J. Brosius hat K. die »Schule des Lokomotivführers« (ein Handbuch für Eisenbahnbeamte und Studierende technischer Anstalten) und das umfangreiche Werk »Der äußere Eisenbahnbetrieb«, das bereits mehrere Auflagen erlebt hat, veröffentlicht; beide Werke, denen sich auch »Das Lokomotivführer-Examen« anreiht, können als das Beste bezeichnet werden, was bis jetzt in dieser Richtung geboten worden ist; sie sind vorbildlich geworden für den jetzt schon ziemlich reichen Bücherschatz für untere und mittlere Eisenbahnbeamte. Viele Jahre war K. auch in der Schriftleitung

der »Zeitschrift für das gesamte Lokal- und Straßenbahnwesen« tätig, die mehrere bedeutsame Arbeiten von ihm veröffentlichte.

Deutsche, österreichische und württembergische Orden anerkannten äußerlich die Verdienste K.s — aber keine Auszeichnung erfreute ihn so sehr und schien ihm so voll und ganz den Dank für die Arbeit seines Lebens zu bieten, als die kurz vor seinem Tode erfolgte Ernennung zum Ehrenmitgliede des Vereines Deutscher Lokomotivführer.

Merkwürdigerweise nahmen von seinem Tode und seinem Wirken nur wenige Fachblätter Kenntnis, so das »Organ für die Fortschritte des Eisenbahnwesens« (1900, S. 304) und die »Zeitschrift für das gesamte Lokal- und Straßenbahnwesen«. Alfred Birk.

Stockert, Franz Ritter von, Regierungsrat, * 10. Februar 1822 zu Stockau im Böhmerwalde, † 23. März 1900. — St. war einer der bedeutendsten Förderer der Eisenbahntechnik. Nachdem er unter großen Entbehrungen seine Studien in Prag vollendet hatte, trat er im Jahre 1843 in den Dienst der Kaiser Ferdinand-Nordbahn. Zunächst durch nahezu zwei Jahrzehnte im Bau und Betrieb tätig, übernahm er 1860 die Leitung des gesamten Bau- und Bahnerhaltungsdienstes. In dieser leitenden Stellung entwickelte er nun, unterstützt durch seine reichen praktischen Kenntnisse und seine schöpferische Veranlagung, eine erfolgreiche Tätigkeit namentlich auf dem Gebiete des Eisenbahn-Oberbaues. St. trat bereits 1867 für die Einführung der Stahlschienen ein; er befürwortete mit allem Eifer die Festsetzung bestimmter Schienenquerschnitte unter Berücksichtigung der Eigenschaften des Flußstahles, des zunehmenden Raddruckes und der Verkehrsgröße. Die Vergrößerung des Schienengewichtes, das man bei Anwendung von Flußstahl in Verkennung der obwaltenden Verkehrsverhältnisse aus Ersparnisrücksichten vermindert hatte, die Einführung des eisernen Oberbaues von Heindl (1883), die Verbesserung vieler Einzelheiten des Oberbaues sind an seinen Namen geknüpft. Ganz besondere Verdienste hat sich St. durch die Schöpfung der Statistik über die Dauer der Schienen erworben, deren große Wichtigkeit für den wirtschaftlich richtigen Unterhaltungs- und Erneuerungsgang des Oberbaues und für die richtige Aufstellung von Schienen-Lieferungsbedingnissen erst in den letzten Jahrzehnten allgemein anerkannt wurde. Dieses Gebiet behandelt auch seine noch heute maßgebende Abhandlung über die Abnützung und Dauer von Eisenbahnschienen (Zeitschrift des Österreich. Ingenieur- und Architekten-Vereins 1872), in der er nachzuweisen versucht, daß die Zerstörung der Eisen-Schweißstahlschienen durch eine Viertelellipse annähernd dargestellt werden kann. Anläßlich der in den Fachkreisen lebhaft geführten Debatte über die Linienführung der Arlbergbahn sprach sich St. unter eingehender Begründung seiner Anschauung für die tiefer liegende Trace mit längerem Tunnel aus. (Die Alternativ-Trace der Arlbergbahn, Wien 1880). St. trat 1884 in den Ruhestand, nahm aber noch immer regsten Anteil an der Entwicklung des Eisenbahnbaues und der Eisenbahnbetriebstechnik. Mit St. schied ein Mann aus dem Leben, in welchem Tatkraft und Energie die guten Eigenschaften des Geistes und des Herzens nicht erstickt hatten.

Eine ausführliche Würdigung seines Wirkens nebst einem gelungenen Bildnisse veröffentlichte das »Organ für die Fortschritte des Eisenbahnwesens« 1900, S. 128.

Alfred Birk.

Wesslau, Bror Hemming, * 15. Juni 1841 in einem kleinen Orte des südlichen Schwedens, † im Januar 1900. — W. war der Schöpfer der ersten elektrischen Lokomotive, die er für die Firma Siemens & Halske in Berlin erbaute und die ein Jahr vor Edisons elektrischer Lokomotive vollendet worden war. Schon als junger Mann hatte W. seine schwedische Heimat verlassen, weil es ihm hier an der notwendigen Betätigung seiner schöpferischen Begabung fehlte. Vom Jahre 1876 an wirkte er bis an sein frühzeitiges Lebensende im Dienste der Firma Siemens & Halske, für die er die große Kabelfabrik in Charlottenburg erbaute. Als dieses Werk später auf Spandauer Gebiet verlegt wurde, leitete er auch diesen Neubau, der zu den großartigsten Kabelfabriken der Welt zählt. Alfred Birk.

Roggemann, Diedrich Gerhard, Dr. jur., * 28. Januar 1840 zu Zwischenahn im Großherzogtum Oldenburg, † 7. Februar 1900 zu Oldenburg als Oberbürgermeister der Haupt- und Residenzstadt Oldenburg, war der Sohn eines Organisten und Schullehrers. Nach dem Besuche des Oldenburgischen Gymnasiums widmete er sich dem Rechtsstudium und ließ sich nach der abgelegten zweiten Staatsprüfung in Oldenburg als Rechtsanwalt nieder. Doch bereits am 1. Mai 1878 trat er in den Staatsdienst über, zunächst als Obergerichtsrat, wurde dann 1879 Staatsanwalt und 1883 Richter bei dem Landgerichte in Oldenburg.

Seit Anfang des Jahres 1874 gehörte Roggemann der Stadtvertretung, dem Stadtrate, seit 1876 als deren Vorsitzender, an. Nicht nur innerhalb dieser Körperschaft, sondern auch außerhalb derselben, in gemeinnützigen Vereinen, bei gelegentlichen Versammlungen nahm er nunmehr eifrigen Anteil an allem, was in der Öffentlichkeit die Interessen der Landeshauptstadt berührte. Auch hierüber hinaus war er im parlamentarischen Leben tätig. So war er von 1878 bis 1881 Mitglied des Reichstages als Vertreter des II. oldenburgischen Wahlkreises, in welchem er der national-liberalen Partei angehörte, aus der er jedoch kurz vor Beendigung seines Mandates austrat, um zur sogenannten Sezession überzugehen. Im Reichstage ist er nicht in bemerkenswerter Weise hervorgetreten. Einflußreicher war seine Wirksamkeit im oldenburgischen Landtage, in den er 1881 gewählt wurde, um ihm bis zu seinem Lebensende anzugehören. Gleich bei seinem Eintritt fiel ihm die Präsidentschaft zu, die er mit Geschick und bei seinem verbindlichen, zur Ausgleichung der Gegensätze geneigten Wesen mit Erfolg bis zum Jahre 1896 führte. Als dann aber zwischen Landtag und Regierung eine starke Spannung eingetreten war und R. sich der Mißtrauenskundgebung gegen jene nicht angeschlossen hatte, wurde er bei der nächsten Wahl durch einen Anhänger der Mehrheit ersetzt.

Am 23. April 1890 schied er aus dem Staatsdienste aus, um als Oberbürgermeister die Leitung der hauptstädtischen Verwaltung zu übernehmen. In den zehn Jahren, die er diese innehatte, war es ihm zwar nicht beschieden, umfassende und einschneidende Reformen durchzuführen, doch hat seine ordnende, prompte und geschäftsgewandte Hand viel Nützliches und Gutes gestiftet. Zunächst brachte er den etwas eingerosteten und aus dem Geleise geratenen Dienstbetrieb des Rathauses wieder in den richtigen Gang. Dann hat er die Anlage einer Wasserleitung zuwege gebracht, für die eines Schlachthauses Sorge getragen, auf die Erweiterung des oldenburgischen Hafens bei Gelegenheit einer Korrektion der Hunte hingewirkt und die Kanalisation der Stadt bis annähernd zum formalen Abschlusse vorbereitet. Auch als Mit-

begründer der Arbeiterkolonie Dauelsberg hat er zur Errichtung eines nutzbringenden Unternehmens beigetragen. Wie das Verhältnis zwischen Oberbürgermeister und Stadtvertretung stets ein einträchtiges war, so hat die liebenswürdige und versöhnliche Natur R.s ihm die allgemeine Zuneigung gesichert. Eine schwere, zehrende Krankheit hat ihn vor den Jahren dahingerafft. Dr. Paul Kollmann.

Oldenburg, Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog von, * 8. Juli 1827 zu Oldenburg, † 13. Juni 1900 zu Rastede. — Aus der Zahl der Fürsten, welche während der zweiten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts deutsche Gebiete regierten, hebt sich als eine edle, zielbewußte, von seiner Herrscherpflicht erfüllte, dabei durch unbeugsamen Rechtssinn ausgezeichnete, wie von aufrichtiger deutscher Gesinnung belebte Persönlichkeit der Großherzog Peter ab, ein Mann, gewachsen den Aufgaben, bereit zu den Opfern, die die Zeit von ihm forderte, um seinem Lande in Verfassung und Verwaltung, in Volkswirtschaft und geistiger Kultur die Segnungen gedeihlicher Entfaltung zuteil werden zu lassen und es als wirksames Glied dem größeren Vaterlande einzufügen. Zwar nach dem ihm zugefallenen Wirkungsbereich darauf angewiesen, einem nur kleinen Staatswesen vorzustehen, war es ihm doch ermöglicht, von seinem Teile aus — durch Überlassung eines Hafenplatzes am offenen Meer — an der Begründung der preußisch-deutschen Machtstellung zur See mitzuwirken. Und wenn sein äußerer Lebensgang ihn auch nicht in das laute Getriebe der Welthändel hinaushob und ohne wechselvolle Geschicke verlaufen ist, so blieb er doch nicht unberührt von den Strömungen der großen europäischen Politik, ja diese hat ihn vermöge seiner Abstammung in ihre Strudel hineingezogen dergestalt, daß er beitragen sollte an der endgültigen Lösung der schleswig-holsteinischen Frage, welche Jahrhunderte hindurch einen Zankapfel der Mächte und der Fürstenhäuser gebildet hatte.

Großherzog Peter ist der zweiten Ehe seines Vaters mit der Prinzessin Ida von Anhalt-Bernburg-Schaumburg entsprossen, doch nicht sie, die schon bald hernach starb, als vielmehr die dritte Gemahlin des Großherzogs August, Cäcilie von Wasa, die Tochter des vertriebenen Schwedenkönigs Gustav IV., erwies ihm die mütterliche Liebe und Pflege. Die Erziehung des jungen Erbgroßherzogs war vom Vater sorgfältig vorgezeichnet und einsichtigen Männern anvertraut worden. Sollte sie auch in erster Linie auf die Vorbildung für die einstige Ausübung des Herrscheramtes abzielen, war sie doch ebenfalls bestimmt, in dem Prinzen das Verständnis für alles Edle und Schöne zu begründen. Dabei wurde strenge Zucht geübt, fleißige Arbeit gefordert und Erholung wie Vergnügungen nur sparsam gewährt. Die militärische Ausbildung war erst nach der Rückkehr von der Universität vorgesehen, daher denn auch der Besuch der letzteren gleich an die Knabenerziehung anschloß und den Prinzen 1846 nach Leipzig führte. Der Jurist Albrecht, der Nationalökonom Roscher, der Philosoph Drobisch waren hier vornehmlich seine Lehrer.

Früher, als beabsichtigt, wurde der Prinz von seinen Studien zurückberufen, da bei dem Ausbruch der Unruhen des Jahres 1848, die auch in Oldenburg einen gründlichen Umschwung herbeiführen sollten, dem alten Großherzog die Nähe des Thronfolgers angemessen erschien. Damit begann sofort dessen Einführung in die Staatsgeschäfte. Er widmete sich nunmehr den Arbeiten des Ministeriums und zwar wird versichert, daß er mit Ernst,

Gewissenhaftigkeit und selbständigem Urteile seine Meinung darlegte, namentlich aber schon hier den ihm so eigenen festen und unbeugsamen Rechtssinn zu erkennen gab. Unterbrochen wurde diese Vorbereitung auf die demnächstige Regierungstätigkeit durch eine längere Reise nach Italien, Griechenland und dem Orient, bedeutungsvoll für die Entwicklung des Großherzogs, weil sie recht eigentlich den Grund für jenen Kunstsinn legte, der ihm für sein ferneres Leben und bei den vielen Enttäuschungen, die es ihm gebracht hat, eine Quelle reinster Freuden werden, zugleich seiner Residenz einen reichen Schatz von herrlichen Erwerbungen eintragen sollte. An die Reise schloß sich — am 10. Februar 1852 — die Vermählung des Erbgroßherzogs mit der Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Altenburg, deren Bekanntschaft während der Leipziger Zeit gemacht war. Wurde gleich diese Ehe durch ein schon bald hervortretendes, später bis zur Taubheit sich steigerndes Gehörleiden der Frau Großherzogin schwer heimgesucht, war sie doch für beide Gatten eine auf herzlicher Zuneigung begründete Verbindung, deren Lösung — am 2. Februar 1896 — den überlebenden, nunmehr gealterten Großherzog tief beugte. An Kindern hatte die Großherzogin ihrem Gemahl den Erbgroßherzog Friedrich August und den — unvermählt gebliebenen — Herzog Georg Ludwig geschenkt.

Nicht lange war dem jungen Paare gegönnt, sich selbst zu leben. Bereits am 27. Februar 1853 wurde der Erbgroßherzog berufen, seinem Vater in der Regierung zu folgen. Das Land, welches er regieren sollte, war seinem Hause erst vor etwa 75 Jahren angefallen. Und doch sind die Gottorper, den ältesten Fürstenfamilien Europas zuzählend, durch ein eigenartiges Spiel dynastischer Interessenpolitik wieder in das Land, von dem das Geschlecht seinen Ausgang genommen hat, zurückgelangt. Nachdem nämlich das alte oldenburgische Haus erloschen war, fiel sein Besitztum an Dänemark, wohin zwei Jahrhunderte früher ein Grafensohn als König erwählt war. Er war der Begründer eines anderen Astes dieses Geschlechtes. Von der königlichen Linie hatten sich später die herzogliche, die gottorpsche abgezweigt, welche seit 1581 neben jener die Herzogtümer Schleswig und Holstein nach einer vorgenommenen Teilung regierte, doch hernach, in Zwistigkeiten mit der Hauptlinie geraten, von dieser um ihren Anteil an Schleswig gebracht wurde. Den beeinträchtigten Gottorpern schien ein günstigeres Geschick zu erblühen, als sich ihrem Hause der russische Thron erschloß. Diese Erhebung führte zu einem Ausgleich mit Dänemark, das den Beherrscher eines mächtigen Reiches im Mitbesitz von Holstein und Ansprüche auf Schleswig verfechtend für bedrohlich erachtete. Es gelang jenem, das Haus Gottorp im Vertrage von Zarskoje-Sselo vom 20. Mai 1773 zum Verzicht auf letzteres und zum Austausch des ersteren gegen die alten Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst zu bewegen. Der Großfürst Paul, der Sohn der Kaiserin Katharina und des Herzogs Karl Peter Ulrich, überwies dann die neu erworbenen, folgends von Reichswegen zu einem Herzogtum erhobenen Lande der jüngeren Linie seines Hauses. Die begründete alsbald im alten Stammlande ein neues Geschlecht.

Treffliche Fürsten sind aus ihm hervorgegangen. Der Großvater wie der Vater des Großherzogs Peter waren tüchtige Männer, die in Ernst und Treue und in patriarchalischer Weise ihrem Regierungsberufe obgelegen und zugleich würdige Vorbilder für den jugendlichen Nachfolger abgegeben haben. Doch wie sehr diese Herrscher in ihrem neuen Besitztum Wurzel schlugen,

immer belebte sie das Gefühl ihrer Zugehörigkeit zum gottorpschem Hause und dies war wiederholt der Beweggrund ihres Verhaltens, auch wo davon das regierte Land betroffen wurde. So glaubte der Großherzog Paul Friedrich August, der Vater Peters, den in Befolgung des Artikels 13 der deutschen Bundesakte ausgearbeiteten Entwurf einer landständischen Verfassung den »beiden Chefs des Hauses Holstein« in Dänemark und Rußland vorlegen und nach deren Abmahnung von der Einführung abstehen zu müssen. So unterblieb ein Verfassungswerk, das umsomehr angetan gewesen wäre, die Überleitung auf die moderne Entwicklungsstufe zu vermitteln, als es bisher an jeglichen für eine ständische Vertretung verwertbaren Anhaltepunkten gebrach. Es konnte daher als eine Folge jener dynastischen Erwägungen nicht ausbleiben, daß die Bewegung des Jahres 1848 das Staatswesen in radikaler Weise umgestaltete und, wenn auch nachher in mancher Hinsicht gemildert, den Einfluß der Krone fühlbar einschränkte. Nicht minder als seine Vorfahren war Großherzog Peter von ausgeprägtem gottorpschen Familiengefühl erfüllt, ja in ihm war sichtlich holsteinische Art verkörpert und der Aufenthalt auf seinem holsteinischen Besitz war ihm stets der liebste. Gerade in seinem Leben sollte die gottorpsche Familienpolitik eine bedeutsame Rolle spielen. Bereits als Erbprinz wurde er hierin persönlich verwickelt und in einer schwerwiegenden Frage zu entscheidender Stellungnahme gedrängt.

Als nach dem aussichtslosen Kampfe um die Befreiung der Elbherzogtümer Dänemark und Rußland sich bemühten, für den Fall des zu erwartenden Aussterbens des dänischen Königshauses einen anverwandten Nachfolger zu finden, der bereit war, auf Grund der durch das Londoner Protokoll vom 2. Juni 1850 gewährleisteten Zusammensetzung des dänischen Gesamtstaates die Krone anzunehmen, hatte Kaiser Nikolaus hierfür den Erbgroßherzog von Oldenburg in Aussicht genommen. So verlockend das Anerbieten war, das ein russischer Unterhändler überbrachte, so groß war der Zwiespalt, in den es das Rechtsbewußtsein und das vaterländische Empfinden eines deutschen Fürsten versetzen mußte. Für den dreiundzwanzigjährigen Prinzen bestand kein Zweifel, welche Antwort er dem mächtigen Vetter an der Newa zu geben hatte. Er hatte sie begründet in einer an seinen, dem zarischen Angebot wohl günstiger gestimmten Vater gerichteten Denkschrift vom 5. September 1850, in welcher bereits die Anschauungsweise zum Ausdruck kommt, die für sein ferneres Leben und zumal für die Behandlung verwickelter Vorgänge in Politik und Recht maßgebend war. Es heißt dort: »Nur durch die gewissenhafte Wahrung des Rechtsbodens kann das Wohl der Staaten begründet werden; nur dadurch hat eine Regierung moralische Gewalt, deren sie in einer Kombination, wie die beabsichtigte, bedarf, wo zwei Völker, welche sich hassen und in blutigem Kampfe begriffen sind, versöhnt werden sollen; dies allein schon macht die Verpflichtung, die bestehenden Rechte zu achten, zu einer doppelt heiligen.« Auch die Rechte gegenüber seinem eigenen Hause und Lande wollte er gewahrt wissen und es nicht zulassen, daß Teile des Großherzogtums infolge der beabsichtigten Thronerhebung abgelöst würden: »ich bin zuerst Erbgroßherzog von Oldenburg und habe als solcher heilige Pflichten gegen mein angehorenes Vaterland zu erfüllen«. Übrigens hielt er das Gelingen von Nikolaus' Plan als ein persönliches Unglück. Er trug kein Verlangen nach einer Krone, »wo man zwischen zwei feindlichen Parteien stehen wird und außer dem Hasse beider oder einer derselben ausgesetzt zu sein, in tausend Gefahren, Ungerechtigkeiten und Inkonsequenzen

zu begehen, geraten würde. Als Großherzog von Oldenburg brauche ich keine welthistorische Rolle zu spielen, in Dänemark müßte ich es. Meiner Ehre bin ich es schuldig, keine solche zu übernehmen, die ich nicht durchführen kann.« Immerhin war der Erbgroßherzog bereit, dem Zar entgegenzukommen, sofern damit den vom Kriege schwer betroffenen Ländern der Friede gegeben werden könne, doch bestand er darauf, das Recht als feste Stütze auf seiner Seite zu haben. »Ohne Sicherstellung der Rechte der Herzogtümer würde ich nie beide Kronen annehmen auf die Gefahr hin, als der Urheber des Unglückes verschrieen zu werden, welches dann über die betreffenden Länder, über Europa selbst hereinbrechen wird. Mein gutes Gewissen wird mich dann von aller Schuld freisprechen, aber die Geschichte die Urheber einer so frevelhaft leichtsinnigen Politik nur zu bald verurteilen!« Nach solcher Erklärung konnte für die Lösung der dänischen Erbfolgefrage der oldenburgische Erbgroßherzog freilich nicht mehr in Betracht kommen; sie zog ihm aber den Unwillen des eigenwilligen Kaisers zu, der an derartige Beurteilung seiner Kundgebungen nicht gewohnt war. Erst später fand gelegentlich einer persönlichen Aussprache Aussöhnung statt.

Hatte der junge Fürst die Krone eines Königs-Herzogs verschmäht, weil ihm die Rechte der Herzogtümer nicht gehörig gewahrt erschienen, so war kraft der von ihm geltend gemachten Erbrechte des gottorpschen Hauses die nordalbingische Herzogskrone fast die erste ganze Hälfte seiner Regierungszeit das Ziel seiner Bestrebungen. Er sah voraus, daß mit dem Erlöschen der regierenden Linie in Dänemark bei Friedrichs VII. Tode auch die Abmachungen des Londoner Protokolls hinfällig werden würden und hielt es möglich, die schleswig-holsteinische Frage sowohl im deutschen wie im Sinne des geltenden Erbfolgerechtes durch Begründung eines von Dänemark abgetrennten deutschen Bundesstaates unter oldenburgischer Herrschaft zum Austrag zu bringen. Daraufhin bereitete er sich selbst durch das Studium der Landesgeschichte, wie der Landes- und Familienrechte von langer Hand her vor, zog Geschichts- und Rechtskundige zur Klarstellung der Sachlage heran und ließ in der Presse seine Auffassungen vertreten. Auf Grund der angestellten Nachforschungen hatte sich ergeben, daß die Erbordnung der Herzogtümer nach Aussterben des Königshauses nicht, wie die öffentliche Meinung in Deutschland es annahm, das Haus Sonderburg, vielmehr das Haus Gottorp zur Nachfolge bestimmte. Da dieses aber die ältere gottorpsche, also die kaiserlich russische Linie betraf, bedurfte es zunächst der Übertragung ihrer Rechte auf die oldenburgische. Bei einem deswegen 1862 in Petersburg abgestatteten Besuch wurde solche dem Großherzoge vom Zaren erteilt und durch den Fürsten Gortschakoff schriftlich ausgefertigt. Noch bevor die Übertragung der russischen Erbansprüche — in Kissingen am 19. Juni 1864 — an Oldenburg förmlich vollzogen war, starb am 15. November 1863 König Friedrich VII. von Dänemark. Dieser Todesfall sollte, auch abgesehen von der Regierungsnachfolge in den Herzogtümern, den Inhaber des oldenburgischen Throns, freilich nur vorübergehend, berühren. Die Vertreter des Augustenburger Prätendenten hatten nämlich nachzuweisen unternommen, daß durch das Aussterben der dänischen Linie auch das Recht der gottorpschen an Oldenburg aufhöre. Dieser Auffassung neigte damals auch der archivalische Berater des Großherzogs zu. Des letzteren Rechtsgefühl sträubte sich dagegen, eine ihm nicht zukommende Krone länger zu tragen und erwog, sie niederzulegen. Erst die näher begründeten Einwendungen gegen die völlige Unhalt-

barkeit der augustenburgischen Behauptungen durch den Minister von Rössing wie die Begutachtung eines auswärtigen Juristen hoben die Bedenken des Großherzogs.

Seine Erbansprüche auf die Elbherzogtümer suchte er alsbald geltend zu machen und ließ sie nach der Übertragung der russischen auf ihn am 23. Juni beim Bundestage in Frankfurt ankündigen. Das vom Bunde abgesonderte Vorgehen Preußens und Österreichs gegen Dänemark forderte jedoch die Auflehnung des Großherzogs heraus, der hier einen Eingriff in seine Erbrechte erkannte. Als darum im Januar 1864 preußische Truppen von Lübeck aus durch seine in Holstein belegenen Besitzungen (Fürstentum Lübeck) nach Norden marschieren wollten, erhob er dadurch Protest, daß er bei dem Grenzorte Schwartau die Straße durch den Schlagbaum sperren ließ. Ja, er war so erfüllt von der Bedeutung dieser Maßregel, daß er durch eine Ordensverleihung an den ausführenden jungen Beamten sie besonders anzuerkennen gedachte, ein Vorhaben, von dem ihn wieder nur die besonnenen, auf den unliebsamen Eindruck hinweisenden Vorstellungen seines Ministers von Rössing abhalten konnte. So wenig wie bei dieser Kundgebung ließ sich der Großherzog von seiner Rechtsüberzeugung in der Verfolgung des ihm vorschwebenden Zieles abdrängen durch die für den Herzog von Augustenburg selbst allgemein im Großherzogtum erwärmte öffentliche Meinung, durch die ihm günstigen Gutachten der Juristenfakultäten, als auch durch die Rolle, welche der Herzog selbst in den Herzogtümern zu spielen begonnen hatte. Es schien auch, als wenn die oldenburgische Kandidatur eine gewisse Stütze in Preußen finden sollte, dem der von Österreich begünstigte Herzog Friedrich VIII., der Augustenburger, nachdem er jedes Entgegenkommen in bezug auf eine militärische und volkswirtschaftliche Verbindung abgelehnt hatte, unannehmbar geworden war. Der Streit zwischen den beiden Großstaaten um die Vormacht in Deutschland brachte indessen die schleswig-holsteinische Frage auf einem anderen Wege zum Austrag: das Kriegsrecht entschied über dynastisches Erbrecht. Ganz leer sollten bei dieser Wendung allerdings weder der Großherzog noch sein Land ausgehen. Denn jener hielt es nunmehr der Sachlage angemessen, seine Ansprüche auf die Herzogtümer durch Staatsvertrag vom 27. September 1866 dem Könige von Preußen zu übertragen. Die Gegenleistung bestand in der Zahlung einer Million Taler Entschädigung und in der Abtretung des holsteinischen Amtes Ahrensböcks, jenes Landstriches, der bisher die beiden Gebietsteile des oldenburgischen Fürstentums Lübeck getrennt hatte.

So wenig der Großherzog nach den Erwartungen, welche er an die schleswig-holsteinische Regierungsnachfolge geknüpft hatte, von dem Ausgange befriedigt war und eine Empfindlichkeit gegen deren Urheber, den Ministerpräsidenten von Bismarck, zu unterdrücken vermochte, so wenig hatte die Wendung Einfluß auf Peters Haltung in der deutschen Frage. Nach wie vor hielt er an ihrer Lösung im Anschluß an Preußen fest. Schon gleich zu Anfang der Regierung hatte er in Verbindung mit der Regelung des Bentinckschen Erbfolgestreites Preußen bei den Bestrebungen für die Ausbildung seiner Flotte einen unschätzbaren Dienst geleistet. Die Irrungen unter den Gliedern der Bentinckschen Familie — welche als die Erben des natürlichen Sohnes des letzten einheimischen Grafen die Herrschaften Kniphausen und Varel innehatten — wurden benutzt, deren inländische Besitzungen der oldenburgischen Krone zurückzuerwerben, wobei Preußen vermittelt hatte.

Dieses erhielt dafür zur Gründung eines Kriegshafens zwei kleine Gebietsstücke am Jadebusen abgetreten. Daß man sich der Tragweite dieses Abkommens voll bewußt war, sprach die Großherzogliche Botschaft an den Landtag aus: es möge das Werk »in seiner kräftigen Entwickelung auch dem deutschen Vaterlande zum Segen gereichen«. Was hier der Großherzog von Oldenburg 1853 durch sein Entgegenkommen hat anbahnen helfen, hat freilich erst nach 1866 Früchte gezeitigt, dann aber auch in einer für die Machtstellung Deutschlands erfolgreichen Weise. Für den Augenblick trug die vom nationalen Gedanken eingegebene Abtretung dem Großherzogtum den offenen Unwillen des Welfenreiches ein, der sich um so fühlbarer bemerklich machte, als dieses jenes geographisch nach der Landseite hin vollstandig umschloß.

Daß es dem Großherzoge ernst war mit der engeren Einigung Deutschlands unter preußischer Führung, bewies er 1866: Oldenburg war der erste Staat, welcher im Anschluß an Preußen den Austritt aus dem deutschen Bunde erklarte. Gleichzeitig trat es vorbehaltslos dem von diesem Staate vorgeschlagenen Bündnis bei. Was der Großherzog und seine Regierung von dem Bündnisvertrage dachten, erhellt aus der dieserhalb gemachten Landtagsvorlage vom 25. Juni 1866. Darnach erwarteten sie, daß von dem Verlauf der Krisis »die großen politischen Aufgaben, welche das Interesse des deutschen Volkes seit Jahrzehnten bewegen, ihre Lösung zu empfangen haben werden«. Und zwar hielt es die Regierung »nach ihrer Ansicht von der allgemeinen Lage Deutschlands für eine patriotische Pflicht, sich in dem jetzt gegen die norddeutsche Großmacht ausgebrochenen Vernichtungskampf unbedingt und ohne Rückhalt auf die Seite Preußens zu stellen. Nur von einem Siege Preußens in diesem Kampfe vermag sie nach dem Zeugnis der Geschichte eine große und glückliche Zukunft Deutschlands zu erhoffen. Sie hat demnach im vollen Bewußtsein ihrer Verantwortung, aber mit ebenso voller Überzeugung, daß sie dabei im Interesse Deutschlands wie in demjenigen des eigenen Landes handle, den Bündnisvertrag mit Preußen abgeschlossen und den daran geknüpften Bedingungen für die künftige Gestaltung der deutschen Verfassung zugestimmt. Wenn die Vorsehung den Fahnen Preußens und seiner Verbündeten den Sieg schenkt, so darf mit Zuversicht erwartet werden, daß die deutsche Frage ihre Lösung auf Grundlagen finde, welche, indem sie durch einheitliche Zusammenfassung der politischen Kräfte der Nation, die Machtstellung Deutschlands nach außen befestigen und dem öffentlichen Leben des ganzen Volkes in der Schöpfung einer parlamentarischen Vertretung eine dauernde Garantie für lebenskräftige innere Entfaltung darbieten, zugleich die mit der Geschichte Deutschlands eng verbundenen Besonderheiten territorialer Entwicklung schonen und so den Interessen und Wünschen der gesamten Nation wie der einzelnen Staaten übereinstimmend gerecht werden«.

Dieser Auffassung gemäß ward nicht gesäumt, das Truppenkontingent auf den Kriegsfuß zu bringen, zu schnell für manche, die gehofft hatten, daß die oldenburgischen Landeskinder Gewehr beim Fuß dem Entscheidungskampfe der Großmachte zusehen würden. Der Großherzog drängte aber auf unmittelbare Beteiligung seiner Truppen am Kriege. Daß es gelang, sie rechtzeitig im Mainfeldzuge vor den Feind zu bringen, das dankte er der vollständig preußischen Einrichtung, die er seinem Heereskörper unter Leitung des von Preußen erbetenen, nachmals so berühmten Generals von Fransecky gegeben hatte. Auch der Großherzog nahm persönlich am Feldzuge und an

dem Artilleriekampfe bei Würzburg teil. Als er hier, mehr als ratsam, sich dem Feuer aussetzte, erwiderte er dem auf gedecktere Stellung dringenden Abteilungskommandeur: »Sie haben Ihre Befehle wohl aus dem Kabinett der Großherzogin erhalten?«

Wie 1866 begleitete auch 1870/71 der Großherzog seine Truppen nach Frankreich und war Zeuge des Falles von Metz, der Übergabe von Paris, der Kaiserproklamation in der Spiegelgalerie des Schlosses von Versailles. Über den Einzug in das bis dahin unbezwungene Metz schrieb er seiner Gemahlin: »Wie erhebend es ist, solche Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung mitzuerleben, läßt sich nicht schildern. Mehr als dreihundert Jahre ist Metz Deutschland entrissen gewesen und mir war es vergönnt, seine Einschließung mit zu erleben und nun auch noch am ersten Tage nach seiner Wiedergewinnung diese kolossale Veste betreten zu können und mich am Anblick des herrlichen Domes zu erfreuen — das ist eine große Gnade Gottes!« Der Aufenthalt in Versailles im Verkehr mit vielen Standesgenossen und bedeutenden Männern inmitten so großer Ereignisse bedeutete nach dem Ausspruche eines berufenen Zeugen aus der Umgebung des Großherzogs für selbigen, »der mit voller Empfänglichkeit und feinstem Verständnis all diesen Eindrücken gegenüber stand, eine Lebensbereicherung ersten Ranges«. Insbesondere wurde hier aus der Übereinstimmung politischer Anschauungen heraus ein persönliches Freundschaftsverhältnis mit dem Großherzoge von Baden begründet, welches in öfteren Besuchen, zumal auf der prächtigen Mainau, erneuert, erst mit dem Tode Peters seinen Abschluß fand.

Das aus dem Kriege gegen Frankreich geborene deutsche Kaisertum war eine Errungenschaft, welche ganz im Sinne des oldenburgischen Landesherrn lag. Wäre es nach seinem Willen gegangen, wäre der Kaisertitel schon 1866 an Stelle des farblosen, dem Landesfürsten gegenüber ihm wenig angemessen erscheinenden »Bundespräsidiums« angenommen worden. Soweit die neue Verfassung vom Großherzoge an Macht und Ehren Opfer verlangte, war er durchaus bereit, sie zu bringen, ja über das Geforderte hinaus. Denn sie, zunächst die des Norddeutschen Bundes, ging ihm in manchen Stücken nicht weit genug. Gern hätte er sie schon damals durch ein Bundesgericht und, weil ihm die übermächtige Stellung des Kanzlers bedenklich dünkte, durch Bundesministerien erweitert gesehen. Vor allen Dingen trat er, und nochmals 1870, für ein Oberhaus ein, als unerläßliches Gegengewicht gegen das von ihm durchaus für verwerflich erachtete allgemeine Stimmrecht. Aber bei aller Geneigtheit, ein allseits befriedigendes Verfassungswerk zustande bringen zu helfen, hatte er an dem den Stempel eilfertiger Herstellung nicht verleugnenden Entwurf wesentliche Ausstellungen zu machen. Auf Grund längerer, gründlicher Beratung im Staatsministerium wurden von seinem Vertreter eine Reihe von Punkten als abänderungsbedürftig bezeichnet. Doch als es bei den mit Beschleunigung geführten Berliner Verhandlungen dem Minister von Rössing nicht gelang, sie durchzusetzen, war er nur erst auf dessen eindringliches Zureden zu bewegen, dem Entwurf seine Zustimmung zu geben. Eine wohl niemals ganz ausgeglichene Entfremdung zwischen ihm und dem eisernen Kanzler war die Folge hiervon.

Eine gewisse Verstimmung gegen die oldenburgische Regierung ist in der Wilhelmsstraße wiederholt zum Ausdruck gekommen. Doch läßt sich nicht entscheiden, ob anfänglich die oldenburgischen Staatsmänner aus den begrenzten Bedürfnissen eines kleinen Landes mit vorwiegend bäuerlichem Gepräge heraus

immer den unbefangenen Blick für die weitergehenden Ansprüche eines großen Reiches gehabt und dessen Leiter keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt haben. Vom Großherzoge allerdings steht es fest, daß, so sehr er gleich an Kaiser und Reich hing, so sehr er die nationale Wiedergeburt mit Freuden begrüßt hatte, doch nicht durchweg den leitenden Gesichtspunkten der Reichspolitik Beifall zu schenken vermochte. Sei es eigene gewonnene Überzeugung, seien es die in Oldenburg überlieferten Verwaltungsgrundsätze, welche ihn bestimmten: mit den auf Staatsallmacht und überflüssiger polizeilicher Beschränkung gerichteten Bestrebungen konnte er sich nirgends befreunden. So war er ein Gegner des Sozialistengesetzes und von seiner Erfolglosigkeit überzeugt. »Geistige Bewegungen müssen in sich selbst ausgetragen werden, die Menschen beruhigen sich am leichtesten, wenn man sie ausreden laßt«, war hier seine Meinung. Auch die soziale Zwangsversicherung entsprach nicht ganz seinem Geschmacke. Dem Schreiber dieses gegenüber sprach er es einmal aus, daß ihm statt eines Verfahrens, welches für den einzelnen die eigene verantwortungsvolle Sorge für die Zukunft einzuschläfern angetan wäre, eher ein solches, wie die Elsasser Fabrikanten zur Sicherstellung ihrer Arbeiter eingeführt hätten, als eine beachtenswerte Grundlage der Reform erschienen wäre. Entschieden ablehnend verhielt sich der Großherzog zu allen den mancherlei aufgetauchten Vereinheitlichungsplänen, so namentlich dem der Reichseisenbahnen. In seiner Abneigung gegen Gleichmacherei, die er nicht für geboten anerkannte, ging er so weit, daß er drolligerweise in der Einführung der mitteleuropäischen Zeit »unwillig einen Anlauf der Staatsallmacht, den Lauf der Sonne zu korrigieren, erblicken wollte« und für seine Tageseinteilung an der alten Zeitbestimmung festhielt. Auch für die moderne Sittlichkeitsentrüstung, welche sich in der Lex Heinze zu Gesetzesmaßregeln verdichtete, hatte der Großherzog nur Bedauern: »man kann doch die Venus von Milo und den Apoll von Belvedere unmöglich dem Polizeidiener oder der Strafkammer unterstellen«. Alles das jedoch, was der Großherzog im einzelnen am Gange der Reichspolitik und Gesetzgebung auszusetzen haben mochte, hinderte ihn nicht, sich als treuer Bundesfürst zu betätigen und dem Reichsoberhaupte hat er sich allezeit eng verbunden gefühlt. Dem alten Kaiser Wilhelm erwies er stets zum Geburtstage durch persönlich dargebrachte Glückwünsche seine Verehrung und auch zum Enkel Wilhelm II., der auf seinen regelmäßigen Fahrten nach Wilhelmshaven im Oldenburger Schlosse kurze Einkehr zu halten pflegte, stand er in freundschaftlichem Verhältnisse.

War Großherzog Peter Jahre hindurch hervorragend von Fragen der äußeren Politik, welche in erster Linie sein Haus berührten, in Anspruch genommen, verfolgte er bis an sein Lebensende mit Eifer den Gang der Reichsentwicklung, so hat ihn doch allezeit am meisten die Regierung des eigenen Landes beschäftigt. Und hieran war er nicht nur in formaler Weise beteiligt. Er ließ es nicht bloß bei den regelmäßig von ihm abgehaltenen Sitzungen des Staatsministeriums bewenden, die Akten selbst mußten ihm vorgelegt werden und er machte sich mit ihnen bis in die Einzelheiten bekannt. Davon konnten sich die Beamten, und wer sonst aus geschäftlichen Gründen mit dem Großherzog zusammenkam, überzeugen: seine genaue Kenntnis der Vorgänge in den einzelnen Verwaltungsgegenständen, die Belesenheit in den Vorträgen und Berichten war geradezu überraschend Von allen wichtigeren Unternehmungen und Neueinrichtungen unterrichtete er sich durch

persönliche Besichtigung auf seinen jährlichen Reisen im Lande. Auch dadurch erhielt er sich die Fühlung mit einem Teile der Bevölkerung, zumal der Beamtenschaft, daß er allwöchentlich Audienzen erteilte, zu denen jedermann ohne vorgängige Anmeldung Zutritt hatte. So durch unermüdliche Pflichterfüllung wohl vertraut mit den Zuständen, Bedürfnissen, Stimmungen des Landes, war er es selbst, welcher dem Regierungssystem den Stempel aufdrückte, ihm die Richtung anwies, in welcher er die Geschäfte geleitet wissen wollte. Im einzelnen überlies er freilich seinen Ministern freie Hand und störte ihre Wege nicht dadurch, daß er, sei es in sachlichen, sei es in Personfragen, eigene Wünsche und Liebhabereien in den Vordergrund rückte. Nur in dem einen Punkte der Abfällung schöner alter Bäume auf öffentlichen Plätzen und Straßen machte er seinen persönlichen Einfluß geltend; der Sinn für landschaftsgärtnerische Pflege stand ihm eben besonders hoch und gab ihm auf seinen Besitzungen in Rastede, Eutin und Holstein zu reicher und kunstverständiger Betätigung Gelegenheit.

Die Richtung, welche während der siebenundvierzigjährigen Regierungszeit Großherzogs Peter ohne Abweichung der Handhabung der Staatsgeschäfte vorgezeichnet blieb, war die eines besonnenen Fortschrittes in liberalem Sinne. Dabei wurde alles, was nach Vielregiererei schmeckte, sorgfältig vermieden und der Selbstverwaltung der öffentlich-rechtlichen Körperschaften der weiteste Spielraum gewährt. In volkswirtschaftlichen Fragen, namentlich in denen des Erwerbslebens, wurde der freien Entfaltung möglichst und wohl mitunter mehr stattgegeben als mit den Interessen aller verträglich sein mochte. Es entsprach das aber auch der Auffassung der in ihrer Mehrheit bäuerlichen, von altersher persönlich freien Bevölkerung. Ebenso kannte man in kirchlichen Dingen keinen Zwang. Obgleich für seine Person dem positiven evangelischen Glaubensbekenntnisse in Frömmigkeit zugetan, ließ er doch in bezug auf die religiösen Bedürfnisse jeden den eigenen Gang gehen; wie einer seiner einstigen Ratgeber bekennt: »eine offizielle Frömmigkeit gab es nicht«. Die Verwaltung der lutherischen Kirche wurde im milden Geiste nach einer denkbar freien Presbyterialverfassung geleitet. Ebenso hatte die katholische Kirche alle Ursache, sich mit der ihr zuteil gewordenen, die staatliche Einwirkung auf ein Mindestmaß beschränkenden Behandlung füglich zufrieden zu geben. So wurde denn auch der vom Großherzoge entschieden gemißbilligte preußische Kulturkampf in Oldenburg umschifft. Wie dem Fürsten ein entwickelter Rechtssinn eigen war, hielt er streng darauf, daß unverkürzt in allen Ständen jedem sein Recht zuteil und den Forderungen der Gesetze aufrichtig entsprochen wurde. Daher durften unberufene Einmischungen der Beamten in öffentliche Vorgänge und namentlich bei Wahlen nicht statthaben. Aber auch für sich nahm der Großherzog keine anderen Rechte in Anspruch, als sie ihm verfassungs- und gesetzmäßig eingeräumt waren. Er verzichtete deshalb auch darauf, die bei seiner Thronbesteigung einmal festgesetzte Zivilliste erhöhen zu lassen, obschon sie den veränderten Verhältnissen gegen Ende der Regierung nicht mehr gerecht wurde. Vornehmlich sollten die Vorschriften des Staatsgrundgesetzes für Regierung wie Landtag gleich bindend sei. Als aber 1896 wegen der unliebsam empfundenen Anstellung eines Pfarrers zum Schulrat, wie wegen erheblicher Überschreitungen bei einer auf Moorgrund erbauten Eisenbahnlinie der Landtag mittels einer ausdrücklich gefaßten Mißtrauenskundgebung die Beseitigung zweier Minister anstrebte, erblickte der Großherzog »in der Wahl dieser Form die Tendenz einer maßgebenden Einflußnahme

des Landtages auf Unsere landesherrlichen Entschließungen in betreff der nach dem Staatsgrundgesetz Uns ausschließlich zustehenden Ernennung und Entlassung der Minister« und es sei zu erachten, »zumal im Hinblick auf die allgemeinere Bedeutung dieser Frage für alle monarchischen Staaten Deutschlands für Unsere Pflicht, in diesem Anlasse Unsere verfassungsmäßigen Rechte in ihrem gesamten Umfange entschieden zu wahren, wie auch Wir die dem Landtage zustehenden Rechte während unserer dreiundvierzigjährigen Regierungszeit stets gewissenhaft beobachtet haben«. Nicht minder aus dem Gesichtspunkt einer befürchteten Verrückung der verfassungsmäßigen Verteilung der Machtverhältnisse, wurde dem Verlangen des Landtages nach einjährigen statt der bestehenden dreijährigen Finanzperioden entgegengetreten.

Der Regierung des Großherzogs Peter war zunächst die Aufgabe gestellt, den Forderungen des Staatsgrundgesetzes gemäß auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens den Auf- und Ausbau neuer Einrichtungen zu vollziehen. Demgemäß ließ eine fruchtbringende Gesetzgebung der fünfziger Jahre eine Reihe einschneidender Umbildungen, wie der Justiz- und der Ämterverfassung, des Gemeinde- und Schulwesens entstehen. Vor allen Dingen umfassend und ersprießlich war aber die staatliche Fürsorge auf volkswirtschaftlichem Gebiete, wo es nicht nur galt, manches, was im Rückstande geblieben, nachzuholen, sondern auch besondere, in den natürlichen Bedingungen des Landes gegebene Schwierigkeiten zu überwinden. Die Fesseln, in die Gewerbefleiß und Handel noch durch Zünfte mit ihren Verbietungsrechten, durch den Befähigungsnachweis für die Ausübung des Gewerbes, durch Bevorzugung gewisser Orte für die gewerbliche Tätigkeit geschlagen waren, wurde durch eine Gewerbeordnung, welche den freien Mitbewerb zuläßt, abgestreift. Das Verkehrswesen erhielt zuvörderst durch die Anlage von 1853 erst spärlich vorhandener Chausseen eine fühlbare Hebung; später konnte auch an die von dem einstigen Königreich Hannover erfolgreich verhinderte Anlage von Eisenbahnen gegangen werden, deren Netz nach und nach in immer feineren Maschen ausgebaut wurde. Auch Hafen- und Strombauanlagen erfuhren kräftige Förderung. Vornehmlich aber wurde, dem hauptsächlichen Charakter des Landes entsprechend, der Verfassung des Grundeigentums und der Hebung der Landwirtschaft unablässige Sorge gewidmet. Lasten und Beschränkungen aller Art, welche auf dem Boden ruhten und seine Ausnutzung beeinträchtigten, wurden aufgehoben oder für ablösbar erklärt, die Möglichkeit vollständiger Verfügungsfreiheit über den Grundbesitz durch Zulassung der Teilbarkeit und einer von dem Willen des Erblassers abhängigen Vererbung herbeigeführt, gleichzeitig aber auch Gelegenheit gegeben, durch Anwendung eines sog. Grunderbrechtes (Höferechtes) das landwirtschaftliche Grundeigentum beim Erbgange in leistungsfähigem Zustande wie der Familie zu erhalten. Für die Landeskultur hatten eine hervorragende Bedeutung: eine mustergültige Deichordnung, durch welche nicht bloß ein zulänglicher Schutz des den Fluten ausgesetzten Landes, sondern auch eine gehörige Zu- und Entwässerung erzielt wurde, die Teilung der umfänglichen Marken und Gemeinheiten und die damit angestrebte Urbarmachung der — seither fast um ein Fünftel zurückgegangenen — Ödländereien, im Anschlusse hieran die Kanalisation und Kultivierung der Hochmoore. Etwa 90 km schiffbare Kanäle wurden hergestellt, darunter der erst in schwachen Anfängen vorhandene Hunte-Ems-Kanal. Viel zumal ist für die Hebung der Viehzucht, insbesondere durch Körungsordnungen, geschehen und hat dazu

beigetragen, der oldenburgischen Pferde- wie Rindviehzucht einen weitgeachteten Namen zu verschaffen.

Wie sehr diese und viele andere Ausflüsse der Regierungstätigkeit Großherzogs Peter dem Lande zugute gekommen sind und für deren gedeihlichen Erfolg sprechen, davon zeugt die sichtliche Entfaltung der gesamten wirtschaftlichen Kultur. Aus dem armseligen »Bauernstaate«, wie er sich noch 1850 zeigte, ist ein Land mit wenn auch nicht hoch entwickeltem, doch allgemein verbreitetem Wohlstand hervorgegangen, ein Land, das fast überall den Eindruck frischen Fortschrittes hervorruft. Gewiß haben an dieser Wendung die großen Ereignisse von 1866 und 1870 ihren kräftigen Anteil gehabt. Schon die Zugehörigkeit zu einem großen, starken Reiche, die Einheitlichkeit der Einrichtungen auf vielen wichtigen Gebieten, zumal des Verkehrslebens, die Erweiterung des Verkehrsgebietes selbst mußten eine vorteilhafte Wirkung äußern. Aber die Grundlage zu dem Erblühen war doch schon oldenburgischerseits gelegt und es ist von hier aus auch nach der Reichsgründung in umsichtiger Weise fortgefahren worden in einflußreichen Zweigen, die nach wie vor Landessache geblieben sind.

War es auch der Großherzog selbst, der seiner Regierung die Wege vorschrieb und der deshalb Anspruch auf Anerkennung dessen hat, was durch sie erreicht ist, so versteht es sich doch von selbst, daß die unmittelbare Führung der Geschäfte in der Hand seiner jeweiligen drei Minister ruhte, daß sie an den Geschicken der Regierungszeit ihren hervorragenden Anteil haben. Drei unter ihnen sind wie für die Beziehungen zum Großherzog so für die Leitung der öffentlichen Verwaltung namentlich hervorgetreten: der Freiherr von Rössing, dessen Rat besonders in den Fragen der äußeren Politik während der bewegten Jahre ins Gewicht fiel und von mäßigendem Einfluß in Fragen war, in denen Haus- und Landesinteressen sich nicht deckten, der Freiherr von Berg, eine tatkräftige und einsichtsvolle Persönlichkeit, dem zumeist die großen Errungenschaften auf dem Gebiete der inneren Verwaltung bis in den Anfang der siebenziger Jahre zu danken sind, und sein fein gebildeter, vornehm denkender wie ruhig abwägender, die formale Behandlung der Dinge meisterlich beherrschender Nachfolger Staatsminister Jansen, dessen geschickter Steuerung es gelang, das Staatsschiff aus den ihm früher vielfach bedrohlichen Klippen der Landesvertretung heraus in ein ruhigeres Fahrwasser hinüberzulenken. Es sind insgesamt nur zehn Minister, welche in dieser ganzen langen Zeit dem Landesherrn zur Seite gestanden haben, sodaß sie zumeist bis in ein hohes Alter im Amte blieben. Er war daher begreiflich, daß mit dem zunehmenden Alter auch des Landesherrn der Gang der Geschäftsführung während der letzten Jahre ein langsamerer wurde, das *quieta non movere* starker sich geltend machte und so häufiger die Initiative auf den Landtag überging.

Neben der Staatsleitung befaßte sich der Großherzog zeitweise eingehend mit der Rechtsordnung seiner Familie, die er in dem Hausgesetz vom 1. September 1872 zum ersten Male einheitlich aufstellen ließ. Dieses Hausgesetz hat dadurch in beteiligten Kreisen ein gewisses Aufsehen erregt, daß es in bezug auf das Hausvermögen, namentlich aber in der Ebenbürtigkeitsfrage besonders strenge Anforderungen ausspricht und die Ebenbürtigkeit nur den Prinzessinnen solcher Familien des hohen Adels zugesteht, welche jene ebenfalls bei sich erheischen. Wurde die Abfassung des Gesetzes auch von dem nachmaligen Minister Jansen vorgenommen, die leitenden Gedanken sind doch

auf den Großherzog selbst zurückzuführen, der sich durch langjähriges, eifriges Studium eine gründliche Kenntnis des Privatfürstenrechtes erworben hatte. Weil er diese Materie umfassend beherrschte und weil ihm daraus die Überzeugung erwachsen war, daß zur Eigenart der Herrschergeschlechter ihre ebenbürtige Abstammung gehöre, konnte er sich auch nicht mit dem Urteilsspruch in dem lippeschen Erbfolgestreite befreunden. Schmerzlich aber mußte es darum den Großherzog treffen, daß er über seinen eigenen, von ihm erzogenen Halbbruder, den Herzog Elimar, der sich über die hausgesetzlichen Vorschriften in Ansehung der ehelichen Verbindung hinweggesetzt hatte, als ersten die darauf stehenden Folgen verhängen mußte. Es war das ein Kümmernis, das ihn durch seine letzten Jahre begleitet hat.

Als ein Fürst von ausgeprägtem Standesbewußtsein hielt der Großherzog an seinem Hofe an den überlieferten Formen des Zeremoniells fest. Aber seine bescheidene Art verspürte keine Neigung, persönlich hervorzutreten und nach außen hin zu glänzen. Wo die Pflichten der Repräsentation nicht an ihn herantraten, blieb er auf den Umgang mit der eigenen Familie beschränkt; sonstigen zwanglosen Verkehr liebte er nicht. In seinem Wesen lag ein Zug zur Abschließung. So wurden denn auch regelmäßig viele Stunden des Tages einsam verbracht im Arbeitszimmer wie auf Spaziergängen. Erholung boten ihm namentlich größere Reisen während des Vorfrühlings, die zumeist nach Italien gingen, dessen reiche Kunstschätze dem geübten Auge hohen Genuß bereiteten. Auch die großen Ausstellungen wurden eifrig besucht und manches prächtige Gemälde für die vom Großherzoge mit großem Verständnisse angelegte Sammlung erworben. Nicht minder aber fühlte sich sein reger Sinn für Naturschönheit befriedigt und beglückt durch den regelmäßigen Herbstaufenthalt auf den von Seen und Buchenwaldungen geschmückten holsteinischen Gütern und in dem reizenden Eutin.

Je mehr das Alter vorschritt, umsomehr hatte der Großherzog es zu beklagen, daß die ihm durch Verwandtschaft oder als Freunde nahestehenden Personen bereits aus dem Leben gegangen waren. Kein Verlust aber erschütterte ihn mehr als der seiner Gemahlin (1896). Er, der sich bis dahin so rüstig gehalten hatte, büßte damit die alte Spannkraft ein und trat selbst dem Gedanken nahe, die Regierung niederzulegen. Wie verlautbarte, hatte ihn die Brightsche Nierenkrankheit ergriffen. Hiergegen ward Linderung von einem längeren Aufenthalt im Süden erhofft. Nochmals begab sich der Großherzog gegen Ende des Jahres 1899 nach Italien. Indessen kränker kehrte er nach Oldenburg im folgenden Mai zurück und eher noch, als in der norddeutschen Heimat das Frühjahr seinen vollen Einzug gehalten hatte. Doch sein Pflichtbewußtsein hatte gemeint, daß seine Anwesenheit daheim erforderlich sei. Vielleicht hatte das sein Ende beschleunigt. Denn sehr bald zeigten sich dessen Vorboten und kaum vier Wochen nach der Rückkunft verschied er auf seinem Schlosse Rastede. Es entsprach seinem ausdrücklichen Wunsche, daß das Leichenbegängnis ohne Gepränge sich vollzog.

Hat das Leben dem Großherzoge Peter, dem in der Jugend einst eine Königskrone winkte, gleich manche bittere Enttäuschung und Verstimmung bereitet, seinen Weg ist er unbeirrt gegangen, unverdrossen der Pflicht folgend, und das Land, zu dessen Regierung er berufen war, hat die Segnungen dieser in treuer Pflichterfüllung geführten Regierung reichlich geerntet.

Quellen: (G. Jansen) Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg, ein Rückblick, im Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg, Bd. IX, 1900; Günther

Jansen, Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg, Erinnerungen aus den Jahren 1864 bis 1900, Oldenburg und Leipzig 1903; Hermann Oncken, Großherzog Peter von Oldenburg †, in den Preußischen Jahrbüchern, Bd. 102, Heft 3, 1900; Paul Kollmann, Das Herzogtum Oldenburg in seiner wirtschaftlichen Entwicklung während der letzten vierzig Jahre, Oldenburg 1893.

Dr. Paul Kollmann.

Laeisz, Karl Ferdinand, Mitinhaber der berühmten Reedereifirma F. Laeisz, eine Autorität auf dem Gebiete des Handels und der Schiffahrt, * 10. August 1853 zu Hamburg als Sohn des Reeders Karl Laeisz, † daselbst am 22. August 1900. — L. erhielt seine kaufmännische Ausbildung in Hamburg und London, machte 1875 eine Reise um die Welt und wurde nach seiner Rückkehr im Jahre 1877 in die Firma F. Laeisz aufgenommen. 1881 übernahm er die Leitung der Reederei »Hansa«. Nachdem diese in die Hamburg-Amerika-Linie aufgegangen war, widmete er seine ganze Arbeitskraft dem großen Werk der deutschen Seeberufsgenossenschaft, die mit ihrer einfachen und klaren Organisation im vollen Sinne des Wortes seine Schöpfung ist, und an deren Spitze er seit ihrer Gründung am 5. Dezember 1887 stand. Seit 1884 war L. Mitglied der Hamburger Handelskammer, von 1895—98 ihr Präses. Der Bürgerschaft gehörte er seit 1892 an. Das Vertrauen des Kaisers und der Reichsregierung berief ihn als Vertreter der Hansestädte in den Wirtschaftlichen Ausschuß zur Vorbereitung der Handelsverträge. Ferner war er Handelsrichter sowie Mitglied des Seerechtsvereins, der Behörde für das Auswanderungswesen, des Bezirksausschusses der Reichsbank und des Aufsichtsrates der Norddeutschen Bank. Auch die Deutsch-Australische Dampfschiffahrtsgesellschaft und die deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft »Kosmos« zählten ihn zu ihren Leitern. In allen diesen Stellungen hat sich L. um seine Vaterstadt und weit über ihre Grenzen hinaus bleibende Verdienste erworben. Überall erreichten seine Arbeiten ein Maß der Vollkommenheit, das ihren dauernden Erfolg verbürgte. Hamburg hat mit ihm einen seiner wahrhaft »königlichen Kaufleute« verloren. Auf die Frage, was im letzten Grunde die Bedeutung dieses Mannes ausmachte, hat Adolph Woermann in der Rede, die er als Präses der Handelskammer am Grabe des Heimgegangenen hielt, folgende Antwort gegeben: »Seine hervorragenden Leistungen beruhten darauf, daß der hochbegabte, von der Natur mit großer Klugheit, scharfem, klarem Verstande und nie versagender Arbeitskraft ausgerüstete Mann sich niemals auf diese Naturanlagen verließ, sondern immer einen unermüdlichen Fleiß, eine peinliche Gewissenhaftigkeit daran setzte, um diese Gaben richtig zu verwerten. Die allgemeine Achtung aber, die ihm zuteil wurde, beruhte darauf, daß er in allen Dingen eine seltene Objektivität bewahrte. Nie beurteilte er Fragen anders als rein sachlich; persönliche Interessen, mögen es äußere Ehrungen, auf die er nichts gab, oder Interessen anderer Art gewesen sein, ließ er gänzlich außer Betracht; es handelte sich bei ihm stets nur um die Sache. Niemals auch ließ er sich durch Personen oder Dinge beeinflussen, er war vollständig unabhängig in seinem Urteil, er nahm keine Rücksicht, weder nach oben, noch nach unten, er sah nicht nach rechts, noch nach links. So tritt er uns als selbständiger, fester Charakter entgegen, der alle Schablone haßte. Wir schätzten in ihm die kraftvolle, sich auf sich selbst stützende Individualität, wie sie allein imstande ist, Großes zu erreichen.«

Vgl. »Hamburgischer Korrespondent«, Abend-Ausg. v. 22. u. 25. August 1900; »Hamburger Nachrichten«, 1900, Nr. 197, 198, 199; »Die Woche«, 1900, Bd. 3, S. 1518 (Bildnis).

Joh. Sass.

Kasch, Anna Katharina, geb. Sager, Dichterin, * 12. Dezember 1839 zu Hürup in Angeln (Schleswig) als die älteste Tochter eines Bauern, † 5. November 1900 in Plön. — Ihre Jugend verlebte sie in einfachsten Verhältnissen auf dem Lande, besuchte von 1852—55 die höhere Töchterschule in Flensburg und war dann in verschiedenen Stellungen als Erzieherin tätig, zuletzt auf einem herrschaftlichen Gute. Hier lernte sie ihren Gatten, den Hofbesitzer und Landtagsabgeordneten Heinrich Kasch, kennen, mit dem sie sich im Jahre 1862 verheiratete. An seiner Seite »wirkte sie 22 Jahre lang als Bauersfrau« auf dem Hofe Bredenbek bei Plön, der 1884 verkauft wurde. Seitdem lebte sie in Plön selbst. Katharina K. war eine in weiten Kreisen beliebte Schriftstellerin. Sie schrieb Aufsätze, Erzählungen und Gedichte für verschiedene Zeitschriften, u. a. für das »Schleswig-Holsteinische Sonntagsblatt, Wochenschrift für heimische Belletristik«, Jg. 1879/80, ferner für Meyns »Schleswig-Holsteinischen Hauskalender«, Jg. 1882ff. Im Jahre 1881 gab sie eine Sammlung ihrer Gedichte heraus (2. Aufl., Plön 1882), die neben Eigenem feinsinnige Übersetzungen aus den nordischen Sprachen sowie aus dem Englischen, Spanischen, Französischen und Holländischen enthält. Außerdem veröffentlichte sie ein »Geburtstagsbuch. Ein Geschenk- und Gedenkbuch« (Altona 1887).

Vgl. Alberti, Schriftstellerlexikon, 1866—82, Bd. 1, S. 370; Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrh. 4. Ausg., Bd. 2, S. 259; S. Pataky, Lexikon deutscher Frauen der Feder, Bd. 1, 1898, S. 410, 11. Joh. Sass.

Villaume, Hermann Julius von, General der Artillerie * 8. März 1840 zu Breslau, † 3. Juni 1900 zu Berlin. — Als Kanonier am 1. August 1859 bei der reitenden Abteilung des Garde-Artillerie-Regiments eingetreten und am 6. Dezember 1860 zum außeretatsmäßigen Sekondeleutnant befördert, besuchte der Verewigte die Vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule und alsdann, nachdem er nach deren Verlassen Adjutantenstellungen bekleidet hatte, von 1866 bis 1869 die Kriegsakademie. Den Feldzug von 1866 machte er bei der Garde-Artillerie-Brigade mit, an den Gefechten bei Trautenau, Soor, Königinhof und an der Schlacht bei Königgrätz teilnehmend. Von 1869 bis 1870 wirkte V. an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule als Lehrer und zog als Premierleutnant mit seinem alten Truppenteil 1870 gegen Frankreich ins Feld, wo er sich in den Schlachten bei St. Privat und Sedan, bei der Belagerung von Paris, den Gefechten bei Le Bourget und Aulnay auszeichnen durfte. Nach dem Friedensschlusse zum Hauptmann aufgerückt, war er wiederum als Lehrer der Taktik an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule und von 1873—1877, in den Generalstab versetzt, ebenfalls als Lehrer der Taktik an der Kriegsakademie tätig. In letzterem Jahre zum Major ernannt und geadelt, wurde V. kommandiert, dem russisch-türkischen Kriege von 1877/78 beizuwohnen; nach seiner Rückkehr zum Generalstab der 20. Division versetzt, aber bereits im Jahre 1879 der Botschaft in Rom als Militär-Attachee zugeteilt. 1882 in gleicher Eigenschaft nach Paris geschickt, 1885 zum Oberstleutnant avanciert, erhielt v. V. seine Ernennung zum Flügeladjutanten Seiner Majestät des Kaisers und Königs, blieb jedoch in seiner Stellung, bis ihn der oberste Kriegsherr in demselben Jahre an den russischen Hof als Militärbevollmächtigten entsandte. Hier stieg der Verstorbene 1889 zum Obersten und 1890 zum Generalmajor und General à la suite Seiner Majestat auf, erhielt 1892 die 2. Feldartillerie-Brigade in Stettin und wurde 1895 Kommandeur der 7. Division in Magdeburg, nachdem er

zum Generalleutnant befördert worden war. Sein letztes Kommando als Direktor der Kriegsakademie und Mitglied der Militär-Ober-Studien-Kommission erhielt er im Jahre 1896, in dem er am 22. März 1899 zum General der Artillerie aufgerückt, bis zu seinem Hinscheiden verblieb.

Gleich hervorragend als Lehrer wie als praktischer Artillerist und Führer, wird v. V. seinen vielen Schülern und Untergebenen der ganzen Armee in treuem Gedächtnis bleiben.

Nach den Akten. Lorenzen.

Lehfeldt, Paul, Professor Dr., Konservator der Kunstdenkmäler Thüringens, * am 9. Februar 1848 in Berlin, † in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli 1900 in Kissingen. — Als Sohn des Verlags-Buchhändlers Joseph Lehfeldt, dessen Firma (Veit & Co., gegründet 1. Januar 1834 in Berlin, unterm 2. Januar 1859 nach Leipzig verlegt und seit 2. Januar 1876 im Besitze von Herm. Credner) durch Autoren, wie Joh. Gust. Droysen (»Geschichte der preußischen Politik«), Friedr. Karl v. Savigny (»Vermischte Schriften«), Leop. Schefer (»Laienbrevier«) u. a. sich schon damals eines guten Rufs erfreuen durfte, wuchs Paul L. in einer Umwelt von Wissenschaft und Schöngeist fröhlich auf, bis ihn der Tod des Vaters, der 1858 durch einen Schlaganfall plötzlich hinweggerafft ward, sehr früh mit dem Ernste des Lebens bekannt machte. Doch die liebevolle Erziehung durch die Mutter und den 24jährigen Bruder halfen dem Knaben über die nächsten Klippen hinweg; und seine durch guten Violinunterricht bei dem Virtuosen Ferd. Laub gehegte und geförderte musikalische Begabung füllten die Mußestunden, die ihm das Gymnasium ließ, angenehm aus. 1867 begann er an der Bonner Universität Kunstgeschichte bei Anton Springer u. a. zu studieren, sattelte aber, der Mutter zuliebe, die sein Zeichentalent hoch einschätzte, zum Baufach um. An der Berliner Bauakademie bestand er unter Friedrich Adler die Bauführerprüfung, vervollkommnete seine zeichnerischen Anlagen bei seinem Schwager Paul Meyerheim und arbeitete bei Martin Gropius praktisch. Daneben hörte er Vorlesungen bei Ernst Curtius und Herman Grimm; so vortrefflich vorgebildet, wurde er in Halle, wo er kurz danach als Bauführer weilte, am 8. Februar 1871 zum Dr. phil. promoviert. Doch: *on revient toujours à ses premiers amours,* und so wandte sich auch L. bald zur Kunstgeschichte zurück. Gemeinsam mit Rudolf Bergau, der 1871 eine Arbeit über den »Schönen Brunnen« am Nürnberger Markte veröffentlicht hatte, dann ohne ihn, beteiligte er sich an der Inventarisation der Kunstdenkmäler; die Hauptfrucht dieser Arbeiten war, nachdem 1880 seine an der Berliner Bauakademie gehaltenen Vorträge über die »Holzbaukunst« bei Springer in Berlin als Buch (VII, 274 S. mit 96 Abbildungen in Holzschnitt) erschienen waren, der erste, den Regierungsbezirk Koblenz behandelnde Band der »Bau- und Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, beschrieben und zusammengestellt im Auftrage und mit Unterstützung des Provinzialverbandes der Rheinprovinz von Privatdozent Dr. Paul L.« (X. 796 S.; bei Voss & Co. in Düsseldorf). Inzwischen aber war L. Konservator der Kunstdenkmäler Thüringens geworden; dies schöne und an Denkmalen so reiche Stück Mitteldeutschlands hat er seit 1884 alljährlich bereist, nach allen Richtungon hin kunsthistorisch durchforscht und aufgenommen. Des sind Zeuge die 27 Hefte des großen Werks »Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens. Im Auftrage der Regierungen von Sachsen-Weimar-Eisenach, Sachsen-Meiningen und Hildburghausen,

Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg und Gotha, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß älterer Linie und Reuß jüngerer Linie bearbeitet von Prof. Dr. Paul L.« (1888—99 bei G. Fischer in Jena erschienen). Fertig ist er mit dieser umfangreichen Inventarisation leider nicht ganz worden; doch fehlen nur noch Teile von Sachsen-Weimar-Eisenach, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Koburg und Gotha, während die Denkmäler von Sachsen-Altenburg, Schwarzburg-Rudolstadt und den beiden Reussen vollständig verzeichnet vorliegen. 1892 schrieb er die Abhandlung »Luthers Verhältnis zu Kunst und Künstlern« (130 S.; Verlag von Besser in Berlin). Sein wissenschaftlicher Schwanengesang war, aus der auf den Forschungsreisen in Thüringen gesammelten Erfahrung und Kenntnis lichtvoll abgeleitet, die ebenfalls von Gust. Fischer verlegte »Einführung in die Kunstgeschichte der Thüringischen Staaten« (VIII, 199 S. mit 141 Abbildungen im Texte; 1900). L. war ein begeisterter Anhänger der vergleichenden Methode; noch in der »Kunstchronik« vom 11. Januar 1900 äußert er sich darüber so: »Wir sehen hier wiederum, wie die Vergleichung dazu hilft, frühere Vernachlässigungen aufzudecken, lange Getrenntes zusammenzufügen und wenigstens im Geiste ein schönes großes Kunstwerk wieder als Ganzes erstehen zu lassen.« Betähigt hatten L. zu solcher harmonisierenden Betrachtungsweise größere Studienfahrten nach Italien (1871) und Sizilien (1875), nach Frankreich (1883) und nach Griechenland (1893).

Vgl. [Max Georg] Z[immerman]n, Nekrolog, in der »Kunstchronik« vom 20. Juli 1900 (N. F. XI, Nr. 21), Sp. 490f. — »Die Denkmalpflege« am 18. Juli 1900 (II, Nr. 9), S. 72.

Helmolt.

Bufsler, Ludwig, Professor der Musik, * 26. November 1838 in Berlin, † daselbst 18. Januar 1900. — B.s musikalische Ausbildung begann im Knabenalter durch seine Zulassung zum Domchor, fortgesetzt wurde sie bei Grell und Dehn in der Komposition und bei Wieprecht in der Instrumentation. Früh fand B. für sein Wirken im Musikleben die seinem Talente entsprechende Berufstätigkeit. 1865 wurde er Lehrer für die Theorie der Musik an der Musikschule von Ganz, für denselben Unterrichtszweig fand er 1874 am Mohrschen, 1879 am Sternschen Konservatorium einen einflußreichen Wirkungskreis. Unterbrochen wurde die Lehrtätigkeit 1869 durch Annahme einer Kapellmeisterstelle am Theater in Memel. B. hatte eine sehr ausgedehnte, die fernliegendsten Erscheinungen einschließende Kenntnis von den Werken der Tonkunst und ein aus eigener Anschauung gewonnenes Urteil über sie. Trotzdem seine künstlerische Persönlichkeit in der klassischen Musik wurzelte, hatte er sich dennoch bemüht, einen Anschluß an die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zur Herrschaft gelangten Richtungen zu finden. Die Summe dieser fachmännischen Eigenschaften bildete die Grundlage für B.s kritische Tätigkeit, die er 1883 als Musikreferent der »National-Zeitung« in Berlin begann. In seinen Tageskritiken war Wohlwollen und Objektivität vereinigt, seine in sich gefestigten, soliden technischen und ästhetischen Grundsätze, seine jedem Radikalismus abholde und die geistreiche Darstellung der vom Kunstgegenstande empfangenen Eindrücke um ihrer selbstwillen verneinende Schriftstellerart kam der den breitesten Raum innerhalb der Tagesinteressen einnehmenden Masse der auf mittlerer Linie sich bewegenden Kunsterscheinungen zu gute. In der Lebensarbeit B.s ist als ihr Schwerpunkt die Abfassung der die gesamte Kompositionstechnik umfassenden Lehrbücher zu bezeichnen. Keiner Partei dienstbar, bezog er die von Wagner und Lißt

zum herrschenden Prinzip im Tonsatz erhobene Chromatik, Enharmonik, freie Dreiklangsbehandlung in seine Harmonielehre mit ein, ohne für dieses Prinzip theoretisch erklärte Grundbedingungen aufzustellen. Von der richtigen Erkenntnis geleitet, daß die Stilarten des Tonsatzes, die sich in den drei Epochen seiner geschichtlichen Entwicklung nacheinander ablösten, gesondert und unvermischt gelehrt werden müßten, griff B. in seiner Lehre des Kontrapunkts auf die alten Kirchentonarten zurück, denn die auf ihnen beruhende Schreibart mit ihren unveränderlichen Intervallfortschreitungen dient zur Norm eines absolut richtigen, von der allein naturgemäßen Behandlung der Singstimmen ausgegangenen Vokalsatzes. In seiner Formen- und Instrumentationslehre beschränkte sich B. auf die im Anfang des 19. Jahrhunderts zur Blüte gelangte Instrumentalmusik, deren Mittelpunkt die Sonate war. Den Werken der Tonkunst, die aus dem schon von Beethoven begonnenen, prinzipiellen Überspringen der überlieferten Formen, oder aus der Verbindung mit dichterischen Vorwürfen hervorgegangen sind, sowie dem Wesentlichen des gesungenen Liedes und dem seit Weber und Berlioz eingetretenen Umschwung in der Ausdruckskraft des Orchesterkolorits gestattete er keinen tieferen Einfluß auf die Kompositionslehre.

B. hat veröffentlicht: Kompositionslehre, 2 Bände, Verlag von Habel, Berlin; Geschichte der Musik, ebenda; Lexikon der musikalischen Harmonien, ebenda. Zwei Teile der Kompositionslehre, Harmonie- und Formenlehre, sind in englischer Sprache erschienen.

B. Horwitz.

Gumprecht, Otto, Dr. jur., Musikschriftsteller, * 4. April 1823 in Erfurt, † 6. Februar 1900 in Meran. — G. studierte in Breslau, Halle und Berlin Rechtswissenschaften, von 1849—1889 war er als Musikkritiker an der National-Zeitung in Berlin tätig. Auch als Naturschilderer, der sich Thüringen und die Nordsee zum Gegenstande wählte, machte sich G., trotzdem er schon in jungen Jahren erblindet war, bekannt. Als Musikkritiker hatte G. einen bedeutenden Einfluß auf die Musikverhältnisse seiner Zeit ausgeübt. Sein Standpunkt in betreff der Bewertung tonkünstlerischer Schöpfungen war durch den Umstand, daß er das goldene Zeitalter der Tonkunst mit Beethoven für abgeschlossen hielt, gekennzeichnet. Dieser Standpunkt, der während seines ganzen Lebens unverändert blieb, befand sich auf der Linie, die der im Sinne der Leipziger Konservatoriumsrichtung wirkende Kunstgeschmack gezogen hatte. In Gemeinschaft mit Engel und Wüerst setzte G. allen tonkünstlerischen Bestrebungen, die dem gekennzeichneten Kunstgeschmack nicht entsprachen, heftigen, lange Jahre hindurch erfolgreichen Widerstand entgegen. Einen ausgedehnten Leserkreis verschafften sich seine Bücher durch den ihnen eigenen gefälligen, verbindlich-schöngeistigen Stil, der nur die Oberfläche der Erscheinungen streifte, sich aber nicht auf tiefere psychologische Untersuchungen in Bezug auf Künstler oder Kunstwerke einließ. In G's Büchern ist eine große Belesenheit ausgebreitet, aus der Tiefe eigener Erkenntnis geschöpfte Aufschlüsse über das eigentlich Wesentliche der Kompositionen findet man nicht in ihnen, weil G. das auf fachmännischer Schulung beruhende Wissen fehlte. Niemals begegnet der Leser einem ahnungsvollen Vermögen für die Erkenntnis zukünftiger Kunstwerte, wohl aber der Überschätzung von Erscheinungen der Gegenwart, die nur Zeitwerte bedeuteten. Einen breiten Raum in G's Schriften nimmt seine Gegnerschaft gegen Richard Wagner ein, die die Entwicklung der Tatsachen fruchtlos gemacht hat.

Von Gumprecht erschienen: Musikalische Charakterbilder, Adolf Gumprecht, Leipzig, 1869; Neue musikalische Charakterbilder, Leipzig, G. Haessel, 1876; Richard Wagner und sein Bühnenfestspiel: »Der Ring des Nibelungen«. Eine kritische Studie. F. E. C. Leuckart, Leipzig, 1873.

B. Horwitz.

Rosenberg, Heinrich von, General der Kavallerie z. D., * 1. Juni 1833 zu Puditsch, Kreis Trebnitz, † 19. April 1900 zu Rathenow. — Der später zu so großer Berühmtheit gekommene General trat am 5. Dezember 1850 beim ersten Ulanen-Regiment, das in Militsch garnisonierte, ein, wurde 1853 zum Offizier befördert, 1862 in das erste Kürassier-Regiment versetzt und bei Beginn des Feldzuges von 1866 als Adjutant zu der zur zweiten Armee gehörigen Kavallerie-Division Hartmann kommandiert. Nach dem Frieden zum Rittmeister und Eskadronschef in dem neuerrichteten Hannoverschen Ulanenregiment Nr. 13 ernannt, zog er mit diesem 1870 über die französische Grenze und führte es nach der Schlacht von Vionville-Mars la Tour am 16. August 1870 bis zur Beendigung des Feldzuges. In die Heimat zurückgekehrt, wurde v. R. 1875 Kommandeur des Zieten-Husaren-Regiments in Rathenow, 1883 Kommandeur der 30. Kavalleriebrigade in Metz, 1888 Generalleutnant und Kommandeur der Kavallerie-Division des ersten Armeekorps in Königsberg i. Pr. und als diese im Jahre 1890 aufgelöst wurde, Inspekteur der neu errichteten zweiten Kavallerie-Inspektion in Berlin. Unterm 14. Juni 1895 wurde ihm der erbetene Abschied bewilligt, worauf er sich nach Rathenow ins Privatleben zurückzog.

Mit Stolz und Bewunderung darf die Kavallerie auf die Leistungen des Generals v. R. zurückblicken. So hervorragend diese indessen auch in allen Dienststellungen bis zum Inspekteur hinauf in Krieg und Frieden gewesen sind, so liegt sein Hauptverdienst, das unvergänglich bleibt, auf ganz anderem Gebiet. Wenn zur Zeit die deutsche Kavallerie eine größere Anzahl von Herrenreitern über Hindernisse stellt als irgend eine andere, die mit Lust und Eifer der Meute über Stock und Stein folgen, so Mut und Nerven stahlend, und wenn der Offizier jetzt durch lange Dauerritte erprobt, was man Roß und Reiter zumuten kann und darf, so gebührt der Dank dafür vornehmlich dem verblichenen General, dem einflußreichsten Lehrer des Reitens im Gelände und Hauptförderer des Reitsports in der deutschen Kavallerie. Seine Dienstfreudigkeit, sein Wagemut, sein Grundsatz, daß für den Reiter keine Schwierigkeiten vorhanden sein dürfen, sind Gemeingut der ganzen Kavallerie geworden. Als Herrenreiter bereits in seinen ersten Leutnantsjahren tätig, hat er 178 Siege errungen, ist 106 male als Zweiter durch das Ziel geritten, hat 44 Ehrenpreise erworben und noch im Herbste 1894 seine letzten Steeple-Chase geritten. So belebte er durch eigenes Beispiel und durch praktische Einwirkung auf die Reiterei den Reitergeist.

In Hannover nahe der Kaserne der Königs-Ulanen ist dem Wunsche Seiner Majestät des Kaisers entsprechend dem General v. R. ein einfaches Denkmal errichtet worden, das ihm von seinen vielen Verehrern und Schülern aus der ganzen deutschen Kavallerie gesetzt ist. Dort in der alten Residenz an der Leine hat es auch den richtigen Platz gefunden, denn von hier aus begann zuerst sein Einfluß fühlbar zu werden, den er in so hohem Maße auf das Geländereiten weitester Kreise ausgeübt hat und zwar zunächst durch die Gründung des Rennvereins und die Einrichtung einer Meute beim Militär-Reitinstitut, an der er den größten Anteil hatte, Maßnahmen, die zu

einem ungeahnten Aufschwung der sportlichen Leistungen unserer Kavallerieoffiziere beigetragen haben.

Dem verdienten General ist auch die vorzügliche Schrift »Zusammengewürfelte Gedanken über unseren Dienst« (1891) zu danken. Ebenso hat er verschiedentlich in Militär-Zeitschriften das Wort ergriffen, namentlich aber an der Ausarbeitung der neuen Dienstvorschriften für die Kavallerie nach dem Kriege von 1870/71 mitgewirkt; ferner ist die Einführung der Lanze bei der gesamten deutschen Kavallerie seiner Empfehlung zuzuschreiben.

Nach »Mil.-Wochenbl.« Lorenzen.

Knoerzer, Karl von, Königlich Württembergischer General der Infanterie z. D., * am 18. Juli 1819 zu Stuttgart, † am 24. Januar 1900 ebenda. — Der in dem hohen Alter von über 80 Jahren verstorbene General war ein in Krieg und Frieden gleich ausgezeichneter Offizier und schon frühzeitig in den Militärdienst eingetreten. Bereits im Jahre 1839 Leutnant im 1. Infanterie-Regiment kam er, 1843 zum Oberleutnant avanziert, in das 8. Infanterie-Regiment. 1854 zum Hauptmann befördert, wurde er bei Errichtung der Jägerbataillone in Württemberg Kompagniechef im 2. Bataillon und machte im Kriege 1866 die Gefechte bei Tauberbischofsheim und Gernsheim mit, nach welchem er für den erkrankten Bataillonskommandeur die Führung des Bataillons übernahm. Als Bataillonskommandeur wurde K. nach Preußen kommandiert und zur Informierung über die Ausbildung und den Dienstbetrieb bei der Infanterie dem Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment zugeteilt. Er erhielt darauf für seine Verdienste den persönlichen Adel und zog 1870/71 mit seinem Bataillon nach Frankreich. Dort zeichnete er sich ganz besonders in der ersten Schlacht bei Villers am 30. November 1870 aus, namentlich bei der Abwehr der heftigen Angriffe der französischen Division Faron, wobei er einen Schuß in den linken Arm erhielt, der ihm den Ellenbogen zerschmetterte. Hier fiel auch sein ältester Sohn, Portepeefähnrich im Bataillon. Am weiteren Verlauf des Feldzuges konnte K. seiner schweren Verwundung halber nicht mehr teilnehmen, führte aber seine Jäger, den Arm in der Binde, am 20. Juni 1871 bei dem Einzuge in Stuttgart dem Könige vor. Nach dem Kriege wurde er Oberst und Kommandeur des Grenadier-Regiments Königin Olga, 1874 Generalmajor und Kommandeur der 52. Infanterie-Brigade, 1881 Generalleutnant und Kommandeur der 26. Division, die er drei Jahre lang befehligte und endlich 1890 General der Infanterie. Reiche Ehrungen wurden dem verdienten Offizier zu teil, das Eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse, sowie andere hohe in- und ausländische Ordensdekorationen schmückten seine Brust, persönlicher und erblicher Adel wurden ihm verliehen, er war und blieb ein ritterlicher Offizier ohne Furcht und Tadel.

Nach »Militär-Zeitung«. Lorenzen.

Tresckow, Hermann von, General der Infanterie und Generaladjutant Kaiser Wilhelms I., * 1. Mai 1818 zu Blankenfelde (Neumark) † 19. März 1900 auf seinem Gute zu Wartenberg (Neumark). — Seine erste militärische Ausbildung erhielt er im Kadettenkorps, aus dem er 1835 als Sekondeleutnant austrat, um dem Kaiser Alexander-Grenadierregiment aggregiert zu werden. Im folgenden Jahre in das Regiment einrangiert, machte er 1848 die Straßenkämpfe in Berlin mit und zog, zur Linienbrigade des Generals von Bonin versetzt, gegen Dänemark ins Feld, wo T. sich in den Gefechten bei

Schleswig und Düppel auszeichnete. Nach Errichtung der schleswig-holsteinischen Armee, zu deren kommandierenden General von Bonin ernannt wurde, trat er mit zu diesem über, nahm 1849 an den Gefechten bei Kolding, Gudsoe und Friedericia teil und ging infolge der Abberufung des Generals von Bonin 1850 zu seinem Regiment zurück. Als Hauptmann in den Generalstab versetzt, wohnte er 1853 den Übungen der eidgenössischen Truppen im Thurgau bei und wurde im folgenden Jahre der Gesandtschaft in Paris zugeteilt. 1856 ernannte König Friedrich Wilhelm IV. T. zu seinem Flügeladjutanten, in welcher Stellung er 1860 an die Spitze des 27. Infanterie-Regimentes in Magdeburg trat. Als Kommandeur dieses Regiments rückte er am 18. Oktober 1861 zum Oberst auf, war von Mitte Februar 1863 bis Januar 1864 in das Hauptquartier der russischen Armee nach Warschau entsandt, von April bis Juni desselben Jahres als Chef des Stabes beim Oberbefehlshaber des I., II., V. und VI. Armeekorps, General v. Werder, kommandiert und erhielt hierauf das Kommando seines alten Regimentes, des Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiments. Aber bereits am 18. April 1865 trat er unter Entbindung von diesem Kommando zum Militär-Kabinet und zu den diensttuenden Flügeladjutanten über. 1865 zum Generalmajor befördert, übernahm er nach Manteuffel die Leitung der Abteilung für persönliche Angelegenheiten im Kriegsministerium (Militär-Kabinett). Als solcher machte T. 1866 den Feldzug im großen Hauptquartier König Wilhelms I. mit und zog auch 1870 als Generalleutnant und Generaladjutant mit seinem Könige gegen Frankreich ins Feld, nahm in dessen Gefolge an den Schlachten bei Gravelotte, Sedan, sowie an der Einschließung von Paris teil, bis ihm im November das Kommando der 17. Infanterie-Division übertragen wurde. Seine Leistungen als Führer dieser Division in den Gefechten und Schlachten jenes Winters kennzeichnen ihn als einen der bedeutendsten Führer des deutsch-französischen Krieges; seine Dekorierung mit dem Eisernen Kreuze zweiter und erster Klasse sowie mit dem Orden pour le mérite waren der Lohn seiner erfolgreichen Tätigkeit.

Im Januar trat v. T. wieder in sein früheres Dienstverhältnis zurück und erhielt nach Entbindung von der Stellung als Chef der Abteilung für persönliche Angelegenheiten im Kriegsministerium das Kommando der neunzehnten Division. Am 23. Januar 1873 zur Vertretung des erkrankten Kommandeurs des zehnten Armeekorps nach Hannover kommandiert, wurde er im September 1873 mit der Führung des neunten Armeekorps beauftragt, zu dessen kommandierendem General Kaiser Wilhelm I. ihn unterm 26. Januar 1875 ernannte. Im gleichen Jahre erfolgte dann seine Beförderung zum General der Infanterie und in ehrender Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste in Krieg und Frieden die Ernennung zum Chef des zweiten Magdeburgischen Infanterie-Regiments Nr. 27, dessen Kommandeur er anfangs der 60er Jahre gewesen war. Dieser Auszeichnung folgte als weitere Ehrung 1881 die Verleihung des Schwarzen Adlerordens. Nachdem der General noch 1882 den russischen Übungen im Lager von Zarskoje-Seló und 1883 den Krönungsfeierlichkeiten in Moskau beigewohnt hatte, nahm er, über 13 Jahre lang Kommandeur des neunten Armeekorps, im August 1888 seinen Abschied, der ihm unter Belassung in dem Verhältnis als Generaladjutant und Stellung zur Disposition in Gnaden bewilligt wurde. In den Listen wurde T. als Generaladjutant weiland Kaiser Wilhelms I. weitergeführt. In den vielfachen hohen Stellungen, die er bekleidete, hat er es zu jeder Zeit

verstanden, sich das Vertrauen und die Liebe seiner Untergebenen zu erwerben. Namentlich gilt dies von der überaus schwierigen und verantwortungsvollen Stellung als Chef des Militär-Kabinetts, für die er infolge seines außerordentlichen Gedächtnisses, seines durchdringenden Verstandes und seiner großen Arbeitskraft in hohem Grade geeignet war.

Nach »Mil.-Wochenbl.«. Lorenzen.

Löbe, August Julius, herzogl. sächs.-altenburgischer Geh. Kirchenrat, * 8. Januar 1805 in Altenburg, † 27. März 1900. — Das älteste von zehn Geschwistern, verlebte L. die ersten Jahre seiner Kindheit in Treben (S.-A.), wo sein Vater, der als Kompagnie-, später Bataillons-Chirurg im herzogl. sächsischen Bataillon an den Feldzügen am Rheine (1795/96), vor Kolberg (1807), in Bayern und Tirol (1809) teilgenommen hatte, seit 1809 wohnte. Von Michaelis 1817 an besuchte Julius das Friedrichsgymnasium in Altenburg, wo ihn namentlich August Matthiae und Ludwig Ramshorn in das Studium der alten Klassiker und die heute immer seltner werdende Kunst, ein gutes Latein zu schreiben, einführten, während er mit dem fast drei Jahre jüngeren, großen »Asiaten« Hanns Conon v. d. Gabelentz (Nov. 1848 bis Aug. 1849 altenb. Ministerpräsident) eine bis zu dessen Tode (1874) treu gepflegte Freundschaft schloß. 1825—28 studierte L. auf den Universitäten Jena und Leipzig Theologie und Philosophie, wobei er sich dort — nebenbei dem Korps Thuringia angehörig — besonders an Baumgarten-Crusius und H. A. Schott, H. K. A. Eichstädt (dessen »herrlichen« *sermo latinus* freilich 1848 in einem Sonderhefte von Köchlys »Vermischten Blättern« Dr. Ney als »Jargon« bloßgestellt hat), F. G. Hand und K. W. Göttling, hier vor allem an Gottfr. Hermann anschloß; unter den Studienfreunden wäre wohl Gust. Stiekel aus Jena zu nennen, der sich später als Orientalist ausgezeichnet hat. Im Sommer 1828 bestand L. zu Altenburg das Examen *pro candidatura;* am 8. Januar 1831 wurde er in Jena auf Grund seiner Dissertation »*Specimen quaestionum criticarum de correptione diphthongorum ante consonas*« zum Doctor philosophiae promoviert. Nachdem er bereits in der Zwischenzeit Privatunterricht erteilt hatte, gründete er zusammen mit dem späteren Gymnasialprofessor Gottl. Zetsche Ostern 1832 in Altenburg eine Privatlehranstalt für Knaben zur Vorbereitung auf das Gymnasium. In den fleißig ausgekauften Mußestunden arbeitete er an einer (unveröffentlicht gebliebenen) isländischen Grammatik und plante im Vereine mit Gabelentz, der inzwischen seine Mandschugrammatik hatte erscheinen lassen, eine kritische Gesamtausgabe der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas. Zu diesem Zwecke unternahm L. Studienreisen 1834 nach Upsala, wo er die 1821 erfolgte (und erst 1857 von dem Diebe selbst wieder gutgemachte) Entwendung von zehn Blättern des kostbaren *Codex argenteus* feststellte, und 1835 nach Wolfenbüttel *(Codex Carolinus)*, während der wissenschaftliche Ertrag des wichtigen Fundes der fünf *Codices Ambrosiani* durch lebhaften Meinungsaustausch mit ihren Entdeckern, dem Grafen Castiglione und dem Kardinal Angelo Mai zu Mailand, auf schriftlichem Wege geborgen ward. So entstand denn die dreiteilige, erste vollständige Ausgabe des »Ulfilas«: die Fragmente selbst, dazu ein Glossar und eine gotische Grammatik (Altenburg bei Stauffer und Leipzig bei F. A. Brockhaus, 1836—46, in zwei Quartbänden; wieder abgedruckt im 18. Bande von Mignes *Patrologia latina*). Während sich Gabelentz, der eignen Vorliebe für den fernen Osten und Westen folgend und wohl auch durch eine absprechende Kritik des Schweden

Andr. Uppström veranlaßt, fortan seinen asiatischen, melanesischen und indianischen Sprachforschungen hingab, veröffentlichte L. 1839 und noch 1843 Früchte seiner gotischen Studien (vgl. Blätter für literar. Unterhaltung 1843, S. 437 ff.), ohne indessen darauf zu verzichten, den Freund auf seinen vielfach verschlungenen linguistischen Pfaden kritisch zu begleiten; davon zeugen L.s zahlreiche sprachwissenschaftliche Rezensionen in Eichstädts »Jenaischer Allgem. Lit.-Zeitung« (1831—49).

Er genoß ja das große Glück, ein Amt zu bekleiden, das ihm reichlich Zeit zur Befriedigung seiner gelehrten Neigungen ließ. Am 6. Oktober 1839 in dem nahe bei Altenburg gelegenen Dorfe Rasephas als Pfarrsubstitut angestellt und seit 1846 Inhaber der vollen Stelle, d. h. Seelsorger einer Gemeinde, die 1840 nur 240 Köpfe zählte, hat L. die Stunden, die ihm sein Beruf und die Pflege des großen Pfarrgartens übrig ließen, redlich ausgenutzt und sich dadurch die Berechtigung erarbeitet, weit über ein halbes Jahrhundert hindurch in dieser äußerlich zwar durchaus nicht einträglichen, aber aus dem eben angeführten Grunde doch so angenehmen Stellung verbleiben zu dürfen. Zur Seite stand ihm bis zu ihrem Tode (1868) als Gattin und als Mutter von zehn Kindern, die ihn nur zum Teil überleben sollten, die Tochter seines früheren Lateinlehrers, Auguste Ramshorn, die er schon am 16. September 1834 heimgeführt hatte. Unermüdlich tätig, und durch eine nie wankende Gesundheit trefflich unterstützt, widmete sich L. privatim seit den vierziger Jahren vornehmlich den Arbeiten auf den drei Gebieten des Lateinischen (1845 Latein. Elementarbuch; 1855, 80 und 82 latein. Jubelglückwunsch-Abhandlungen im Auftrage der Altenburger Landesgeistlichkeit; 1863—85 die neunbändige Neuausgabe der »*Loci theologici*« des Jenenser Theologen Joh. Gerhard, nur dem Namen nach zusammen mit Ed. Preuß bearbeitet), des Lexikalischen (viele Artikel fürs Pierersche Universallexikon, dessen 4. und 5. Auflage (1857—64; 1867—72 mit den Supplementen nebst den die 4. Auflage ergänzenden drei »Jahrbüchern der Wissenschaften, Künste und Gewerbe« er fast allein redigiert hat) und der altenburgischen Landesgeschichte im weitesten, auch die theologische Seite mit umfassenden Sinne des Worts. Seitdem er am 29. September 1838 die Geschichts- und altertumsforschende Gesellschaft des Osterlands zu Altenburg hatte begründen helfen, ließ er sich keine Mühe verdrießen, den Mitgliedern aus dem unerschöpflichen Schatze seiner Forschungen und seines Wissens in Vorträgen und Abhandlungen — so bis 1899 regelmäßig beim Stiftungsfest — Anregungen mannigfaltiger und nachhaltiger Art darzubieten: 73 solche Arbeiten finden sich in den Schriften jener Gesellschaft gedruckt. Außerdem veröffentlichte er 1841 die (1881 in 3. Aufl. erschienene) »Geschichtliche Beschreibung der Residenzstadt Altenburg und ihrer Umgebung« und mit Hilfe seines ältesten Sohns, des Superintendenten und Kirchenrats Ernst Conon Löbe in Roda, die dreibändige »Geschichte der Kirchen und Schulen des Herzogtums S.-Altenburg« (Altenburg, Osk. Bonde, 1886—91). Überdies spendete er, nun schon ein Neunziger, der Naturforschenden Gesellschaft des Osterlands Vorträge und Mitteilungen zur Naturgeschichte von Löwe, Elephant, Hund, entlegene Angaben seiner altgeliebten Klassiker wieder ans Tageslicht ziehend und verwertend; dagegen stammen die ihm mitunter zugeschriebenen »Altenburgica« (Übersicht der Literatur zur Geschichte des Herzogtums; Altenburg 1878) von E. L. Löbe. Bienenfleiß und vollständiger Mangel an Ruhebedürfnis, Pflichtgefühl und Ordnungssinn, Milde gegen andere und Anspruchs-

losigkeit gegen sich selbst hatten ihn bis zu einem wahrhaft patriarchalisch hohen Alter zu einem Manne gemacht, den jeder verehren mußte, der ihm nahe trat. Schon 1838 war L. von der altehrwürdigen Deutschen Gesellschaft zu Leipzig (Gottschedschen Angedenkens) zum korrespondierenden, 1846 von der Petersburger Akademie der Wissenschaften zum ordentlichen Mitglied ernannt worden; Ehrenmitglied war er: von der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache (seit 1836), der Geschichts- und Altertumsforschenden Gesellschaft zu Altenburg (seit 1888) und der dortigen Naturforschenden Gesellschaft (seit 1892), ferner Jenenser Ehrendoktor der Theologie seit dem 8. Januar 1881. Sein Fürst ehrte den treuen Diener 1879 durch die Erteilung des Prädikats Kirchenrat, 1889 (nach 50jähriger Amtstätigkeit) durch die des Titels eines Geheimen Kirchenrats, als der er menschlicher Berechnung trotzend, immer noch ein Jahrzehnt — nur ganz zuletzt durch einen Hilfsprediger unterstützt — aktiv pastoriert hat. Erst dann hat er sich beruflich Ruhe gegönnt, und am 27. März ist er, nachdem er noch fünf Tage vorher im »Agamemnon« des Aischylos gelesen, sanft verschieden.

Vgl. [Rudolf Löbe, Pfarrer in Buchheim:] Zum Gedächtnis an D. th. et phil. August Julius Löbe, Geheimen Kirchenrat und Pfarrer em. in Rasephas, * 8. Januar 1805, † 27. März 1900 (Separatabdruck aus dem Kirchlichen Jahrbuch für das Herzogtum Sachsen-Altenburg, 6. Jahrgang). — (Lebensbeschreibung von) August Julius Löbe, im Herzogl. S.-Altenburgischen Geschichts- und Hauskalender von 1901, S. 67f. — Eine Bibliographie der Abhandlungen L.s steht im 1. Hefte des 11. Bands der »Mitteilungen der Geschichts- und Altertumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes«. Helmolt.

Schmidt, Hermann, fürstlich schwarzburg-sondershäusischer Archivrat, * 2. November 1828 zu Arnstadt, † 30. Oktober 1900 in Jena. — Als Sprößling einer altansässigen Bürgers- und Brauhofbesitzers-Familie in Arnstadt, wo verschiedene Glieder der berühmten Tondichterfamilie Bach, wo Wilibald Alexis und die Marlitt gehaust haben, geboren, besuchte S. das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte dann von Ostern 1846 an Theologie in Jena und Leipzig. Nachdem er darauf zwei Jahre lang bis zum Frühjahr 1852 in der Familie von Bonstetten zu Bern Hauslehrer gewesen war, bereiste er, da sich eine Anstellung nicht gleich finden ließ, Frankreich, Oberitalien und Österreich, um vom 8. November desselben Jahres ab auf kurze Zeit einen beurlaubten Professor am heimatlichen Gymnasium zu vertreten. Danach erkrankte S. schwer, genas langsam und erhielt im Herbst 1859 eine Berufung als Konrektor nach Greußen (Schwarzb.-Sondersh.); hier wurde er 1861 zum Rektor ernannt. Doch ein zweites hartnäckiges Leiden, das ihn seit 1868 immer heftiger befiel, nötigte ihn, im Dezember 1870 einstweilig, im Juli 1872 dauernd in den Ruhestand zu treten. Seitdem hatte S. seinen Wohnsitz in Arnstadt. Seiner eigentlichen Bedeutung aber wurde der Rektor a. D. jetzt erst entgegengeführt: der um die Wiederbelebung arnstädtischer Geschichtsforschungen hochverdiente Professor Emil Einert veranlaßte ihn, sich archivalisch zu beschäftigen; und da S. bald eine bemerkenswerte Fähigkeit entwickelte, selbst die schwierigsten Hss. ohne besondere Mühe zu entziffern, so widmete er sich mit immer wachsender Liebe seinen Arbeiten im Archive. Hier fand er das, was er lange vergeblich gesucht hatte, was nun die zart besaitete, fast weiblich empfindende Seele des scheuen und schüchternen Mannes, der unvermählt blieb, ganz ausfüllte; und gern teilte er mitstrebenden Fachgenossen die Früchte seiner eifrigen Studien selbstlos mit. Unentgeltlich ordnete er das Arnstädter Stadtarchiv, trat mit dem von

ihm dankbar verehrten Einert († Februar 1896; Nachruf auf ihn von S. im 10. Bande der Neuen Folge der »Zeitschr. des Vereins für thüring. Geschichte und Altertumskunde zu Jena«, 1896) warm für die Neueinrichtung eines Regierungsarchivs ein und machte, als diese Forderung wirklich erfüllt ward, der hierzu berufenen jüngeren Kraft nicht nur neidlos Platz, sondern beteiligte sich auch vom August 1897 bis zum 14. Februar 1900 unter dieser an der Neuordnung der Regierungsakten. Die Ernennung zum fürstlichen Archivrat, womit ihn sein Landesherr kurz vor dem 70. Geburtstag, am 7. August 1898, erfreute, war dem bescheidenen Forscher Lohnes übergenug.

Lange vorher schon hatte sich S. rege an der Förderung ortsgeschichtlicher Bestrebungen beteiligt. Im Wissenschaftlichen Vereine zu Arnstadt, dessen Schriftführer er die letzten acht Jahre seines Lebens hindurch gewesen ist, hat er zwischen dem 27. Februar 1883 und dem 3. Mai 1899 nicht weniger als 20 Vorträge (darunter zwei über die Arnstädter Bache) gehalten. Ferner gründete er 1893 auf 94 die Museumsgesellschaft mit, versah hier ebenfalls das Schriftführeramt und nahm die für ihre jetzt nicht unbedeutende Sammlung bestimmten Gegenstände auf; hier hat er auch am 21. Dezember 1898 »über Arnstädter Musikpflege in früherer Zeit, insbesondere über das *collegium musicum* 1769—1792« gesprochen. Zwei weitere Vorträge hat er im Thüringerwaldverein gehalten. Außerdem war S. von ihrem Anfang an Hauptpfleger der thüringischen Historischen Kommission in Jena für die schwarzb.-sondershäusische Oberherrschaft. Fürwahr: eine volle Hingabe an die von ihm mit Inbrunst erfaßte Ortsgeschichte hat ihn ausgezeichnet; davon zeugen beredt auch seine Veröffentlichungen im Arnstädter Tageblatt (vom 5. Mai 1889, 31. Juli und 2. August 1890, 16. und 30. April und 7. Mai 1893) und in der schon erwähnten Neuen Folge der »Zeitschr. des Vereins für Thüring. Geschichte und Altertumskunde (V 1887, VII 1890/91, IX 1894/95 und XI 1899). Erst der Ende Mai 1900 erfolgte erneute Ausbruch seiner Krankheit, der sich bald eine jäh verlaufende Lungenentzündung hinzugesellte, hat ihn von dieser Beschäftigung trennen können. Am 30. Oktober ist S. in Jena, wo er Heilung gesucht hatte, verschieden und an seinem 72. Geburtstag in der Heimat bestattet worden.

Vgl. [Gymn.-Prof. Dr. Joh.] B[ühri]ng, [Elberfeld]: Archivrat Hermann S. Ein Gedächtniswort, im »Arnstädtischen Nachrichts- und Intelligenzblatt« Nr. 259 vom 4. November 1900; mit einem Verzeichnis seiner Vorträge und Veröffentlichungen.

Helmolt.

Nottbeck, Eugen von, Dr. phil. et jur. hon. c., kais. russ. Staatsrat, Forscher auf dem Gebiete der livländischen Rechtsgeschichte, * 23. Juli a. St. (4. Aug. n. St.) 1842 zu Reval, † 26. Nov. a. St. (9. Dez. n. St.) 1900 ebenda. — Als Sohn des einer alten Revaler Beamtenfamilie entstammenden Eduard Emil von Nottbeck (Alb. Eston., 37) geboren, studierte Eugen von N. 1861/65 in Dorpat die Rechte, wobei er sich 1864 die goldene Medaille errang, und trat dann in die Dienste der estländischen Gouvernements-Regierung, deren älterer Rat er 1881 wurde verließ aber diese Stellung 1886, ohne je wieder ein öffentliches Amt zu bekleiden. Noch während seiner Beamtenjahre beschäftigte sich N. gern literarisch, indem er die Ergebnisse von ernsten Forschungen veröffentlichte, die er im Revaler Stadtarchive, dem reichsten Archive der baltischen Provinzen, anzustellen pflegte; dabei bildete die Geschichte seiner Vaterstadt den Mittelpunkt dieser Studien. Zunächst waren es Personalien und Familien, deren geschichtlicher Aufhellung er sich widmete. Hierher gehören die Unter-

suchungen über »Die älteren Ratsfamilien Revals« (Reval 1875), über »Die Siegel aus dem Revaler Ratsarchiv« (Lübeck 1880) und die mit Hermann Zöge von Manteuffel zusammen herausgegebene Geschichte der estländischen Linie dieser Familie (1894). Ferner war N. auf dem Gebiete der älteren Topographie seiner Heimat zu Hause; davon zeugen seine Arbeit über »den alten Immobilienbesitz Revals« (1884) und das von ihm 1890 und 1892 herausgegebene zweit- und drittälteste Erbebuch der Stadt Reval für die Jahre 1360—83 und 1383—1458 (= Archiv für die Geschichte Liv-, Est- und Kurlands, III. Folge, Bd. 2 und 3).

Vor allem aber ward N. ein gewiegter Kenner der livländischen Rechtsgeschichte. Den schier unerschöpflichen Stoff einer langen Vergangenheit verarbeitete er 1884 in »der alten Kriminalchronik Revals«; eine wichtige Frage der Stadtverfassung beantwortete er in dem Buche »Die alten Schragen der großen Gilde zu Reval« (1885), und 1895 gab er das von dem Dorpater Professor O. Schmidt hinterlassene Kollegienheft über die Rechtsgeschichte Liv-, Est- und Kurlands heraus. Besonders verdient gemacht hat er sich als kenntnisreicher Anwalt der lutherischen Kirche zu Reval, deren »Gotteskasten« in den achtziger Jahren ernstlich gefährdet war [seine für diesen Prozeß aus den Quellen geholte Beweisführung ist nicht publiziert]. Sich selbst aber das schönste Denkmal gesetzt hat er in dem von keiner anderen baltischen Stadt erreichten Werke »Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval«, gemeinschaftlich mit dem Rigaer Dombaumeister Dr. Wilhelm Neumann bearbeitet und in zwei Lieferungen (1896 und 1899) erschienen; leider ist hiervon der letzte Teil, der die schwedische Zeit behandeln und bis zur Gegenwart führen soll, nicht (wie man nach den unausgesetzten Vorarbeiten N.s geschlossen und gehofft hatte) druckfertig hinterlassen worden, sondern erst aus den Händen A. v. Gernets in Sankt Petersburg zu erwarten. In diesem Werke lieferte N. außer der politischen Geschichte seiner Heimatstadt namentlich die Beschreibung der in Reval recht zahlreichen Grabsteine als gewichtiger Zeugen vergangener Jahrhunderte. Als Stadtverordneter erreichte er die Einsetzung eines städtischen Ausschusses für die Erhaltung der Altertümer Revals. Außerdem trug er als ständiger Mitarbeiter viele Aufsätze und Mitteilungen zur »Baltischen Monatsschrift« bei; noch mehr lag ihm die Förderung der »Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands« am Herzen, die er eine Zeitlang im Auftrage der 1842 begründeten Estländischen Literarischen Gesellschaft redigiert hat, zu deren Vizepräsidenten er wiederholt — zuletzt noch kurz vor seinem Tode — gewählt ward. 1892 erhielt er von der Universität Rostock den Titel eines Ehrendoktors der Philosophie, während ihm in demselben Jahre den entsprechenden Grad der juristischen Fakultät die heimische Hochschule verlieh. N., der sich einer berechtigten Hochachtung bei allen Gebildeten erfreute, obwohl er persönlich eine reservierte Haltung beobachtete, gehörte als einer der Letzten einer Reihe von Männern an, die die Geschichte von Land und Stadt Reval in einer großen Zahl trefflicher Untersuchungen erforscht haben; sein Name glänzt neben denen eines v. Bunge, Paucker, Brevern, eines Toll, Papst, Rußwurm und Winkelmann, eines Bienemann, Greiffenhagen, v. Hansen und Hausmann. Als er verschieden war, empfand man in Reval die Notwendigkeit, es möge nunmehr ein jüngeres Geschlecht die reiche Hinterlassenschaft jener älteren Generation bald antreten, damit den vaterländischen Forschungen kein dauernder Verlust erwachse.

Vgl. »Revaler Zeitung« 1901, Nr. 43. — »Nordlivländische Zeitung« vom 20. Februar 1901 (Bericht über den Nachruf, den der vormalige Dorpater Geschichts-Prof. R. Hausmann in der Dezembersitzung der Gelehrten estnischen Gesellschaft dem Verstorbenen, der ihr langjähriges korrespondierendes Mitglied gewesen war, gewidmet hatte). — Private Mitteilungen des Revaler Stadtarchivars Herrn O. Greiffenhagen. — Alb. acad. (Dorpat 1889), 7341; Alb. Estonorum (Dorpat 1888 und Sankt-Petersburg 1895), 594.

Helmolt.

Hohenzollern, Josephine Fürstin von, * 21. Oktober 1813 als Tochter des Großherzogs Karl und der Großherzogin Stephanie von Baden in Karlsruhe, † Sigmaringen 19. Juni 1900. — J. genoß eine vortreffliche Erziehung, welche die Grundlage des feinen künstlerischen Geschmackes und des sicheren Urteils war, durch die sie sich später auszeichnete. An ihrem 21. Geburtstage (21. Oktober 1834) wurde Prinzessin Josephine mit dem Erbprinzen Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen vermählt. Am 1. November 1834 hielt sie an der Seite ihres Gemahls ihren festlichen Einzug im Schlosse Krauchenwies bei Sigmaringen. Sie war ihrem Gatten eine verständnisvolle Genossin in allen Phasen seines an bedeutenden Momenten so reichen Lebens. Ganz im Einverständnis mit ihrer Mutter, der die denkwürdige Zeit, in welcher sie in dem Mittelpunkte der größten politischen Ereignisse als Adoptivtochter Napoleons I. aufgewachsen war, das Verständnis für die große Politik eröffnet hatte, teilte Fürstin Josephine die patriotischen Gesinnungen, die den Fürsten Karl Anton bewogen, am 7. Dezember 1849 sein Land an Preußen abzutreten. Auch als der Fürst, der schon seit 1831 der preußischen Armee angehörte, infolge seiner Ernennung zum Kommandeur der 14. Division seinen Wohnsitz im »Jägerhof« in Düsseldorf aufschlug, folgte ihm die Fürstin gern dahin. Seine Ernennung zum Präsidenten des Ministeriums, welches der seit langer Zeit mit ihm in enger Freundschaft verbundene Prinz-Regent von Preußen im November 1858 berief, um eine neue Ära in Politik und Verwaltung Preußens zu begründen, legte auch der Fürstin manche Opfer auf. Aber sie brachte sie gern, da sie mit ihrem Gemahl die Ansicht teilte, daß sie im nationalen Interesse gebracht werden mußten. Die gleichzeitig übernommene Stellung des kommandierenden Generals des VII. Armeekorps bewirkte, daß die liebgewordenen Beziehungen zu den Rheinlanden fortbestehen konnten. Der Aufenthalt in Berlin und die Tätigkeit des Fürsten an der Spitze des Ministeriums, an welcher die Fürstin den lebhaftesten Anteil nahm, wenn sie sich auch jeder Einmischung und jedes Versuches, Einfluß auszuüben enthielt, wurde durch schwere Erkrankung des Fürsten schmerzlich gestört. Nach seiner Genesung mußte er auf den hyerischen Inseln längeren Aufenthalt nehmen, um sich von den Nachwirkungen der Krankheit zu erholen. Die Fürstin war die sorgsamste Pflegerin des Kranken, die aufmerksamste Begleiterin des Genesenden. Nachdem die parlamentarischen Kampfe dem Ministerium der »neuen Ära« im Marz 1862 ein frühes Ende bereitet hatten, übernahm Fürst Karl Anton im Jahre 1863 die Stelle eines Militärgouverneurs der Rheinprovinz und Westfalens, wozu 1868 noch die Vertretung des Vorsitzenden der Landesverteidigungs-Kommission hinzutrat. In diesen Stellungen behielt er seinen Wohnsitz in Düsseldorf bis nach dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges. Das fürstliche Palais bildete in jenen Jahren den Mittelpunkt eines geistig angeregten Verkehrs der Meister der Düsseldorfer Kunstakademie und aller dortigen auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiet tätigen Kreise. Die Fürstin war die Seele der im »Jägerhof« ver-

anstalteten Feste und ihr feiner geläuteter Kunstsinn entschied über die Erwerbung der Meisterwerke der Malerei, Plastik und Keramik, welche die fürstlichen Salons schmückten. Die schöne Harmonie dieses wahrhaft fürstlichen Musenhofes wurde durch das schwere Leiden des Fürsten auf das herbste getrübt, das ihn mit der Zeit an jeder freien Bewegung hinderte und schließlich an den Rollstuhl fesselte. Nach manchen vergeblichen Versuchen, durch den Gebrauch von Bädern Heilung zu finden, bei deren Besuch die fürstliche Gemahlin stets seine treue und aufopfernde Begleiterin war, nahm Fürst Karl Anton im Jahre 1873 seinen dauernden Aufenthalt im Schlosse zu Sigmaringen, das im Sommer mit dem nahen Schlosse Krauchenwies vertauscht wurde.

Die Ehe des fürstlichen Paares war durch vier Söhne und zwei Töchter gesegnet, alle durch reiche Gaben des Geistes und Herzens ausgezeichnet, und auch in ihrer äußeren Erscheinung die Freude und der Stolz der Eltern. An der Erziehung ihrer Kinder hatte die Fürstin von ihren ersten Kinderjahren an den ernstesten Anteil genommen. Ihr Mutterherz durfte mit freudiger Genugtuung auf die Entwicklung derselben hinblicken, aber ihm blieben auch die Stunden tiefen Kummers und nagenden Schmerzes nicht erspart.

Schon im Jahre 1859 wurde der Fürstin Josephine ihre älteste Tochter Stephanie, Gemahlin des Königs Dom Pedro von Portugal, am 17. April durch einen unerwartet rasch eingetretenen Tod entrissen und am 5. August 1866 starb ihr dritter Sohn, Prinz Anton, Leutnant im 1. Garderegiment zu Fuß, im Lazarett in Königinhof in den Armen der schleunigst herbeigeeilten Mutter an den am 3. Juli in der Schlacht von Königgrätz empfangenen Wunden. Von schweren Sorgen war aber auch ihr Herz um diese Zeit bewegt, da ihr zweiter Sohn, Prinz Karl, sich im April 1866 entschlossen hatte, dem Rufe des rumänischen Volkes folgend, die Regierung von Rumänien, zunächst als Fürst, zu übernehmen. Es waren schwere Jahre, bis es ihm gelang, sein Fürstentum zu der Höhe eines europäischen Kulturstaates zu erheben; nur eine so bedeutende Persönlichkeit, mit so hervorragender Intelligenz und so gewaltiger Willenskraft konnte alle die Schwierigkeiten überwinden, die sich ihm entgegenstellten, die ihm vielfach ungünstige Politik der Großmächte durch weises Maßhalten, durch kluge Benutzung jeder ihm vorteilhaften Konjunktur zu seinen Gunsten wenden, den Intriguen der Parteien des eigenen Landes durch energisches Festhalten an dem für richtig und seinem Lande für vorteilhaft Erkannten einen erfolgreichen Widerstand entgegenstellen. Alle diese Phasen der Regierungstätigkeit ihres Sohnes waren Gegenstand der lebhaftesten und verständnisvollsten Teilnahme, aber auch schwerer Sorgen der fürstlichen Mutter. In dem Werke »Aus dem Leben König Karls von Rumänien« sind viele Briefe des Fürsten Karl Anton an seinen Sohn veröffentlicht, in denen mehr als einmal auf die Anschauungen der Fürstin Josephine über die wichtigen Fragen hingewiesen wird, welche diesem zu lösen oblagen. Ein schöner Tag in dem vielgeprüften Leben der Fürstin war der 15. November 1869, an welchem die geist- und gemütvolle Prinzessin Elisabeth zu Wied dem Fürsten Karol die Hand zum Ehebunde reichte und mit stolzer Freude durfte sie am 22. Mai 1881 dessen Krönung zum König von Rumänien feiern. Es ist die Frage, ob diese Augenblicke mütterlichen Glückes die sorgenvollen Zeiten, in denen das Schicksal des Sohnes in Unsicherheiten schwankte und die tiefschmerzliche Stunde aufwogen, in der die geliebte Enkelin, die einzige Tochter der rumänischen Königstochter im

zartesten Kindesalter in ein zu frühes Grab sank. Doch wie dem auch sei, das eine steht fest, wie die Fürstin Josephine die glücklichen Tage ohne Überhebung in demütiger und dankbarer Freude genoß, so nahm sie die Zeiten des Unglücks und des Kummers in stiller Ergebung in den Willen der Vorsehung hin, im festen Glauben an das Wort der Schrift, daß denen, die Gott lieben, alles zum Besten gereiche. Neuerdings wurde ihr Leben von Unruhe erfüllt, als dem ältesten ihrer Söhne, dem Erbprinzen Leopold, Gemahl der Infantin Antonie von Portugal, im Jahre 1870 die Krone von Spanien angeboten wurde, als er sie annahm und infolge ernster Verwicklungen, die sich daraus ergaben, den Verzicht auf die bedeutende Mission, die sich ihm zu eröffnen schien, aussprach, ohne damit den Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Preußen-Deutschland verhindern zu können. Den Stunden schwankender Entschließungen und daran sich anschließender Aufregungen folgten monatelange schwere Sorgen, als der Fürstin zwei Söhne, der Erbprinz und der Prinz Friedrich, die im preußischen Heere dienten, in den blutigen Kampf zogen. Die schwergeprüfte Mutter, deren zweiter Sohn auf dem böhmischen Schlachtfelde den Heldentod gestorben war, konnte wohl nur mit klopfendem Herzen die Nachrichten erwarten, welche nach den Entscheidungsschlachten des großen Krieges in die Heimat kamen. Prinz Friedrich machte den von schweren Verlusten begleiteten Angriff seines Dragonerregimentes bei Mars-la-Tour mit. Aber er, wie sein älterer Bruder, kam unversehrt aus dem Feldzuge nach Hause zurück. — Die Jahre, welche die Fürstin Josephine in Sigmaringen und Krauchenwies an der Seite des Gemahls, der sich mit bewundernswerter Geduld in das Geschick fügte, nach den verschiedensten Kuren dauernd an den Rollstuhl gebunden zu sein, zubrachte, die Sommerwochen, die sie seit dem Tode ihrer Mutter in dem von dieser ererbten Schlosse Umkirch bei Freiburg verweilte, verlebte sie in hingebender Pflege des Fürsten, in regem Verkehr mit ihren Kindern — außer den schon erwähnten die mit dem Grafen Philipp von Flandern vermählte Prinzessin Marie — und Enkeln, die fast alljährlich als freudig begrüßte Gäste kamen und anderer Gäste, welche das fürstliche Paar gern um sich versammelte, in verständnisvollem Genusse der im Sigmaringer Schloß aufgestellten Kunstwerke und in der Ausübung der Werke der Barmherzigkeit, in der sie die Erfüllung eines der wichtigsten Gebote ihrer Kirche erblickte, der sie, wie alle die Ihrigen, in Treue ergeben war. Mit den Verwandten des badischen Fürstenhauses verband die Fürstin eine seit langen Jahren gepflegte aufrichtige Freundschaft. Gern verweilte sie von Zeit zu Zeit bei ihnen in dem Schlosse zu Baden-Baden. — Den letzten großen Schmerz ihres langen Lebens brachte ihr der am 2. Juni 1885 erfolgte Tod ihres Gemahls, des Fürsten Karl Anton. Von da an lebte sie noch stiller und zurückgezogener im engsten Verkehr mit dem Fürsten Leopold und seiner Familie und widmete sich noch eifriger ihren Armen und den von ihr reich ausgestatteten segensreich wirkenden Stiftungen. — Noch war der Fürstin gegönnt, am 21. Oktober 1890, ihrem 77. Geburtstage, der Feier der Enthüllung des ihrem verewigten Gemahl vor dem Schlosse zu Sigmaringen errichteten ehernen Standbildes beizuwohnen und sich der Beweise treuer Verehrung zu freuen, welche die Hohenzollernschen Landsleute ihrem Fürsten auch nach seinem Ableben bewahrten. — Bis in ihr hohes Alter erhielt sich Fürstin Josephine die Rüstigkeit ihrer jüngeren Jahre. Der alljährliche Besuch des Bades Ragatz galt mehr dem Zusammensein mit ihrem Sohne, dem König von Rumänien, als der Pflege

ihrer Gesundheit. Zum erstenmal als sie im Herbst 1899 dort verweilte, stellten sich Nervenschmerzen, Schlaflosigkeit und infolgedessen beunruhigende Abnahme der Kräfte ein. Doch trat bald wieder Besserung ein, welche Aussicht auf völlige Genesung eröffnete. Leider sollte diese Hoffnung sich nicht erfüllen. Am 19. Juni 1900 entschlief sie sanft in Sigmaringen. Bis zuletzt hatte sie sich die geistige Kraft bewahrt, die so oft den Sieg über körperliche Leiden errungen hatte. Sie erreichte ein Alter von 87 Jahren und 8 Monaten.

v. Weech.

Petersen, Johann Christian Wilhelm, Geheimer Regierungsrat, * 20. Januar 1835 zu Kellinghusen in Holstein, † 26. September 1900 in Schleswig. — P. besuchte die Schulen in Lübeck und Hamburg und die Universitäten Kiel, Heidelberg und Göttingen, bestand Michaelis 1859 das juristische Amtsexamen und trat in demselben Jahre als Amtssekretar auf dem Amthause zu Rendsburg in den Staatsdienst. 1863 wurde er Assistent bei der Holsteinischen Regierung in Plön, 1864 Kanzlist bei der Landesregierung in Kiel. Nachdem Schleswig-Holstein preußisch geworden war, wurde P. 1868 als Regierungsassessor in die Königliche Regierung zu Schleswig übernommen. Hier rückte er 1874 zum Regierungsrat auf und erhielt im Jahre 1894 den Charakter als Geheimer Regierungsrat. Die ganze Kraft seines äußerlich so einfach verlaufenen Lebens widmete P. seiner Heimat. Er war das Muster eines Beamten, und die seiner Fürsorge anvertrauten wichtigen Verwaltungsgebiete der Landwirtschaft, des Fischerei- und Veterinärwesens sind durch ihn auf das nachhaltigste gefördert worden. Er kannte Land und Leute und »die nicht hoch genug anzuschlagenden Güter, die unser Land in seinem Acker, seiner Viehzucht und in den Schätzen seiner Binnengewässer wie den uns umgebenden Meeresgebieten birgt, und er war allezeit bemüht, ein treuer Hüter dieser Werte zu sein«. Mit ganz besonderer Hingabe und Sympathie pflegte er das Dezernat des Fischereiwesens. Die heimische Fischerbevölkerung besaß nicht den letzten Platz in seinem Herzen, ihrem Besten zu dienen, war ihm innerstes Bedürfnis. Die schleswig-holsteinischen Fischer werden nie den Mann vergessen, der stets als Freund zu ihnen kam, und dem sie ihre mustergültige Organisation und so manche wertvolle Errungenschaft zu danken haben.

Wir haben P. als pflichttreuen und erfolgreichen Verwaltungsbeamten kennen gelernt. Doch er war mehr, ja im tiefsten Grunde seines Wesens etwas ganz anderes als ein Aktenmensch und »Geheimrat« — eine ideal veranlagte, allem Poetischen leidenschaftlich hingegebene Persönlichkeit voll echter künstlerischer Interessen. Begabt mit einem feinen Talent für plastische Arbeiten, schuf er eine ganze Anzahl von Kunstwerken, unter denen namentlich die in Ton ausgearbeiteten höchst charakteristischen Köpfe Schleswiger Fischer hervorzuheben sind, die auf der deutschen Fischereiausstellung zu Berlin im Jahre 1880 viel Beachtung und Anerkennung fanden. Sein Haus glich einem Museum. Er besaß eine außerordentlich reichhaltige und wertvolle Sammlung schleswig-holsteinischer Fayencen. In eindringenden Forschungen und Studien ging er den Anfängen und der Entwicklung der schleswig-holsteinischen Fayenceindustrie nach und suchte durch seine kunsthistorischen Veröffentlichungen auf diesem Gebiet das Interesse für jene alten Erzeugnisse heimatlicher Kunst neu zu beleben. In P.s Dichtungen webt echte, lebendige Poesie, niemals ließ er die Forderung Goethes: »Bilde Künstler, rede nicht« aus dem

Auge. Poesie war ihm Lebenselement, und darum führte ihn das Leben auch zu den Besten unter denen, die ihre heilige Flamme nähren und hüten. Geibel, Groth, Jensen, Storm, Heyse, Gottfried Keller, sie alle waren lange Jahre hindurch P. in herzlicher Freundschaft zugetan, sie alle wußten, was sie an dem Manne hatten, der so »natur- und kunstfroh das Leben zu zwingen«, tiefe Gedanken so tief zu erwidern und in Fragen künstlerischer Kritik so fein und klug zu raten verstand. In dem umfangreichen Briefwechsel, den P. mit den genannten unterhielt, hat er vielleicht sein Bestes gegeben, was er überhaupt zu geben vermochte, und es wäre dringend zu wünschen, daß dieser literarische Schatz nicht im Verborgenen bliebe. Bisher liegen nur Kellers Briefe an P. im Druck vor. Dem Meister Gottfried war und blieb er ein besonders »hingebender Freund, dem 1890 der Weg von Schleswig nach Zürich nicht zu weit war, als ihm der sterbende Dichter sein herzliches Verlangen, ihn noch einmal zu sehen, übermitteln ließ«. Jüngere Talente, die sich ihm anvertrauten, suchte P. auf alle Weise zu fördern, gern ebnete er jedem reinen Streben den Weg, und mancher verdankt seiner fruchtbaren Anteilnahme vielseitige Anregungen von unverlierbarem Wert. — Als er einst einem jungen Freunde seine Kellerbriefe zeigte und ihn auf die darin enthaltenen tiefen Gedanken hinwies, verweilte er besonders lange und mit einer Art Andacht bei folgender Stelle: »Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind; aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude gibt?« Das war ihm aus der Seele gesprochen. Auch in ihm lebte »diese stille Grundtrauer« als ein charakteristischer Zug seines Wesens. Doch woher sie ihm eigen war, wir wissen es wohl: »er kannte und war viel über die Brotfrage hinaus«!

Vgl. »Die Heimat«, Monatsschrift zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Jahrg. 10, 1900, S. 217 ff.: P. Chr. Hansen, Geheimrat Wilhelm Petersen in Schleswig (mit Bildnis); Jahrg. 7, 1897, S. 21 u. 225; »Kieler Zeitung, Abend-Ausg. vom 29. Dezemb. 1900 (Schleswig-Holsteinischer Nekrolog 1900); Petersens »Erinnerungen an Gottfried Keller« in: »Die Gegenwart«, 1893, S. 389—391; J. Baechtold, Gottfried Kellers Leben, Bd. 3, 3. Aufl., 1897, S. 287 ff.

Joh. Sass.

Mommsen, Karl Johannes Tycho, Schulmann und Gelehrter, * 23. Mai 1819 in Garding (Schleswig), † 30. November 1900 in Frankfurt a. M. — Durch Versetzung des Vaters, der Prediger war, kam M. bereits 1821 nach Oldesloe in Holstein. Hier wurde er zusammen mit seinen beiden Brüdern Theodor und August bis zur Reife für die oberen Klassen der Gelehrtenschule ausschließlich vom Vater unterrichtet. »Ihm, dem stillen, bescheidenen und genialen Manne verdanken wir die früh erwachte und nie erloschene Liebe zum Studium der Sprachen und Literaturen aller Art.« Von 1834 bis 1838 besuchte M. das Christianeum in Altona und von 1838—1843 die Universität Kiel, wo G. W. Nitzsch, J. Olshausen, O. Jahn, G. Waitz und J. G. Droysen seine Lehrer wurden. Von den poetischen Neigungen des jungen Studenten zeugen seine Gedichte in dem »Liederbuch dreier Freunde« (Kiel 1843), das die Brüder Mommsen zusammen mit Theodor Storm herausgaben. Nach Abschluß seiner Studien durch Examen und Promotion nahm M. Ostern 1843 eine Stelle als Privatlehrer in Altona an und wurde, nachdem er mehrere philologische Arbeiten veröffentlicht hatte, auf Kosten seiner Landesregierung nach Italien geschickt, »teils zur allgemeinen Ausbildung, teils zu dem

speziellen Zwecke, dort eine kritische Pindarausgabe vorzubereiten«. Diese Reise nach Italien, Sizilien und Griechenland vom Juli 1846 bis zum Frühjahr 1848 wurde für seine ganze Entwicklung, für die Erweiterung und Klarung seiner Ansichten, von außerordentlicher Bedeutung. »Aber die reiche Fülle von Anschauungen aus den klassischen Ländern und die mitgebrachte literarische Ausbeute sogleich als akademischer Lehrer oder Schriftsteller zu verwerten, ergab sich in den Wirren des Jahres 1848 keine Gelegenheit. Ich fand meine engere Heimat Schleswig-Holstein im vollen ebenso besonnenen als begeisterten Kampf um ihr gutes Recht, und glaubte auch meine Pflicht gegen dieselbe durch Eintritt in das Ranzausche Freiwilligenkorps erfüllen zu müssen. Nach einer kurzen Beteiligung an dem Feldzuge im April und Mai wurde jenes Korps aufgelöst, und ich nahm im Herbst 1848 eine Stelle als Gymnasiallehrer in Husum an. Diese Zeit meiner ersten öffentlichen Lehrtatigkeit war eine der glücklichsten meines Lebens, leider aber eine nur allzukurze, da mit der Schlacht von Idstedt am 25. Juli 1850 für einen deutsch gesinnten Beamten keines Bleibens mehr war«. Nach einer provisorischen Tätigkeit am Christianeum in Altona bekleidete M. vom Herbst 1851 bis Ostern 1856 eine Professur am Gymnasium in Eisenach und wurde daraut Rektor der höheren Bürgerschule in Oldenburg. Hier heschäftigte er sich eingehend mit dem Studium der englischen Literatur und unternahm auch eine wissenschaftliche Reise nach England. Da er jedoch auf dem Gebiet des Realunterrichts und der neueren Philologie nicht die volle Befriedigung zu finden vermochte, wandte er während der fünf letzten Oldenburger Jahre alle ihm gebotene Muße wieder den klassischen Studien zu. 1861 hereiste er im Auftrage und mit Hilfe der Berliner Akademie, der er durch Böckh, Trendelenburg und Haupt empfohlen war, zur Vollendung der früher beabsichtigten Pindarausgabe zum zweitenmal Italien. Als er dann 1864 nach der glücklichen Wendung der Dinge in Schleswig-Holstein eben im Begriff war, Schritte zu tun, die seine Rückkehr in die engere Heimat vorbereiten sollten, wurde er an Classens Stelle zum Direktor des städtischen Gymnasiums zu Frankfurt a. M. berufen. Nach 22jähriger Amtsdauer trat er mit dem Schluß des Schuljahres 1885/86 in den Ruhestand, der aber für den Rastlosen nur eine neue Periode wissenschaftlichen Forschens und Schaffens wurde.

Das Direktorat M.s bildet einen der wichtigsten Abschnitte in der Geschichte des Frankfurter Gymnasiums, das aus den alten Verhältnissen in die neuen hinübergeleitet und allmählich dem Organismus preußischer Schulen eingefügt werden mußte. Lehrverfassung und Lehrziele erfuhren dabei nicht unwesentliche Änderungen. »In dieser ereignisreichen und arbeitsvollen Zeit hat M. mit Aufopferung seiner Person der Schule gedient; ihr Wohl und Wehe als das seinige empfunden und für die Ziele, die er für die richtigen hielt, überall ohne Rücksicht seine ganze Kraft eingesetzt. Sein feiner wissenschaftlicher Sinn, seine weit ausgebreitete und gründliche philologische Gelehrsamkeit verfehlten nicht ihre Wirkung auf Lehrer und Schüler auszuüben. Die Pflege der klassischen Sprachen und der Altertumswissenschaft, nicht sowohl nach ihrer formalistischen Bedeutung, als vielmehr nach ihrer inneren, Leben und Wärme bringenden Kraft, hielt er stets für den Mittelpunkt und den Nerv des gymnasialen Unterrichts. In ihm lebte der Geist strenger Pflichterfüllung und tiefer verzehrender Liebe zum Beruf. Nicht äußerlichem, selbstgefälligem Wissen galt sein Streben, sondern er suchte in den Herzen der Jugend die Flamme der Begeisterung zu entfachen für alles Schöne, was

die Werke der Alten und der Besten aus den mittleren und neueren Zeiten uns überliefern, er wollte seine Schüler zu suchenden, forschenden Menschen machen, die sich nicht mit dem Schein begnügen. Daher denn auch eine so bedeutende Zahl selbständiger Persönlichkeiten und hervorragender Gelehrten aus seiner Schule hervorgegangen ist.

M.s wissenschaftliches Lebenswerk, im ganzen weniger schöpferischer als kritischer Natur, wird hauptsächlich durch zwei Namen gekennzeichnet: Pindar und Shakespeare. Seine vieljährigen Arbeiten zur Durchforschung der Pindarhandschriften und Pindarscholien haben der Pindarkritik eine völlig neue Grundlage geschaffen. In der Geschichte der deutschen Shakespeareforschung steht er an der Seite von Nikolaus Delius. Hervorzuheben ist besonders die kritische Ausgabe von »Romeo und Julia« (Oldenburg 1859). Wichtig ist auch die 1886 in 2. Auflage erschienene Studie »Die Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen ins Deutsche. Mit einem Anhang: über Shakespeare und Marlowe«. Das letzte größere Werk, das M. veröffentlichte, gehört der klassischen Philologie an; es sind die »Beiträge zu der Lehre von den griechischen Präpositionen« (Berlin 1895), denen die Forschung, wie dem meisten, was aus der Feder dieses Gelehrten hervorging, bedeutende Förderung verdankt. »Begeisterung für seine Wissenschaft, Überzeugung von der Richtigkeit ihrer Methode, grimmiger Haß gegen alle Halbbildung, daneben eine aufrichtige Freude über die Leistungen deutscher Gelehrsamkeit ohne Verkennung fremder Verdienste, Freude auch vor allem über das Emporblühen seines deutschen Vaterlandes, dessen Ohnmacht er am eigenen Leibe verspüren mußte — das sind die Züge, die uns auf Schritt und Tritt in seinen Schriften entgegentreten.«

Vgl. Alberti, Schriftstellerlexikon, 1829—1866, Abt. 2, S. 83—85 (mit Schriftenverzeichnis), 1866—1882, Bd. 2, S. 64; Progr. des Gymnasiums (Goethe-Gymnasiums) zu Frankfurt a. M., 1865, S. 33—37 (Autobiographischer Bericht und Schriftenverzeichnis), Ostern 1887, S. 49/50, 1901, S. 20/21; »Frankfurter Zeitung«, 1900, Nr. 336; »Vossische Zeitung«, Morgen-Ausg. v. 2. Dezember 1900; »Nord-Ostsee-Zeitung« (Kiel), Mittags-Ausg. v. 3. Dezember 1900; »Kieler-Zeitung«, Abend-Ausg. v. 7. Januar 1901; »Die Woche«, 1900, Bd. 4, S. 2164 (Bildnis); »Jahrb. der deutschen Shakespeare-Gesellschaft«, Jg. 37, 1901, S. 234—238; P. Schütze, Theodor Storm, 1887, S. 54, 58 ff. Joh. Sass.

Born, Gustav, Professor der Anatomie, * 22. April 1851 zu Kempen (Prov. Posen), † 6. Juli 1900 zu Breslau. — Als Sohn des Kreisphysikus und Sanitätsrat Dr. Born geboren, verlebte B. seine Jugend in Görlitz, in welcher Stadt er zunächst die Realschule, dann das Gymnasium besuchte. Nach bestandenem Maturitätsexamen im Jahre 1869 studierte er Medizin, und zwar der Reihe nach in Breslau, Bonn, Straßburg und Berlin. In dieser Zeit empfing er namentlich als Schüler Heidenhains, Pflügers und Waldeyers die Lehren und Eindrücke, deren Einflüsse auch in seinem späteren Schaffen noch unverkennbar hervortreten. 1873/74 bestand er seine Staatsprüfung und promovierte in Berlin auf Grund einer Arbeit über die Entwicklungsgeschichte der quergestreiften Muskulatur. Am Breslauer anatomischen Institut begann er darauf seine akademische Tätigkeit, die er daselbst bis zu seinem Ende, volle 25 Jahre, nicht mehr verlassen sollte. 1886 wurde er zum außerordentlichen, 1898 zum Professor ordinarius honorarius ernannt. Im Laufe der Zeit erhielt er die Leitung der entwicklungsgeschichtlichen Abteilung des Institutes, das infolge seiner Initiative neu erbaut und damit zu einer

würdigen Wirkungsstätte umgestaltet wurde. Damals schon machten sich die ersten Zeichen einer langwierigen Krankheit bemerkbar, doch bis zum letzten Augenblicke hat B., soweit seine rapid verfallenden Kräfte dies zuließen, nicht aufgehört, sie ganz in den Dienst seines mit seltener Pflichttreue und Selbstaufopferung erfüllten Berufes zu stellen. Die Arbeiten des Verstorbenen gehören vorzugsweise der vergleichenden und entwicklungsgeschichtlichen, zum Teil aber auch der experimentellen Forschung an, und gerade auf letzterem Gebiete wurde seinem unendlichen Fleiß und seltenen Geschicklichkeit manches möglich, woran sich andere kaum gewagt hätten. Ein Beispiel dafür bilden seine geistvollen Versuche zur Hervorbringung künstlicher Doppelbildungen bei Amphibienlarven durch Zusammenheilen von Teilstücken gleichartiger und verschiedenartiger Embryonen, durch die ein rein entwicklungsgeschichtliches Thema mit aufsehenerregendem Erfolge behandelt wurde. Eine vierte Klasse von Arbeiten endlich fallen unter die technischen Methoden, und hier waren es die Rekonstruktionsmethoden, die er durch seine Plattenmodelliermethode eigentlich erst zu dem wertvollen Hilfsmittel für die mikroskopische Forschung machte, welches sie heute darstellen.

B. war als Mensch und als Freund nicht minder ausgezeichnet wie als Forscher und Lehrer und sein nie versiegendes warmherziges und werktätiges Interesse für seine Schüler und Kollegen schuf ihm liebevollste Verehrung und Freundschaft während seiner leider so kurzen Lebensdauer.

W. Gerhard im Anatomischen Anzeiger. XVIII. Band. Nr. 4, 5.

Julian Marcuse.

Meyer, Ludwig, Geh. Medizinalrat, Prof. Dr., * 28. Dezember 1827 zu Bielefeld, † 8. Februar 1900 zu Göttingen. — Schon als kleines Kind kam M. mit seinen Eltern nach Paderborn, wo er das dortige Jesuitengymnasium besuchte. Die Absicht Baumeister zu werden, ließ ihn zunächst die Gewerbeschule in Hagen aufsuchen, sodann wandte er sich der Feldmeßkunst zu. Nach diesen tastenden Versuchen kam er erst zu dem Studium des Faches, für das er seiner ganzen Natur nach bestimmt war, er wurde Mediziner. Im Frühjahr 1848 bezog er die Universität Bonn, doch hatte er hier wenig Glück. Wie viele der hervorragendsten Männer stürzte er sich in die politischen Bewegungen dieser Zeit, wurde festgenommen und mußte nahezu ein halbes Jahr im Kölner Gefängnis verbringen. Virchows aufgehender Stern zog ihn nach Würzburg, wo er dessen wie Köllikers epochemachende Lehren mit Begeisterung in sich aufnahm. Nach in Berlin 1853 bestandenem Staatsexamen wurde er Assistent an der psychiatrischen Abteilung der Charité, 1857 Oberarzt daselbst, habilitierte sich und hielt 1858 die ersten Vorlesungen über klinische Psychiatrie. Im gleichen Jahre folgte er einer Berufung als Oberarzt der Irrenabteilung am Hamburger Allgemeinen Krankenhause, und hier begann seine schöpferische Tätigkeit als Begründer der modernen Behandlung der Geisteskranken in Deutschland. Er hat als erster das *No-restraint* (die Behandlung ohne Zwang) eingeführt, und zwar zu einer Zeit, als noch ein großer Teil der deutschen Irrenärzte ihren Scharfsinn anwandten, die zweckmäßigsten Zwangsmittel zu erfinden. Allein er blieb dabei allein nicht stehen, sondern richtete sein ganzes Streben darauf, die Maxime zur Geltung zu bringen, daß die Geisteskranken so zu behandeln wären wie andere Kranke auch. Dies hat nach seiner Überzeugung auch zum Aus-

druck zu kommen im Bau und in der Einrichtung der Anstalten. Eine moderne Irrenanstalt braucht keine andere Konstruktion als jedes andere Krankenhaus; von diesem Gedanken geleitet, war er von jeher bestrebt, den Kranken eine möglichst freie Bewegung zu gewähren und hat es an dem dazu nötigen Mut der Verantwortung nie fehlen lassen. Mit Einführung dieser Behandlungsmethode war erst eine wissenschaftliche Beobachtung der Geisteskranken möglich, deren Früchte in den grundlegenden Publikationen M.s sich bald zeigten. Nachdem er im Jahre 1864 noch den Triumph seiner Anschauungen, die Fertigstellung einer, ganz nach seinen Ideen erbauten, der Behandlung ohne Zwang entsprechend eingerichteten Anstalt in Friedrichsberg bei Hamburg gesehen hatte, folgte er 1866 einem Rufe als ordentlicher Professor und Direktor der Landesirrenanstalt nach Göttingen, um hier die erste deutsche psychiatrische Klinik in einem eigens dazu erbauten Hause zu eröffnen. Dieser Stellung ist er trotz verschiedener ehrender Berufungen treu geblieben, gleich geschätzt und beliebt als klinischer Lehrer, wie als Direktor und Arzt. 1867 gründete M. mit Griesinger das Archiv für Psychiatrie, welches das angesehenste und bedeutsamste Organ der Irrenheilkunde wurde und geblieben ist.

A. Cramer in der »Münchener Medizinischen Wochenschrift« Nr. 51, 1897.

Julian Marcuse.

Abegg, Georg Friedrich Heinrich, Geh. Medizinalrat, Dr., * 19. März 1826 zu Königsberg i. Pr., † 1900 zu Wiesbaden. — A. ist der Sproß einer angesehenen, alten Familie, aus welcher eine Reihe wissenschaftlich hervorragender und in den verschiedenen Berufszweigen ausgezeichneter Männer hervorgegangen ist; sein Vater war der bekannte Kriminalist Heinrich Abegg, der bald nach der Geburt seines Sohnes, einem Rufe der juristischen Fakultät folgend, nach Breslau übersiedelte. Dort absolvierte der jüngere A. das Gymnasium, bezog daselbst auch die Universität, die er später mit Heidelberg vertauschte. In die Heidelberger Studienzeit fällt seine Freundschaft mit Viktor Scheffel und so manche fröhliche Erinnerung an diese Periode ist mit dem *poeta laureatus* eng verknüpft. Nach bestandenem Examen machte er zur weiteren Ausbildung Reisen nach Prag, Wien und Würzburg und nachdem er im Auftrage der Regierung bei der Bekämpfung der Choleraepidemie in Schlesien mitgewirkt, begann er seine ärztliche Laufbahn als Militärarzt in Breslau, Neiße und Schweidnitz. 1853 siedelte A. nach Danzig über, und hier ist er dauernd geblieben. Hier übte er eine umfangreiche, ärztliche Praxis aus und stellte in hervorragender Weise sein reiches Wissen und Können in den Dienst der Allgemeinheit. 1857—1866 leitete er das dortige Diakonissenkrankenhaus, 1863 wurde er nebenamtlich zum zweiten Lehrer an der Hebammenlehranstalt und 1866 zum Direktor derselben berufen. Es war dieselbe Anstalt, welche einst der berühmte E. v. Siebold geleitet hatte. Aus dieser Tätigkeit stammt von ihm eine Fülle interessanten Materiales, wissenschaftlich anregender Beobachtungen und Reflexionen. Die in den Jahren 1878—1880 erbaute neue Anstalt ist sein eigentliches Werk, denn nur seinem unermüdlichen Wirken und seinem persönlichen Einfluß ist es zuzuschreiben, daß die immer von neuem wieder sich erhebenden Hindernisse glücklich überwunden wurden. In seiner amtlichen Stellung — seit 1876 gehörte er dem Medizinalkollegium der Provinz Westpreußen an — fand er überreichlich Gelegenheit, seinen milden, persönlichen

Charakter wie seine organisatorische Befähigung zur Geltung zu bringen. Auch die Kinderheilstätte in Zoppot verdankt diesem unermüdlichen Wirken seine Entstehung. Daneben fand er noch Zeit zu einer Reihe wissenschaftlicher Arbeiten, speziell gynäkologischer Richtung sowie zu regster Anteilnahme an allen ärztlichen Standesbestrebungen. Den Beweis für das hohe Ansehen, das er im Kreise seiner Kollegen, der Behörden und der Bevölkerung genoß, erbrachte das im Jahre 1898 feierlich begangene 50jährige Doktorjubiläum A.s, das eine Fülle von Ehrungen ihm brachte. Und zutreffend waren die Worte, mit denen an seinem Tage der Festredner ihn charakterisierte: »Würden wir unseren verehrten Geheimrat A. mit Röntgenstrahlen durchleuchten, so würden wir ein goldenes Herz entdecken«. Die Lebensgefährtin A.s war seine Cousine Marie Abegg, die Tochter des Admiralitätsrats Heinrich Burkard Abegg, dessen Name weit über die Grenzen seiner engeren Heimat durch humanitäre Stiftungen bekannt geworden ist. In Wiesbaden, wo er das wohlverdiente Tuskulum anzutreten sich anschickte, starb A. nach einem an Arbeit und Erfolgen reichen Leben.

L. Pincus in der »Münchener Medizinischen Wochenschrift« Nr. 22, 1898.

Julian Marcuse.

Rubinstein, Friedrich, Dr., Privatdozent für Medizin an der Humboldtakademie zu Berlin, * 26. Juni 1863 zu Stettin, † 11. Juni 1900 zu Berlin. — Nach Absolvierung seines Studiums ließ R. sich als Spezialarzt für Chirurgie in Berlin nieder, dozierte an der Humboldtakademie und publizierte eine Reihe vorzüglicher Arbeiten. Sein reges Interesse an der Standesbewegung betätigte er durch die Begründung der »Medizinischen Reform« im Jahre 1893, die eine große Reihe von Arbeiten aus seiner Feder brachte, sowie durch sein unermüdliches Eintreten für die Einführung der freien Arztwahl bei den Krankenkassen. Er starb in Ausübung seines Berufes an einer Blutvergiftung.

Julian Marcuse.

Long, Reinhold, Geh. Medizinalrat, Dr., * 1835 zu Friedland i. Schlesien als Sohn eines Arztes, † 19. Mai 1900 zu Berlin. — Studierte in Breslau, promovierte 1862 mit einer Arbeit über »plastische Operationen«. Nachdem er daselbst bereits die Stellung eines gerichtlichen Physikus bekleidet hatte, wurde er 1885 in gleichem Amte nach Berlin berufen, wo L. als Mitglied des Medizinalkollegiums der Provinz Brandenburg eine reiche Tätigkeit entfaltete. Seine bekanntesten publizistischen Arbeiten sind: »Instruktionen über den zweckmäßigen Gebrauch des zusammengesetzten Mikroskops« und »Anleitung zur Fleischbeschau«.

Julian Marcuse.

Schlieffen, Theodor, Graf von, General der Kavallerie, General à la suite Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I., * am 26. April 1831 zu Berlin, † am 13. Juli 1900 zu Interlaken. — Ältester Bruder des Generals der Kavallerie Graf von Schlieffen, jetzigen Chefs des Generalstabes der Armee, trat Graf Theodor als Einjährig-Freiwilliger 1852 in das Regiment Gardes du Corps ein und wurde im Jahre 1853 zum Leutnant befördert, in welchem Charge er von 1857 bis 1860 die damalige »Allgemeine Kriegsschule«, jetzige Kriegsakademie besuchte. Zum Regiment zurückgekehrt, avanzierte er 1864 zum Rittmeister und rückte 1866 als Chef der 5. Kompagnie gegen Österreich

ins Feld. Bei Ausbruch des Krieges zum Major befördert, nahm er im deutsch-französischen Feldzuge von 1870/71 als Kommandeur der 1. Eskadron mit dem Regiment teil an einem Gefecht bei La Chapelle und an der Belagerung von Paris. Nach dem Frieden in die Heimat zurückgekehrt, übernahm Sch. 1875 die Führung des 3. Garde-Ulanen-Regiments in Potsdam, in welcher Stellung er 1879 zum Oberst und Kommandeur ernannt wurde. 1882 gleichfalls als Kommandeur zum Regiment der Gardes du Corps versetzt, erhielt er 1885 als Generalmajor das Kommando der 18. Kavallerie-Brigade in Altona. In dieser Stellung zum General à la suite des Kaisers Wilhelm I. ernannt, verblieb Sch. zwei Jahre hindurch, worauf er am 1. April 1887 die Geschäfte als Kommandant von Berlin übernahm. Nach dem Tode Kaiser Wilhelms I. trat er als General à la suite zu Kaiser Friedrich III. über, wurde Generalleutnant und in den Listen als General à la suite weiland Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm I. weitergeführt. Am 27. Januar 1893 von der Stellung als Kommandant von Berlin enthoben, nahm Sch. bald darauf seinen Abschied. Bei seinem Ausscheiden aus dem Dienst verlieh ihm der Kaiser den Charakter als General der Kavallerie und ernannte ihn zum Vorsitzenden des Heroldsamtes. Als solcher wirkte er mit großer Sachkenntnis bis zu seinem Ende.

Nach »Militär-Zeitung«. Lorenzen.

Falk, Paul Ludwig Adalbert, * 10. August 1827 in Metschkau im Kreise Striegau, † 7. Juli 1900 in Hamm, preußischer Minister und Gerichtspräsident. — F. war vom 22. Januar 1872 bis zum 14. Juli 1879 preußischer Kultusminister und hat in dieser Eigenschaft als Gesetzgeber und Verwaltungsbeamter den Kampf geleitet, den der preußische Staat gegen die Übergriffe der katholischen Kirche geführt hat und dem man den Beinamen des »Kulturkampfes« beigelegt hat, eine Bezeichnung, deren Richtigkeit und Zweckmäßigkeit F. selbst gelegentlich bestritten hat. Während dieser sieben Jahre hat F. eine führende Rolle in der Weltgeschichte gespielt. Sein Leben vor und nach diesem Zeitraum ist das eines pflichttreuen und befähigten Beamten, von dem außerhalb des Kreises, in dem er wirkt, nichts zu sagen ist.

F.s Großvater war ein kleiner Handwerksmeister in einem pommerschen Städtchen und von unzweifelhaft arischer Abkunft, was zu bezweifeln, wo der Name einem Zweifel Raum gibt, ja neuerdings Sitte geworden ist. Der Vater Ludwig F. widmete sich dem evangelischen Predigtamt und war ein Mann von der Richtung Schleiermachers. In dessen Anschauungen ist der Sohn aufgewachsen, und wenn er auch seine persönlichen Überzeugungen niemals zum Gegenstande einer öffentlichen Erklärung gemacht hat, so kann doch kein Zweifel darüber sein, daß er zeit seines Lebens ein warmer evangelischer Christ gewesen ist, dem freilich die allen Christen gemeinsamen ethischen Anschauungen hoch über den Streitfragen der Konfessionen standen.

Adalbert F., in Metschkau, wo sein Vater zur Zeit Pfarrer war, geboren, widmete sich dem Justizdienst, in den er, mit siebzehn Jahren Student geworden, im Jahre 1847 eintrat. Die damaligen Umgestaltungen der Justizverfassung begünstigten ein schnelles Avancement. F. wurde der Staatsanwaltschaft in Breslau 1850 als Gehilfe überwiesen und erhielt im Jahre 1853 eine Anstellung als Staatsanwalt in Lyck. Als im Jahre 1858 der frische Zug der neuen Ära durch das Land ging, wurde er zum Abgeordneten für die zum großen Teile von Masuren bevölkerten Kreise Lyck, Oletzko und

Johannisburg gewählt und schloß sich der altliberalen Partei an. Er bekleidete das Amt eines Schriftführers des Hauses. Dies und der Umstand, daß er bereits als juristischer Schriftsteller aufgetreten war, wurde die Veranlassung. daß er nach Berlin berufen, als Hilfsarbeiter im Justizministerium Beschäftigung fand, während sein parlamentarisches Mandat nicht erneuert wurde. Im Juli 1862 wurde er zum Appellationsgerichtsrat in Glogau ernannt. Wie in Lyck erwarb er auch hier schnell das Vertrauen seiner Mitbürger und wurde im Februar 1867 in den konstituierenden Reichstag gewählt. Wiederum schloß er sich der altliberalen Partei an, die damals den Namen »Zentrum« trug, denn dieser Name hat seine heutige Bedeutung erst später erhalten.

Im Jahre 1868 wurde er als vortragender Rat in das Justizministerium berufen und 1871 zum Geheimen Oberjustizrat und stellvertretendem Bevollmächtigten zum Bundesrat befördert. An den wichtigen, die Rechtspflege betreffenden Gesetzen, welche damals zum Teil vorbereitet, zum Teil abgeschlossen wurden, war er in hervorragender Weise beteiligt. Insbesondere ist das Haftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871 aus seiner Feder hervorgegangen, das er übrigens stets nur als einen ihn nicht befriedigenden Notbehelf betrachtet hat, so daß er der späteren Unfallgesetzgebung seine volle Zustimmung widmete.

Seine parlamentarische Tätigkeit als Abgeordneter und Regierungskommissar hatte die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit nur wenig, wohl aber die des Fürsten Bismarck auf sich gezogen, so daß dieser, als er einen neuen Kultusminister brauchte, ihn dem Kaiser vorschlug.

Mit seiner Ernennung, die am 22. Januar 1872 erfolgte, beginnt die Zeit der großen staatsmännischen Wirksamkeit F.s. Bevor auf dieselbe eingegangen wird, ist zum Abschluß des vorhergehenden Zeitraums noch zu erwähnen, daß F. schon während seines Aufenthalts in Breslau sich mit Rosa Passow, der Tochter eines Berliner Philologen, verlobt und sie bald darauf als Gattin heimgeführt hatte.

Bismarck brauchte einen neuen Kultusminister. Der, den er aus den Zeiten des Verfassungskonflikts mit hinübergenommen hatte, Heinrich von Mühler, war ein schwächlicher Epigone aus der Schule Stahls und hatte kein Verständnis für die neue Zeit. Mit dem Justizminister Grafen Lippe war er das schwerste Hindernis für die neue Politik Bismarcks. Bevor F.s Ernennung vollzogen werden konnte, wurde er veranlaßt, in einer an sich wenig erheblichen Angelegenheit aus dem Justizministerium dem Kaiser einen persönlichen Vortrag zu halten, damit dieser, der ihn bisher nur oberflächlich kennen gelernt hatte, ein Bild seiner Persönlichkeit gewinne.

Die Angelegenheit, welche für den preußischen Staat, das Deutsche Reich und für Bismarck die wichtigste geworden war, war das Verhältnis des Staates zur katholischen Kirche. Die Gründung des Norddeutschen Bundes und später des Deutschen Reiches hatte sich gegen den Wunsch und zur Bestürzung der katholischen Kirche vollzogen. Es war für die Ultramontanen zur festen Überzeugung geworden, daß Preußen nicht an die Spitze Deutschlands treten dürfe. Den partikularistischen Dynastien und den nicht minder partikularistischen Stämmen war in dem Ultramontanismus der zuverlässigste Bundesgenosse erwachsen. Deutschland sollte föderalistisch und sollte großdeutsch bleiben; das war nur ein anderer Ausdruck für das Verlangen, Deutschland solle in dem Zustande der Schwäche verharren, an dem es Jahrhunderte gelitten hatte. Man hatte im Jahre 1866 mit Bestimmtheit auf

den Sieg Österreichs gerechnet und als dieser ausblieb, hatte man den neu geschaffenen Zustand nur für einen vorübergehenden gehalten. Der umfassende Sieg, den Deutschland über Frankreich errang, der Entschluß der süddeutschen Monarchien, sich dem Deutschen Reiche anzuschließen, den die ultramontangesinnten Mitglieder der Ständeversammlungen bekämpft hatten, war eine neue Enttäuschung für den Ultramontanismus. Sein Streben ging jetzt dahin, der inneren Befestigung des Deutschen Reiches so viel als möglich entgegenzutreten. Die Erhaltung der Sonderrechte der Einzelstaaten, die Anzweiflung der Kompetenz des Reiches zu Neuerungen wurde die Hauptwaffe, von der man in der Erwartung eines vollständigen Umschwungs Gebrauch machte.

Daneben zeigte sich das Bestreben, dem jungen Reiche dadurch Schwierigkeiten zu bereiten, daß man ihm das Ansinnen stellte, für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes einzutreten.

Schon im Herbste 1870 war der Plan entstanden, eine neue Partei zu bilden, welche die katholischen Abgeordneten umfassen sollte; Bismarck durchschaute sofort den Plan dieser Partei und war entschlossen, ihr den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Die Macht und der Eifer des Ultramontanismus waren groß; katholische Bischöfe erklärten öffentlich, sie würden die ersten sein, die Throne umzustürzen, wenn die Könige nicht mehr von Gottes Gnaden sein wollten; die Kirche werde es mit den Massen, mit der Demokratie versuchen, um die Herrschaft über den Staat zu gewinnen. In Preußen war durch die Verfassungsartikel, die das Verhältnis des Staates zur Kirche regelten, dem Staate jede Möglichkeit genommen, einen Einfluß auf die Haltung der Geistlichen zu gewinnen. Seit dem Jahre 1841 war in Preußen eine katholische Abteilung des Kultusministeriums eingerichtet, die sich nicht als die berufene Ratgeberin des Staates betrachtete, sondern bei allen erheblichen Streitigkeiten die Interessen der Kirche gegen den Staat vertrat. Die Bischöfe schleuderten den Bannstrahl gegen die Leugner des Unfehlbarkeitsdogma, untersagten Professoren die Ausübung ihres Amtes und bedrohten Geistliche, welche zugleich in einer Staatsstellung sich befanden, mit disziplinären Maßregeln.

Bismarck erkannte die Notwendigkeit, die Machtmittel des Staates zu zeigen und von ihnen, wenn nötig, Gebrauch zu machen. Er kündigte im November 1871 dem zusammentretenden Landtage ein Gesetz über die Schulaufsicht an, welches das verdunkelte und angefochtene Prinzip, daß der Staat der alleinige Träger der Schulaufsicht sei, und die Schulaufsichtsbehörden bestelle, klarlegen solle.

Dieses Gesetz erregte neben dem Zorne des Zentrums auch den der konservativen Partei und Mühler war zu schwach, um seinen Freunden entgegenzutreten, obwohl selbst er mit ihnen in diesem Falle kaum einverstanden war. So wurde seine Entlassung eine Notwendigkeit, die selbst die gemäßigten Gruppen der liberalen Pärtei betonten und F. wurde sein Nachfolger.

Das Schulaufsichtsgesetz wurde im Februar 1872 im Abgeordnetenhause und am 8. März im Herrenhause angenommen. Fürst Bismarck war dafür mit besonderem Nachdruck eingetreten und F. hatte ihm sekundiert. Eine Abschwächung erhielt der Entwurf dadurch, daß der Zusammenhang der Schule mit der Kirche gesucht werden sollte.

In dem Schulaufsichtsgesetz hatte F. eine Vorlage aus dem Nachlasse seines Vorgängers verteidigt; fortan trat er mit selbständigen Maßregeln in dem von ihm übernommenen Ressort hervor. Sein Hauptaugenmerk richtete er darauf, die Schule, insbesondere die Volksschule geistig und materiell zu

heben. Seit zwanzig Jahren, seit der Reaktion, die nach dem Tage von Olmütz hereinbrach, bestanden die Bestimmuugen, welche unter dem Namen der »Stiehlschen Regulative« eine traurige Berühmtheit erlangt haben. In den Volksschulen wie in den Seminarien, welche Volksschullehrer heranbilden, galten Vorschriften, welche darauf berechnet waren, ein trockenes Gedächtniswissen zu verbreiten, Bibelsprüche und Gesangbuchverse einzuschärfen, einem seelenlosen Religionsunterricht ein ungebührliches Übergewicht zu verschaffen und die Kenntnisse in den Realien auf ein geringes Maß zurückzuführen. Mit bewundernswertem Mut und Geschick hat der Stand der Volksschullehrer sich jahrzehntelang bemüht, die nachteiligen Wirkungen dieser Vorschriften abzuschwächen. Jetzt wurde die Last von ihm genommen; es ergingen Bestimmungen über die Volksschulen und die Lehrerseminarien, welche den Anschauungen einer fortgeschrittenen Pädagogik entsprachen. Dabei war aber F. darauf bedacht, den Vorwürfen den Grund zu entziehen, als leide die Pflege der Religion. Gelegentlich erließ er einen scharfen Tadel, als ein Lehrer an einer höheren Schule in der Klasse Anschauungen vorgetragen hatte, welche auf nicht hinreichend gefestigten Thesen neuerer Naturphilosophie beruhten.

Wo es ihm zweckmäßig erschien, errichtete er konfessionslose Schulen.

Die äußere Stellung der Volksschullehrer zu heben war er unablässig bedacht; er erhöhte die Gehälter, veranlaßte die Errichtung neuer Schulen, wo ein Mangel oder eine Überfüllung eingetreten war, und während früher der Lehrvertrag als eine unwillkommene Einrichtung behandelt worden war, begrüßte ihn F. als Kampfgenossen. Im Herzen der Volksschullehrer hat sich F. ein unvergängliches Andenken geschaffen, wie aus folgenden Worten hervorgeht, die bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum der Landesverein preußischer Volksschullehrer an ihn richtete:

»Von den fünfzig Jahren, welche Ew. Exzellenz in segensreicher Arbeit dem Staatsdienste gewidmet haben, gehören sieben Jahre auch der Volksschule an, und diese Zeit, in welcher Ew. Exzellenz als unser hoher Chef an der Spitze der preußischen Unterrichtsverwaltung gestanden haben, erachten Preußens Lehrer als die sieben fruchtbaren Jahre nach einer langen Zeit der Dürre. Ew. Exzellenz haben das Schulaufsichtsgesetz glücklich durch die Klippen des Landtages geführt, der Schule zum Frieden. Durch den Erlaß der »Allgemeinen Bestimmungen« haben Ew. Exzellenz eine sichere Grundlage geschaffen für eine gedeihliche Fortentwicklung der Volksschule. Die Prüfungsordnung für Mittelschullehrer und Rektoren hat die intellektuelle und soziale Hebung des Lehrerstandes wesentlich gefördert. Zur Linderung der materiellen Notlage im Lehrerstande ist unter der Verwaltung Ew. Exzellenz in sieben Jahren mehr geschaffen, als Jahrzehnte hindurch zuvor. Ew. Exzellenz haben nicht nur die Gemeinden angehalten, die vielfach kläglichen Lehrergehälter aufzubessern, sondern auch die ersten staatlichen Dienstalterszulagen eingeführt«.

F. gab sich auch Mühe, eine Lücke auszufüllen, die seit langer Zeit in der preußischen Gesetzgebung klafft. Die preußische Verfassungsurkunde vom Jahre 1850 verheißt den Erlaß eines Unterrichtsgesetzes; es ist bis auf den heutigen Tag nicht zustande gekommen. F. hat den Entwurf eines solchen ausgearbeitet; es scheiterte in seinen ersten Stadien an dem Widerspruch, den der Finanzminister wegen der unerschwinglichen Forderungen erhob, die es mit sich brachte.

War die Unterrichtsverwaltung der glänzendste Teil von F.s Tätigkeit,

so war die Regelung des Verhältnisses des Staates zur katholischen Kirche der umfassendste und dornenvollste. Es ist eine Reihe von Gesetzen durch ihn ausgearbeitet und durchgeführt worden, die freilich nach seinem Rücktritt zum größten Teil wieder verschwunden sind. Fürst Bismarck hat später die Verantwortlichkeit für die Einzelheiten dieser Gesetze, die er zum Teil für verfehlt erklärte, von sich abgelehnt und F. seinerseits hat diese Verantwortlichkeit übernommen. Es ist kein Zweifel, daß F. es war, der die gesetzgeberische Tätigkeit leitete. Fürst Bismarck, der durch die auswärtigen Angelegenheiten noch lange Zeit in hervorragender Weise in Anspruch genommen wurde, hat ihm dieselbe Selbständigkeit gewährt, die er in wirtschaftlichen Dingen Delbrück gewährte. Das schließt aber nicht aus, daß hin und wieder Bismarck eingegriffen hat, daß es zu Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden Männern gekommen ist, bei denen bald der eine, bald der andere nachgegeben hat. Zwei Fälle müssen hervorgehoben werden.

Nachdem um Pfingsten 1873 ein altkatholischer Kongreß in Konstanz den Professor Reinkens zum Bischof gewählt hatte, erkannte Preußen ihn als katholischen Bischof an und gewährte ihm ein Gehalt. Das geschah auf die Anregung des Fürsten Bismarck, der durch den altkatholischen Professor Schulte für den Plan gewonnen war. F. war dagegen, weil er von jeher die Überzeugung hatte, daß die altkatholische Bewegung lediglich eine Bewegung gelehrter Kreise sei, die die Massen niemals ergreifen, also auch dem Staate keine Unterstützung gewähren könne. Bismarck aber bestand auf seinem Plane so nachdrücklich, daß er sogar gebot, die ablehnenden Voten aus den Akten des Ministeriums zu entfernen. Ein späteres Gesetz, das Altkatholikengesetz vom 4. Juli 1875, war aus der Initiative des Abgeordnetenhauses hervorgegangen; es räumte den altkatholischen Gemeinden ein Benutzungs- und Miteigentumsrecht an katholischen Kirchengebäuden und kirchlichem Vermögen ein. F. hat sich diesem Gesetze gegenüber stillschweigend verhalten und es, als es angenommen und publiziert war, ausgeführt. Seine Voraussicht, daß der Altkatholizismus keine werbende Kraft habe, hat sich erfüllt. Mußte F. in dieser Frage, obwohl er im Rechte war, nachgeben, so setzte er in einer anderen Frage, in der er gleichfalls im Rechte war, seinen Willen auch gegenüber dem mächtigen Fürsten Bismarck durch.

Er war der Ansicht, daß die Beurkundung des Personenstandes und insbesondere der Eheschließungen staatlichen Behörden übertragen werden müsse, um die Eheschließungen nicht von der Willkür eines Geistlichen abhängig zu machen. Es erging zunächst für Preußen, dann (6. Februar 1875) für das Reich das Gesetz, welches man gewöhnlich als das Zivilehegesetz bezeichnet. Die Folgen dieses Gesetzes wurden von der katholischen Kirche minder schwer empfunden, als von dem orthodoxen Teil der evangelischen Kirche und den mit ihm verbündeten Konservativen. Auf Beschwerden, die aus diesen Kreisen erhoben wurden, hat Fürst Bismarck später die Erklärung abgegeben, er habe den Erlaß dieses Gesetzes nicht gewünscht, aber er sei durch seinen Gesundheitszustand und seine Beschäftigung mit diplomatischen Dingen davon zurückgehalten worden, es auf den Rücktritt F.s ankommen zu lassen. In der Tat betrachtete F. eine ausreichende Zivilstandes-Gesetzgebung so sehr als die unentbehrliche Grundlage einer sachgemäßen Gesetzgebung über das Verhältnis der Kirche zum Staate, daß er ohne Zweifel seinem Ministerposten entsagt haben würde, wenn er dieses Mittels zu wirken beraubt worden wäre.

Alle bisher betrachteten Dinge, Schulaufsichtsgesetz, Altkatholikengesetz, Zivilehegesetz waren nur die Außenwerke der Festung, die im Kampfe gegen die Anmaßungen der katholischen Kirche errichtet werden sollte. Das erstere und das letztere dieser Gesetze hätten selbst in Zeiten ohne jede kirchenpolitische Wirren erlassen werden können und erlassen werden sollen. Jetzt soll auf den Kern der kirchenpolitischen Gesetzgebung eingegangen werden, die sich an F.s Namen knüpft. Es kann dabei das für das Reich erlassene Jesuitengesetz außer Betracht gelassen werden, da ein Einfluß F.s darauf nicht nachweisbar ist. Seine Tätigkeit bezog sich auf die Gesetzgebung des preußischen Staates.

Er begann damit, die oben besprochene katholische Abteilung des Kultusministeriums aufzulösen. Ihr Vorsitzender wurde — obwohl schwere Vorwürfe gegen ihn erhoben wurden, die, wenn sie begründet waren, ein disziplinarisches Vorgehen gegen ihn gerechtfertigt hätten —, in ehrenvoller Form in den Ruhestand versetzt; die beiden Beisitzer blieben als vortragende Räte dem Ministerium erhalten. Als diese Angelegenheit im Abgeordnetenhause besprochen wurde, gab F. in der ersten Rede, die er als Minister hielt, folgende programmatische Erklärung ab:

»Ich werde mich leiten lassen von dem Satze, daß die Kirche und die Kirchengemeinschaften ihre Freiheit und ihre volle freie Bewegung behalten, ich werde da nie hemmend in den Weg treten. Aber wo Rechte des Staates in Frage sind und Rechte, die der Staat schützen muß gegen jeden und auch gegen die Kirchengemeinschaften, da werden Sie mich als Juristen sehen, ich werde alle unberechtigten Ansprüche vollständig zurückweisen.«

Dieser Erklärung ist er, jedenfalls nach seiner festen Überzeugung, und, nach dem Urteil der liberalen Partei auch objektiv, unverbrüchlich treu geblieben.

Am 9. Januar 1873 legte er die Entwürfe zu kirchenpolitischen Gesetzen vor, die nach seiner Auffassung das Verhältnis des Staates zur Kirche auf beiderseits annehmbare Grundlagen stellen sollten. Sie betrafen: 1. die Grenzen des Rechts zum Gebrauche kirchlicher Straf- und Zuchtmittel; 2. die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen; 3. den Austritt aus der Kirche; 4. die kirchliche Disziplinargewalt und die Errichtung des Gerichtshofes für die kirchlichen Angelegenheiten.

Die Kommission des Abgeordnetenhauses, welcher diese Gesetze zur Vorberatung überwiesen wurden, war mit ihrem Inhalte im wesentlichen einverstanden, aber sie hatte das formelle Bedenken, ob sie mit dem Wortlaut der Verfassungsartikel, wie sie damals bestanden, in Einklang zu bringen seien oder ob nicht vielmehr eine vorgängige Abänderung der Verfassung erforderlich sei. Sie schlug einen Gesetzentwurf vor, der die Artikel 15 und 16 der Verfassung abändert. Er ordnete an, daß die Kirche den Staatsgesetzen und der gesetzlich geordneten Aufsicht des Staates unterworfen ist und daß das Gesetz die Befugnisse des Staates hinsichtlich der Vorbildung, Anstellung und Entlassung der Geistlichen regeln und die Grenzen der kirchlichen Disziplinargewalt feststellen soll. Dieser Gesetzentwurf wurde, nachdem F. und das Staatsministerium sich damit einverstanden erklärt hatten, angenommen.

Gegen den Inhalt der oben erwähnten vier Gesetze, der Maigesetze, erhob sich in der katholischen Bevölkerung alsbald ein gewaltiger Sturm und es ergingen Petitionen, sie nicht anzunehmen. Der Klerus erklärte von vornherein, diesen Gesetzen nicht Folge zu leisten, da sie in das innere Leben der Kirche eingriffen.

F. seinerseits war überzeugt, und der Ministerpräsident, dessen Funktionen inzwischen Roon übernommen hatte, stand ihm zur Seite, daß die Gesetze nichts enthielten, was dem katholischen Dogma oder auch nur der berechtigten Selbständigkeit der Kirche widerstreite, und daß darin keine Vorschrift enthalten sei, denen die Kirche sich nicht in anderen Ländern unterworfen habe. Diese Behauptung wurde kaum bestritten, aber es wurde geltend gemacht, daß die Kirche solche Bestimmungen nur auf Grund eines Übereinkommens zwischen Kirche und Staat, aber nicht auf Grund der einseitigen Gesetzgebung des Staates sich gefallen lassen könne.

Die Gesetze wurden angenommen und publiziert und der katholische Klerus leistete ihnen unter der Zustimmung der katholischen Bevölkerung passiven Widerstand. Es kam zu maigesetzwidrigen Anstellungen und Amtshandlungen, zu Straffestsetzungen und Zwangsvollstreckungen. F. empfahl ein scharfes Vorgehen und Einleitung einer strafrechtlichen Untersuchung wegen jeder Gesetzwidrigkeit.

F. ging aber nun dazu über, eine Reihe von neuen Gesetzen zu schaffen, über deren Charakter als Kampfgesetze er nicht im Zweifel war. Diese Gesetze sollten dazu dienen, den Widerstand des Klerus zu brechen und sollten wieder aufgehoben werden, sobald der Widerstand gebrochen sei. Die Dogmen der Kirche wollte er auch jetzt schonen; daß er in ihr inneres Leben eingriff, darüber gab er sich keiner Täuschung hin. Nach seiner Auffassung hatte die Kirche den Krieg heraufbeschworen, indem sie sich dem ersten Maigesetze nicht fügte und mußte nun die Mittel über sich ergehen lassen, die man im Kriege anzuwenden pflegt.

Aus dem Jahre 1876 stammen die Gesetze 1. über die Verwaltung erledigter katholischer Bistümer; 2. über Deklaration und Ergänzung des Gesetzes über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen; 3. über die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern. Daran schloß sich im Jahre 1875 1. das Gesetz, betreffend die Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln für die katholischen Bistümer und Geistlichen, bekannt unter dem Namen des Sperrgesetzes; 2. betreffend die Orden und ordensähnlichen Kongregationen, bekannt unter dem Namen des Klostergesetzes; 3. die Aufhebung der Artikel 15, 16 und 18 der Verfassungsurkunde, die zwei Jahre vorher modifiziert waren. Einige spätere Gesetze aus dem Jahre 1876 und selbst noch 1877 können als minder einschneidend hier übergangen werden. Den Inhalt und die Beweggründe der einzelnen Gesetze hier zu erörtern, gehört in die politische oder Kirchengeschichte; von biographischem Interesse sind sie nicht.

Der Staat und das Kirchenregiment standen sich unversöhnlich gegenüber. F. erklärte wiederholt, von einer Aufhebung der Maigesetze könne niemals die Rede sein, von einer Abänderung könne nur gesprochen werden, sobald die Kirche die Staatsgesetzgebung als verbindlich anerkannt habe. Der Klerus leistete passiven Widerstand, und sofern das zu einem Martyrium für ihn führte, ertrug er das Martyrium. Sieben Bischöfe wurden für abgesetzt erklärt und an der Ausübung ihres Amtes verhindert. Viele Geistliche wanderten wegen Ungehorsams gegen die Kirchengesetze in das Gefängnis. Viele Pfarrstellen blieben unbesetzt. Viele Katholiken waren daran verhindert, die Messe zu hören oder die Sakramente gespendet zu bekommen. Nur selten hatte die Kirche den Abfall eines Geistlichen zu verzeichnen. F. beklagte die Leiden, die über die Bevölkerung verhängt waren, aber er trennte sich nicht

von der Überzeugung, daß nicht der Staat durch seine Gesetze, sondern die Kirche durch Versagung des den Staatsgesetzen schuldigen Gehorsams diese Leiden verursacht habe.

Selbstverständlich war während dieser Jahre F. der Gegenstand der heftigsten Angriffe seitens der Zentrumspartei und gelegentlich auch seitens der Konservativen. Und er hat diese Angriffe mit bewundernswerter Männlichheit ertragen. Er war fest überzeugt, dass der Staat gezwungen sei, sich gegen die Herrschaftsgelüste der katholischen Kirche zur Wehre zu setzen. Er war fest überzeugt, daß die von ihm vorgeschlagenen Mittel erlaubt seien und eben so fest überzeugt, daß diese Mittel zweckmäßig seien und zum Ziele führen mußten. Er glaubte den Zeitpunkt absehen zu können, wo das Papsttum kapitulieren würde.

Der Kampf, den er zu führen hatte, war ein schwieriger, die Kraft und Gesundheit aufzehrender, und er mußte mit Sehnsucht den Tag erwarten, an dem der Kampf eingestellt werden würde. Wenn jemand den Vorwurf erheben sollte, daß er aus Ehrgeiz an seinem Amte geklebt habe, so wird dieser Vorwurf dadurch widerlegt, daß er seine Entlassung forderte, sobald es mit Ehren geschehen konnte.

Und diesen schweren Kampf hat er jahrelang mit ungebrochener Kraft, stets ohne persönliche Gehässigkeit, stets mit voller Gemütswärme und Sachlichkeit geführt. Nie hat er unterlassen, auf persönliche Angriffe mit sachlichen Gründen in erschöpfender Weise zu erwidern.

Bevor auf den Umschwung eingegangen werden kann, der in dem kirchenpolitischen Kampfe eintrat, muß noch ein anderer Zweig der Tätigkeit F.s beleuchtet werden. In den Jahren 1873 bis 1876 brachte er eine neue Organisation der evangelischen Landeskirche in den alten Provinzen Preußens, eine Synodalverfassung zustande. Daß das Werk zustande komme, war sein lebhafter Wunsch; die Einzelheiten der Ausarbeitung überließ er dem Präsidenten des Oberkirchenrates Herrmann, den er an diese Stelle berufen hatte. Das Werk entsprach nicht ganz seinen Wünschen; einzelne Abänderungen, die er für vorteilhaft gehalten hätte, wagte er nicht vorzuschlagen, weil er verzweifelte, die Zustimmung des Kaisers dafür zu finden, der in dieser Zeit ganz auf die Seite der kirchlich-orthodoxen Partei gedrängt war. Vor der Vollendung wollte er nicht abstehen, weil er befürchtete, das Werk möge in einer späteren Zeit in einer noch unvollendeteren Form zustande kommen. Diese Gesetzgebung hat in einem Sinne gewirkt, die F.s eigenen Wünschen nicht entsprach. Die Konstruktion der Provinzialsynoden und der Generalsynode verschaffte der intoleranten Orthodoxie das Übergewicht in der evangelischen Kirche. Es wäre für F.s Nachruhm vorteilhafter gewesen, wenn er davon Abstand genommen hätte, das Werk durchzuführen, oder wenn er sich auf die Herstellung der Kreissynoden beschränkt hätte.

Am 7. Februar 1878 starb Papst Pius IX. und Leo XIII. wurde sein Nachfolger. Der neue Papst legte alsbald den Wunsch an den Tag, zu einer Verständigung mit dem preußischen Staate zu gelangen. Er fand Geneigtheit zum Entgegenkommen bei dem Kaiser und bei dem Kanzler und auch F., der stets versichert hatte, den Kampf nicht um des Kampfes willen zu führen, versagte seine Hand nicht. Die ersten Versuche, zu einer Verständigung zu gelangen, scheiterten.

Am 29. Juni 1879 reichte F. sein Entlassungsgesuch ein, das er damit begründete, seine Person sei ein Hindernis für die Herstellung friedlicher

Zustände auf kirchenpolitischem Gebiete. Die seit einem Jahre gemachten Erfahrungen hätten darüber jeden Zweifel bei ihm beseitigt. Die Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse habe hier die Bedeutung und die Stellung der Parteien im Parlamente und im Lande zueinander und in der Regierung so verändert, daß ein anderer Mann an seine Stelle gehöre.

Über dieses Gesuch hatte er am folgenden Tage eine Aussprache mit dem Fürsten Bismarck. Dieser zeigte sich verletzt darüber, daß F. gerade diesen Augenblick für sein Entlassungsgesuch gewählt habe, in dem wegen der wirtschaftspolitischen Maßnahmen eine Spannung zwischen ihm und der nationalliberalen Partei entstanden sei. Er wünschte von F. mündlich und schriftlich bestätigt zu sehen, daß er diesen nicht zu einem Abschiedsgesuch gedrängt, ihn nicht für dreißig Silberlinge an die Zentrumspartei verschachert habe. Diese Bestätigung konnte F. geben, beiläufig, ohne daß Fürst Bismarck sich veranlaßt gesehen hätte, vor der Öffentlichkeit davon Gebrauch zu machen.

In seinen hinterlassenen Gedanken und Erinnerungen hat Fürst Bismarck sich noch mit den Gründen für das Entlassungsgesuch F.s beschäftigt und dabei wiederholt betont, daß er es nicht herbeigeführt habe. Er kommt zu dem Ergebnisse, daß F. durch weibliche Hofeinflüsse und ungnädige königliche Handschreiben, durch das verletzende Benehmen gegen seine Frau bei Hofe und ähnliche Kränkungen, die seinem Ehrgefühl empfindlich waren, verstimmt worden sei.

Es ist begreiflich, daß Fürst Bismarck zu solchen Vermutungen gekommen ist, aber diese Vermutungen waren unzutreffend. In der Tat hatte F. mit Schwierigkeiten zu kämpfen, wie kaum zuvor ein Minister. Seine Ernennung hatte in dem Augenblicke stattgefunden, als Fürst Bismarcks Politik sich liberalen Anschauungen am meisten genähert hatte, und darum war er der in der Hofgesellschaft vertretenen konservativen Partei in den Tod verhaßt. Kaiser Wilhelm war durch die Erscheinungen, die der kirchenpolitische Kampf nach sich gezogen hatte, insbesondere durch die Verödung der Bischofssitze betroffen, glaubte die Veranlassung dazu in F.s Person zu sehen und bezeigte ihm seine Ungnade nicht allein durch Handschreiben, sondern auch im persönlichen Verkehr. Kaiserin Auguste infolge ihrer Vorliebe für die katholische Umgebung ließ es auch nicht daran fehlen, dem Kultusminister durch ihr persönliches Verhalten zu zeigen, wie unzufrieden sie mit ihm sei. Und da Fürst Bismarck das verletzende Benehmen gegen die Ministerin F. erwähnt hat, kann die Geschichtsschreibung auch an diesem Punkte nicht ganz stillschweigend vorübergehen. Frau F., eine Gelehrtentochter von zartem Körperbau und feiner Geistes- und Herzensbildung, hätte am liebsten darauf ganz verzichtet, jemals ein Hoffest zu besuchen und ein Hofkleid zu tragen, aber die Hofsitte gestattete ihr nicht, Einladungen unbeachtet zu lassen, ohne vollgültige Entschuldigungen anzuführen. Und wenn sie diesen Einladungen Folge leistete, fand sie nicht den freundlichen Empfang, ohne den man sich in keinem fremden Hause wohlfühlt. Alle diese Umstände hätten aber einen Mann von F.s Tüchtigkeit nicht bewogen, eine Stellung aufzugeben, in der er glaubte, noch nützlich wirken zu können.

Der Grund, der F. zu seinem Abschiedsgesuch bewog, war derselbe, der einige Jahre zuvor Delbrück zu dem gleichen Schritte bewogen hatte. Beide Männer fühlten, daß die Zeit abgelaufen sei, in der sie nützlich wirken konnten; sie erkannten, daß zwischen ihren Anschauungen und denen des Fürsten sich eine Kluft gebildet hatte, die nicht mehr zu überbrücken war.

Fürst Bismarck war ungeduldig, den Kampf mit Rom beendigt zu sehen, weil andere Interessen von ihm Besitz genommen hatten. Er sah, daß der Gegner zum Friedensschluß bereit war und wollte den Abschluß des Friedens beschleunigt sehen, um sich seinen wirtschaftspolitischen Plänen zu widmen. Es kam ihm nicht mehr darauf an, dem Gegner größere Zugeständnisse zu machen, nachdem er die Kampfstellung, in die er eingerückt war, aufgegeben hatte. Unter den Friedensvertrag, der nun kommen mußte, wollte F. seinen Namen nicht setzen.

Am 14. Juli 1879 erhielt F. den nachgesuchten Abschied; den ihm angebotenen Adel lehnte er ab, doch bestand Kaiser Wilhelm darauf, seinem Sohne, der Offizier geworden war, diese Auszeichnung zu verleihen.

Seit dem Jahre 1873 war F. Mitglied des Abgeordnetenhauses und des Reichstages. Die erstere Stelle ermöglichte es ihm, noch einmal als Politiker in die Öffentlichkeit zu treten, als ihm der Anlaß dazu wichtig erschien. Am 28. Mai 1880 wurde der von F.s Nachfolger, Herrn von Puttkamer, eingebrachte Gesetzentwurf beraten, durch den die Zerstörung der von F. hergestellten Gesetzgebung begann. F. trat als erster Redner der Opposition auf. Er führte aus, daß dem Staate die Eigenschaft verloren gegangen sei, durch deren Betätigung Rom so viele Siege erfochten hat, die zähe Ausdauer. Der Papst habe friedliche Worte gesprochen, aber keine Tat getan, die seine Friedensliebe beweist.

Von diesem Augenblicke an ist F., dem es darauf angekommen war, die Gesichtspunkte, von denen aus er die Verwaltung geführt hatte, klarzustellen, der politischen Tätigkeit fern geblieben; er hat es im späteren Leben vermieden, politische Gesichtspunkte zu berühren, auch wo sie ihm nahe gelegt wurden.

Seiner an Tätigkeit gewöhnten Natur war es willkommen, als ihm im Jahre 1882 die Möglichkeit zu neuer Arbeit gegeben wurde. Er wurde zum Präsidenten des Oberlandesgerichts in Hamm ernannt und ist in dieser Stellung bis zu seinem Tode geblieben. Daß er sie in mustergültiger Weise ausgefüllt hat, versteht sich von selbst. Als im Jahre 1891 Simson von dem Präsidium des Reichsgerichts zurücktrat, wäre die Möglichkeit vorhanden gewesen, für F. einen Wirkungskreis zu gewinnen, wie er seiner Begabung angemessen war, und zugleich dem ersten Inhaber des Amtes einen gleichverdienten Nachfolger zu geben. Die Erinnerung an F. war in den Kreisen des Zentrums noch immer eine so erbitterte, daß man das nicht wagte.

Am 27. Juni 1900 traf ihn ein Schlaganfall, dem am 7. Juli der Tod folgte. Seine Gattin war ihm am 13. März 1898 vorangegangen; außer dem schon genannten Sohne standen zwei Töchter an seiner Bahre.

»Minister von seiner Art wachsen nicht wild«, hatte Bismarck gerade zu jener Zeit gesagt, als er die Meinungsverschiedenheiten bezeichnete, die ihn von F. getrennt hatten, derselbe Bismarck, der von sich bekannt hatte, daß das Bedürfnis, fremde Verdienste anzuerkennen, bei ihm nur mäßig ausgebildet sei. Die Zeit, darüber zu urteilen, ob der von ihm betretene Weg in allen Punkten der richtige gewesen sei, ist vielleicht noch nicht gekommen; daß er ein vollständiger Irrweg gewesen sei, kann nur Verblendung oder Unkenntnis der Umstände behaupten, unter denen er zuerst betreten wurde. F. war ein hochbegabter und dabei durchaus patriotischer Mann, den keine selbstsüchtige oder ehrgeizige Bestrebung leitete. Wenn er sein Werk nicht bis auf den Punkt führen konnte, auf den es zu führen er gehofft hatte, so liegt doch auch eine vollständige Verkennung der Tatsachen in der Behauptung,

daß der von ihm geführte Kampf ein vergeblicher gewesen sei. So nachdrücklich F. im Amte und in der Debatte aufzutreten wußte, so milde und anspruchslos war er im persönlichen Verkehr.

Literatur. F.s Tätigkeit als juristischer Schriftsteller, bevor er nach Berlin gezogen wurde, ist niedergelegt in dem als Fünfmännerbuch bekannten Sammelwerke. Die Schrift: Adalbert Falk, Preußens einstiger Kultusminister, Blätter aus der Einsamkeit (Hamm i. W., E. Griebsch), ist fragmentarisch, enthält jedoch manche schätzenswerte Mitteilung. Über die Tätigkeit F.s als Unterrichtsminister hat als Katholik, aber ohne Gehässigkeit Ernst Deutschmann in »Die Schulära Falk« (Frankfurt a M. 1884) berichtet. Im übrigen ist man auf die politische Geschichte und insbesondere auf die Werke über die Geschichte des Kulturkampfes (Hahn, Bachem, Schulte) verwiesen. Alexander Meyer.

Yorck von Wartenburg, Graf, Oberst, * 12. Juni 1850 zu Klein-Oels, † 27. November 1900 zu Hwai-lai in China. — Ein Enkel des berühmten General-Feldmarschalls Graf Yorck von Wartenburg trat Y. bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich am 19. Juli 1870 als Avantageur in das 1. Brandenburgische Ulanenregiment Kaiser von Rußland Nr. 3 ein, war nach fünf Monaten Sekondeleutnant und kehrte mit dem Eisernen Kreuze 2. Klasse geschmückt wieder heim. Nach verschiedenen Kommandos zum Militär-Reitinstitut, zur Kriegsakademie, zum Großen Generalstabe wurde er zur deutschen Botschaft nach Wien und später zu derjenigen nach St. Petersburg kommandiert. Mittlerweile zum Major aufgerückt kam er 1893 als etatsmäßiger Stabsoffizier zum Leib-Kürassier-Regiment Großer Kurfürst (Schles.) Nr. 1 und wurde 1895 mit der Führung des Schleswig-Holsteinischen Ulanenregiments Nr. 15 beauftragt, von welchem Kommando er 1896 als Abteilungschef und Lehrer an der Kriegsakademie in den Großen Generalstab zurücktrat. Zum Oberst befördert, ging er, dem Generalstabe des Armee-Oberkommandos in Ostasien zugeteilt, an der Seite des Grafen Waldersee nach China, wo ihn der Tod ereilen sollte.

Graf Y. war eine durch und durch wissenschaftlich angelegte Natur, die sich besonders die Erforschung des Wesens der Napoleonischen Kriegführung angelegen sein ließ. Bereits 1881 erschien eine kurze anonyme Darstellung des Feldzuges von 1813 aus seiner Feder in französischer Sprache *(Précis militaire de la campagne de 1813)*, in der er auf die überwiegende Bedeutung von Niederdeutschland für die Führung des Frühjahrsfeldzuges hinweist. Einige Jahre später gab er sein bedeutendstes militärisches Werk: »Napoleon als Feldherr« heraus, das eine sehr große Verbreitung und allgemeines Interesse gefunden hat. Wenn auch einzelne Kritiker, vielleicht nicht mit Unrecht, sich nicht mit allen Ergebnissen des Werkes einverstanden erklären, da in ihm eine gewisse Überschätzung Napoleons I. und seiner Lehren zutage tritt, so ist doch im großen und ganzen die Aufgabe, die sich Y. gestellt hatte, aus der Darstellung der einzelnen Feldzüge des Kaisers, die Gesetze seines Handelns abzuleiten und dem Leser das Wesen der Napoleonischen Kriegskunst, die Ursachen der französischen Siege und die treibenden Elemente in dem Wollen und Handeln Napoleons klar vor Augen zu führen, als geradezu glänzend gelöst zu bezeichnen. Wer die Feldzüge der Napoleonischen Epoche eingehend studieren will, wird das Buch kaum entbehren können.

Seinen längere Jahre währenden Aufenthalt in St. Petersburg (1885 bis 1893) benutzte der Verstorbene gleichfalls zu eingehendem Studium von Land und Leuten sowie der militärischen und politischen Verhältnisse, als deren

Frucht das im Frühjahr 1900 erschienene Werk »Das Vordringen der russischen Macht in Asien« anzusehen ist, in der der Verfasser sich als Sachkenner ersten Ranges erweist.

Zwischen dem Erscheinen der beiden angeführten Werke war bereits die Herausgabe des Buches »Kurze Übersicht der Feldzüge Alexanders des Großen« (1897) erfolgt, in der der gelehrte Verfasser die zehn Feldzüge des Mazedoniers in musterhafter Klarheit behandelt, wobei er richtig hervorhebt, was diese Feldzüge uns noch lehren können, und so eine Arbeit liefert, die dem historischen wie dem militärischen Studium eine Fülle schätzbaren Stoffes darbietet. Ganz auf das geschichtliche Gebiet hinüber aber greift das in demselben Jahre von Graf Y. verfaßte größere Werk: »Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen eines Deutschen, ein Rückblick am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts«, das anonym erschien. Verfasser war sich bewußt, daß seine Weise, die Weltgeschichte zu betrachten, etwas rein Subjektives sein würde. Es kommt ja auch nicht darauf an, daß der Leser allen seinen Urteilen zustimmt, sondern wieweit er angeregt wird selbständig über den gegebenen Stoff nachzudenken, und da wird ihm eine solche Fülle von Anregungen in dem Buche geboten, daß wohl keiner es unbefriedigt aus der Hand legen wird, am allerwenigsten der deutsche Leser nicht, da Y., ohne die Schwächen und Fehler unserer Nation zu verkennen, ihr eine der hervorragendsten Rollen für den Entwicklungsgang der Menschheit zuschreibt und sie zu einer Führerrolle im geistigen und politischen Leben Europas berufen sieht. Als letzte in der Reihe der Veröffentlichungen des hervorragenden Schriftstellers sei noch die Sammlung von Bismarckbildnissen erwähnt, die unter dem Titel »Bismarcks äußere Erscheinung in Wort und Bild, 90 Bildnisse nach den Originalaufnahmen nebst Verzeichnis einer Sammlung von Bismarckphotographien« erschien, nachdem Y. bereits den heimatlichen Boden verlassen hatte. Leider beginnt die Sammlung erst mit dem Jahre 1858.

In Geist und Herz hat Y. der heranwachsenden militärischen Generation seine geniale und ritterliche Auffassung des Krieges einzupflanzen gestrebt. Die Armee ist sich wohl bewußt, was sie mit diesem hervorragenden Soldaten verliert, der solange es ihm vergönnt war, durch seine reiche schriftstellerische Tätigkeit sowie durch sein Wirken als Lehrer der Kriegsgeschichte Großes geleistet hat.

Militär-Wochenblatt, u. a. Lorenzen.

Usedom, Viktor von, Generalleutnant z. D., * 17. Dezember 1842 zu Königsberg i. Pr., † 9. März 1900 in Hermannstal bei Groß-Boschpol im Kreise Lauenburg in Pommern. — Im Kadettenkorps erzogen, einer alten Soldatenfamilie entstammend, trat der Heimgegangene als Sekondeleutnant in das 1. Infanterie-Regiment über, in dem er, die Stellungen als Bataillons- und Regimentsadjutant bekleidend, bis zum Februar 1867 verblieb, nachdem er sich in dessen Reihen im Feldzuge 1866 gegen Österreich, namentlich im Gefecht bei Trautenau ausgezeichnet hatte und zum Premierleutnant aufgerückt war. Zunächst als Brigadeadjutant zur 3. Infanterie-Brigade kommandiert, wurde er weiterhin im Jahre 1870 in das Mecklenburgische Jäger-Bataillon No. 14 versetzt. Nach Ausbruch des Feldzuges von 1870/1871 übernahm v. U., am 15. August zum Hauptmann und Kompagniechef befördert, das Kommando der zweiten mobilen Kompagnie des Bataillons, das Ende August ebenfalls nach Frankreich ging. Hier nahm er kurze Zeit an der

Einschließung von Metz, alsdann an der Belagerung von Toul und der Einschließung von Paris teil, zeichnete sich in den Gefechten bei Dreux und La Madeleine, besonders jedoch in der Schlacht bei Loigny aus, in der seine Kompagnie 51 % der am Morgen ausgerückten Stärke verlor und er selbst schwer verwundet wurde. Aus dem Felde zurückgekehrt, wirkte er in stiller Friedensarbeit bis zum Juni 1880 als Kompagniechef bei seinem Bataillon, wurde darauf überzähliger Major und im nächsten Jahre zum Grenadier-Regiment No. 89 versetzt. Von 1883 bis 1890 Kommandeur seines alten Jägerbataillons, erhielt er als Oberst das Kommando des 6. Thüringischen Infanterie-Regiments No. 95 und trat, zum Generalmajor befördert, 1893 an die Spitze der 40. Infanterie-Brigade in Braunschweig, welche Stellung er im Jahre 1897 mit dem Kommando der 9. Division vertauschte, nachdem er am 27. Januar jenes Jahres zum Generalleutnant befördert worden war. Bereits nach reichlich einem Jahre zog v. U. sich nach Genehmigung seines Abschiedsgesuches unter Stellung zur Disposition aus dem aktiven Dienste zurück. Des Ruhestandes, der durch schwere Krankheit vergällt wurde, hat der Verstorbene sich leider nur kurze Zeit erfreuen dürfen.

Berliner Militär-Zeitung. Lorenzen.

Schaumann, Karl von, General der Infanterie z. D., * 5. Mai 1835 zu Hannover, † 21. April 1900 zu Hannover. — Als Hannoveraner im damaligen Königlichen Hannoverschen Kadettenkorps erzogen, kam der verstorbene General am 1. April 1853 als Portepeefähnrich in das 3. Hannoversche Infanterie-Regiment, wurde in demselben Jahre zum Sekondeleutnant befördert, 1857 zum Generalstabe versetzt und 1859 unter Belassung in seinem Kommando als Premierleutnant in das 2. Hannoversche Regiment eingereiht. Nach zwei weiteren Jahren zum Generalstabsoffizier ernannt, rückte er 1863 im Generalstabe zum Hauptmann auf, in welcher Stellung er 1866 das Gefecht von Langensalza im Armeestabe des Generalleutnants v. Arentschildt mitmachte. Nach Auflösung der alten hannoverschen Armee wurde der Heimgegangene mit seinem Dienstalter als Hauptmann in die preußische Armee aufgenommen. In dieser vorläufig dem Generalstabe der Armee aggregiert, kam v. Sch. am 22. März 1868 als Kompagniechef in das Grenadier-Regiment No. 11, mit dem er, zum Major befördert, 1870 gegen Frankreich ins Feld zog. Hier hatte er Gelegenheit, sich in der verlustreichen Schlacht von Vionville-Mars la Tour, bei der Einschließung von Metz, in den Schlachten bei Noisseville und Orleans und vor Le Mans auszuzeichnen, wobei er sich das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse erwarb. Am Schlusse des Feldzuges führte er mehrere Monate das Regiment und wurde, nachdem er in die Heimat zurückgekehrt war, 1875 zum Oberstleutnant befördert, auch 1877 in den erblichen Adelstand erhoben. Im Jahre 1879 erhielt er das 13. Infanterie-Regiment, avancierte zum Oberst und trat 1885 unter Ernennung zum Generalmajor an die Spitze der 5. Infanterie-Brigade. Im August 1888 mit der Führung und im September desselben Jahres unter Beförderung zum Generalleutnant mit dem Kommando der 11. Division betraut, trat er im Jahre 1891 in den Ruhestand. Am 18. Januar 1896 erhielt er den Charakter als General der Infanterie. Von den alten hannoverschen Offizieren, die in den Verband der preußischen Armee übernommen wurden, war Sch. der Befähigtsten einer, der auf eine wahrhaft glänzende und rasche Karriere zurückblicken durfte.

Berliner Militär-Zeitung. Lorenzen.

Hoffmann, Otto von, Generalleutnant z. D., * 26. Oktober 1813 zu Haynau in Schlesien, † 6. März 1900 zu Dresden. — Im Militär-Knaben-Erziehungs-Institut zu Annaburg erzogen, trat der Verstorbene am 1. April 1834 beim 11. Infanterie-Regiment als Avantageur ein. Zwei Jahre später zum Sekondeleutnant befördert, besuchte er von 1839 bis 1842 die jetzige Kriegsakademie, damalige allgemeine Kriegsschule, wurde darauf Lehrer an der 11. Divisionsschule, später Brigadeadjutant und 1851 zum Hauptmann und Kompagniechef im 24. Infanterie-Regiment ernannt, in welchen Truppenteil er 1847 versetzt worden war. Nach weiteren Kommandos wurde er zum Kriegsministerium, der Generalinspektion des Militärerziehungs- und Bildungswesens u. s. w. in das 21. Infanterie-Regiment versetzt; 1857 ernannte ihn der höchste Kriegsherr zum Kommandeur des 3. Bataillons (Löwenberg) damaligen 7. Landwehr-Regiments und 1859 zu demjenigen des Füsilier-Bataillons 22. Infanterie-Regiments. Zum Oberstleutnant avanciert, wurde v. H. mit der Führung des 32. Infanterie-Regiments beauftragt. Er erhielt darauf das Oberstenpatent am 18. Januar 1861, trat 1864 als Chef der Abteilung für Armeeangelegenheiten in das Kriegsministerium ein und am 3. April 1866 an die Spitze der 22. Infanterie-Brigade. Diese führte er 1866 gegen Österreich ins Feld, wobei ihm der Auftrag wurde, unter Zuteilung des 8. Dragoner-Regiments und von zwei Bataillonen des 6. Feldartillerie-Regiments das V. Armeekorps bei dessen Marsch durch die Grafschaft Glatz und dem Einmarsch in Böhmen zu sichern. Mit seiner Abteilung nahm er hervorragenden Anteil an dem Gefecht bei Skalitz, wo ihm fünf feindliche Geschütze in die Hände fielen. Nach dieser Affäre trat v. H. mit seinem Detachement wieder zum VI. Armeekorps zurück, in dessen Reihen er bei Königgrätz kämpfte, wo seine Brigade wiederum fünf Geschütze erbeutete. Der Orden pour le mérite war der wohlverdiente Lohn für sein tapferes Verhalten.

Bei der Mobilmachung 1870 zum Generalleutnant und Kommandeur der 12. Infanterie-Division ernannt, kam v. H. erst im Monat September mit dem Feinde in Berührung, es gelang ihm jedoch nicht, diesen (das Korps des französischen Generals Vinoy) von dem Marsch nach Paris abzuhalten. Im weiteren Verlauf des Feldzuges fochten seine Truppen bei verschiedenen Gelegenheiten und nahmen an der Einschließung von Paris teil, wo er beim Ausfallgefecht der Besatzung wiederum Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen. Nach dem Frieden erhielt er das Kommando der 31. Division, trat jedoch bereits 1872 in den Ruhestand. Mit dem verstorbenen General ist einer der letzten Divisions-Kommandeure des Jahres 1870/71 in das Grab gestiegen, der sich in diesem Feldzuge sowohl als auch im Kriege von 1866 als einsichtsvoller Führer in allen Lagen bewährt hat.

Berliner Militär-Zeitung. Lorenzen.

Jähns, Dr. Max, Oberstleutnant a. D., * 18. April 1837 in Berlin, † 19. September 1900 ebenda. — Sohn des Professors der Musik und königlichen Musikdirektors Friedrich Wilhelm Jähns, besuchte J. die Gewerbeschule der Residenz, die sein Großvater v. Klöden, bekannt als Forscher auf dem Gebiete der Brandenburgischen Natur- und Geschichtskunde, errichtet hatte. 1854 trat er in das 28. Infanterieregiment ein, wurde 1857 Leutnant, nahm aber bereits 1864, nachdem er den dreijährigen Kursus der Kriegsakademie durchgemacht hatte, den Abschied, um sich germanistischen und kulturhistorischen Studien

zu widmen. Der Krieg von 1866 führte ihn wieder in den königlichen Dienst zurück, wo ihm ein Kommando im Kriegsministerium übertragen wurde. Nach dem Kriege dem Nebenetat des Großen Generalstabes überwiesen, arbeitete er, 1869 zum Hauptmann befördert, in der Geschichtlichen Abteilung, konnte indessen 1870 nicht mit der mobilen Armee in das Feld rücken, weil er infolge schwerer Krankheit noch zu geschwächt war, er folgte ihr jedoch später nach Frankreich und zwar als Linienkommissar in Nancy. Nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge wurde J. Lehrer der Geschichte der Kriegskunst an der Kriegsakademie; 1878 zum Major ernannt, erhielt er auf sein Ansuchen 1886 seinen Abschied, nachdem ihm bereits 1885 der Charakter als Oberstleutnant verliehen worden war. Reich war des Verstorbenen Wissen und unvergessen bleibt sein Lehren und Wirken auf dem Lehrstuhle an der Kriegsakademie, unvergessen bleiben auch seine hinterlassenen schriftstellerischen Werke, die ihn als einen der gelehrtesten Offiziere seiner Zeit charakterisieren.

Zu Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn pflegte J. poetische Neigungen: 1859 schuf er in »Reinhart« ein Epos, 1861 veröffentlichte er seine Lyrik: »Ein Jahr der Jugend«, später eine Sammlung von Sonetten »Aus dem sechzehnten Jahrhundert«, die, von der Kritik günstig beurteilt, beim Publikum vielen Anklang fanden. Bald aber wandte er sich nach dem Besuche der Kriegsakademie und gründlichen Forschungen und Studien militärwissenschaftlichen und historischen Stoffen zu. Zuerst veröffentlichte er 1865 »die Geschichte seines Regiments« (2. Rheinischen Nr. 28), »Krieg und Frieden« (1868), »Volkstum und Heerwesen (1870), »Deutsche Feldzüge gegen Frankreich« (1871). Poetischen Inhalts war wiederum ein Festspiel »Zur Heimkehr« (1871, das 1885 in zweiter Auflage erschienen ist). Hervorragende Leistungen waren ferner das 1872 erschienene Werk »Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen«, sowie die »Geschichte des französischen Heeres von der Revolution bis zur Gegenwart« (1873), in der die Armeen des Bourbonischen Königtums, Napoleons I., der Restauration, Louis Philipps und Napoleons III. aufs lebendigste dargestellt und geschildert werden. Weiter folgten »Oberst Emil von Sydow« (1873), »Die Kriegskunst als Kunst« (1874), »Die Schlacht von Königgrätz« (1876) und »Handbuch der Geschichte des Kriegswesens« (1878—1880), das mit historischem Kriegsatlas versehen, den Verfasser als gründlichen Gelehrten kennzeichnet. Das Gleiche gilt von den 1883 erschienenen Studien »Cäsars Kommentarien und ihre literarische und kriegswissenschaftliche Folgewirkung«. Besonders wertvoll sind die Werke »Heeresverfassungen und Völkerleben« (1885) und »Geschichte der Kriegswissenschaften, vornehmlich in Deutschland« (1889—1891). Letztere große Arbeit verfaßte J. im Auftrage der historischen Kommission der Akademie in München, ein Beweis, welch hervorragenden Ruf als Historiker er sich durch seine Schriften erworben hatte, wofür auch seine Ernennung zum Dr. phil. hon. causa durch die Universität Heidelberg zeugt. Später erschien »Über Krieg, Frieden und Kultur«, dem dann »Moltke« folgte (1. Band 1894, 2. und 3. Band 1900), erschienen in »Geisteshelden« (Führende Geister), der von Dr. Anton Bettelheim herausgegebenen Sammlung von Biographien. Wie kaum ein Zweiter war J. zur Lösung der von ihm unternommenen Aufgabe berufen und befähigt, da er vermöge seiner langjährigen Tätigkeit im Nebenetat des großen Generalstabes in vielfachen Beziehungen zu dem damaligen Chef gestanden hatte. In der Tat fehlte bis dahin ein

Buch, das die bescheidene und doch so strahlende Erscheinung des Feldmarschalls im einzelnen schilderte. Diese Lücke füllt das Werk voll und ganz aus, dessen 1. Band die Lehr- und Wanderjahre des großen Meisters behandelt. Die Fortsetzung seines Buches machte Oberstleutnant a. D. Dr. Jähns von dem Erscheinen der kriegswissenschaftlichen Arbeiten des Feldmarschalls abhängig, mit deren Herausgabe die kriegswissenschaftliche Abteilung des Großen Generalstabes begonnen hatte. Wenn jene auch damals noch nicht vollständig vorlagen, so gewährte doch der erschienene militärische Schriftwechsel des großen Strategen aus der Zeit der Kriege die Möglichkeit, den Abschluß des Werkes zu veröffentlichen, umsomehr als der Verfasser durch das Herannahen des 100jährigen Geburtstages des Feldmarschalls dazu gedrängt wurde, seine mit so vielem Beifall aufgenommene Arbeit zu vollenden. Als letztes Werk des Verstorbenen kann wohl mit Fug und Recht die »Entwicklungsgeschichte der alten Trutzwaffen mit einem Anhange über Feuerwaffen« bezeichnet werden. Es wurde von der Kritik durchweg als »ausgezeichnet« anerkannt; in der Tat ist es in Hinsicht auf formvollendete Darstellung und streng wissenschaftliche Methode der Forschung ein Beitrag allerersten Ranges zur Geschichte der Waffen. Erwähnt sei noch, daß J. auf Anregung der Kaiserin Friedrich und der Familie von Cohausen auch die von dem hervorragenden Limesforscher Oberst v. Cohausen gesammelten Ergebnisse in einem Werke »Die Befestigungsweise der Vorzeit und des Mittelalters« herausgegeben hat.

Überdies war J., eine geistig überaus regsame Natur, als Mitarbeiter an vielen Zeitschriften, vor allen dem Militär-Wochenblatt und als Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften und Vereine tätig. Unvergessen sind seine Leistungen als Vorstand des deutschen Sprachvereins für Berlin und Charlottenburg. Geschätzt und verehrt von seinen vielen Freunden, gewürdigt von sehr maßgebenden Kennern, wir erinnern an die Briefe des Feldmarschalls Graf v. Moltke an Jähns, bleibt J. auch über den Tod hinaus unvergessen. Ihm war in der Tat die »Waffe eine Wissenschaft, die Wissenschaft eine Waffe«. Die schriftstellerischen Arbeiten des zu früh Heimgegangenen eingehend zu würdigen, würde einen so breiten Raum erfordern, wie er hier nicht zur Verfügung steht. Es liegt auch bereits ein wohlgelungener »Versuch« aus berufener Feder vor, den Wert der hinterlassenen Schriften von Max Jähns in das rechte Licht zu stellen (Geschichtliche Aufsätze von Max Jähns, ausgewählt und herausgegeben sowie mit einer biographischen Einleitung versehen von Karl Koettschau, nebst einem Anhang »Max Jahns als militarischer Schriftsteller« von Alfred Meyer. Berlin 1903. Gebrüder Paetel), auf den hier besonders hingewiesen sein möge. In der biographischen Skizze wird J. als Mensch und als Künstler geschildert, während der Verfasser des Anhanges (Hauptmann im Kgl. Sachs. 11. Inf.-Regt. Nr. 139) den seltenen Mann in seiner Wirksamkeit als gelehrten Soldaten vorführt; Meyer gebührt volle Zustimmung, wenn er sagt: »Die Soldaten verdanken Jahns eine Verherrlichung ihres Berufs, die in uns die Überzeugung weckt und kräftigt, daß dieser Beruf, wenn er auch, wie kaum ein zweiter, alle Kräfte anspannt, dieses Kräfteaufwandes auch wert ist. Seine Vielseitigkeit, seine sittliche Kraft und Höhe können nicht deutlicher hervorgehen als aus den Arbeiten eines seiner besten Schriftsteller, aus den Arbeiten von Max Jahns.«

(Nach Milit. Wochenbl. u. a.) Lorenzen.

Jacobi, Simon Leonard, Professor der Rechte und Justizrat in Berlin, * am 17. September 1832 zu Königsberg, † am 17. April 1900 zu Charlottenburg bei Berlin. — Er war ein Sohn des berühmten Mathematikers K. G. J. Jacobi, das älteste von acht Geschwistern. Als der Vater am 18. Februar 1851, erst 46 Jahre alt, plötzlich zu Berlin an den Pocken verstarb (1904 soll in Königsberg eine 100jährige Gedenkfeier stattfinden), stand der Sohn gerade vor seinem Abiturientenexamen und konnte bei den durch fremde Schuld herbeigeführten ungünstigen Vermögensverhältnissen der Eltern sich nur durch Eintreten von Freunden seines Vaters für ihn, unter großen Entbehrungen dem juristischen Studium in Berlin widmen. Er promovierte am 11. Juli 1854 zum Doktor beider Rechte mit der Dissertation »*Criminis falsi quaenam fuerit indoles in jure communi*«, bestand 1856 das Referendar- und 1859 das Assessorexamen. Inzwischen hatte er sich auch am 28. Februar 1859 an der juristischen Fakultät mit einer Arbeit über die Bereicherung (vgl. Jherings Jahrbb. IV 159—320, dazu Schletters Jahrbb. VIII 208ff.) als Privatdozent habilitiert, mußte jedoch aus finanziellen Gründen sehr bald auf diese Stellung verzichten. Er erhielt gegen karge Diäten die kommissarische Vertretung einer Richterstelle in Rummelsburg (Hinterpommern) übertragen, wurde dort bald zum Kreisrichter befördert und 1862 Rechtsanwalt in Sömmerda bei Erfurt. Bei seiner vorwiegend theoretischen Veranlagung konnte ihm inmitten einer ihm nicht sympathischen Landbevölkerung der Anwaltsberuf keine große Befriedigung gewähren. Als das glücklichste Ereignis jener Zeit betrachtete er zeitlebens seine am 15. Oktober 1867 mit der aus St. Petersburg stammenden Engländerin Lucie Smith geschlossene eheliche Verbindung, die ihm bei dem edlen, hingebenden Charakter der Gattin eine Quelle reichsten Genusses wurde. 1869 wurde er nach Beeskow und 1874 endlich nach Berlin als Rechtsanwalt versetzt, wo er eine umfangreiche Zivil- und namentlich auch ausgedehnte Verteidigerpraxis gewann. Doch strengte ihn namentlich die letztere nervös sehr an, sodaß er allmählich diese Praxis aufgab. Durch Verbindung mit einem jüngeren Anwalt konnte er, nunmehr mit reichen praktischen Erfahrungen ausgestattet, seiner Neigung folgen und sich wieder dem Lehrfache an der juristischen Fakultät zu Berlin als Privatdozent (1883) widmen. Schon 1861 hatte er eine beifällig aufgenommene größere Monographie »Die Lehre von der nützlichen Verwendung im Zusammenhange mit den individuellen Gestaltungen der *aequitas* nach dem Allg. Preuß. Landrechte kritisch und systematisch dargestellt«, Jena 1861 veröffentlicht und diese schriftstellerische Tätigkeit auch später eifrig fortgesetzt, namentlich auch durch Gutachten (z. B. in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 2, Leipzig 1873) und Vorträge in Vereinen juristisch sich mannigfach betätigt. So schrieb er »Die Gewerbe-Gesetzgebung im Deutschen Reiche«, Berlin 1874; »Der Gewerbe-Betrieb im Umherziehen«, ebenda 1879; »Die Fabrik-Gesetzgebung des Deutschen Reiches«, ebenda 1879; »Die Innungen nach dem RG. v. 18. Juli 1881«, ebenda 1882. In kriminalistischen Kreisen fanden Beachtung »Der Rechtsschutz im deutschen Strafverfahren«, ebenda 1883, und »Wahrheitsermittelung im Strafverfahren und Entschädigung unschuldig Verfolgter«, ebenda 1883. Ebenso hatten Erfolg seine »Akademische Praktika«, ebenda 1887, 1888, 2. Aufl. 1897. Später wandte er sich der Behandlung des deutschen bürgerlichen Gesetzbuches zu in den Schriften »Entstehung und Inhalt des Entwurfs eines B.G.B.«, ebenda 1888; »Das persönliche Eherecht des bürgerl. G.B. f. d. deutsche Reich«, ebenda 1897, 2. Aufl. 1899 (seiner

90jährigen Mutter gewidmet); »Die sittliche Pflicht im bürgerlichen Gesetzbuch« (in der Festgabe für Dernburg), ebenda 1900. Er war auch an der Festgabe für Gneist (1888) beteiligt gewesen. Seine letzte Arbeit lieferte er der Deutschen Juristen-Zeitung V, 180, 181. Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit der Interessen, nie erlahmende Freude an der Arbeit und das Bewußtsein, sich aus eigener Kraft seinen Platz unter den Berufsgenossen erworben zu haben, hoben ihn über viele Schwierigkeiten hinweg. Seinen Geschwistern ein stetes Vorbild, war er seiner Mutter dauernd Trost und Stütze. 1891 zum Justizrat und 1893 zum Professor befördert, sah er sich 1896 durch öftere Kränklichkeit genötigt, seine Advokaturstellung niederzulegen. Noch in den letzten Jahren eifrig tätig, erlag er zuletzt einem schweren Magenleiden.

Nach gefl. Mitteilungen Verwandter. — Chronik der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität, Jahrg. XIV, Halle a. S. 1901, S. 7. — Die Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin in ihrem Personalbestande seit ihrer Errichtung Michaelis 1810 bis Michaelis 1885, Berlin 1885, S. 21, 23. — »Deutsche Juristen-Zeitung« 1900, S. 200. — Grünhuts Zeitschrift XII. 279. — Gerichtssaal XXXV, 382—384. — Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissenschaft III, 734, IV, 345. — Archiv für Strafrecht, XXXI 474. — Kukula, Allg. deutscher Hochschulen-Almanach, Wien 1888, S. 377. A. Teichmann.

Maassen, Friedrich Bernhard Christian, hervorragender Kanonist und Politiker, * 24. September 1823 zu Wismar (Mecklenburg), † 9. April 1900 zu Innsbruck in der Vorstadt Wilten. — Er war der Sohn des im Jahre 1825 verstorbenen großherzoglichen Bataillonsarztes Dr. med. Hans Maassen und der Sophie geb. von Ladiges, besuchte das Wismarer Gymnasium 1831—41, studierte die Rechte in Jena, Berlin, Kiel und Rostock, wurde 1847 Advokat, 1851 Dr. jur. in Rostock und war auch Syndikus der mecklenburgischen Ritterschaft. In dieser Stellung war er in dem 1848 ausgebrochenen Verfassungsstreite für die standischen Rechte eingetreten in drei Flugschriften: »Weder die Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. noch der bevorstehende mecklenburgische Verfassungslandtag sind einseitig konstituierend. Zwei Betrachtungen vom Standpunkte des Rechts«, Schwerin 1848; »Die mit der Abgeordnetenkammer vereinbarte Verfassung ist nicht rechtsbeständig«, ebenda 1848; »Die alten Stände und die neue Versammlung der Abgeordneten«, ebenda 1849 und hatte mit Franz von Florencourt den Konservativen Norddeutschen Korrespondent begründet, dessen Programm es war, »die Revolution von oben wie von unten zu bekämpfen«. Seine Ansicht fand die Billigung des in Freienwalde a. O. zusammengetretenen Schiedsgerichts in dessen Spruch vom 11. September 1850 zugunsten der alten vom Großherzog beseitigten Verfassung. Bald nach seiner Ostern 1851 zu Schwerin vollzogenen Konversion verließ M. seine Heimat, in der er als Katholik keine öffentliche Stellung einnehmen konnte. Er begab sich nach Bonn und wurde Informator des Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg. Er veröffentlichte die Schrift »Der Primat des Bischofs von Bonn und die alten Patriarchalkirchen. Ein Beitrag zur Geschichte der Hierarchie, insbesondere zur Erläuterung des 6. Can. des »allg. Konz. von Nicaea«, Rom 1853, und »Zivilistische Erörterungen. 1. Heft: Zur Lehre von den Bedingungen«, ebenda 1854. Jene erstere Schrift lenkte die Aufmerksamkeit des mit der Reform der österreichischen Universitaten beschäftigten Kultusministers Grafen Leo Thun auf den jungen Gelehrten, sodaß er 1855 zum a. o. Professor des römischen Rechts in Budapest ernannt wurde, wo er nur ein Semester blieb, dann nach Innsbruck versetzt, wo er 1857 Ordinarius wurde, 1860—71 Professor des

römischen und kanonischen Rechts in Graz, endlich nach Wien berufen, wo er während 23 Jahren wirkte. Die K. K. Akademie der Wissenschaften daselbst ernannte ihn 1873 zum wirklichen Mitgliede; 1882 wurde M. zum Rektor der Wiener Universität gewählt und trat in das K. K. Reichsgericht als Mitglied ein (bis 1897), 1885 in das Herrenhaus des Reichsrats. In wissenschaftlicher Beziehung veröffentlichte M. in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie von 1857 bis 1885 zahlreiche Arbeiten über die kanonistische Quellengeschichte (Bd. 24, 31, 35, 46, 49, 53, 54, 56, 72, 84, 85, 91, 92). Angeregt durch Savignys Werk über die Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, deren maßgebenden Eindruck er in einer Gedächtnisrede auf K. F. von Savigny an der Säkularfeier des 21. Februar 1879 mit großer Wärme schilderte — unternahm er in ähnlicher Form die Abfassung einer Geschichte des kanonischen Rechts. Leider ist dieses auf 5 Bände berechnete Werk mit seinem einzig erschienenen Band (Graz 1870, 1871), der bis zur Zeit Pseudoisidors geht, ein Torso geblieben. Es ist dem Grafen Leo Thun gewidmet, der die wissenschaftlichen Bestrebungen M.s durch Subventionen für wiederholte Reisen und längeren Aufenthalt im Auslande kräftigst unterstützte. Sein zweites Hauptwerk sind seine »Neun Kapitel über freie Kirche und Gewissensfreiheit«, ebenda 1876, die er — wie er sagte — als sein Glaubensbekenntnis in der Zeit des von ihm leidenschaftlich verurteilten preußischen Kulturkampfes schreiben mußte, ohne jedoch andererseits bei der Gegenpartei mit seiner sehr subjektiven Auffassung von kirchlicher Freiheit Anklang zu finden. Als Fortsetzung dieser Arbeit erscheint seine Inaugurationsrede »Über die Gründe des Kampfes zwischen dem heidnischen Staate und dem Christentum«, Wien 1882, wie er auch 1878 in einem Vortrage »Unser Eherecht und das Staatsgrundgesetz« ihm eigene Anschauungen über die Beseitigung einer kanonischen Satzung des österreichischen Eherechts durch das moderne Staatsgrundgesetz vertreten hatte. Nach den Beschlüssen des Vatikanischen Konzils hatte sich M. der altkatholischen Bewegung angeschlossen, ohne aber in diese einzutreten. Die auf dem altkatholischen Kongreß zu Köln am 22. September 1872 getanen Äußerungen widerrief er (wohl infolge des Kulturkampfes) zuletzt 1882 ausdrücklich. Als Politiker kam er überhaupt öfters in größere Konflikte. Er war Anhänger des sog. Föderalismus und nahm 1867 regen Anteil an der Bildung der katholisch-konservativen Partei in Steiermark, wurde auch 1870 in den steierischen Landtag entsendet, schied jedoch bald aus dem Parteiverband. Da er aber die Grundsätze der Partei nie verleugnete, geriet er mit seinen Kollegen und den deutschen Studenten in scharfen Konflikt, als er als Rektor im niederösterreichischen Landtage für die von tschechischer Seite geplante Komensky-Schule (20. Juni 1883) eintrat. Auch verursachten einige Reden im Herrenhause wiederholt Demonstrationen gegen ihn. Übrigens feierte die Wiener Studentenschaft im Januar 1880 das 25jährige Jubiläum der akademischen Tätigkeit M.s, und es würdigte bei seiner Pensionierung 1894 der katholische Teil der Studentenschaft auf einem solennen Kommers (2. Juli) seine hohen Verdienste. In den letzten Dezennien beschäftigte sich M. eingehend mit der Pseudoisidorfrage in den beiläufig aufgenommenen »Pseudoisidor-Studien«, Wien 1885, und mit den Arbeiten für die ihm von der Zentraldirektion der Mon. Germ. hist. übertragene Ausgabe der *Concilia aevi merovingici*, die er bei einem mehr und mehr um sich greifenden Augenleiden nur mit mehreren jüngeren Gelehrten, namentlich B. Bretholz, endlich 1893 abschließen konnte. Ohne Nennung des

Namens war von ihm 1868 zu Jena eine Sammlung von Ministerreden über Österreichs staatsrechtliche Gestaltung unter dem Titel »Personalunion, Zentralisation, Dualismus« erschienen. Die letzten Lebensjahre verbrachte er in Innsbruck.

Nekrologe von R. von Scherer im Hist. Jahrbuch, Bd. XXI, 640—643. — von K. Groß im Almanach der K. K. Akad. d. Wiss., 50. Jahrg., S. 365—371 (mit Bild). — Beilage z. »Allgem. Zeitung« 1900, Nr. 84. — Geschichte der Wiener Universität von 1848 bis 1898, Wien 1898, S. 153. — F. v. Schulte, Die Gesch. d. Quellen und Literatur des kanonischen Rechts III (Stuttgart 1880), S. 427, 428. — Kukula, Allg. deutscher Hochschulen-Almanach, Wien 1888, S. 544. — Kukula, Bibliograph. Jahrbuch der deutschen Hochschulen, Innsbr. 1892, S. 578/9. — Neues Archiv d. Gesellsch. f. ältere deutsche Geschichte, Bd. XXVI, 254. — *Revue historique, tome* LXXIII, 459. — Verings Archiv XVIII, 493; XX, 352; XXIV 128; XXV, 225; XXVI, 273; XXVII, 207; XXXVI, 473; XXXVIII, 130; XL, 192; XLI, 326, 469; L, 174; LI, 345; LIV, 198; LV, 368; LXX, 470. — »Deutsche Zeitschrift f. Kirchenrecht«, IV, 80. — Kahl, Lehrsystem des Kirchenrechts und der Kirchenpolitik, Freiburg i. B. und Leipzig 1894, S. 25. — E. v. Friedberg, Kirchenrecht, 5. Aufl., Leipzig 1903, S. 120ff. — Schrörs im Hist. Jahrb. XXII, 23—36, 257—275.

A. Teichmann.

Herzogenberg, Heinrich von, Komponist, Theoretiker, Dirigent, * 10. Juni 1843 zu Graz in Steiermark, † 9. Oktober 1900 zu Wiesbaden. — Als Sohn reicher, einer ehemals französischen Familie entstammenden Eltern, wuchs H. in behaglichsten Verhältnissen auf, absolvierte seine humanistischen Studien in Feldkirch (Vorarlberg), München, Dresden und Graz, studierte dann in Wien am Konservatorium unter Dessoff (1862—64) Theorie, und lebte von da an bis 1872 komponierend in Graz. Als Abschluß dieser ersten Periode seines arbeitsreichen Lebens erscheint ein großes Kompositionskonzert, das H. in Graz gab, in welchem er außer anderen Kompositionen seine, stark unter R. Wagners Einflusse entstandenen Kantate »Kolumbus« aufführte. 1872 übersiedelte er nach Leipzig, wo er mit Spitta, v. Holstein und Volkland den »Bachverein« gründete, dessen Leitung er 1875 übernahm. Im Herbste 1885 wurde er als Nachfolger Kiels an die Hochschule für Musik nach Berlin berufen, resignierte aber bereits 1887, durch Krankheit hierzu gezwungen, auf diese Stellung. 1889 übernahm er das Amt des Vorstehers einer Meisterschule für Komposition an der Berliner Akademie der Künste, mußte aber auch diesen Posten, des immer heftiger auftretenden Leidens seiner Frau (einer geborenen v. Stockhausen) wegen, bald aufgeben. Er wandte sich nach Italien, von dessen milder Luft er sich die Genesung seiner Gattin, einer ebenso schönen, als hochgebildeten Dame, erwartete. Ein Herzschlag machte Januar 1892 diesen Hoffnungen ein Ende. Noch im selben Jahre trat H. in seine Stelle an der Meisterschule zurück und übernahm dazu, nach Wold. Bargiels Tode, 1897, dessen Kompositionsklasse an der Hochschule für Musik. Frühjahr 1900 zog er sich von allen Ämtern zurück. — H., der mit Joh. Brahms eng befreundet war, wohl auch zeitweise seinen Rat genossen haben dürfte, schloß sich auch künstlerisch, und zwar besonders seit 1872, an diesen von ihm hochverehrten Meister an, vor allem das Strenge, Herbe, das zuweilen in dessen Werken hervortritt, weiter entwickelnd. Das viele Sonnige, Freundliche, Rührende, Übermütige in Brahms lag seiner Natur etwas ferner. H. war, wie in seinem ernsten, anscheinend fast steifen Wesen mit der ausgesprochenen aristokratischen Außenseite, auch in seiner Kunst allem äußerlichen bis zur Härte abgewandt, dabei suchte er aber die möglichste Verinnerlichung im Ausdrucke, namentlich aber die größte formelle Vertiefung, zu der ihm

der Kontrapunkt — in dem er es bis zu echter Meisterfreiheit gebracht hatte — das brauchbarste Werkzeug bot. H. muß, wenn man die »Meister« unserer Zeit nennt, in erster Linie genannt werden. — Persönlich war H. von bezaubernder Liebenswürdigkeit, treu und teilnehmend als Freund, unter feinsten Umgangsformen ein reines edles Gemüt bergend. Im Druck erschienen von H. 107 Werke; Symphonien op. 50 u. 70, Requiem op. 72 (durch den Tod seiner Frau veranlaßt), Messe op. 87 (dem Andenken Ph. Spittas gewidmet), »Die Passion« (Kirchenoratorium) op. 93, mehrere Kantaten (»Der Stern des Liedes« op. 55, »Die Weihe der Nacht« op. 56, Psalm op. 60, »Trauerfeier« op. 80) u. a. Chöre, Duette, Lieder; Duette für Klavier und Violine op. 32, 54, 78, für Klavier und Violoncello op. 52, 62, (Bearbeitung) 64, 94, für Klavier und Viola op. 62; Trios für Klavier, Violine und Violoncello op. 24, 36, für Klavier, Violine und Viola op. 61 (Bearbeitung), für Klavier, Hoboe und Horn op. 61. — Streichtrios op. 27 Nr. 1 u. 2, Streichquartette op. 42, Nr. 1, 2 u. 3, op. 63, Streichquintett op. 77, Variationen für Klavier zu 4 Händen op. 84, 85 u. 86, Klavierstücke zu 2 u. 4 Händen op. 23, 25, 33, 37, 49, 53, 58, 68, 76, 83, Orgelwerke op. 39, 46, 67. — H.s Gattin Elisabeth v. H., hervorragende Pianistin und Komponistin, veröffentlichte 24 Volkskinderlieder, 8 Klavierstücke.

Quellen: Dr. W. Altmann: H. v. H. (»Die Musik« II. Jahrg. Heft 19), — Verzeichnis der Kompositionen H. v. H.s (J. Rieter-Biedermann), Notizen Dr. Mandyczewskis, sowie eigene Aufzeichnungen. Richard Heuberger.

Jahn, Wilhelm, Dirigent, * 24. November 1835 zu Hof in Mähren, † 21. April 1900 zu Wien. — Als Sohn wenig bemittelter Eltern war J. frühzeitig auf sich selbst angewiesen. Mit 9 Jahren war er bereits Sängerknabe in der Olmützer Metropolitankirche. Der dortige Domkapellmeister Pilhatsch nahm sich des talentvollen Knaben an und bildete ihn zu einem höchst verwendbaren Solosänger heran. Neben dem Kirchendienste blieb Zeit genug übrig, um das Gymnasium besuchen zu können. Mit 17 Jahren litt es J. nicht mehr in der Schulstube. Er ging zum Theater. Vorerst nach — Temesvar. Friedrich Strampfer war damals Direktor dieses weltfernen Musentempels. J. hatte hier Gelegenheit, das Getriebe der Bühne kennen zu lernen und überall selbst einzugreifen. Er spielte Liebhaber, sang Baritonrollen — er besaß eine sehr weiche, schmiegsame Stimme und hatte ein mächtiges, angeborenes Vortragstalent —, mußte sich gegebenenfalls als Geiger- oder Kontrabassist gebrauchen lassen . . . . wie es an einer »Schmiere« — und das war das Temesvarer Theater anno 1852 — eben geht. Eines Tages wurde der Kapellmeister krank. J. mußte ans Pult und machte seine Sache so gut, daß er bald darauf 2. Kapellmeister in Temesvar wurde. — Zwei Jahre später finden wir J. in Amsterdam, 1857 reiste er mit der Medori, Brambilla und den Herren Bettini, Debassini, Angelini usw. durch die österreichischen Provinzstädte und ließ sich dann in Prag nieder (1857—64). 1864—81 leitete er, immer mehr die Aufmerksamkeit der Theaterkreise erregend, das Hoftheater in Wiesbaden und landete endlich 1881 in Wien, wo er die Direktion der k. k. Hofoper übernahm; 1897 trat er in den Ruhestand.

J. war ein routinierter Musiker, ein genialer Theatermann. Ihm handelte es sich — und das ist das Richtige — stets um das Stück. Darum war seine Tätigkeit einerseits diejenige eines höheren Gesangs- und Vortragsmeisters, anderseits eines alles beherrschenden Regisseurs. Er sang und spielte —

unbeirrt durch seine umfangreiche Körperlichkeit — seinen Künstlern alles meisterhaft vor, bis er erreicht hatte, was er wollte. Das Orchester hielt er zu der für die Verständlichkeit des Wortes unbedingt nötigen Zurückhaltung an, ließ es aber am geeigneten Orte selbständig seine Kraft, seinen Glanz zeigen. — J. war, trotzdem er sehr gut seinen Willen durchzusetzen verstand, ein überaus liebenswürdiger, gutmütiger, menschenfreundlicher Mann, dessen Ableben auch jene in tiefe Trauer versetzte, denen er seinerzeit ein strenger Herr gewesen.

Quellen: Jahns eigene Mitteilungen an den Verfasser. R. Heuberger.

Zellner, Julius, Komponist, * 18. Mai 1832 zu Wien, † 28. Juli 1900 zu Mürzzuschlag. — Unter den liebenswürdigen Talenten, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts um einige wenige große Meister der Tonkunst gruppierten, war Z. eines der fruchtbarsten. Besaß er auch nicht die Kühnheit der Bahnbrecher, so eignete ihm dafür ein hoher Sinn für künstlerisches Maß, für Schönheit der Form und namentlich für Wohllaut. — Wie bei vielen Meistern ging sein Lebensweg nicht schnurgerade den von ihm seit der frühesten Jugend ersehnten Ziele zu. Der Vater, ein wohlhabender, später verarmter Wiener Bürger, bestimmte ihn für den Handelsstand, nachdem der Sohn die Realschule und kurze Zeit die Technik in Wien besucht hatte. Die Mutter, die ihm den ersten Musikunterricht erteilt und alsbald das Talent des Sohnes erkannt hatte, unterstützte die künstlerischen Neigungen des jungen Mannes und setzte es wohl durch, daß derselbe, nachdem er dem ihm verhaßten Praktikantengeschäfte in einem Handelshause entflohen war, gründlichen Unterricht bei Lanz und Sechter nehmen konnte. Als vortrefflicher Pianist fand Z. alsbald Zutritt in vornehme, kunstsinnige Kreise und infolgedessen war ihm auch bald Gelegenheit geboten, durch gut bezahlte Lektionen sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen. Mitte der fünfziger Jahre wurde zum erstenmale die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf Z. gelenkt durch die Aufführung einer Ouverture durch J. Hellmesberger. Bald erschien auch Z.s op. 1 im Druck, Stücke für Violoncello und Klavier, Dr. Jos. Gänsbacher gewidmet. 1869 trat Z. als Symphoniker an die Öffentlichkeit. O. Dessoff brachte seine F-dur-Symphonie mit ungewöhnlichem Erfolge zur Aufführung. Gotthard, der rührigste, unternehmungslustigste Verleger jener Tage, druckte das Werk, das die Runde durch die Konzertsäle machte. Den größten Erfolg seines Lebens brachte Z. aber 1871 seine »Melusine«, fünf symphonische Stücke für großes Orchester op. 10. Eine angenehme Folge dieses Ereignisses war, daß die berühmte Pianistin A. Essipoff sich bereit finden ließ, Z.s Klavierkonzert op. 12 am 28. November 1873 in Wien öffentlich vorzutragen. Von da an war Z. einer der in Wien am meisten gespielten Komponisten. In jedem Jahre brachten die Quartettvereinigungen Hellmesberger, Winkler und Fitzner Novitäten aus seiner Feder, Kretschmann führte seine »Synfonietta« op. 26 (gedruckt bei Ed. Wedl) auf, der »Wiener Tonkünstlerverein« krönte ihn 1886/7 für ein Streichquartett, 1891/2 für ein Klaviertrio mit Preisen. — Werke: Symphonien op. 7, 38 und 47 (ungedruckt), »Melusine« op. 10, Synfonietta op. 26 — Klavierkonzert op. 12 — Violinsonaten op. 20, 30 und 56 (ungedruckt) — Violoncellosonaten op. 11, 22, Trios op. 5, 25, 36 — Quartette op. 14, 34, 40 und ein ungedrucktes in A-moll; Quintett op. 43 (ungedruckt); Sextett op. 32; Oktett op. 55 (ungedruckt). — Viele Klavierstücke. — Z war mit einer Schwester

des Wiener Konservatorium-Direktors R. v. Perger verheiratet. August 1903 wurde auf seinem Grabe in Mürzzuschlag ein Denkmal errichtet.

Quellen: Mitteilungen der Witwe Z.s und Herrn R. v. Pergers.

Rich. Heuberger.

Porges, Heinrich, Dirigent, Musikschriftsteller, * 25. November 1837 zu Prag, † 18. November 1900 zu München. — Als Sohn begüterter Eltern empfing er eine sorgfältige Erziehung, studierte Jus und Philosophie, wollte aber plötzlich Klaviervirtuos werden. Die Bekanntschaft mit den Meistern der »neudeutschen« Schule brachte ihn auf andere Bahnen. Mit Wagner kam er zuerst in Fühlung, als er an den 1862 aus der Schweiz nach Wien übersiedelten Meister ein briefliches Ansuchen richtete, für die armen Mediziner der Prager Universität ein Wohltatigkeitskonzert zu dirigieren. Als Wagner finanzielle Garantien für das Unternehmen verlangte, stellte sich P. an die Spitze der Subskribierenden mit einem Betrage, über den er in Wahrheit noch niemals in seinem Leben verfügt hatte. Andere, durch dies Vorgehen ermutigt, traten bei und das, was anfangs als Wagnis belächelt wurde, nahm greifbare Formen an. Im Herbste 1863 kam Wagner nach Prag, dirigierte drei Konzerte auf der Sophieninsel, die nur 5 fl Defizit ergaben und mächtig für die Sache R. Wagners wirkten. Bald darnach ging P. nach Wien zu Wagner, wo er mit Cornelius, Taussig u. a. stets um den Meister war. 1867 wurde P. auf Wagners Vorschlag nach München berufen, wo er eine Zeitlang für die »Süddeutsche Presse« musikalische Artikel schrieb; später wurde er Klavierlehrer an der von Bülow geleiteten Musikschule, 1871 Kgl. Musikdirektor. Aus dieser Zeit stammt eine für König Ludwig II. geschriebene Studie über »Tristan und Isolde«, der später andere Schriften: »Beethovens 9. Symphonie unter Richard Wagner in Bayreuth«, »Das Bühnenfestspiel in Bayreuth«, »Die Bayreuther Bühnenproben 1876« u. a. folgten. Seit 1882 leitete P. den Chor der »Blumenmädchen« in Bayreuth. 1886 gründete er den »Chorverein« in München, der im Frühjahre 1887 mit einer Gedenkfeier für Beethoven zum erstenmal an die Öffentlichkeit trat. In diesem Chorvereine pflegte er vor allem die Werke von Berlioz und Liszt. Mit diesen beiden Meistern ist P. lebenslang in persönlichem Verkehre gewesen (Berlioz hatte er in Weimar kennen gelernt, als dieser daselbst seine Oper »Beatrix und Benedikt« dirigierte, Liszt, als dieser im Prager St. Veitsdome 1856 seine »Graner-Messe« aufführte). P. bezog vom König von Bayern eine lebenslängliche Pension, von der er in München lebte. — P.s Tochter (an den Münchener Schriftsteller Dr. Max Bernstein verheiratet) hat sich unter dem Namen Ernst Rosmer literarisch bekannt gemacht.

Quellen: »Bohemia« vom 25. November 1897, Mitteilungen Dr. R. Stöhrs (Neffen P.s).

Rich. Heuberger.

Hansemann, Ferdinand von, Dr. jur., Rittergutsbesitzer, * 10. September 1861, † 3. Oktober 1900 in Berlin. — Als einziger Sohn einer begüterten Familie, des Geh. Kommerzienrats v. Hansemann, verlebte er seine Jugendzeit im Elternhause, wo die Saat edler Gesinnung und Gesittung, die seine Mutter, eine geistig hochbedeutende Dame mit treuer Sorge in sein Herz pflanzte, sich in ihm zu reifer Frucht entwickelte und seinem ganzen Wesen schon in jungen Jahren eine in seinen Verhältnissen seltene Treue aufprägte. Nachdem er in Berlin das Wilhelmsgymnasium 1878 mit dem Abiturientenexamen

absolviert hatte, wandte er sich in Berlin und Heidelberg dem Studium des Jurisprudenz zu und machte 1882 das Referendarexamen. Nach Ableistung seiner militärischen Dienstzeit erwarb er sich den juristischen Doktorgrad und arbeitete darauf als Referendar beim Amtsgericht in Berlin und beim Landgericht in Luckenwalde. Nach einem Jahr nahm er einen einjährigen Urlaub aus dem Staatsdienste, um in Lissa, Provinz Posen, praktische und in Kiel theoretische landwirtschaftliche Studien zu machen. Bald überzeugte er sich davon, daß dieses derjenige Beruf sei, in welchem er nach Geschmack und Anlagen das beste Feld für seine Tätigkeit finden würde. Seine Pioniernatur reizte es, dieses Feld in der Provinz Posen zu wählen, wo die nationalen Verhältnisse ebenso wie die landwirtschaftlichen sehr im argen lagen. Er verließ endgültig den Staatsdienst und widmete sich ganz dem Studium der Landwirtschaft, eine kurze Zeit ausgenommen, in der er einen kaufmännischen Kursus in der Diskontogesellschaft durchmachte, der ihm nicht nur bei verschiedenen, ihm anvertrauten Vermögensverwaltungen, sondern auch bei Einrichtungen von Kreiskassen usw. später zustatten kommen sollte.

Im Jahre 1888 gab ihm sein Vater die Fideikommisherrschaft Pompowo in der Provinz Posen in Verwaltung, wohin er für den größten Teil des Jahres übersiedelte und den Arbeiten und Pflichten eines deutschen Landwirtes mit größter Gewissenhaftigkeit und schaffensfreudiger Tätigkeit oblag. Seinem rastlosen Streben, verbunden mit organisatorischem Talent und gründlichen landwirtschaftlichen Kenntnissen gelang es mit der Zeit, den verwahrlosten, ehemals polnischen Besitz in eine Musterwirtschaft umzugestalten. Hervorragendes leistete er im Obstbau, zu dessen Studium er noch in einem seiner letzten Lebensjahre einen Kursus in Geisenheim durchmachte. Neben dem Obstbau betrieb er die Fohlenzucht als Gegenstand seiner persönlichen Neigung, und es war ihm eine besondere Freude, mit dem Gaste durch die Ställe und über die Koppeln zu wandern. Er begnügte sich aber nicht damit, in seiner eigenen Wirtschaft tüchtiges zu leisten, sondern er war auch stets bemüht, zur Besserung der landwirtschaftlichen Verhältnisse im allgemeinen beizutragen; und so hat er ganz besonders an der Hebung der Pferdezucht und des Obstbaues in Posen mitgewirkt, sowie die Arbeiterverhältnisse mit klarem Blick und milder Gerechtigkeit gebessert, wo er dazu nur imstande war.

Auch in seinem Privatleben war er für seine Mitbürger ein leuchtendes Vorbild. Auf seinem Landsitz führte er mit seiner Gattin, der Tochter eines Heidelberger Universitätsprofessors, mit der er frühzeitig aus innerster Herzensneigung einen Ehebund geknüpft hatte, und umgeben von einer blühenden Kinderschar in schlichter, einfacher Vornehmheit ein gastliches Haus, dessen Gepräge ein schönes, deutsches Familienleben mitten in polnischen Landen war.

Seit frühester Jugend von glühender Vaterlandsliebe beseelt und mit einem hohen Pflichtgefühl ausgestattet, betrieb v. H. alles mit dem Ziele vor Augen, der bis dahin vernachlässigten Provinz Posen, welche den feindlichen polnischen Bestrebungen so gut wie preisgegeben war, durch Rat und Beispiele zu dienen und das deutsche Element vor dem polnischen zu Ansehen zu bringen, soweit er von seiner Stelle aus dazu berufen schien. In diesem Sinne nahm er mit Besorgnis die Fortschritte wahr, welche das Polentum unter der Politik der damaligen deutschen Regierung nahm; durfte doch ein polnischer Adliger namens v. Mycielsky-Kobylepole es wagen, in »einem offenen Briefe an die deutschen Einwohner der ehemals polnischen Landesteile« auszusprechen, daß die Polen den Traum nach einem freien polnischen

Vaterlande niemals aufgeben würden, er glaube aber und hoffe zuversichtlich, daß die Verwirklichung dieser Idee nicht gegen Deutschlands Willen, sondern im Gegenteil im Einverständnis und unter Mitwirkung Deutschlands stattfinden werde.

v. H. versuchte zunächst durch die Presse die bedenklichen Erscheinungen des damaligen Caprivikurses der Öffentlichkeit vor Augen zu führen und zur Umkehr von diesem Kurse zu mahnen. Er richtete zu dem Zwecke eine Zuschrift an die »Hamburger Nachrichten«, welche in denselben als Leitartikel erschien und von dort in andere Blätter überging.

In derselben Zeit war es v. H. vergönnt, als Gast im Hause des Fürsten Bismarck zu weilen. Es kam, wie v. H. selbst in einem Aufsatz der »Ostmark« berichtet, die Rede auf die Polenfrage, und der Fürst gab ihm mit dem Ausdrucke der vollsten Zustimmung einen Artikel der »Hamburger Nachrichten« zu lesen, den v. H. als seinen eigenen erkannte. Die Befangenheit des Augenblickes hinderte ihn jedoch, sich sofort als Verfasser zu bekennen, und erst später ließ er es den Fürsten wissen. In der Folge griff er dann noch mehrfach in der Presse die Polenpolitik der damaligen Regierung an und hatte die Genugtuung, konstatieren zu können, daß Fürst Bismarck den Bestrebungen, von denen er sich leiten ließ, die Anerkennung nicht versagte. Bei den späteren Besuchen v. H.s im Hause des Fürsten Bismarck sprach sich letzterer vielfach mit lebhaftem Interesse über die polnischen Angelegenheiten aus und ließ v. H. einen tiefen Blick in seine politischen Anschauungen tun.

Als Mitte der neunziger Jahre Fürst Bismarck aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes Huldigungen entgegennahm, wurde in den Kreisen, welchen v. H. und sein Mitarbeiter in der Ostmarkenpolitik, der Major a. D. und Rittergutsbesitzer v. Tiedemann-Seeheim angehörte, der Gedanke einer Huldigungsfahrt zum Fürsten Bismarck zuerst erörtert, denn man sagte sich, daß ein solches Ereignis belebend auf den nationalen Geist der deutschen Ansiedler in den gefährdeten Ostmarken wirken müsse. Auf die im Mai 1894 erfolgte Anfrage konnte Fürst Bismarck zuerst keine zusagende Antwort erteilen, da sein Gesundheitszustand den Empfang nicht gestattete. Da die Absage bekannt wurde und deprimierend auf die Stimmung in den deutschen Kreisen der Provinz Posen wirkte, setzte v. H. alles daran, den Fürsten doch noch zu bewegen, eine Massendeputation, an der sich das gesamte Deutschtum der Provinz Posen ohne Unterschied seiner politischen und wirtschaftlichen Parteistellung beteiligen sollte, eventuell in Varzin zu empfangen. In seinem Schreiben, welches er zu diesem Zwecke an Bismarck sandte, wies v. H. noch darauf hin, daß die Provinz Posen sich dessen voll bewußt sei, was sie dem Fürsten verdanke, und nur ungern auf die Ehre verzichte, die Gefühle der Dankbarkeit durch eine Huldigungsfahrt zu bezeugen, die übrigens angesichts der Polenpolitik der deutschen Regierung zugleich eine Kundgebung von vielleicht ganz erheblicher Tragweite sein würde. Die Antwort des Fürsten war jetzt eine bejahende, er erklärte sich bereit, die Deputation in Varzin zu empfangen, und v. H. durfte sich daselbst mit ihm persönlich am 21. August 1895 wegen des Besuches und der an den Fürsten zu richtenden Ansprache ins Einvernehmen setzen. Die vorgelegte Ansprache, in der Bismarck aufgefordert wurde, persönlich in die Gestaltung der nationalpolitischen Anschauungen der Provinz Posen einzugreifen, fand dessen Befriedigung, da ihm, wie v. H. selbst darüber berichtet, die Gelegenheit zu einer derartigen Aktivitat

als Unterbrechung der unfreiwilligen Muße sicherlich wohltat. Der Tag von Varzin, der bald folgte und der ein Markstein in der Geschichte der Polenpolitik war, die jetzt nach so trühen Tagen eine Wendung zum besseren erhielt, verdankte größtenteils sein Zustandekommen den eifrigen Bemühungen v. H.s.

Als gefährlichsten Feind des Deutschtums in der Ostmark erkannte v. H. mit klarem Blicke den polnischen Marzinkowsky-Verein, welcher in seiner stillen und zielbewußten Arbeit immer größere Fortschritte machte. Es drängte sich v. H. die Überzeugung auf, daß diesem Bollwerke des Polentums ein Bollwerk des Deutschtums entgegengestellt werden müsse, wenn das letztere nicht noch mehr zurückgedrängt werden sollte. Er faßte daher den Entschluß, den vor 32 Jahren begründeten und aus Mangel an allgemeiner Teilnahme bald eingeschlafenen »Verein zur Wahrung deutscher Interessen« neu zu beleben. Der Zeitpunkt zur Neugründung dieses Vereins war damals sehr günstig gewählt, denn noch standen die Deutschen der Ostmark unter dem gewaltigen Eindruck des Tages, an welchem ihre Massendeputation im Schloßhofe von Varzin vom Fürsten Bismarck empfangen worden war, und letzterer zu ihnen Worte geredet hatte, die in den Herzen aller Deutschen freudigen, begeisterten Wiederhall gefunden hatten. So gründete denn im Jahre 1894 v. H. in Gemeinschaft mit den Großgrundbesitzern v. Tiedemann-Seeheim und Kennemann-Klebka und unter Zustimmung des Fürsten Bismarck den »Verein zur Förderung des Deutschtums in den Ostmarken«, der später den kürzeren Namen »Deutscher Ostmarkenverein« annahm. Daß v. H. den richtigen Zeitpunkt zur Gründung dieses Vereins gewählt hatte, welch letzterer nicht nur ideelle, sondern auch praktische Ziele verfolgt, indem er insbesondere den deutschen Handwerker- und Mittelstand in der Provinz Posen zu erhalten sucht, geht aus der stattlichen Mitgliederzahl hervor, die bei der Gründung gleich in den Verein eintrat und von Jahr zu Jahr in stetem Zunehmen begriffen ist.

Da der Ostmarkenverein allein nicht genügte, dem alljährlichen massenhaften Abzuge von Arbeitskräften aus Posen und Westpreußen zu steuern, entstand bei v. H. der Gedanke, eine Bank ins Leben zu rufen, welche der Landwirtschaft dienen und es sich zur Aufgabe stellen sollte, Besitzungen in den Provinzen Posen und Ostpreußen zu erwerben, zu parzellieren und an deutsche Ansiedler auszuteilen. Der Gedanke, welcher v. H. im Gegensatz zu früheren Anschauungen bei seinem Vorhaben leitete, war der, daß nur eine Zerkleinerung mancher großen Güter des Ostens eine rationellere Wirtschaft ermöglichen könne, welche wegen Mangel an Arbeitskraften bis dahin kaum möglich war. Die notwendige Vermehrung der Arbeitskräfte sollte nun durch Neugründung von selbständigen wirtschaftlichen Existenzen, die auf den kleineren, durch Parzellierung entstandenen Bauernhöfen mittels Zuzug aus anderen Provinzen angesiedelt wurden, bewirkt werden. Zur Erreichung dieses Zweckes waren schon die Renten- und Ansiedlungsgesetze vorausgegangen; v. H.s Überzeugung war es aber, daß für die innere Kolonisation neben der staatlichen auch die Privattätigkeit notwendig sei. Es hatte sich nun herausgestellt, daß es für viele Besitzer sehr schwer sei, die Parzellierung ihres Besitzes selbständig durchzuführen, da es ihnen an den dazu notwendigen Faktoren, Zeit, Geld uud großer Geschäftsgewandtheit fehlte. So wirkte v. H. dahin, daß zur Durchführung seiner eben genannten Pläne im Jahre 1895 mit Hilfe der Diskontogesellschaft und anderer Bankhäuser die Landbank in Berlin

gegründet wurde, welche auf wirtschaftlichem Gebiete die innere Kolonisation betreiben und gleichzeitig dem nationalen Zwecke, der Kräftigung und Vermehrung der deutschen Besitzer in den östlichen Provinzen dienen sollte.

Die bisher erzielten großen Erfolge der Landbank, an welch letzterer Organisation und Geschäftsführung v. H. hervorragend beteiligt war, sind der beste Beweis dafür, daß die Gründung eines derartigen Kreditinstitutes zur Hebung des Deutschtums in der Ostmark unbedingt notwendig war.

Mitten in dieser erfolgreichen Tätigkeit wurde v. H. von einer schweren, schmerzhaften Krankheit ergriffen, um deren Heilung sich die medizinischen Autoritäten vergeblich bemühten. Eine Reise zur Kur nach Ägypten hatte keinen Erfolg, und, den sicheren Tod vor Augen, suchte v. H. das Sanatorium »Weißer Hirsch« bei Dresden auf. Hier trat bald eine Verschlimmerung des Zustandes ein, v. H. wurde nach Berlin ins Elternhaus zurückgebracht, wo er im Kreise seiner Familie am Morgen des 3. Oktober 1900 verschied. Durch den Tod des hochgesinnten, tapferen und patriotischen Mannes wurde die gesamte national gesinnte Bevölkerung Deutschlands und speziell der Ostmarken aufs schmerzlichste berührt, was in der großen Zahl von Nachrufen, welche die Tageszeitungen der verschiedensten Richtungen dem Verblichenen widmeten, klar zum Ausdruck kam. Die Ostmarken haben durch das Dahinscheiden v. H.s einen unersetzlichen Verlust erlitten, aber die Saat, die er gesäet, ist nicht verloren, sie blüht weiter zum Segen der Ostmarken und zum Wohle des gesamten deutschen Vaterlandes.

Literatur: »Die Ostmark«, Jahrg. 1900. »Berliner Neueste Nachrichten« vom 4. u. 7. Oktober 1900. »Geographischer Anzeiger«, Februar 1901. »Posener Tageblatt«, 4. Oktober 1900.

Dr. Quante.

Griepenkerl, Friedrich, Professor der Landwirtschaft, * 25. März 1826 zu Brilon in Westfalen, † 6. September 1900 zu Göttingen. — G. widmete sich der Landwirtschaft und begab sich, nachdem er längere Zeit auf mehreren größeren Gütern praktisch tätig gewesen war, zum Zwecke seiner theoretischen Fachausbildung zuerst nach Darmstadt und später nach Gießen, wo er am 23. Dezember 1848 zum Dr. phil. promoviert wurde. Sein Studium im Liebigschen Laboratorium zu Gießen und im Wöhlerschen Laboratorium zu Göttingen auf dem Gebiete der allgemeinen Chemie und der Agrikulturchemie waren vom besten Erfolge begleitet, so daß ihn seine beiden Lehrer, Liebig und Wöhler, 1849 sehr warm für einen in Göttingen zu errichtenden Lehrstuhl empfahlen, durch den die neuen Lehren Liebigs über Pflanzenernährung weiter gefördert und dem damaligen Königreich Hannover praktisch nutzbar gemacht werden sollten.

Nachdem sich G. durch größere Studienreisen noch weiter für diese bedeutsame Aufgabe vorbereitet hatte, wurde er am 23. Mai 1850 zum außerordentlichen Professor der Landwirtschaft und der verwandten Fächer, Agrikulturchemie und landwirtschaftliche Gewerbe, an der Universität Göttingen ernannt. Zu Ostern 1851 nahm er seine öffentliche Tätigkeit auf und hatte bald die Freude, einen ansehnlichen Kreis eifriger Hörer um sich versammelt zu sehen. Bis zur Eröffnung des neuen Auditorienhauses im Jahre 1865 las er in dem ehemaligen Göttinger Konzilienhause. Hier errichtete er auch unter vielen Schwierigkeiten eine Sammlung von Modellen, Wollproben usw., deren wertvollste Teile später den Sammlungen des landwirtschaftlichen Instituts der Universität einverleibt wurden.

Am 6. November 1857 erfolgte G.s Ernennung zum ordentlichen Professor. Bei dem auf Anregung Hanssens und unter Mitwirkung von Hausmann und Wöhler Ostern 1851 eingerichteten, auf vier Semester berechneten, landwirtschaftlichen Lehrkursus übernahm G. die Vorträge über Landwirtschaft. Mit diesem Lehrkursus war ein damals von den praktischen Landwirten der Umgegend Göttingens fleißig besuchtes Konversatorium verbunden, das in den Wintersemestern regelmäßig am Mittwoch in einem der Säle des damaligen literarischen Museums abgehalten wurde. Von diesen Versammlungen, die G. zunächst unter Hanssen und später über acht Jahre lang allein und mit Aufopferung in vorzüglichster Weise leitete, ging damals auf theoretischem und praktischem Gebiete Anregung in vielen Fällen aus. Im Laufe der siebziger Jahre trat G. allmählich aus der leitenden Stellung, die er lange Jahre eingenommen hatte, zurück. Seine Tätigkeit als akademischer Lehrer übte er aber noch bis zum Schlusse des Sommersemesters 1900 aus.

Die Verdienste G.s um die heimische Landwirtschaft liegen in der ersprießlichen und erfolgreichen Tätigkeit, die er als anregender, treuer und unermüdlicher Lehrer lange Jahre hindurch entfaltete. Die aufreibende Tätigkeit in einer Zeit, in der sich auf dem Gebiete der Landwirtschaft tiefgreifende Wandlungen und großartige Fortschritte vollzogen, raubte ihm die Möglichkeit zu einer Konzentrierung seiner Kräfte und zu ruhiger wissenschaftlicher Arbeit. Einige kleine Abhandlungen von ihm über die Kartoffelkrankheit, über Analysen von Pflanzenaschen und über andere Gegenstände finden sich in Liebigs Annalen der Chemie nnd Pharmazie.

Im Jahre 1885/86 führte G. das Dekanat der philosophischen Fakultät; gelegentlich der Jubelfeier der Georgia Augusta 1887 erhielt er den Roten Adlerorden IV. Klasse, und zum 50jährigen Doktorjubiläum, das er am 23. Dezember 1898 feierte, wurde er durch Verleihung des Kronenordens III. Klasse ausgezeichnet. Es war G. auch noch vergönnt, am 23. Mai 1900 sein 50jähriges Amtsjubiläum zu feiern. Dr. Quante.

Funke, Walter von, * 18. August 1832 zu Königsberg, † 10. Dezember 1900 zu Berlin. — Nach Beendigung seiner Schulbildung wandte sich v. F. 1850 der landwirtschaftlichen Tätigkeit zu, für welche er schon früh Interesse zeigte, und leistete seiner Militärpflicht in Königsberg Genüge, während seines Dienstjahres hörte er auch an der Königsberger Universität Vorlesungen über Naturwissenschaften, Volkswirtschaft und Landwirtschaft. Vom Herbst 1853 bis dahin 1855 setzte er seine in Königsberg begonnenen Studien an der landwirtschaftlichen Akademie zu Hohenheim fort und bestand darauf die landwirtschaftlichen Prüfungen. Seine ausgesprochene Neigung zu praktischer Betätigung führte ihn dann wieder bis 1862 zur praktischen Beschäftigung auf verschiedenen Gütern in Ostpreußen, Mecklenburg und der Mark mit einjähriger Unterbrechung vom Herbst 1858 bis dahin 1859, die er wieder zu theoretischen Studien in Berlin verwandte. Schon während dieser Zeit veröffentlichte v. F. verschiedene wissenschaftliche Arbeiten, welche nationalökonomische und betriebswirtschaftliche Fragen, seine Lieblingsgebiete, behandelten. Diese Arbeiten, welche das Interesse von Fachkreisen erweckten, hatten den Erfolg, daß v. F. im Jahre 1862 als Lehrer der Landwirtschaft an die Königlich landwirtschaftliche Akademie Proskau berufen wurde, wo am 2. Dezember 1864 seine Ernennung zum Professor erfolgte. Die Fächer, die v. F. speziell in Proskau dozierte, waren Betriebs- und Taxationslehre,

allgemeine und ein Teil der speziellen Tierzuchtlehre, Geschichte der Landwirtschaft und landwirtschaftliche Maschinen- und Gerätekunde.

Im Oktober 1865 folgte v. F. einem Rufe an die Königlich Württembergische land- und forstwirtschaftliche Akademie Hohenheim, wo sich seine Lehrtätigkeit auf dieselben Fächer wie in Proskau erstreckte. Am 7. Januar 1868 wurde er von der staatswissenschaftlichen Fakultät zum Doktor der Staatswissenschaften promoviert, insbesondere auf Grund der Schrift: »Betrachtungen über die Wirtschaftsorganisation im Lichte der neueren landwirtschaftlichen Untersuchung«. Neben dieser Schrift und verschiedenen kleineren Abhandlungen verfaßte v. F. in Hohenheim sein bedeutendstes Werk, betitelt: »Grundlagen einer wissenschaftlichen Versuchstätigkeit auf größeren Landgütern zur Förderung der Wirtschaftslehre. des Landbaues und zur Erweiterung der Agrarstatistik«. In diesem Werke, welches v. F. als Festschrift von der Akademie Hohenheim der Universität Tübingen darbrachte, legte er seine feindurchdachten Ansichten nieder, wie das Zusammenwirken von Wissenschaft und Praxis auf dem Gebiete der allgemeinen Landwirtschaftslehre sich am erfolgreichsten gestalten könne. Außerdem beteiligte sich v. F. während seiner Hohenheimer Zeit an den bekannten Versuchen Emil Wolffs auf dem Gebiete der Fütterungslehre.

Die erfolgreiche Tätigkeit v. F.s an der Hohenheimer Akademie fand auch an höchster Stelle Anerkennung, denn im Jahre 1877 wurde ihm vom Könige von Württemberg das mit dem persönlichen Adel verbundene Ritterkreuz I. Klasse des Ordens der württembergischen Krone verliehen.

Im Frühjahr 1881 folgte v. F. einem Rufe als ordentlicher Professor an die Universität Breslau, wo ihm die Direktion des neu einzurichtenden Institutes der Universität übertragen wurde, eine Aufgabe, die er mit regem Eifer übernahm, und deren Frucht ein wertvolles Lehr- und Demonstrationsmaterial ist, das er in einer Reihe von Jahren schuf. Seine Lehrtätigkeit erstreckte sich wieder auf die bis dahin von ihm vertretenen Fächer, Betriebs- und Taxationslehre, allgemeine Tierzuchtlehre, Rinderzucht und Geschichte der Landwirtschaft. Trotz der großen Hingabe an seinen Beruf gelang es v. F. nicht, während seiner Breslauer Zeit mit den landwirtschaftlichen Verbänden der Provinz Schlesien in solche Beziehungen zu treten, welche ihm ermöglichten, die praktischen Landwirte für seine wissenschaftlichen Bestrebungen zu erwärmen. Diese Tatsache war teilweise in solchen Verhältnissen begründet, die zu ändern nicht in der Machtsphäre v. F.s lag. Seine Empfindlichkeit wurde dadurch so verletzt, daß er sich im Herbst 1890 von seiner Universitatstätigkeit entbinden ließ, wobei ihm der Kronenorden III. Klasse verliehen wurde und ihn außerdem die philosophische Fakultät der Universität zum Dr. phil. honoris causa promovierte.

Die letzten zehn Jahre seines Lebens verbrachte v. F. in Berlin, wo er sich schriftstellerischer Tätigkeit widmete.

Literatur: Nekrolog, verfaßt von Professor Holdefleiß in der Chronik der Königl. Universität Breslau für das Jahr vom 1. April 1900 bis 31. März 1901.

Dr. Quante.

Schell, Arnold, Departementstierarzt, * 1821 zu Stolberg, † 9. Juni 1900 zu Bonn. — Seine tierärztlichen Studien machte Sch. in Berlin, wo er im Jahre 1844 die Approbation zum praktischen Tierarzt und ein Jahr darauf das Befahigungszeugnis für die Anstellung als beamteter Tierarzt in Preußen

erhielt. Seiner ersten praktischen tierärztlichen Tätigkeit lag Sch. in Köln ob unter Leitung des damaligen Departementstierarztes Sticker, dann verwaltete er die Kreistierarztstelle des Kreises Kempen, bis ihm im Jahre 1850 die Kreistierarztstelle für die Kreise Bonn und Rheinbach übertragen wurde, die er bis zum Jahre 1895 innegehabt hat. Im Jahre 1856 legte Sch. die damals für Departementstierärzte vorgeschriebene Staatsprüfung ab, worauf seine Ernennung zum Departementstierarzt für den Regierungsbezirk Köln erfolgte. Daneben war er als Dozent an der landwirtschaftlichen Akademie Bonn, Poppelsdorf, tätig. Diese Lehrtätigkeit brachte ihn in nahe Beziehung zur rheinischen Landwirtschaft, für welche er großes Interesse und Verständnis bezeugte, was ihm die Anerkennung und das Vertrauen der Landwirte derart erwarb, daß er den Vorsitz der Lokalabteilung Bonn des landw. Vereins für Rheinpreußen jahrzehntelang innehatte.

Große Verdienste hat sich Sch. auch auf tierärztlichem Gebiete erworben, worin er besonders wegen seines eifrigen Studiums der einschlägigen Literatur hervorragende Kenntnisse besaß, welche er auch jüngeren Tierärzten, die ihn wegen seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit halber gern und oft um Rat fragten, zugute kommen ließ. Ebenso wie dem landwirtschaftlichen widmete Sch. auch dem tierärztlichen Vereinswesen großes Interesse. Lange Jahre war er Präsident bezw. Ehrenpräsident des Vereins rheinpreußischer Tierärzte, welchen er im deutschen Veterinärrat würdig vertrat. Als Sch. im Jahre 1895 seine amtliche Tätigkeit niederlegte, wurde ihm in Anerkennung seiner hohen Verdienste um Veterinärwesen und Landwirtschaft der Kronenorden III. Klasse mit der Schleife verliehen.

Literatur: Berliner tierärztl. Wochenschrift, Jahrgang 1900, Nr. 25.

Dr. Quante.

Zürn, Friedr. Anton, Universitätsprofessor für Tierheilkunde, * 16. April 1835 zu Rudolstadt a. d. Saale, † 11. September zu Stadtsulza. — Z. studierte nach Beendigung seiner Gymnasialzeit in Dresden die Tierarzneiwissenschaft und ließ sich nach bestandenem Staatsexamen als Tierarzt in Schlotheim nieder, wo er 12 Jahre praktizierte und gleichzeitig mit dem Titel »Großherzoglich Sächsischer Ministerialassessor« als Referent im Großherzoglich Sächsischen Ministerium wirkte.

Im Jahre 1867 erhielt er einen Ruf als Dozent der Veterinärwissenschaften an das landwirtschaftliche Institut der Universität Jena und 2 Jahre darauf verlieh ihm die medizinische Fakultät der Universität Jena honoris causa den Doktortitel der Medizin. 1871 wurde er in Jena zum außerordentlichen Professor ernannt und leistete am 1. April 1872 in gleicher Eigenschaft einem Rufe nach Leipzig Folge, wo ihm 1884 der Titel eines Hofrates verliehen und er im Jahre 1891 zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt wurde, in welcher Stellung er bis zu seiner Pensionierung am 1. April 1899 wirkte. Die Zeit des Ausruhens von einem erfolgreichen arbeitsamen Leben sollte für ihn nur kurz bemessen sein, da er schon $1\frac{1}{2}$ Jahre darauf von einem langwierigen, schweren Leiden dahingerafft wurde.

In den 27 Jahren, welche Z. an der Universität Leipzig wirkte, hat er sich einen Ruf in der wissenschaftlichen Welt erworben, der seinen Namen auch über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt gemacht hat. In seiner Eigenschaft als akademischer Lehrer verstand er es hervorragend, durch seine klare und leicht verständliche Vortragsweise, verbunden mit großem,

praktischem Wissen in seinen Schülern, vorwiegend Studierenden der Landwirtschaft, das Interesse zu wecken für die verschiedensten Zweige der landwirtschaftlichen Tierheilkunde, als da sind: Tierbehandlung und Pflege, Seuchenlehre, Körperbau, Verrichtungen der landwirtschaftlichen Haussäugetiere usw. Zur wirksamen Unterstützung seines Vortrages dienten ihm in erster Linie die reichhaltigen und zweckmäßig geordneten Sammlungen des von ihm im Jahre 1877 begründeten Veterinärinstituts, an dessen Vervollkommnung er unermüdlich arbeitete, und die von ihm geleitete Tierklinik, in welcher er während seiner akademischen Lehrtätigkeit in Leipzig annähernd 60000 Tiere behandelte.

Nicht allein durch seine erfolgreiche, wissenschaftliche Lehrtätigkeit erwarb sich Z. bei seinen Schülern ein dauerndes, dankbares Andenken, sondern auch durch seine Persönlichkeit an und für sich. Güte und Freundlichkeit und strenge Rechtlichkeit waren die Grundzüge seines Charakters. Dabei ein fleißiger gewissenhafter und uneigennütziger Arbeiter, war er seinen Schülern ein leuchtendes Vorbild. Groß war auch sein Humanitätssinn, den er speziell dadurch bezeugte, daß er ein eifriger Förderer und Freund aller Tierschutzbestrebungen war. Er wurde deshalb anläßlich seines 25jährigen Professorenjubiläums an der Leipziger Universität am 1. April 1897 zum Ehrenvorsitzenden des Leipziger Tierschutzvereins ernannt, wie er als Ehrenmitglied zahlreichen anderen Tierschutz-, tierärztlichen und landwirtschaftlichen Vereinen gleichfalls angehörte.

Wissenschaftlich produktiv war Z. auf den verschiedensten Gebieten der Veterinärmedizin, doch beschäftigte er sich ganz besonders mit den tierischen und pflanzlichen Haustierparasiten, sowie mit den Geflügelkrankheiten. Seine langjährigen Erfahrungen in diesen Wissenszweigen legte er nieder in seinem vornehmsten und in seiner eigenartigen Vollkommenheit noch heute unerreicht dastehenden Lebenswerk »Die tierischen und pflanzlichen Parasiten auf und in den Körpern unserer landwirtschaftlichen Haussäugetiere. I. Teil: Tierische Parasiten (2. Aufl. 1882), II. Teil in Gemeinschaft mit Dr. Plant: Pflanzliche Parasiten« (II. Aufl., Weimar 1887 und 1889).

Von der sonstigen großen Zahl von Werken und Abhandlungen, welche Z.s Ruf als Gelehrten mitbegründet haben, sind die wichtigsten folgende:

Handbuch der tierärztlichen Geburtshilfe, Nordhausen 1861. — Anatomie und Physiologie der Haussäugetiere (mit Atlas), Leipzig 1869. — Zusammen mit Küchenmeister: Die Parasiten des Menschen, 2. Aufl, Leipzig 1881. — Tierärztliche Heilmittellehre für Landwirte, Leipzig 1879. — Die Lehre vom Hufbeschlag, 8 Aufl. Weimar 1892. — Die Krankheiten des Hausgeflügels, Weimar 1882. — Zusammen mit Müller: Die Untugenden der Haustiere, Weimar 1885. — Katechismus der landwirtschaftlichen Tierheilkunde, Weimar 1891. — Krankheiten der Kaninchen, Leipzig 1894. — Tuberkulose der Haustiere, Leipzig 1895. — Geschirrkunde und Beschirrungslehre, Leipzig 1896. — Daneben hat Z. eine Fülle von kleineren Broschüren und Aufsätzen verfaßt, die in den verschiedensten Fachzeitschriften verstreut sind.

Literatur: Leipziger Illustrierte Zeitung, Jahrg. 1900, Nr. 2987. Landwirtsch. Presse, XXVII. Jahrg., Nr. 76.

Dr. Quante.

Ernst, Ludwig, Professor, Direktor der Wiesenbauschule, * 2. September 1839 zu Siegen, † 2. Januar 1900 ebendaselbst. — Nachdem E. das Realgymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, studierte er von 1857—1860 in Bonn und Heidelberg Naturwissenschaft; sein Spezialfach war Chemie. Vom April 1862—1864 war er Assistent am chemischen Laboratorium von Professor Dr. Erlenmeyer in Heidelberg, und darauf wirkte er 1 3/4 Jahre als

Chemiker in der chemischen Fabrik von L. C. Marquardt in Beuel b. Bonn. Im Jahre 1866 zog er als Unteroffizier mit gegen Österreich und wurde zum Sekondeleutnant befördert. Nach der Rückkehr aus dem Feldzuge trat er in das Droguen- und Chemikaliengeschäft seines älteren Bruders in Elberfeld als technischer Leiter, und von 1868 ab als Teilhaber ein. Bereits glücklich verheiratet, folgte er der deutschen Fahne zum zweiten Male im Kriege gegen Frankreich.

Am 1. April 1872 verlegte E. seinen Wohnsitz nach Siegen und lebte hier als Rentner. Von jetzt ab fand und benutzte er jede Gelegenheit, seine Kräfte, sein reiches Wissen, seine vielen mit selten scharfer Auffassungsgabe und kritischem Blick gesammelten Erfahrungen in uneigennützigster Weise für das Gemeinwohl seines Heimatkreises, aber auch des weiteren Vaterlandes zu verwerten. Als solcher Förderer des Gemeinwohls erwies er sich als Abgeordneter des Kreistages, als Mitglied des Kreisausschusses, des Provinziallandtages, des Provinzialausschusses des Stadtverordnetenkollegiums der Stadt Siegen, und mehr als 10 Jahre hindurch als Vorsteher desselben; ferner als Mitglied des evangelischen Schulvorstandes, des Kuratoriums des Realgymnasiums, und nicht zum wenigsten als Mitglied des Vorstandes des Kultur- und Gewerbevereins (landwirtschaftlichen Vereins) des Kreises Siegen; über 25 Jahre lang gehörte er diesem Vorstande ununterbrochen an. Das Vertrauen seiner Mitbürger beschränkte sich aber nicht auf die Tätigkeit E.s in Stadt, Kreis und Provinz, denn am 21. November wurde E. mit einer großen Majorität zum Abgeordnetenhause für den deutschen Reichstag gewählt, welchem er nach seiner Wiederwahl im Jahre 1877 bis zu der wegen des Kaiserattentates erfolgten Auflösung als Mitglied der nationalliberalen Partei angehörte.

Eine Schöpfung des oben erwähnten Kultur- und Gewerbevereins ist die im Jahre 1853 ins Leben gerufene Wiesenbauschule. Am 24. Oktober 1882 übernahm E. das Direktorium an dieser Anstalt, und zwar ehrenamtlich. An der Spitze dieser Bildungsstätte eröffnete sich für ihn so recht das Feld, den landwirtschaftlichen Interressen nicht nur seines geliebten Siegerlandes, sondern des ganzen Vaterlandes in hervorragender Weise zu dienen, und E. war ein Mann, der alles, was er begann, ganz, bis zur erreichbaren Vollkommenheit mit zäher Ausdauer tat. Darum widmete er dieser Anstalt über 17 Jahre hindurch seine besten Kräfte.

Sein klarer, weitschauender Blick erkannte nicht nur das Bedürfnis einer vermehrten Heranbildung von Hilfskräften für den technischen Meliorationsdienst bei den immer mehr hervortretenden Bestrebungen zur Verbesserung der vielen, einer rationellen landwirtschaftlichen Kultur noch harrenden Landstriche des Vaterlandes, sondern er fand auch die Mittel und Wege, mit sicherem, gleichmäßigem Schritt die Wiesenbauschule zu einer vorher wohl kaum geahnten Höhe und zu einer Bedeutung für das ganze Meliorationswesen, und somit für die vaterländische Landwirtschaft emporzuheben.

Wie die Wertschätzung dieser Anstalt von Jahr zu Jahr in der Nähe und Ferne, bei den Bewohnern des Kreises Siegen und der umliegenden Kreise, sowie bei den Staatsbehörden von Jahr zu Jahr zunahm, geht am besten daraus hervor, daß mit jedem Jahr die Zahl der Schüler wuchs, andererseits daraus, daß die abgehenden jungen Kulturtechniker sofort Beschäftigung im staatlichen Meliorationsdienst fanden. Bei der Übernahme des Direktoriums der Wiesenbauschule von seiten E.s betrug die Frequenz 25 Schüler in 2 Klassen,

bei seinem Tode zählte die Anstalt über 200 Schüler, auf 4 Schulklassen und eine besondere Fachklasse, die Meisterklasse, verteilt.

Als sichtbares Zeichen der hohen Anerkennung, welche die Staatsregierung E. sowohl für seine segensreiche Wirksamkeit an der Spitze der Wiesenbauschule als auch in den vielen anderen öffentlichen Ehrenämtern, die er bekleidete, zollte, wurde ihm am 4. September 1889 der Königliche Kronenorden, und am 7. November 1892 der Professortitel verliehen.

Literatur: 47. Jahresbericht der Wiesenbauschule in Siegen. »Siegener Zeitung« vom 4, 9. und 12. Januar. (1901.) Dr. Quante.

Frank, Albert Bernhard, Dr., Professor der Botanik, * 17. Januar 1839 zu Dresden, † 27. September 1900 zu Berlin. — Seinen Schulunterricht genoß F. in Dresden in der Annenrealschule und dann am dortigen Gymnasium zum Heiligen Kreuz. Nachdem er im Frühjahr 1861 das Abiturientenexamen bestanden hatte, bezog er die Universitat Leipzig, an der er zuerst ein Semester lang Medizin und dann Naturwissenschaften, speziell Botanik studierte. Im Jahre 1865 promovierte er in Leipzig, wurde dann Kustos am dortigen Universitätsherbarium und habilitierte sich 1867 als Privatdozent für Botanik. Im Jahre 1878 erlangte er an der Universität Leipzig eine außerordentliche Professur.

In dieser ersten Zeit seiner wissenschaftlichen Tätigkeit wandte sich F. neben dem Studium der systematischen Botanik, was ja natürlich durch seine amtliche Tätigkeit als Kustos des Herbariums geboten war, physiologischen Fragen rein wissenschaftlicher Art zu. Die Resultate dieser ersten Forschungen F.s auf pflanzenphysiologischem Gebiete, welche anfangs teilweise bekämpft wurden, haben heutigen Tages allgemeine Anerkennung gefunden.

Eine neue Periode der wissenschaftlichen Tatigkeit F.s begann im Jahre 1881, wo er einem an ihn ergangenen Rufe als Professor der Pflanzenphysiologie an die Berliner Landwirtschaftliche Hochschule folgte. An Stelle des Studiums der rein wissenschaftlichen Botanik wandte er sich von da ab solchen botanischen Fragen zu, die für die Landwirtschaft von besonderer Bedeutung sind. Hierher gehörte namentlich die Frage betreffend Nutzbarmachung des freien atmosphärischen Stickstoffs durch die Pflanze zu ihrer Ernahrung vermittels Bakterien, ein Gebiet, auf dem schon Hellriegel und andere hervorragende Forscher gearbeitet hatten. Die von F. auf diesem Gebiete gemachten experimentellen Untersuchungen, deren Resultate er in einer größeren Reihe von Arbeiten niederlegte, stehen vielfach im Gegensatz zu den Forschungen älterer und neuerer Autoritäten, doch sind die Streitpunkte, welche die Theorie der Bakteroiden und der Assimilation des freien Stickstoffs durch die Pflanzen betreffen, noch nicht endgültig entschieden. Immerhin bleibt es das große Verdienst F.s, die Forschungen auf diesem pflanzenphysiologischen Gebiete kräftig gefördert zu haben, mögen sich vielleicht auch noch einige seiner Theorien später als unhaltbar erweisen.

Mit großem Erfolge hat F. des weiteren die Lehre der Ernährung der höheren Pflanzen durch Pilze ausgebaut, und die Resultate seiner Forschungen in dieser Frage über die sogenannten Mykorrhizen weichen weniger von denen anderer Forscher ab.

Eine dritte Periode der wissenschaftlichen Tätigkeit, die sich auf ein ganz neues Gebiet erstreckte, begann für F., als das Institut für Pflanzenphysiologie an der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule zu einem solchen für Pflanzen-

physiologie und Pflanzenschutz erweitert wurde. Jetzt wandte sich F. nämlich mit größtem Eifer und Erfolg dem Studium der Pflanzenkrankheiten zu, das von jeher eines seiner Lieblingsgebiete gewesen war, und worüber er schon in seiner Leipziger Zeit eine Reihe kleiner Arbeiten veröffentlicht hatte. Im Jahre 1880 war auch bereits sein Buch »Die Krankheiten der Pflanzen« als selbständiges Werk erschienen, dessen Neuauflage in 3 Bänden 1895/96 erfolgte. Trotzdem schon vorher die klassischen Arbeiten von De Bary und Woronius, sowie das Kühnsche Buch: »Die Krankheiten der Kulturgewächse« existierten, war doch die erste Ausgabe des F.schen Werkes für die Geschichte der Pflanzenkrankheiten ein Ereignis von hoher Bedeutung, da zu jener Zeit die Pflanzenpathologie noch in den Anfängen steckte.

Mitte der achtziger Jahre hatte F. Gelegenheit zu beweisen, daß er auch der Mann war, durch geeignete Maßnahmen seine pflanzenpathologischen Forschungen zum Wohle der Volkswirtschaft praktisch zu verwerten. Die Veranlassung dazu war folgende: im alten Lande an der Unterelbe, einem wichtigen deutschen Obstbaugebiete, war eine schwere Erkrankung an den Süßkirschbäumen ausgebrochen, die sich in einem Zeitraum von etwa 8 Jahren immer mehr ausgebreitet und die Kirschproduktion, eine der Haupteinnahmequellen jener Gegend, so gut wie vernichtet hatte. Da erhielt F. seitens des Landwirtschaftsministeriums den Auftrag, über die Ursachen der Krankheit und die Mittel zu ihrer Abhilfe Untersuchungen anzustellen. F., dessen Arbeitskraft hierdurch mehrere Jahre zum größten Teil in Anspruch genommen war, fand, daß es sich um einen zwar schon längst bekannten, jedoch bisher nicht so gefährlich aufgetretenen Pilz handele. Da F. ferner feststellte, daß die von diesem Pilz befallenen Blätter nicht von den Kirschbäumen fielen, sondern wie angekittet kleben blieben, und so die Krankheitserreger für das nächste Jahr wurden, empfahl er der Regierung im Herbst 1886, das hängengebliebene Laub zwangsweise entfernen zu lassen. Die Regierung handelte nach F.s Ratschlage, und der Erfolg war, daß das nächste Jahr schon wieder eine gute Kirschernte brachte und nach Verlauf noch eines Jahres der Pilz vollständig vertilgt war.

Eingehende Untersuchungen und Studien verwandte F. auch auf die Getreidekrankheiten, und er war noch mit der experimentellen Prüfung der unter den Praktikern herrschenden Ansichten über die das Auftreten des Rostes begünstigenden Faktoren beschäftigt, als ihn der Tod dahinraffte. Des Weiteren beschäftigte sich F. mit Erkrankungserscheinungen an den Kartoffeln und an den Zuckerrüben, und seine diesbezüglichen Studien haben zu manchen interessanten und neuen Ergebnissen geführt.

Wenn nun auch der Schwerpunkt der F.schen Tätigkeit von jeher auf botanischem Gebiete lag, so brachten seine Untersuchungen auf dem Gebiete der Pflanzenpathologie es doch mit sich, daß er sich auch mit zoologischen Fragen beschäftigte, z. B. mit der St. José-Schildlaus, über deren Forschung er die Resultate in dem sogenannten Schildlausbuche niedergelegt hat.

Neben seiner Tätigkeit auf dem Forschungs- und schriftstellerischen Gebiete wandte F. sich mit größtem Eifer seinem akademischen Lehramte zu. Er war ein meisterhafter Redner, dessen Vorlesungen sich durch große Klarheit und leichte Verständlichkeit auszeichneten. Dabei setzte er nur elementare Kenntnisse voraus, auf denen er seine Kollegien aufbaute, so daß letztere sich naturgemäß bei den Hörern an der Landwirtschaftlichen Hochschule der größten Beliebtheit erfreuten.

In der ersten Zeit seiner Lehrtätigkeit widmete sich F. auch in hohem Maße der praktischen Ausbildung seiner Schüler im pflanzenphysiologischen Institut zu, und manche tüchtige Männer sind daraus hervorgegangen. Später war ihm das allerdings nicht mehr in dem Maße möglich, da er zu sehr durch seine Forschungs- und schriftstellerische Tätigkeit in Anspruch genommen war. Schon die Untersuchung der aus den verschiedensten Gegenden eingegangenen Exemplare von mit Krankheiten behafteten Pflanzen in seinem pflanzenpathologischen Institut nahmen einen großen Teil seiner Zeit in Anspruch. Als sein Institut für Pflanzenphysiologie zu einem solchen für Pflanzenphysiologie und Pflanzenschutz erweitert worden war, gehörte es nämlich auch zu dessen Aufgaben, beim Auftreten von Pflanzenkrankheiten den Interessenten mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. In welchem Maße hiervon im Laufe der Zeit von seiten der praktischen Landwirte Gebrauch gemacht wurde, geht daraus hervor, daß bei Begründung des Instituts im Jahre 1891 30 Anfragen einliefen, welche Zahl bis zum Jahre 1899 auf 600 pro anno gestiegen war.

Aber auch nach anderer Richtung hin suchte F. mit der Praxis der Landwirtschaft in Fühlung zu bleiben. So hielt er oftmals Vorträge über die neuesten Forschungsgebiete der Pflanzenphysiologie und des Pflanzenschutzes im Klub der Landwirte in Berlin und in sonstigen landwirtschaftlichen Vereinen, wo er ebenfalls seines klaren, leicht verständlichen Vortrages halber ein gern gehörter Redner war. Auch an den Verhandlungen der Deutschen botanischen Gesellschaft, bei welcher er seit deren Gründung das Amt des ersten Schriftführers bekleidete, nahm F. regen Anteil.

Im Jahre 1899 trat an F. eine neue, schwere Aufgabe heran, als ihm im Kaiserlichen Gesundheitsamt die Leitung der neuerrichteten biologischen Abteilung für Land- und Forstwirtschaft übertragen wurde. Mit unermüdlichem Eifer trat er an die ihm hierdurch gestellten neuen Aufgaben heran, als er von einer Magenkrankheit befallen wurde, die sich so schnell verschlimmerte, daß er im Anfang des Sommers 1900 plötzlich seine Tätigkeit unterbrechen mußte, um in Kissingen und Oberhof Heilung zu suchen, die ihm nicht mehr werden sollte. Krank kehrte er nach Berlin zurück, dem Tode entgegengehend, ohne allerdings selbst die Hoffnung auf Genesung aufzugeben, und bis in die letzten Lebenstage noch in der Wissenschaft arbeitend und schaffend, als er durch einen heftigen Bluterguß am 11. September aufs Sterbelager geworfen wurde.

Große Verdienste hat sich F. um den Pflanzenschutz erworben, welchen er begründet und wissenschaftlich weiter ausgebaut hat, eine Tatsache, welche von seinen Kollegen und Schülern stets gewürdigt werden wird. Schon bei seinen Lebzeiten ist ihm eine Anerkennung seiner großen Verdienste um die Wissenschaft durch sichtbare Ehrungen nicht versagt worden. So bekleidete er in den Jahren 1895—1897 das Amt eines Rektors an der Königlichen Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin, er war Inhaber des Roten Adlerordens IV. Klasse, sowie der Zentenarmedaille, und 1899 wurde er zum Geh. Regierungsrat ernannt.

Die literarische Tätigkeit F.s war eine enorme, und es würde zu weit führen, eine genaue Aufzählung seiner sämtlichen wissenschaftlichen Abhandlungen vorzunehmen; nur seine Lehrbücher sollen hier einzeln angegeben werden, es sind folgende:

1. Pflanzentabellen, Leipzig, III. Aufl. 1877, IV. Aufl. 1881, V. Aufl. 1887, VI. Aufl. 1891, VII. Aufl. 1897. 2. Grundzüge der Pflanzenphysiologie, Hannover 1882. 3. Die

Krankheiten der Pflanzen, Breslau, I. Aufl. 1880, II. Aufl. 1895/96. 4. Leunissche Schulnaturgeschichte, Hannover, IX. Aufl. 1879, X. Aufl. 1884, XI. Aufl. 1890, XII. Aufl. 1900. 5. Leunis: Synopsis der Pflanzenkunde, Hannover, II. Aufl. 1877, III. Aufl. 1883/86. 5a. Leunis: Analytischer Leitfaden für den ersten wissenschaftlichen Unterricht in der Naturgeschichte, Hannover, VIII. Aufl., 1878, IX. Aufl. 1886, X. Aufl. 1890, XI. Aufl. 1895. 6. Lehrbuch der Botanik, Leipzig 1892/93. 7. Lehrbuch der Pflanzenphysiologie, Berlin, I. Aufl. 1890, II. Aufl. 1896. 8. Pflanzenkunde für niedere und mittlere Landwirtschaftsschulen, Hannover u. Leipzig 1894. 9. F. und Sorauer: Pflanzenschutz-Sammlung von Arbeiten der D.L.G., I. Aufl 1892, II. Aufl. 1896. 10. Kampfbuch gegen Schädlinge unserer Feldfrüchte, Berlin 1897. 11. F. u. Krüger: Schildlausbuch, Berlin 1900. Des Weiteren hat F. noch eine große Zahl von Abhandlungen veröffentlicht, und zwar in den verschiedensten Zeitschriften, nämlich 81 Abhandlungen aus dem Gebiete der allgemeinen Botanik, davon allein 44 die Stickstofffrage betreffend. Ferner 120 Aufsätze über Pflanzenkrankheiten und Pflanzenschutz, nämlich 7 über die neuen Getreidepilze, 11 über tierische Schädlinge, 7 über verschiedene Krankheiten, 26 über die Krankheiten der Zuckerrüben, 11 über Kartoffelkrankheiten, 31 über die Krankheiten der Obstbäume, 27 über die Krankheiten verschiedener Kulturpflanzen und 7 über verschiedene Gegenstände des Pflanzenschutzes. Schließlich hat F. noch 6 Farbendruckplakate über Pflanzenkrankheiten herausgegeben und zusammen mit Tschirsch Wandtafeln für den Unterricht in der Pflanzenphysiologie.

Literatur: 1. Aufsatz von Dr. Krüger in den Berichten der Deutschen botanischen Gesellschaft. 2. Illustrierte Landwirtsch. Zeitung, Jahrg. 1900, Nr. 80. 3. Deutsche Landwirtsch. Presse, XXVII. Jahrg., Nr. 80. Dr. Quante.

Mayer, Rudolf F., Professor am Wiener Polytechnikum, * 25. März 1861 in Wien, † 30. November 1900. — M. gehörte trotz seiner Jugend zu den hervorragenden Lehrern und Fachmännern auf dem Gebiete der Theorie des Brückenbaues. Als Ingenieur der Brückenbau-Anstalt Gridl hatte M. zahlreiche praktische Erfahrungen gewonnen, u. a. auch an der Konstruktion der großen Kuppeldächer für die Gasometer in Erdberg bei Wien, der Dächer der Wiener Hofburg usw. sich hervorragend beteiligt. 1889 wurde M. Konstrukteur für Brückenbau an der Wiener Technik, supplierte als solcher die Lehrkanzel für Brückenbau nach Rebhanns Tode und erhielt 1893 die außerordentliche, 1897 die ordentliche Professur für Baumechanik und Graphische Statik, sowie für Theorie der Hochbau-Konstruktionen. Seine Vorträge fesselten durch die Frische der Darstellung, durch die Tiefe der Gedanken und durch die geschickte, den mehr oder minder spröden Stoff belebende Verwertung praktischer Erfahrungen. Leider ließ sich M. bewegen, im Januar 1899 auch die Vorträge über technische Mechanik aushilfsweise zu übernehmen und sich hierdurch eine Belastung aufzubürden, der er — ohnehin kränkelnd — körperlich nicht gewachsen war und die ohne Zweifel die Ursache seines vorzeitigen Todes wurde. Von den vielen beachtenswerten Aufsätzen, die M. in der »Deutschen Bauzeitung« und in der »Zeitschrift des österr. Ingenieur- und Architekten-Vereines« veröffentlichte, seien erwähnt: Durchbiegung frei aufliegender Träger, Seitensteifigkeit offener Brücken, Druckfestigkeit von Stäben, Druckverteilung in Fundamenten. A. Birk.

Doderer, Wilhelm von, Hofrat, * 2. Januar 1825 zu Heilbronn, † 13. Mai 1900. — Nach Absolvierung der Mittelschule trat D. im Alter von 15 Jahren zur praktischen Erlernung der Bauhandwerke als Steinmetz und Maurer in die Lehre, besuchte dann das Polytechnikum in Stuttgart und ging, nachdem er einige Bauten in Heilbronn ausgeführt hatte, auf die Berliner Bauakademie, wo er sich künstlerischen Studien widmete, nach deren Vollendung er sich nach Wien wandte. Aus den Ateliers van der Nülls und Siccardsburgs erfolgte seine Berufung als »Professor der schönen Architektur« an die seither

aufgehobene Genieakademie in Klosterbruck bei Znaim. Während seiner Tätigkeit an dieser Anstalt veröffentlichte D. die von ihm über Auftrag des Kriegsministeriums vorgenommenen Aufnahmen und Zeichnungen sämtlicher österreichischer Militärbildungsanstalten, Akademien usw. in einem großen Sammelwerke, weiters auch eine mit zahlreichen Autographien versehene architektonische Formenlehre. 1866 übernahm D. die Professur für Hochbau und Architektur an der Technischen Hochschule in Wien. Neben seiner erfolgreichen Lehrtätigkeit entfaltete er nunmehr auch eine nicht minder erfolgreiche private Bautätigkeit als Architekt. Zu den von ihm geschaffenen hervorragenden Bauten zählen das Korpskommando in der Universitätsstraße in Wien und die Neubauten im Herkulesbade in Mehadia, die sich durch die Großartigkeit der Gesamtanordnung, die eigenartige Gestaltung und malerische Gruppierung der Bauwerke, sowie durch die wunderbare Harmonie mit dem landschaftlichen Bilde auszeichnen.

D. war 1876 Rektor der Technischen Hochschule, zuletzt auch Mitglied des Patentgerichtshofes. An Auszeichnungen besaß er den Kaiser Franz-Josef-Orden und den Orden der Eisernen Krone III. Klasse. Als Lehrer war er außerordentlich beliebt. Die kräftige Erscheinung, die militärische Haltung flößten den Studierenden Ehrfurcht ein, aber sein anheimelnder schwäbischer Dialekt, sein wohlwollender Blick und sein freundliches Wesen gewannen ihm bald deren Zuneigung und Vertrauen.

Die »Monatsschrift f. d. öffentl. Baudienst« widmete seinem Leben und Wirken eine längere Abhandlung, die im Jahrgange 1900, S. 223 veröffentlicht wurde und ein wohlgelungenes Bild Doderers umrahmt. A. Birk.

Tolkmitt, Gustav, Königl. Baurat, * 1848, † 15. März 1900. — Nicht häufig trifft man Männer, wie T., die auch bei überaus lebhafter praktischer Betätigung noch den Sinn für exakte Wissenschaften, die Freude an den Lehren und der Entwicklung der Mathematik bewahren und die es verstehen, deren Anwendung auf die Baufächer — im vorliegenden Falle Wasser- und Brückenbau — erfolgreich auszugestalten, indem sie aus ihrer Berufstätigkeit immer neue Anregungen zur Pflege und Förderung ihrer Lieblingswissenschaften schöpfen. T. hatte schon auf der Berliner Bauakademie, die er 1868 bis 1872 besuchte, sich mit besonderer Vorliebe der Mathematik gewidmet, und als Wasserbauinspektor in Kiel (1886—1889), Köpenick und Eberswalde (1890—1895) vielfach Gelegenheit gefunden, sich mit mathematisch-technischen Fragen eingehend zu beschäftigen. So erschien von ihm eine »Studie über das Projekt eines Oder-Warthe-Kanals« (1881), eine Abhandlung über das »Entwerfen und Berechnen der Brückengewölbe« (1885) usw. Im Jahre 1895 ging T. auf die Dauer eines Jahres nach der Republik Uruguay, wo er bei den Hafenbauten in Montevideo und bei der Regulierung des Rio negro mitwirkte. Nach seiner Rückkehr schied er wegen Erkrankung sehr bald aus dem Staatsdienste und lebte in Charlottenburg ganz seinen Studien.

In rascher Folge veröffentlichte er: »Grundlagen der Wasserbaukunst« (1898), »Der Wasserweg von der Oder zur Havel« (1899), »Bauaufsicht und Bauausführung« (1899) und »Leitfaden für das Entwerfen und Berechnen der Brückengewölbe« (1895). Dieses letztgenannte Werk, das sich durch Klarheit der Darstellung und Einfachheit der gezeigten Methoden auszeichnet, erlebte kurz nach seinem Tode eine zweite Auflage. T. hat auch für das

»Handbuch der Ingenieurwissenschaften« das Kapitel über »Stauwerke« geschrieben. Die ihm von Fachblättern gewidmeten Nachrufe rühmen neben seinem reichen Wissen auch seine große Herzensgüte. A. Birk.

Köster, Hans, dramatischer Dichter, * am 16. August 1818 in Kritzow bei Wismar, † am 6. September 1900 in Ludwigslust (Mecklenburg). — K. hatte nach Absolvierung des Gymnasiums in Berlin, Bonn und München Philosophie studiert, sich auch die Würde eines Dr. phil. erworben, aber wohl nie die Absicht gehabt, eine öffentliche amtliche Stellung zu erstreben. Seine Neigung sowohl als auch seine günstigen äußeren Verhältnisse wiesen ihn auf die Landwirtschaft hin. Während eines zweijährigen Aufenthalts in Italien und Frankreich schrieb er mehrere Dramen, die als Lesedramen von der Kritik zwar günstig aufgenommen wurden, indes keinen Eingang auf der Bühne fanden. Da auch spätere Dramen selbst von der Kritik kühl behandelt wurden, zog er sich für ein Jahrzehnt ganz von der schriftstellerischen Tätigkeit zurück und gab sich der Muße des Landlebens hin. Seine bisher veröffentlichten dramatischen Arbeiten waren »Alcibiades. Trauerspiel« (1839), »Schauspiele« (1842, enthaltend: Maria Stuart — Konradin — Luisa Amidei — Polo und Franzeska), »Heinrich IV. von Deutschland. Trilogie« (1844), »Ulrich von Hutten. Trauerspiel« (1846), »Luther. Tragödie« (1847), »Der Große Kurfürst. Historie« (1851). Inzwischen hatte sich K. mit der berühmten Opernsängerin Luise Schlegel (1843) verheiratet, die von 1847—62 an der königl. Hofoper in Berlin wirkte, und die er auf ihren großen Gastspielreisen begleitete, verlebte aber den Sommer gewöhnlich auf seinem Rittergute Bagenz bei Spremberg. Hier nahm er auch seine Tätigkeit als Schriftsteller wieder auf, verfaßte die Dramen »Hermann der Cherusker« (1861) und »Der Tod des Großen Kurfürsten« (1866), die Lustspiele »Liebe im Mai« (1866) und »Der Maler von Florenz« (1873), die Novellensammlungen »Liebe und Leiden« (1862) und »Erlebnisse und Gestaltungen« (1872), die patriotischen Lieder in »Kaiser Wilhelm und sein Heer« (1868) und in »Kaiser und Reich« (1872), die »Psalmenweisen« (1879), freie Bearbeitungen einzelner Psalmen, und die epischen Dichtungen »Hiob. Episches Gedicht. Die Bergpredigt. Biblisches Idyll« (1885). In den Jahren 1867—73 vertrat K. im deutschen Reichstage den Wahlkreis Kotthus-Spremberg und hielt sich zur konservativen Partei. Danach zog er sich vom politischen Leben zurück und widmete sich zunächst auf seinem Landgute Schlichow bei Kottbus der Landwirtschaft und literarischer Beschäftigung. Im Jahre 1890 verlegte er seinen Wohnsitz nach Neuzelle, wo er auf dem Priorsberg eine reizend gelegene Villa innehatte, und 1895 nach Ludwigslust in Mecklenburg, wo er auch gestorben ist. Sein Sohn ist der jetzige Admiral der deutschen Marine von Köster.

Heinrich Kurz, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 4. Bd. S. 561. — Über Land und Meer, Jahrg. 1892—93, Nr. 46. Beilage. Franz Brümmer.

Kirchner, Friedrich, Philosoph, Dichter und Literaturhistoriker, * am 1. Mai 1848 in Spandau, † am 6. März 1900 in Berlin. — K. war der Sohn eines Militärgeistlichen, hatte das Gymnasium seiner Vaterstadt und danach das Joachimstalsche Gymnasium in Berlin besucht und war 1867 auf die Universität Halle gegangen, wo er Theologie, Philosophie und Geschichte studierte. Diese Studien setzte er seit 1869 in Berlin fort, wo er auch Mitglied und später Leiter (bis 1872) des Studentenkonvikts »Johanneum« wurde.

Zwischendurch hatte er auch als Mentor eines jungen Adeligen eine größere Bildungsreise durch Deutschland und die Schweiz gemacht. Dann war er zwei Jahre lang Erzieher in Manchester in England und promovierte von hier aus zum Dr. phil. und Lic. theol. Heimgekehrt, legte er die erste theologische Prüfung und das Examen *pro facultate docendi* ab und fand nach abgelaufenem Probejahr eine Anstellung als Lehrer am königl. Realgymnasium in Berlin. An dieser Anstalt ist er — seit 1893 als Professor — bis zu seinem frühen Tode tätig gewesen. Daneben wirkte er seit 1882 auch als Dozent für Philosophie und Literaturgeschichte an der Humholdtakademie, sowie durch öffentliche Vorträge. — K. ist besonders auf dem Gebiete der Philosophie als Schriftsteller tätig gewesen. Seine Hauptwerke sind: »Leibniz. Sein Leben und Denken« (1876); »Katechismus der Geschichte der Philosophie« (1877. 3. Aufl. 1896); »Hauptpunkte der Metaphysik« (1879); »Diätetik des Geistes« (1884. 2. Aufl. 1886); »Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe« (1886. 3. Aufl. 1897); »Logik« (1881. 2. Aufl. 1890); »Psychologie« (1883. 2. Aufl. 1895). »Der Standpunkt des Verfassers ist der eines rationalen Realismus, d. h. er betrachtet die Vernunft als höchste Instanz, fordert aber, daß sie die Resultate der Naturforschung bei ihren Konstruktionen berücksichtige; ferner sucht er Glauben und Wissen, d. h. die Forderungen des Gemüts mit denjenigen der Vernunft zu versöhnen.« Diesen Standpunkt hält er auch in seinen pädagogischen Schriften fest, wie »Reform des Religionsunterrichts« (1876), »Pädagogik« (1890) und »Geschichte der Pädagogik« (1899). Als Literaturhistoriker hat er einen »Synchronismus zur deutschen Nationalliteratur« (1885) gegeben, und in seinem Werke »Gründeutschland, ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung« (2. Aufl. 1894) mit den Materialisten und Naturalisten der Gegenwart abgerechnet. Zu nennen ist auch seine »Deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts« (1893). Als Dichter trat er 1875 mit einer Sammlung von Gedichten u. d. T. »Durch Kampf zum Sieg!« hervor, die 1878 u. d. T. »Gedichte« in 2. Aufl. erschienen; ihnen schlossen sich 1896 »Neue Gedichte« an.

Persönliche Mitteilungen. — Das geistige Berlin. Von Richard Wrede und Hans von Reinfels. 1. Bd. S. 243. — Adolf Hinrichsen, Das literarische Deutschland, 2. Aufl. S. 685.

Franz Brümmer.

Hosäus, Friedrich Wilhelm, Dichter und Schriftsteller, * in Dessau (Anhalt) am 7. September 1827, † daselbst am 17. Juli 1900. — H. war der Sohn eines Musikers und wurde daher schon frühe zur Beschäftigung mit der Musik angehalten: neben Klavier- und Orgelunterricht ging gleichzeitig die Einführung in die Theorie der Musik. Dennoch fühlte er sich von Jugend auf mehr zu den Wissenschaften hingezogen, besonders zur Theologie, und dem Studium derselben lag er seit 1846 in Halle und seit 1847 in Leipzig ob. Nachdem er 1849 die theologische Staatsprüfung in seiner Vaterstadt abgelegt hatte, weilte er ein Jahr in Erlangen und Neuendettelsau, wo er zu dem bekannten Pfarrer Löhe in freundschaftliche Beziehungen trat, war dann kurze Zeit Hauslehrer bei einem Herrn von Heynitz auf Heynitz bei Meißen und übernahm 1850 das Amt eines Hilfspredigers an den von der Landeskirche getrennten altlutherischen Gemeinden in Breslau und Waldenburg, das er aber schon 1852 aus Gesundheitsrücksichten wieder aufgab. Im folgenden Jahre wurde er von dem Erblandmarschall Grafen Friedrich Hahn auf Basedow in Mecklenburg zum Erzieher von dessen erwachsenen Söhnen berufen und

blieb in dieser Stellung zehn Jahre. Nur einen kleinen Bruchteil dieser Zeit verlebte er in Deutschland; dagegen führten ihn wiederholte Reisen mit seinen Zöglingen nach Frankreich und der Schweiz, nach Italien, Spanien, Belgien und Holland und Britannien. Mit besonderer Aufmerksamkeit studierte er die Sitten, Sprachen und Literaturen, bildende Kunst und Poesie, Archäologie und Geschichte dieser Länder. In Rom genoß er den bildenden Umgang mit Cornelius, Overbeck, Preller u. a.; in Paris besuchte er die Museen, Bibliotheken und hörte Vorlesungen an der Sorbonne; in London zog ihn besonders das Prinzeßtheater an, auf welchem damals die Shakespeare-Revivals unter Leitung von Charles Kean und seiner hochbegabten Gattin aufgeführt wurden. Zwischendurch holte sich H. 1859 in Rostock die Doktorwürde. Im Jahre 1863 wurde er Oberlehrer am Gymnasium in Dessau, und im Herbst 1866 übernahm er die weitere Erziehung der Prinzen Leopold und Friedrich von Anhalt, Söhne des damaligen Erbprinzen. Als dieselbe 1871 als vollendet angesehen wurde, blieb H. gleichwohl in seiner Hofstellung als Leiter der herzoglichen Bibliothek und als Lehrer der jüngeren Prinzen und Prinzessinnen des herzoglichen Hauses. 1875 gründete er mit einigen Freunden den Verein für anhaltische Geschichte und Altertumskunde; auch hat er jahrelang den anhaltischen Kunstverein geleitet. Sein Herzog ernannte ihn 1869 zum Hofrat und 1887 zum Geheimen Hofrat. — H. ist vorwiegend lyrischer und dramatischer Dichter. Seine erste Gabe war eine Übersetzung der von Fernan Caballero gesammelten Originaldichtungen spanischer Dichter, die u. d. T. »Spanische Volkslieder und Volksreime« (1862) erschien. Aus dem Eigenen bot er dann »Askania. Vaterländische Gedichte« (1885), die, von edlem Patriotismus durchweht, der Geschichte Anhalts gewidmet sind, »Geistliche Dichtungen« (1885), die zu einem erheblichen Teil Übertragungen aus dem Spanischen und Lateinischen sind, »Arendsee'er Lieder« (1866), zur Erinnerung an das Schloß Arendsee in der Uckermark gesungen, wo er oft als Freund und Gast des Grafen A. von Schlippenbach weilte, »Balladen und Elegien« (1886) und dann zuletzt »Gedichte« (1896). Die Hauptstärke des Dichters liegt indessen auf dramatischem Gebiete. Sehen wir von einigen Festspielen zu feierlichen Anlässen im herzoglichen Hause Anhalt und von anderen zu den christlichen Festen ab, so bleiben der Erwähnung wert »Die Amazone. Trauerspiel« (1863), »Prinz Louis Ferdinand. Vaterländisches Trauerspiel« (1865), »Kriemhild. Trauerspiel« (1868), »Die Verlobte. Drama« (1869), »Johanna von Kastilien. Drama nach dem Spanischen« (1871), »Don Sylvios Brautfahrt. Fastnachtsspiel« (1870) und »Absalom. Trauerspiel« (1868).

Persönliche Mitteilungen. — Adolf Hinrichsen, Das literarische Deutschland. 2. Aufl. Berlin 1891, S. 603. — Dichterstimmen der Gegenwart. 11. Jahrg. 1897, S. 361. — Karl Leimbach, Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. 4. Bd., S. 37.

Franz Brümmer.

Herold, Hedwig, Dichterin, * am 11. April 1845 in Dessau, † am 5. März 1900 in Berlin. — H. war die Tochter des Professors Gustav Rasmus in Dessau, der sich auch als Dichter bekannt gemacht hat, und erhielt unter seiner Leitung eine vortreffliche Erziehung und Bildung. Im Jahre 1865 verheiratete sie sich mit dem Postbeamten Emil Kluge, der durch sein episches Gedicht »Königgrätz« (1866) bekannt geworden ist, aber schon 1869 starb. Bei der Herausgabe der Gedichte ihres Gatten »Wilde Rosen« (1872) erwachte in der jungen Witwe selbst die Lust am Dichten, und nicht wenige

Stücke in jener Sammlung sind ihr geistiges Eigentum. Dann folgten das einaktige Lustspiel »Ein Gedicht« (1875) und das Drama »Die Sedanfeier« (1876), die beide auf dem Sommertheater in Dessau mit Erfolg aufgeführt wurden. Am 14. Mai 1877 heiratete Hedwig den Kammervirtuosen **Henri Herold**, dessen Konzertreisen ihr Gelegenheit boten, die Welt zu sehen und mit bedeutenden Männern in Berührung zu treten. Als ein großes Glück empfand sie die Freundschaft mit Julius Grosse in Weimar, der sich ihrer in jeder Beziehung tatkräftig annahm und ihr geistiger Berater wurde. Mit ihm gemeinsam schrieb sie das Trauerspiel »Die Herzogin von Ferrara« (1884). Andere Dramen, wie das Lustspiel »Die Entführung« (1886) und das Trauerspiel »Gustav der Dritte« (1894) sind nur als Manuskript gedruckt, aber an verschiedenen Hofbühnen erfolgreich aufgeführt worden. Auch als Erzählerin hat sie sich mit Glück versucht in ihren Romanen »Der Kleine und sein Stellvertreter« (1887) und »Nixenblumen« (1899) und in ihren reizenden »Märchen« (1894). Wenn die Dichterin nicht ihren Gatten auf seinen Reisen begleitete, hatte sie ihren ständigen Wohnsitz in Berlin, den sie auch beibehielt, als sie im Sommer 1883 zum zweitenmale Witwe geworden war.

Persönliche Mitteilungen. — J. B. Muschi uud Herm. Wäschke: Das litterarische Anhalt. Dessau 1888, S. 92.

Franz Brümmer.

Simon, Bernhard, Architekt, * 29. Februar 1816 in Niederurnen, Kanton Glarus, Schweiz, † 28. Juli 1900 in Baden-Baden, wo er in einem Sanatorium die leidenvollen letzten Monate seines langen tatenreichen Lebens verbrachte. — Als drittes von vier Kindern einer armen Bauernfamilie geboren, war der ihm scheinbar vorgezeichnete Lebensweg der eines Bauern. Aber der intelligente, regsame und resolute Knabe strebte höher hinaus. Er begann als Maurer- und Gipserlehrling, bewies hier schon im ersten Jahre ungewöhnlichen Fleiß und großes Zeichentalent und kam, protegiert durch einen gut situierten Onkel, im darauffolgenden Jahre schon auf ein Architekturbureau in Lausanne als erster Zeichnungsgehülfe. Rastlos strebte er voran, immer höheren Zielen entgegen. Angeregt durch die Schilderungen eines Bekannten, der jahrelang als Hauslehrer in Moskau tätig gewesen, erkannte er Rußland als das Land seiner Zukunft und entschloß sich, seine Schritte dorthin zu wenden, sobald er Paris gesehen und dessen Eindrücke in sich aufgenommen haben würde. Nur wenige Wochen konnte er sich in dieser Stadt aufhalten; er hat aber diesen Aufenthalt mit so ungewöhnlichem Fleiße für seine Zwecke ausgenutzt, indem er täglich von 5 Uhr morgens bis abends 8 Uhr zeichnete und skizzierte, daß er bleibenden großen Gewinn davon gehabt hat.

Nun gings nach Rußland und zwar zur See — Havre—St. Petersburg. Der Merkwürdigkeit halber sei erwähnt, daß diese Reise beinahe einen Monat Zeit beanspruchte und mühsam war. Trotz seiner Arbeit um das tägliche Brot war S. nach einem Jahre schon genügend vorbereitet für das russische Architekten-Examen, und nachdem er es glücklich absolviert, etablierte er sich selbständig. Aber der Erfolg ließ auf sich warten und kam erst, als S. unter 40 Konkurrenten dem Marineministerium das beste Projekt für eine neue Newabrücke einreichte. — Nun war er ein gemachter Mann, wurde mit Aufträgen überhauft und zum Mitglied der Akademie der schönen Künste in St. Petersburg ernannt.

1854 mußte er aus Gesundheitsrücksichten Rußland verlassen und wandte sich wieder der Schweiz zu. In verschiedenen öffentlichen Stellungen, so

namentlich in derjenigen eines Eisenbahndirektors, konnte er seinem Heimatlande die besten Dienste leisten, und als 1861 der Hauptort des Kanton Glarus ein vollständiger Raub der Flammen geworden war, berief die Regierung S. zur Leitung des Neuaufbaues der Stadt. Das schöne neu erstellte Glarus mit seinen prächtigen öffentlichen Bauten, seiner originellen, dem katholischen und dem protestantischen Kultus dienenden Kirche ist S.s Werk.

Unvergessen ist auch, wie er, im Jahre 1871 von der eidgenössischen Bahnhofinspektion nach Genf geschickt, in wenigen Wochen die durch den Deutsch-Französischen Krieg hervorgebrachte heillose Unordnung vollständig beseitigte und die Rückführung der in der Schweiz interniert gewesenen französischen Bourbaki-Armee im März auf das beste durchführte.

Nachdem er als Architekt verschiedene größere Arbeiten durchgeführt, kaufte er von der Regierung des Kanton St. Gallen die große Staatsdomäne Ragaz-Pfäfers, baute das Hotel Quellenhof und begründete und förderte den Weltruf dieses Kurortes in einer Weise, wie der Staat, wäre er Quellenbesitzer geblieben, es wohl nie vermocht hätte. Diejenigen Charakter- und Geisteseigenschaften, die bereits zu seinen früheren Erfolgen geführt, kamen ihm auch bei seinem neuen Unternehmen trefflich zu statten: Energie, unbedingte Rechtlichkeit, eiserne Strenge gegen sich und andere, verbunden mit unermüdlichem Fleiße und ungewöhnlich klarem, scharfem, sowohl praktisch verwertendem, als selbständig produktivem Geiste. Diese glückliche Vereinigung von Eigenschaften half seinem großen Unternehmen zum Gelingen, trotz mancher Schwierigkeiten. Naturereignisse, wie Hochwasser und unerhörte Wolkenbrüche, brachten ihm schweren Schaden, und kaum war das große Hotel Quellenhof eröffnet, Juli 1870, so wurde der Deutsch-Französische Krieg erklärt und damit gleich die erste Saison beendet, ehe sie nur begonnen. Aber S. verlor den Mut nicht, und die folgenden Jahre entschädigten ihn reichlich für alle Sorgen und schlaflosen Nächte, die das Unternehmen in Ragaz ihm anfänglich gebracht hatte. Mit kühnem Wagemut tat er den Wurf. Und daß er gelang, ist gewiß nicht zum mindesten sein persönliches Verdienst.

S. war ein durchaus ehrenhafter, unantastbarer und hoch angesehener Charakter. Er ging seine Wege gelegentlich rücksichtslos; aber es waren immer gerade Wege; Ungeradheiten duldete er nirgends und in keiner Form. Er war kein philanthropischer Schwärmer, aber wo er sich für Menschen und Dinge interessierte, knauserte er nicht. Ein schöner Zug war seine Fürsorge für Eltern und Geschwister. Vater und Mutter erreichten ein ungewöhnlich hohes Alter (über 90 Jahre) und erlebten mehrere Urenkel. Es war für sie jeweilen ein Freudenfest, wenn, wie es alljahrlich geschah, S. mit Kindern und Enkeln seine Pilgerfahrt in das liebe alte Vaterhaus nach dem Heimatdorfe Niederurnen machte.

Vom frühesten Morgen bis zum späten Abend sah er in seinem Reiche — den Kuranstalten Ragaz-Pfäfers — unermüdlich zum Rechten. Auf keinem Giebel eines Neubaues, an keinem einsamen Waldwege, weder zu hinterst in der Taminaschlucht, noch in den Hotelbureaux, weder auf der Wiese beim Heuen, noch im Stalle bei Pferden und Vieh, nirgends waren seine Angestellten und Arbeiter eine Minute sicher vor ihm und wehe dem, der seine Pflicht nicht tat! Wie gegen sich selbst, so war er auch gegen andere unerbittlich und strikte hielt er sein Wort — war es Drohung oder Versprechen. —

Sah man den kleinen feingebauten Mann von ferne, so hielt man es für unmöglich, daß ihm eine so ungewönliche Leistungsfähigkeit und Tatkraft innewohnen können. Aber in diesem Menschen war alles, Schnitt der Gesichtszüge und Ausdruck der lebhaften dunklen Augen, Sprechweise, Bewegung der Glieder und Handbabung des nie fehlenden Stöckchens Energie und zähe Lebenskraft und seine ausschließliche Konzentration auf das, was er als seinen Lebenszweck erkannte, halfen ihm zweifelsohne, trotz seiner scheinbar nicht kräftigen Naturanlage, ungewöhnliche Arbeitslasten spielend zu bewältigen und trotz derselben ein hohes Alter, die letzten Monate abgerechnet, gesund und lebensfreudig zu erreichen.

Im Jahre 1892 trat er die Kuranstalten Ragaz-Pfäfers seinen drei Söhnen ab und zog sich ins Privatleben zurück. Er verlebte nun die rauhe Jahreszeit in einem südlichen Klima, pflegte die schönen Künste, für die er sich immer sehr interessiert hatte, und kehrte jeweilen nur im Sommer für einige Monate nach Ragaz zurück, um sich als objektiver Zuschauer zu freuen am Wachsen und Gedeihen seiner, ihm ans Herz gewachsenen Schöpfung.

Wie er das Glück hatte, seinen Eltern einen schönen Lebensabend bereiten zu können, so durfte auch er selbst einen solchen genießen, umgeben von einer verständnisvollen, treuen Gattin, verschiedenen seiner sieben Kinder und fröhlich heranwachsenden Enkeln, und wie seine Eltern, durfte er ebenfalls seine goldene Hochzeit feiern. Er tat es unter den erfreulichsten Umständen im Rückblick auf ein taten- und erfolgreiches Lebenswerk. 1896 fand das Fest statt und zwar als ein doppeltes; denn auch sein 80. Geburtstag wurde mitgefeiert. Die Familie, Freunde, Untergebene und Bekannte, Behörden und Korporationen, taten ihr Bestes, S. bei diesem Anlasse ihre Verehrung und Dankbarkeit zu zeigen. Der Jubilar und seine Gattin selbst aber krönten das seltene Fest durch verschiedene bedeutende Schenkungen für öffentliche Zwecke.

Quellenangaben: Erinnerungen des Verf. und Leichenrede für Bernhard Simon, gehalten von Pfarrer Bürer in Ragaz.

L. von Albertini.

Bose, Heinrich, Dr., Geheimer Medizinalrat, Chirurg, * am 31. Juli 1840 in Dauernheim in Oberhessen, † am 23. April 1900 in Gießen. — Als Sohn eines Oberförsters in ländlichen Verhältnissen aufgewachsen, widmete er sich, nachdem er das Gymnasium zu Darmstadt absolviert hatte, in Gießen und Würzburg in den Jahren 1858—65 dem Studium der Medizin und wurde in der heimatlichen Universitätsstadt am 23. April 1865 zum Doktor promoviert auf Grund einer Arbeit (Die Verengerung und Verschließung des Kehlkopfes, Gießen 1865), die wertvolle und interessante Untersuchungen über die Sprache bei vollständigem Kehlkopfverschluß enthielt. Schon vorher, im Mai 1864, war er als Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik in Gießen angestellt worden, wo er unter dem gelehrten Wernher sechs Jahre lang tätig war. B. beschäftigte sich in dieser Zeit viel mit Laryngologie und konstruierte einen sinnreichen Kehlkopfspiegel, der damals eine große Verbreitung fand. Ostern 1870 ging er nach Greifswald, wo er sich unter Hüter für Chirurgie habilitierte. Allein sein dortiger Aufenthalt war nicht von langer Dauer: der Deutsch-Französische Krieg rief auch ihn auf das Schlachtfeld, und hier trat er in nähere Beziehungen zu Bernhard von Langenbeck, der ihm Ostern 1871 eine freigewordene Assistentenstelle an seiner Klinik übertrug. In Berlin blieb B. sieben Jahre, bis er im Mai 1878 als ordentlicher Professor und Direktor der



chirurgischen Klinik nach Gießen zum Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Wernher berufen wurde. In Gießen entfaltete B. während zweier Dezennien eine segensreiche Tätigkeit. Als Lehrer war er ungemein klar und anregend, er besaß in hervorragendem Maße die Fähigkeit, die komplizierten Fragen in einer schlichten, aber doch außerordentlich fesselnden Form darzustellen. Als Chirurg war er ein Meister der Technik, strengste Gewissenhaftigkeit das hervorstechendste Moment seines Handelns, das nicht bloß bei der Operation selbst, sondern auch schon bei der Indikationsstellung zutage trat und ihn dadurch einen mehr konservativen, jedem überflüssigen Operieren abholden Standpunkt einnehmen ließ. Mit seiner Begabung als Lehrer vereinigte sich bei B. ein tiefes, weiches Gemüt und ein liebenswürdiges, gewinnendes Wesen, das Schülern wie Kranken in gleichem Maße zuteil ward. B. war ein vornehmer, edler Mensch von geradem, offenem Charakter, eine mehr innerlich angelegte Natur, die dem lärmenden Treiben der Welt fern stand. Sein Lebensgang ist durch manchen Schatten verdunkelt worden, hartes Leid ist ihm nicht erspart geblieben. Schon kurz nach seiner Berufung nach Gießen erkrankte er an einer schweren Nierenentzündung, deren Schatten ihn nie mehr ganz verließen und ihm das Vollgefühl der Gesundheit für immer nahmen. Noch schwerer aber als dieses körperliche Leiden beugte ihn der Verlust seiner Gattin, mit der er nur $1^1/_2$ Jahre in glücklicher Ehe vereint war. B. ist nur selten mit Publikationen an die Öffentlichkeit getreten. Am bekanntesten ist seine im Archiv für Chirurgie erschienene Methode des oberen Luftröhrenschnittes mit Ablösung der Schilddrüse, eine Operation, mit der B.s Namen wohl auf immer verknüpft sein wird. Seine letzte größere Arbeit war eine zusammenfassende Darstellung der Entwicklung der Behringschen Serumtherapie bei Diphtherie (Gießen 1896), die alle Vorzüge der B.schen Darstellungsweise in sich vereinigt: klarer, logischer Aufbau, sichere Heraushebung der Hauptpunkte, präzise sachliche Darstellung ohne überflüssige Phrasen und ein geradezu mustergültiger Ausdruck und Stil. Im Sommer 1899 erlitt er einen leichten Schlaganfall, der in ihm den Entschluß zur Reife brachte, am Ende des Jahres von seinem Amte zurückzutreten. Der Entschluß kam zur Tat, aber wenige Monate darauf raffte ihn auch schon ein sich rasch verschlimmerndes Herzleiden hinweg.

Poppert in der »Münchener Medizinischen Wochenschrift« 1900. N. 32. S. 1111 und f.

Julian Marcuse.

Aub, Ernst Friedrich, Dr., bayerischer Regierungs- und Kreismedizinalrat, * am 30. August 1837 zu Fürth in Bayern, † am 18. März 1900 zu München. — Als Sohn eines Kaufmanns geboren, besuchte er das Gymnasium zu Nürnberg und bezog nach dessen Absolvierung die Universität Erlangen, um Medizin zu studieren. Dort schloß er sich der Burschenschaft Germania an, der er bis an sein Lebensende die treueste Anhänglichkeit bewahrte. Im Jahre 1862 bestand er das ärztliche Staatsexamen, war dann einige Zeit als Assistent am städtischen Krankenhause in Fürth tätig, später als selbständiger Arzt eine Reihe von Jahren in kleineren Orten Mittelfrankens, um 1879 zum kgl. Bezirksarzt in seinem damaligen Domizil Feuchtwangen ernannt zu werden. Damit beginnt seine öffentliche Tätigkeit, der er sich bald gänzlich widmen sollte, und die allmählich die anfangs reiche ärztliche Tätigkeit mehr und mehr zurückdrängte, um sie später ganz verschwinden zu machen. Nachdem er schon in der Vertretung der Stadtgemeinde Feuchtwangen erfolgreich

jahrelang gewirkt hatte, wurde er 1871 zum Landtags-Abgeordneten gewählt und verblieb in dieser parlamentarischen Stellung bis zu seinem Tode. Das ganze Streben und Können A.s konzentrierte sich auf diese Tätigkeit, neben der noch ein zweites umfassendes Wirken als Vorkämpfer und Vertreter ärztlicher Standesinteressen einherging. In den Vordergrund des öffentlichen ärztlichen Lebens trat A. im Jahre 1872, als die auf Grund der bayerischen Verordnung vom Jahre 1871, die Bildung von Ärztekammern und ärztlichen Bezirksvereinen betreffend, gewählten Ärztekammern zum erstenmal zusammentraten. Hier innerhalb der mittelfränkischen Ärztekammer, deren Vorsitz er jahrelang führte, entfaltete er all die reichen Gaben der parlamentarischen Schulung wie der unermüdlichen Hingabe an die von Staat und Standesorganisation gestellten Aufgaben. Jene Zeit des Zusammenschlusses des ärztlichen Standes, der Bildung einer staatlich anerkannten Korporation, bedurfte Männer wie A., die losgelöst von der täglichen Berufsarbeit ihr Interesse und Können den allgemein sozial-ärztlichen Fragen widmen und die ausgestattet mit den hierfür notwendigen Erfordernissen, wie konsequentes Vorgehen, rasches Erfassen der Verhaltnisse, scharfer Dialektik neben dem wünschenswerten Einfluß auf die kompetenten Faktoren — und der war in vollem Maße durch seine Stellung als Mitglied des Landtags gegeben — als Führer in den Vordergrund treten konnten. So war er es, der sich gleich zu Anfang die erste und vornehmste Forderung der Ärztekammern — ihre Zusammenziehung in eine einzige, das heißt eigentlich die Berufung eines ärztlichen Parlaments — sich zu eigen machte, der eine große Ära reformatorischer Umwälzungen innerhalb eben dieser Organisationen schuf, der bald als Vorsitzender, bald als Schriftführer, bald wiederum als Referent und Diskussionsredner sich betätigte, überall und allenthalben das Standesinteresse als wesentliches Moment der gemeinsamen Arbeit hervorkehrend. Wie A. in der Ärztekammer rasch der spiritus rector geworden war, so wurde er es auch unter den Delegierten zum erweiterten Obermedizinalausschuß, der höchsten Instanz des bayrischen Sanitätswesens, und hier markierte sich der Einfluß, den er auf die wichtigsten Fragen gewann — Baderwesen, Hebammenwesen, Gebührenordnung, Prüfungsordnung für den Staatsdienst und für die ärztliche Approbation, Standes- und Ehrengerichtsordnung usw. — am deutlichsten. Einen weiteren Anstoß erhielt dieses sein Aufgehen in die ärztlichen Standesangelegenheiten durch die Teilnahme an den Bestrebungen des deutschen Ärztevereinsbundes, der 1872 in Leipzig begründet, A. bald zu seinen Ausschußmitgliedern zählte und nach dem Tode Grafs, des verdienstvollen Vorsitzenden, im Jahre 1886 ihm auch dieses höchste Ehrenamt, das er zu vergeben hatte, zuerkannte. Der Grundzug, der durch alle seine Anschauungen auch im Dienste des Ärztevereinsbundes sich hindurchzog, war der, daß dem ärztlichen Stande unter den gegebenen Verhältnissen nur durch überall durchgehende staatlich geordnete Standesvertretungen geholfen werden könne, welche zunächst nicht Sache des Reiches, sondern der Einzelregierungen sein müßten. Diese dann aneinanderzuschließen und in ihrem Zusammenschluß an die Stelle des Ärztevereinsbundes zu setzen, war ein Ziel, das ihm bis kurz vor seinem Tode vorschwebte. Im Jahre 1886 wurde A. als Bezirksarzt nach München versetzt, welche Stellung er im Jahre 1896 gegen die eines Kreismedizinalrates an der Regierung von Oberbayern eintauschte. Diese amtliche Stellung im Verein mit seiner parlamentarischen schuf ihm natürlich einen hohen Einfluß, den er aber, für sich völlig selbstlos, nur im Vorkämpfertum

für die ärztlichen Standesinteressen und ihre soziale Konsolidierung ausübte. A. hat es an Gegnern nicht gefehlt, die vor allem in der prinzipiellen Auffassung der Dinge stark mit ihm divergierten, und die weiterhin auch den von ihm allzu häufig an den Tag gelegten Opportunismus nicht teilen konnten: aber seine ehrliche, kampfesfreudige Überzeugung, seine volle Hingabe an das gesteckte Ziel wie nicht minder seine strenge Gewissenhaftigkeit gegen sich selbst ist nie angezweifelt worden. Das Familienleben entbehrte A., denn er blieb Junggeselle. Am Hauptschauplatz seiner Tätigkeit, im Abgeordnetenhause, ereilte den von Haus aus nicht kräftig gebauten Mann am 16. März 1900 eine Gehirnblutung, die ihm nach zweimal 24 Stunden den Tod brachte.

Gottfried Merkel in der »Münchener Medizinischen Wochenschrift«, Nr. 20, 1900, S. 6393 und f.

Julian Marcuse.

Ruland, Heinrich, Historienmaler, * 9. Juni 1866 zu München, † 5. April 1900 ebendaselbst. — R. verlebte seine erste Jugend in der damaligen Münchener Vorstadt Au. Frühe regte sich der Trieb zur Kunst. In Bamberg, wohin der Pflegevater als Polizeiwachtmeister versetzt wurde, fand der zeichnende Realschüler bald den Weg zu einem Malerinstitut. Natur und Antike wurden seine Lehrmeister. Dem Mittellosen bot die Porzellanmalerei die nötigsten Subsidien, bis ein Gönner die Wege nach der Münchener Akademie bahnte. Fleißige Arbeit bei Raupp und Otto Seitz wurde durch neue Nahrungssorgen unterbrochen. Vor keiner Mühe bleich, schuf R. als Möbelzeichner, Dekorateur, Lithograph und Porzellanmaler, bis er bei einer vom Kgl. Staatsministerium ausgeschriebenen Konkurrenz für ein in die protestantische Kirche zu Tannhausen (1896) projektiertes »Abendmahl-Bild« als Sieger hervorging. Neue Aufträge folgten, darunter eine abgeänderte Wiederholung seines Preiswerkes und andere biblische Stoffe (Flucht nach Egypten, eine Geburt Christi u. dgl.), an welche sich weitere Arbeiten, Genrebilder und Still-Leben schlossen. Sein letztes Werk war die Darstellung einer römischen Saturnalien-Orgie. Auf die Freude, endgültig in das rechte Fahrwasser gesteuert zu haben, folgte eine schwere monatelange Krankheit. Eine ihm unnötigerweise hinterbrachte, vielleicht auch völlig mißverstandene Äußerung des Arztes brachte ihn zur Verzweiflung; der unglückliche Künstler verließ Weib und Kind und schied sich aus dem Leben.

Vgl. Kunstvereins-Bericht für 1900, S. 69. Fr. v. Bötticher: Malerwerke 1898, II, 489.

Hyac. Holland.

Stoeger, Otto, Chemiker, Maler, Humorist, * 11. April 1833 zu Wegscheid im Bayerischen Wald, † 27. Dezember 1900 zu München. — St. studierte anfänglich zu München Chemie und Pharmakopöe, trat aber, durch das blühende Kunstleben gefesselt und von den frischaufstrebenden Kunstkräften angefeuert, ganz zur Malerei über. Angeregt durch den vielbegabten badischen Landschafter August Erxleben, welcher sich mit Erfindung neuer Farbenpräparate trug und dadurch einen völligen Umschwung der Maltechnik erwartete, ohne bleibende Resultate zu erreichen, verlaborierte St. viele Zeit; noch größere Opfer brachte St. für die seit 1860 florierende Gesellschaft »Jung-München«. Überschäumend von Mutwille, Humor, Witz und Laune, wurde St. der Mittelpunkt dieses heitern Kreises. Seine absonderliche Begabung zur jokosen Geselligkeit, seine mimisch-dramatisch-musikalischen Zaubereien machten ihn rasch zum unentbehrlichen Maître de plaisir, wo er als Clown auf den un-

möglichsten Intrumenten oder als tragischer Dichter wahre Lachsalven erweckte und alle Hörer durch seine unverwüstliche Originalitat außer Atem brachte. Und was er selbst nimmer vermochte, leistete der bereitwilligste Komponist Georg Kremplsetzer (* 20. April 1826, † 5. Juni 1871), der St.s kongenialste Ergänzung bildete. Daß dergleichen Expektorationen dem ernsten Studium der Landschaft weniger günstig sein könnten, machte unserm St. anfänglich keine Sorgen, da die Originalität seiner Phantasie über den Mangel der Darstellung hinwegtäuschte. Er liebte Einsiedeleien und Bärenhöhlen, eingefrorene Wasserfälle und verschneite Mühlenwerke, auch Gewitterstürme mit zerfetzten Wolkenmassen — kurz »recht romantisches Zeug«. Später kamen bei größeren Ruhepausen wohl auch idyllische Waldszenen mit spielenden Wassern, oder Erinnerungen an eine italische Studienfahrt, Szenen aus den pontinischen Sümpfen und der römischen Campagna, die mit Motiven »Von der Würm« oder »Bei Brannenburg« und »Aus der Oberpfalz und dem Bayerischen Walde«, immer nur in kleinen Bildchen, wechselten. Dann wendete sich St. nach dem Vorbilde Christian Janks (* 14. Juli 1833, † 25. November 1888 zu München) der ihm anfangs sehr zusagenden Spezialität der Theater-Dekorations-Malerei zu, lieferte auch den ganzen szenischen Schmuck zur »Manfred«-Aufführung in Frankfurt a. M. (1877) und trat sogar in feste Stellung am Kgl. Hoftheater zu München. Auch jetzt experimentierte er wieder mit pyrotechnischen Landschaften, mit physikalischen Beleuchtungen, namentlich für König Ludwig II. im Schlosse zu Chiemsee und in der »Blauen Grotte« des Linderhofes, wo er höchst überraschende Effekte und Resultate erreichte. Dann ging er wieder zur dramatischen Dialektdichtung über und verfaßte vier burleske Einakter aus dem oberbayerischen Volksleben, die nicht allein über die Bretter, sondern auch in Buchform in die Welt gingen (1898). Daß ein so vielfach begabter Humor an entgegengesetzten Strömungen und Stimmungen litt, ist leicht begreiflich. Immer wieder raffte er sich auf, um in frischen, noch unerhörten Kunstschöpfungen neue Tröstung zu suchen, ohne etwas zu vollenden und fertigzustellen. Charakterköpfe dieser Art sind so kompliziert wie unergründlich. Er starb plötzlich und ungeahnt durch Schlaganfall auf offener Straße. Der zukünftige Historiker von »Jung-München« wird mit St. wohl ein höchst erheiterndes und anmutiges Kapitel zu lösen haben. Sein Nachlaß aus 60 Studien und kleinen Bildern, die häufig in ihren seltsamen Motiven an den liebenswürdigen Karl Spitzweg (* 1808, † 1885) erinnerten, erschien im März 1901 im Kunstverein und kam rasch in feste Hand.

Vgl. Luise von Kobell: »König Ludwig II. und die Kunst«, 1898. Nekrolog in Nr. 358 »Allg. Ztg.«, 29. Dezember 1900. Hyac. Holland.

Berger, Emil von, General der Infanterie z. D., * 4. Juni 1813 zu Segeberg in Holstein, † 23. März 1900 zu Berlin.

Als Sohn eines hannoverschen Generalleutnants war B. 1829 zunächst in die hannoversche Armee beim zweiten Infanterie-Regiment als Kadett eingetreten, hatte aber zehn Jahre später 1839 als Sekondleutnant in preußischen Diensten und zwar im Zweiten Garde-Regiment zu Fuß Anstellung gefunden. Das Jahr 1848 führte ihn nach Schleswig, nachdem er in den Straßenkämpfen Berlins gegen die Revolutionäre gefochten hatte. 1850 führte B. eine Garde-Landwehr-Kompagnie im Posenschen und rückte im Regiment zum Bataillonskommandeur auf. 1863 zum Kommandeur des Leib-Grenadier-Regiments (Brandenburgisches) Nr. 8 ernannt, zog er mit diesem nochmals gegen

Dänemark ins Feld, wo er sich bei der Belagerung von Düppel und dem Sturm auf die dortigen Schanzen sowie bei dem Übergange nach Alsen mit der von ihm geführten Truppe ganz besonders auszeichnete. Die Verleihung des Ordens pour le mérite und anderer hoher Ordensdekorationen war der wohlverdiente Lohn für sein tapferes Verhalten. Im Jahre 1866 führte B. abermals sein Regiment gegen den Feind über die österreichische Grenze, wo er bei Gitschin und Königgrätz im Feuer stand und sich namentlich im ersten Gefecht rühmlichst hervortun konnte. Nach der Demobilmachung zum Generalmajor befördert, erhielt er zunächst den Oberbefehl über die elfte Infanterie-Brigade, den er 1869 mit demjenigen über die vierte Garde-Infanterie-Brigade vertauschte. Wiederum erscholl die Kriegsdrommete und wiederum zog der bewährte Held an der Spitze seiner Truppen, der Garderegimenter Kaiser Franz und Königin Augusta, ins Feld, sie von Sieg zu Sieg führend. In den Schlachten von Saint-Privat-Gravelotte, von Sedan, vor Paris, bei der Erstürmung von Le Bourget, überall war dem Tapferen das Kriegsglück hold, überall durfte er Sieg auf Sieg an seine Fahnen heften. Reiche Ehren wurden dem verdienten General zu teil, der bald nach Beendigung des Krieges zum Generalleutnant und Kommandanten von Hannover, drei Jahre später zum Gouverneur der Festung Ulm auf beiden Donauufern ernannt wurde. Hier wirkte er noch weitere zwei Jahre lang, bis er sich im März 1876 als General der Infanterie zuerst nach Kassel, später nach Berlin zurückzog. Sein Name wird in der Kriegsgeschichte einen ehrenvollen Platz behalten.

Nach »Militär-Zeitung«. Lorenzen.

Zychlinsky, Franz von, General der Infanterie z. D. à la suite des Infanterie-Regiments Prinz Louis Ferdinand von Preußen (2. Magdeburgisches) Nr. 27, * 27. März 1816 zu Allenstein in Ostpreußen, † 17. März 1900 zu Berlin. — Im Kadettenkorps erzogen, trat Z. in das 24. Inf.-Regiment ein, in dem er 1833 zum Sekonde- und 1849 zum Premierleutnant aufrückte, nachdem er die Stellungen als Bataillons- wie als Regiments-Adjutant bekleidet hatte. Mit seinem Truppenteil ging er, nachdem letzterer die Ruhe in Iserlohn wieder hatte herstellen helfen, im Jahre 1849 nach Baden und der Pfalz, wo er sich den Roten Adlerorden vierter Klasse mit Schwertern verdiente. Später als Hauptmann zuerst in das Infanterie-Regiment Nr. 33, alsdann in das damalige 3. Garde-Landwehr-Regiment (Breslau) versetzt, wurde er in diesem zum Major und Bataillons-Kommandeur befördert (1859), kam darauf nach der Heeresorganisation in das neugebildete 3. Garde-Grenadier-Regiment Königin Elisabeth und machte als Kommandeur des Füsilier-Bataillons dieses Regiments den Feldzug von 1864 gegen Dänemark mit. Im April 1866 ernannte ihn der höchste Kriegsherr zum Oberst und Kommandeur des 2. Magdeburgischen Infanterie-Regiments Nr. 27, an dessen Spitze er wenige Monate darauf gegen Österreich in das Feld zog, wo er sich zuerst am 28. Juni bei Münchengrätz und alsdann in der Schlacht bei Königgrätz ganz besonders auszeichnete. In letzterer erlitt sein Regiment bei den Kämpfen um den Swiepwald einen Verlust von 28 Offizieren und 445 Mann an Toten und Verwundeten, unter denen sich auch der Regimentskommandeur befand, der von einem Granatsplitter schwer am Oberschenkel getroffen, sein Kommando erst auf den ernsten Befehl des Kronprinzen Friedrich Wilhelm abgab. Geschmückt mit dem Orden pour le mérite kehrte der Tapfere in die Garnison

zurück. Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 erhielt Z. unter Beförderung zum Generalmajor die 14. Infanterie-Brigade, Regimenter 27 und 93, mit der er am 30. August 1870 bei Beaumont ins Feuer kam. Auch dieser Tag wurde zum Ehrentage für ihn, an dem nicht weniger als 22 Geschütze in die Hände seiner Truppen fielen, die mit großer Bravour und einem Verluste von 14 Offizieren und 382 Mann die Höhen nordöstlich von Joncq und den Mont de Brune nahmen. Im weiteren Verlaufe des Krieges an der Einschließung von Paris mit seiner Brigade beteiligt, zog er nach Beendigung des Feldzuges, dekoriert mit dem Eisernen Kreuz 2. und 1. Klasse, an der Spitze seiner Brigade in Magdeburg ein, wurde 1875 zum Generalleutnant befördert unter Ernennung zum Kommandeur der 15. Division in Köln und erhielt im Oktober 1880 als General der Infanterie den erbetenen Abschied. Bereits im Jahre 1877 hatte ihn Kaiser Wilhelm aus Anlaß der Kaisermanöver à la suite des 2. Magdeburgischen Infanterie-Regiments Nr. 27 gestellt, das er mit so großem Erfolg im Kriege gegen Österreich geführt hatte. Auch unser Kaiser Wilhelm II. ehrte den alten Helden durch die gleiche Ehrenstellung beim Garde-Grenadier-Regiment Königin Elisabeth. Nach seiner Verabschiedung war Z. noch ab und zu für Militär-Zeitschriften schriftstellerisch tätig. An größeren Werken entstammen seiner Feder eine »Geschichte des 24. Infanterie-Regiments« 2 Bde. (1854—1857), »Das Preußische Offizierkorps als Erzieher des Volks« (1862) und »Anteil des 2. Magdeburgischen Infanterie-Regiments Nr. 27 am Gefechte bei Münchengrätz« am 28. Juni 1866 und an der »Schlacht von Königgrätz« am 3. Juli 1866.

Militär-Wochenblatt und v. Löbells Jahresbericht XXVII. Jahrg.

Lorenzen.

Müller, Friedrich Max, Universitäts-Professor der vergleichenden Sprachforschung in Oxford, * 6. Dezember 1823 in Dessau, † 28. Oktober 1900 in Oxford. — M. war der Sohn des deutschen Dichters Wilhelm Müller, von dem er unzweifelhaft eine große dichterische Begabung ererbt hatte. Seine Mutter Adelheid war die Tochter des Regierungspräsidenten von Dessau, v. Basedow, und eine Enkelin des berühmten Pädagogen Johann Bernhard Basedow. Sie war eine ungemein lebhafte, gescheite und hochgebildete Frau und außerordentlich musikalisch. Da der Knabe noch nicht vier Jahre alt war, als der Vater in dem jugendlichen Alter von 33 Jahren starb, lag die erste Erziehung M.s fast ganz in den Händen der Mutter. Von ihr hatte er auch die Liebe zur Musik, welche in seinem Leben stets eine große Rolle gespielt hat. Der Tod des Vaters warf einen trüben Schatten auf die Tage seiner frühesten Kindheit. Die Mutter, als achtundzwanzigjährige junge Witwe mit zwei Kindern (Max und einer um zwei Jahre älteren Schwester) zurückgelassen, hatte nur ein sehr geringes Einkommen, und die Kinder wuchsen unter äußerst dürftigen, ja ärmlichen Verhältnissen auf. Mit 12 Jahren kam M. an die Nicolai-Schule in Leipzig, welcher damals der Philologe Nobbe als Direktor vorstand. Die Hauptgegenstände, welche gelehrt wurden, waren Latein und Griechisch. M. lebte als Gymnasiast im Hause des Dr. Carus, eines alten Familienfreundes, wo er viel anregenden Verkehr mit Musikern (so mit Felix Mendelssohn) fand. Im Jahre 1841 verließ M. die Nicolai-Schule. Das Abiturientenexamen aber legte er in Zerbst (Anhalt) ab, weil er nur so ein Stipendium von der Anhalter Regierung bekommen konnte. Im Sommer desselben Jahres wurde er an der Universität Leipzig immatri-

kuliert. Seine Mutter und seine Schwester folgten ihm nach Leipzig, damit er bei ihnen wohne. M. widmete sich zunächst dem Studium der klassischen Philologie unter Gottfried Hermann, Haupt, Klotz, Stallbaum und Nobbe. Die klassischen Studien konnten ihn aber nicht befriedigen und er trieb nebenher eifrig Philosophie unter Weiße, Drobisch, Niedner und Lotze. Doch hatte er, wie er selbst erzählt, immer das Gefühl, daß er etwas Besonderes lernen und wissen müsse, um als Philosoph etwas Hervorragendes zu leisten. Zugleich erweckte die Bekanntschaft mit der Herbartschen Philosophie sprachwissenschaftliche Neigungen in ihm, während die Hegelsche Religionsphilosophie seinen Widerspruch herausforderte und ihn auf das Studium der Religionsgeschichte hinwies. Alles das führte ihn zum Studium der orientalischen Sprachen. Er lernte Hebräisch bei Fürst, Arabisch bei Fleischer, und Sanskrit bei dem eben als Professor nach Leipzig berufenen Hermann Brockhaus, der ihn dauernd für dieses Studium gewann. Nachdem er drei Jahre in Leipzig studiert hatte, legte er daselbst sein Doktorexamen ab und wurde am 1. September 1843 zum Magister Artium und Philosophiae Doctor promoviert.

Von Franz Bopp, dem Begründer der Sprachwissenschaft, und Schelling, dem berühmten Philosophen, angezogen, entschloß sich M. im April 1844 nach Berlin zu gehen. Schellings Vorlesungen wurden fleißig besucht, und er empfing manch wertvolle Anregung im Verkehre mit dem greisen Philosophen. Für ihn übersetzte er mehrere Upanishaden, und Schelling begeisterte sich (ebenso wie Schopenhauer) für diese ältesten Denkmäler der indischen Philosophie. Bei Friedrich Rückert, der damals Professor der orientalischen Sprachen in Berlin war, hörte er ein Kolleg über Persisch; und als Rückert erfuhr, daß M. ein Sohn seines alten Freundes Wilhelm Müller sei, lud er ihn zu sich ein und es entwickelte sich ein freundschaftlicher Verkehr zwischen Lehrer und Schüler. Das Leben in Berlin war aber sehr kostspielig und gar manchmal fehlten ihm die fünfzig Pfennig, um sich ein Mittagessen zu verschaffen. Auch die Zukunft lag ziemlich trostlos vor ihm. »Ich kann das Sanskrit nicht aufgeben, obgleich keine Aussicht dabei ist«, schrieb er damals in sein Tagebuch. Sich der akademischen Laufbahn zu widmen und jahrelang als unbesoldeter Privatdozent zu leben, dazu fehlten ihm die Mittel. Und schwer bedrückte ihn der Gedanke, daß er seine Lieblingsstudien werde aufgeben müssen, um sich als Schulmeister sein Brot zu verdienen. Nichtsdestoweniger betätigte er schon damals jenen eisernen Fleiß, der ihn sein Leben lang nicht verließ. Ununterbrochen arbeitete er an seinem Sanskrit, und schon im Jahre 1844 veröffentlichte er eine deutsche Übersetzung der Fabelsammlung Hitopadeśa, sein Erstlingswerk als Sanskritforscher. In jener Berliner Zeit übersetzte er auch Kālidasas Gedicht Meghadūta (Der Wolkenbote), und Rückert hatte das Manuskript dieser Übersetzung durchgesehen und mit Verbesserungen und Randbemerkungen versehen. Erschienen ist diese Übersetzung erst 1847.

Im November 1844 kam Baron Hagedorn, ein alter Freund der Familie, nach Berlin und forderte den jungen M. auf, ihn nach Paris zu begleiten. M. war überglücklich, denn er hatte schon lange gewünscht, die Sanskrithandschriften der *Bibliothèque Royale* kennen zu lernen. Doch mußte Baron Hagedorn seinen Reiseplan wiederholt aufschieben, und schließlich reiste M. am 10. März 1845 allein nach Paris, wo ihm der Freund seine Wohnung zur Verfügung gestellt hatte. In Paris wirkte damals der große Pfadfinder auf

mehreren Gebieten der orientalischen Philologie Eugène Burnouf. Dieser nahm M. mit größter Liebenswürdigkeit auf, gestattete ihm seine Vorlesungen zu besuchen und erbot sich, ihm mit Rat und Tat an die Hand zu gehen. Ein kleiner, aber vornehmer Kreis von Schülern hatte sich damals um Burnouf geschart. Männer, wie Barthélemy St. Hilaire, der berühmte Übersetzer des Aristoteles und nachmalige Minister, der Abbé Bardelli, die Sanskritforscher Theodor Goldstücker und Rudolf Roth waren M.s Mitschüler bei Burnouf, und mit einigen derselben, insbesondere mit Goldstücker, wurde er bald eng befreundet. In Paris hielt sich M. vom März 1845 bis zum Juni 1846 auf. Um seinen kärglichen Unterhalt zu bestreiten, mußte er Manuskripte für andere kollationieren. Gar oft pflegte er eine ganze Nacht mit Kopieren und Kollationieren zuzubringen, in der folgenden Nacht drei Stunden in seinen Kleidern zu schlafen und erst in der dritten Nacht sich ordentlich auszuruhen, um dann wieder von vorne anzufangen. Namentlich kopierte er Handschriften für Baron d'Eckstein, der sich für Sanskrit und Indien lebhaft interessierte, ohne selbst mehr als ein geistreicher Dilettant zu sein. Für seine eigenen Arbeiten begann er in Paris unter Burnoufs Anleitung Handschriften des Veda zu kopieren und zu kollationieren. Burnouf war es auch, der ihn auf die Wichtigkeit des großen Sanskritkommentars (von Sāyana) zum Rigveda aufmerksam machte und den Wunsch in ihm wachrief, dieses Riesenwerk herauszugeben. Nachdem er aber in Paris zu diesem Zweck eifrig kopiert und kollationiert hatte, kam die große Frage, wie ein so umfangreiches Werk, dessen Druck allein große Summen verschlingen würde, veröffentlicht werden sollte. M. dachte zunächst an die Unterstützung von Regierungen und Akademien und ließ durch Freunde in London und St. Petersburg Umfrage halten. In London erklärte sich H. H. Wilson bereit, die Oxforder Universität zur Übernahme des Druckes zu veranlassen, doch unter der Bedingung, daß er selbst den Text des Rigveda und M. den Kommentar herausgeben würde. Eine ähnliche Antwort kam von St. Petersburg, wo O. Böhtlingk es übernahm, die Kaiserlich Russische Akademie zur Herausgabe des großen Werkes zu veranlassen, falls M. sich zur Rolle eines Mitarbeiters bequemen würde. Keine der beiden Anerbietungen war sehr verlockend. M. wandte sich daher auch an Bopp und Alexander von Humboldt, mit dem er, von der Herzogin von Anhalt-Dessau an ihn empfohlen, bereits in Berlin Beziehungen angeknüpft hatte. Aber obgleich sich Humboldt für die Sache sehr interessierte, konnte er doch von der preußischen Regierung keine genügende Unterstützung für ein so großes wissenschaftliches Unternehmen erwirken. Endlich hatte sich auch ein deutscher Verleger — Samter in Königsberg — bereit erklärt, mit Hilfe von Subskriptionen das Werk zu veröffentlichen.

Während alle diese Verhandlungen in der Schwebe waren, stellte sich für M. die Notwendigkeit heraus, die in London befindlichen Handschriften des Veda zu vergleichen, und im Juni 1846 (nachdem er sich für diesen Zweck etwas Geld erspart hatte) machte er sich auf, nach England zu reisen, um die Manuskripte der Bibliothek des *East India House* zu studieren. Durch Abschreiben von Sanskrithandschriften für andere und durch Privatstunden hoffte er sich den Unterhalt für den notwendigen längeren Aufenthalt in London zu verdienen. Die ersten vier Wochen seines Aufenthalts in London brachte er ausschließlich mit dem Studium der Veda-Manuskripte im *East India House* zu. Erst dann machte er sich auf, um den preußischen Gesandten

Baron Bunsen, an den er Empfehlungen hatte, zu besuchen und jene Bekanntschaft zu schließen, welche den Wendepunkt seines Lebens bilden sollte. A. von Humboldt hatte ihn dem Baron wärmstens empfohlen, Bunsen selbst hatte M.s Vater gekannt, und überdies interessierte er sich außerordentlich für die Arbeiten des ihm empfohlenen jungen Gelehrten. Baron Bunsen wurde ein warmer Freund und werktätiger Gönner M.s. Er war aber auch ungemein einflußreich in London, und ihm gelang es, die Direktoren der Ostindischen Gesellschaft dafür zu gewinnen, daß sie die Kosten des Druckes einer Ausgabe des Rigveda mit dem Sanskritkommentar übernahmen und es M. durch ein genügendes Honorar ermöglichten, in England zu bleiben, um seine Arbeit druckfertig zu machen. Diese glückliche Wendung der Dinge fand im April 1847 statt. Bunsen aber ging M. auch sonst an die Hand und führte ihn in die beste englische Gesellschaft ein. Er war es auch, der ihn aufforderte, mit ihm zur Versammlung der »*British Association*«, welche 1847 in Oxford tagte, zu kommen und daselbst einen Vortrag über die Sprachen Indiens zu halten. Dies war M.s erster Besuch in Oxford und sein erstes Auftreten als Vortragender vor einem englischen Publikum.

Der Rigveda sollte in der Oxforder Universitäts-Druckerei gedruckt werden, und es stellte sich bald als wünschenswert heraus, daß M. am Druckorte selbst wohne. So zog er denn im Mai 1848 nach Oxford, der Stätte seines langjährigen Wirkens und seiner schönsten Erfolge. Er fühlte sich sehr glücklich in Oxford, zumal er jetzt auch zum erstenmal aller materiellen Sorgen ledig war. Er bekam vier Pfund Sterling für jeden Druckbogen der Rigveda-Ausgabe und er brauchte nur rascher zu arbeiten, um mehr zu verdienen. Es war immer sein Stolz, daß er arm wie eine Kirchenmaus nach England gekommen sei und sich, ohne Schulden zu machen und ohne Not zu leiden, durch die Schreibefinger seiner Hand erhalten habe. Als er gar anfing, für englische Zeitschriften populäre Aufsätze zu schreiben (sein erster Aufsatz erschien im Oktober 1851 in der Edinburgh Review), fehlte es ihm nie an einem Mittel, sein Einkommen nach Belieben zu vermehren.

M. war erst 24 Jahre alt, als er nach Oxford kam, und seine Freunde waren meist junge Studenten und jüngere Universitätslehrer. Aber unter diesen jungen Leuten waren viele, die später hohe Stellungen in der Universität oder in der englischen Gesellschaft einnahmen, so Morier (später Sir Robert Morier), der als englischer Gesandter in St. Petersburg bekannt geworden ist, Alexander Grant, der sich nachher um das Erziehungswesen in Indien große Verdienste erworben hat, Palgrave, der Professor der Poesie, und Earle, der Professor des Angelsächsischen in Oxford wurde, Thomson, später Erzbischof von York, u. a. Damals begann auch schon seine Freundschaft mit Arthur Stanley, dem späteren Dean von Westminster, mit J. A. Froude, dem berühmten Geschichtsschreiber, und mit Jowett, dem langjährigen »*Master of Balliol*«. Die Freundschaft solcher Männer war für M.s spätere Laufbahn von großem Vorteil. Schon im Jahre 1850 wurde er zum stellvertretenden und im Jahre 1854 zum wirklichen »*Taylorian Professor*« für neuere europäische Sprachen und Literaturen in Oxford ernannt. Trotz dieser seltenen äußeren Erfolge, welche er in Oxford errang, scheint er sich doch daselbst lange nicht heimisch gefühlt zu haben. Immer wieder trug er sich mit dem Gedanken, nach Deutschland zurückzukehren, um, falls ihm eine sichere Stelle an einer Universität angeboten würde, ganz seiner Wissenschaft leben zu können. »Die Aussichten für Deutsche in England werden immer schlechter; glücklich der,

der in seinem eigenen Lande leben kann«, schrieb er im November 1850 an Bunsen. Und noch im Jahre 1852 schrieb er an seine Mutter: »Ich sehne mich so oft nach Deutschland zurück, daß ich, wenn sich nur irgend eine günstige Aussicht böte, gern mein angenehmes Leben in Oxford mit einer einfachen deutschen *ménage* vertauschen würde.« Wiederholt faßte er auch den Plan ins Auge, nach Indien zu gehen und eine Stelle in Benares oder Lahore anzunehmen. Sein väterlicher Freund Bunsen riet ihm aber dringend von allen diesen Plänen ab und ermahnte ihn immer wieder, Oxford und England auf keinen Fall zu verlassen.

Mittlerweile arbeitete er ununterbrochen an seiner Rigveda-Ausgabe weiter. Um mit derselben rascher vorwärts zu kommen, begann er im Jahre 1853 damit, sich einen Assistenten zu halten, der einen Teil der mühsamen Arbeit übernahm. Sein erster Assistent war Th. Aufrecht, der bis 1855 an der Rigveda-Ausgabe mitarbeitete. Der erste Band dieses Werkes war 1849 erschienen, 1854 folgte der zweite und 1856 der dritte Band. Die übrigen Bände erschienen resp. 1862, 1872 und 1874. Die Beschäftigung mit diesem großen Lebenswerk hinderte M. aber nie daran, sich schriftstellerisch auch anderweitig zu betätigen. Und seit dem Jahre 1853 beginnen die verschiedenen Essays in englischen Zeitschriften zu erscheinen, welche später stattliche Bände füllten.

Im Jahre 1858 wurde M. die seltene Ehre zuteil, daß er zum »*Fellow*« von *All Souls' College* ernannt wurde. Es dürfte in der Geschichte von Oxford einzig dastehen, daß ein Ausländer nach verhältnismäßig kurzem Aufenthalt zum »*Fellow*« eines College gemacht wurde, ja daß er der erste »*Fellow*« war, der diese Stelle auch nach seiner Verheiratung beibehielt. Eine weitere große Ehre wurde ihm zu Beginn des Jahres 1859 zuteil, indem er zum korrespondierenden Mitglied der *Académie des Inscriptions et Belles-Lettres* ernannt wurde. Im selben Jahre erschien auch seine ausgezeichnete »*History of Ancient Sanskrit Literature*.« Doch das bedeutsamste und freudigste Ereignis dieses Jahres war seine Verlobung und Verheiratung. Hochbeglückt schrieb er am Pfingstsonntag 1869 an seinen Freund, den Dichter Charles Kingsley, den Onkel seiner Braut: »*Can you believe it? I cannot. I knew not that the world contained such happiness. You know what we have suffered, and now think of us, and pray for us to God, that He may help and teach us how to bear such joy and blessing. The past was so dark and awful, and the world now is so happy and bright ... Oh, this world of God is full of wonders, but the greatest of all wonders is love.*« Am 3. August 1859 heiratete M. Georgina, die älteste Tochter von Riversdale Grenfell aus Maidenhead. Nun erst begann er sich in Oxford ganz heimisch zu fühlen. Er hatte jetzt eine schöne englische Häuslichkeit, in der er sich wohl und glücklich fühlte.

Eine große Enttäuschung erfuhr M. im Jahre 1860, als es sich darum handelte, einen Nachfolger für H. H. Wilson, den Professor des Sanskrit an der Oxforder Universität, zu wählen. Monier Williams, der damals als Sanskritist kaum irgend etwas Hervorragendes geleistet hatte, und M., der bereits einen Weltruf als Sanskritforscher genoß, standen einander als Kandidaten gegenüber. Williams aber hatte den Vorteil, daß er Engländer und — was besonders schwer ins Gewicht fiel — daß er als ein streng kirchlich gesinnter Mann bekannt war, der sich für das Missionswesen in Indien mehr als für die Wissenschaft von Indien interessierte. Die Wahl für diese Professur

lag damals noch nicht wie heute in den Händen von einigen wenigen Sachverständigen, sondern die Versammlung aller Magistri Artium der Universitat hatte den Professor zu wahlen. Da nun von allen Seiten die anglikanischen Geistlichen nach Oxford strömten, um ihr Votum gegen M. abzugeben, wurde Monier Williams zum Sanskritprofessor gewählt. Dies war eine der wenigen, aber eine der schwersten Enttäuschungen, die M. in Oxford erfuhr, und er hat sie wohl nie ganz verwunden. So sehr er sich auch auf den Gebieten der Sprachwissenschaft und der Religionsforschung betätigt hat, so war es doch die indische Philologie, der sein regstes Interesse galt, und kein Zweifel, daß es auch im Interesse der Wissenschaft gewesen sein würde, wenn M. damals zum Nachfolger Wilsons gewählt worden wäre. Daß es nicht so kam, hatte zur Folge, daß er sich mehr und mehr anderen Gegenständen zuwenden und dem Sanskrit untreu werden mußte. Erst acht Jahre später — die Stelle als Unterbibliothekar der Bodleiana, die er 1865 und 1866 bekleidete, konnte ihn wenig befriedigen —, im Jahre 1868, wurde er für diese Niederlage einigermaßen entschädigt, indem eine Professur für vergleichende Sprachforschung für ihn gegründet wurde. Doch konnte ihm diese Professur nie die Befriedigung gewähren, welche die Sanskrit-Professur ihm gewährt haben würde.

Damit, daß M. England zu seiner zweiten Heimat gemacht hatte, hat er nie aufgehört ein Deutscher zu sein; und sein Leben lang hat er sich bemüht, gegenseitiges Verständnis und gutes Einvernehmen zwischen Engländern und Deutschen nach Kräften zu fördern. Die Ereignisse des Jahres 1870 entflammten ihn zur höchsten Begeisterung für die deutsche Sache. Er konnte es nicht ruhig mit ansehen, daß Englands Sympathien während des deutsch-französischen Krieges den Franzosen galten. Da richtete er seine (als »*Letters on the War*« auch in Buchform erschienenen) Briefe an die »*Times*«, in denen er die Engländer zu überzeugen suchte, daß das Recht in diesem Kampfe auf Seite der Deutschen sei, und daß England nichts besseres tun könne, als sich mit Deutschland zu verbünden. In einem lebhaften Briefwechsel mit dem ihm persönlich befreundeten Gladstone suchte er — freilich vergebens — den großen Staatsmann von der Gerechtigkeit der deutschen Sache zu überzeugen. Der damalige Kronprinz Friedrich und selbst Bismarck waren M. für seine Briefe an die »*Times*« sehr dankbar. Auf dem großen Friedensfeste, welches die Deutschen in London am 1. Mai 1871 feierten, hielt M. die Festrede.

Als im Jahre 1872 die Straßburger Universität gegründet worden war, suchte man M. als Professor für dieselbe zu gewinnen, und lange schwankte er, ob er dem Ruf Folge leisten solle oder nicht. Um zu sehen, wie ihm das Leben in Deutschland zusagen würde, erbot er sich, während des Sommer-Semesters 1872 einen Kursus von Vorlesungen »Über die Resultate der vergleichenden Sprachforschung« zu halten. Es war ihm, wie er in seiner ersten Vorlesung (am 23. Mai) versichert, eine große Freude, den Traum seiner Jugend verwirklicht zu sehen und wenigstens einmal in seinem Leben »als deutscher Professor in einer deutschen Universität wirken zu können«. Er lehrte in Straßburg vom 22. Mai bis zum 26. Juli 1872. Vieles zog ihn nach Deutschland. Es kostete ihn immerhin eine geringere Anstrengung, zu deutschen Zuhörern deutsch zu sprechen, als englische Vorträge zu halten. Den anregenden Verkehr mit Fachgenossen, den eine deutsche Universitätsstadt bot, vermißte er schmerzlich in England. Einen Ferienaufenthalt in Deutschland bezeichnet er in Briefen an Freunde öfters als ein »geistiges

Seebad«. Dennoch entschloß er sich — wohl hauptsächlich mit Rücksicht auf die Familie seiner Frau — den Ruf nach Straßburg abzulehnen und in Oxford zu bleiben. Das Honorar von 2000 Talern, welches er für seine Straßburger Vorlesungen erhielt, schenkte er der Universität als Fond zur Begründung eines alle drei Jahre zu verleihenden Stipendiums zur Förderung des Sanskritstudiums. Nach dieser Ablehnung des Straßburger Rufes ist es einigermaßen überraschend, daß wir Ende 1875 M. plötzlich fest entschlossen sehen, seine Oxforder Stellung aufzugeben, nach Deutschland zurückzukehren und sich in Dresden als Privatgelehrter niederzulassen. »Klerikale Intriguen und kleinliche Eifersüchteleien« waren, wie er in einem Briefe an G. von Bunsen sagt, zum Teile die Ursache dieses Entschlusses. Schon damals trug er sich aber auch mit dem Plane, eine »*Bibliotheca Sacra*«, eine Sammlung von heiligen Schriften aller Religionen der Welt in Übersetzungen, herauszugeben. Und er brauchte für ein derartiges Unternehmen mehr Muße als die Professur ihm ließ. Sobald bekannt wurde, daß M. Oxford zu verlassen gedenke, suchte man ihn für Wien zu gewinnen. Das österreichische Unterrichtsministerium machte ihm verlockende Anerbietungen und versprach auch alle mögliche Unterstützung sowohl von seiten der kais. Akademie der Wissenschaften als auch seitens der Regierung für die Herausgabe einer »*Bibliotheca Sacra*«. Zu gleicher Zeit aber bemühten sich auch M.s Oxforder Freunde, ihn in Oxford zurückzubehalten. Dies gelang ihnen am 15. Februar 1876, indem auf ihren Vorschlag die Universität beschloß, M. als »*Professor emeritus*« zu behandeln und ihn seiner Lehrverpflichtungen zu entheben, damit er sich ganz seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, insbesondere der Herausgabe der »*Sacred Books of the East*«, widmen könne. Er gab damit die Hälfte seines Gehalts auf, wofür ein »*Deputy Professor*« (zuerst Sayce, dann Joseph Wright, der jetzige Nachfolger M.s) mit der Abhaltung der Vorlesungen betraut wurde. Die Herausgabe der »*Sacred Books of the East*« übernahm die Universität, und das Honorar für dieselben sollte ihn für die entfallende Hälfte seines Gehalts entschädigen.

Weit mehr als durch seine Tätigkeit als Professor in Oxford wirkte M. durch öffentliche und gemeinverständliche Vorträge, die er in verschiedenen Städten Englands hielt. Am berühmtesten sind seine Vorlesungen über die Sprachwissenschaft geworden, welche er in den Jahren 1861 und 1863 am königlichen Institut (*Royal Institution*) in London abgehalten hat. Diese Vorlesungen erregten damals geradezu Aufsehen und bildeten das Tagesgespräch in den gebildeten Londoner Gesellschaftskreisen. In demselben Institut hielt er 1870 die Vorlesungen über Religionswissenschaft, welche später unter dem Titel »Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft« (Deutsch, Straßburg 1874) erschienen sind. Großes Aufsehen erregte es auch, als er im Dezember 1873 als erster Nichtgeistlicher in der Westminster-Abtei einen Vortrag über »die Religionen der Welt« hielt. Es fehlte nicht viel, und der Vortragende sowohl wie der *Dean* von Westminster (M.s freisinniger Freund Stanley) wären wegen dieser angeblichen Profanierung der Abtei gerichtlich belangt worden. Als im Jahre 1878 die Verwalter des von Robert Hibbert gestifteten Fonds beschlossen, einen Teil der von ihnen verwalteten Gelder zur Abhaltung von »*Hibbert-Lectures on the Origin and Growth of Religion*« zu verwenden, wurde M. als erster »*Hibbert-Lecturer*« ausersehen, und er hielt seine Vorlesungen über die Religionen Indiens. Und als der schottische Richter Adam Gifford eine Summe von 80000 Pfund Sterling

zum Zweck der Abhaltung von öffentlichen Vorlesungen über »Natürliche Religion« an den Universitäten Schottlands hinterließ, wurde M. in den Jahren 1888 bis 1892 von der Universität Glasgow wiederholt zum »*Gifford-Lecturer*« gewählt, und es entstanden die Vorlesungen über »Natürliche Religion«, »Physische Religion«, »Anthropologische Religion«, und »Psychologische Religion«. Auch die meisten der zahlreichen Essays, welche den Namen M.s in der ganzen Welt bekannt gemacht haben, sind aus populären Vorlesungen hervorgegangen. M. war auch einer der eifrigsten Förderer der »*University Extension*« in England und hat bei verschiedenen Gelegenheiten Vorlesungen im Interesse derselben gehalten.

Dasselbe Jahr 1876, welches für M. so glücklich damit begonnen hatte, daß die Universität durch ihr Entgegenkommen ihm das Verbleiben in Oxford ermöglichte, endete mit einem schweren Schicksalsschlage. Während seines Urlaubes, den er in Dresden zubrachte, starb die älteste Tochter — die Freude und der Stolz ihrer Eltern — am Tage vor ihrem sechzehnten Geburtstage. Ihr Andenken hat M. in schöner Weise geehrt, indem er an der Schule, welche sie besucht hatte, der »*Oxford High School for Girls*«, ein Stipendium (»*Ada Scholarship for good conduct and proficiency in German*«) stiftete. Ihrem Andenken ist auch der 1878 erschienene Band der »*Hibbert Lectures*« gewidmet. Die Wunde, welche dieser herbe Verlust seinem Herzen schlug, war noch kaum vernarbt, als — im Jahre 1886 — ein neues schweres Unglück über die Familie hereinbrach. Die zweite Tochter, welche kaum drei Jahre vorher sich verheiratet hatte, starb plötzlich. Jahrelang konnte sich M. von diesem schweren Schlage nicht erholen. Nur ununterbrochene Arbeit — »die beste Medizin«, wie er oft in seinen Briefen sagt — half ihm über diese schwere Zeit hinweg. Und Arbeit gab es genug. Bereits im Jahre 1887 wurde eine neue Ausgabe des Rigvedatextes mit dem Kommentar notwendig, welche in den Jahren 1887—1892 auf Kosten des Maharajah von Vijayanagara gedruckt wurde. Und während derselben Zeit erschien, von zahlreichen kleineren Essays abgesehen, eine ganze Reihe von sprach- und religionswissenschaftlichen Werken. Große Freude brachte ihm die 1890 erfolgte glückliche Verheiratung seiner einzigen noch lebenden Tochter Beatrice. Die glückliche Ehe derselben, die häufigen Besuche des jungen Ehepaares und der geliebten Enkelkinder im Elternhause und die Gegenbesuche auf dem schönen Landgut der Tochter in Ightham Mote (Kent) trugen viel dazu bei, die letzten Lebensjahre M.s heiter und glücklich zu gestalten. Freude und Glück bereitete ihm auch das Avancement seines einzigen Sohnes Wilhelm im diplomatischen Dienste. Als derselbe Gesandtschaftssekretär in Konstantinopel war, benutzte M. — im Jahre 1893 — die Gelegenheit zu seiner ersten und einzigen Reise nach dem Orient. Er verlebte einige schöne Tage in Konstantinopel, wurde vom Sultan empfangen und überreichte ihm seine »*Sacred Books of the East*«. Dasselbe Jahr brachte ihm zahlreiche Beglückwünschungen und Auszeichnungen anläßlich seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums in Leipzig, und bald darauf auch wieder anläßlich seines siebzigsten Geburtstages.

M. konnte sich über jede Anerkennung seiner Verdienste kindlich freuen. Ehren und Auszeichnungen sind ihm auch in einem Maße zuteil geworden, wie vielleicht keinem anderen Gelehrten. Er war Ehrenmitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften und Akademien und Inhaber einer Unmasse von Orden. Die Auszeichnungen, die er am meisten schätzte, waren seine 1865

erfolgte Wahl zu einem der sechs auswärtigen Mitglieder der Kgl. Sardinischen Akademie (die anderen fünf waren damals Thiers, Boeckh, Cousin, Grote und Mommsen), seine 1869 erfolgte Ernennung als Welckers Nachfolger zu einem der acht auswärtigen Mitglieder der *Académie des Inscriptions et Belles-Lettres*, namentlich aber der ihm 1874 verliehene Orden pour le mérite und die ihm im Jahre 1896 verliehene Würde eines Wirklichen Geheimen Rates (»*Privy Councillor*«). Die letztere Auszeichnung freute ihn um so mehr, da sie von England kam und seiner englischen Gattin mehr Freude machen mußte, als alle vorausgegangenen fremdländischen Ehren. Sowie ihm äußere Anerkennung nicht gleichgültig war, so liebte er es auch, mit den Großen dieser Erde zu verkehren. Er war ja ein ausgezeichneter Gesellschafter, ein vollendeter Weltmann, von wahrhaft herzgewinnender und bestrickender Liebenswürdigkeit und — last not least — ein wahrhaft schöner Mann. Kein Wunder, daß sich ihm von Jugend auf alle Türen öffneten und er in allen, auch den höchsten Kreisen gern gesehen war. Wenn er sich aber auch seiner Beziehungen zu gekrönten Häuptern und zu den größten Männern seiner Zeit gerne rühmte, so muß doch auch bemerkt werden, daß er diese Beziehungen und den Einfluß, den er durch dieselben gewann, nie anders als in gutem und edlem Sinne verwendete. So bemühte er sich jahrelang — leider vergebens — um die Errichtung einer Hochschule für das Studium der orientalischen Sprachen in England. Seiner Tätigkeit im deutsch-französischen Kriege haben wir bereits gedacht. Als im Jahre 1886 die englische Goethe-Gesellschaft gegründet wurde, wurde M. zum ersten Präsidenten ernannt. Und noch als kranker Mann hat er in seinen letzten Lebenstagen in einer Reihe von Briefen über den unglückseligen Burenkrieg den Standpunkt Englands zu verteidigen und die Schmähungen der deutschen Presse zurückzuweisen gesucht. Widernatürlich und widersinnig schienen ihm die Hetzereien gegen England. Daß er sich durch seine Verteidigung der Engländer im Jahre 1900 in Deutschland unbeliebt machte, gereicht ihm nur ebenso zur Ehre, wie daß er sich im Jahre 1870 durch seine Verteidigung der Deutschen in England Feinde zuzog. Auch für Indien hat er seinen Einfluß nur zum Heil der Eingeborenen verwendet. Ohne je in Indien gewesen zu sein, hat er — ganz abgesehen von seiner wissenschaftlichen Tätigkeit — sich große Verdienste um die Inder erworben. Von Anfang an stand er mit den Führern der »*Brahmo Samaj*« - Bewegung in engster Verbindung und interessierte sich lebhaft für den Fortschritt der religiösen Reform in Indien. Noch bedeutsamer war seine Mithilfe bei einer anderen Reformbewegung: der Abschaffung der Kinderheiraten. Schulter an Schulter kämpfte er mit seinem Freund, dem Parsen Malabari, und mit edlen Hindufrauen, wie Ramabai, für die Abschaffung dieser gräßlichen Unsitte und für die Erleichterung des Loses der indischen Witwen. Und als im Jahre 1898 der Brahmane und Sanskritgelehrte Tilak wegen aufrührerischer Zeitungsartikel gegen England verhaftet wurde, war es M., der dafür eintrat, daß man Milde walten lasse; und die Freilassung Tilaks war von guten Folgen begleitet.

M. war nie ein bloßer Gelehrter, der für Indien nur ein wissenschaftliches Interesse hat, sondern er liebte tatsächlich Indien und die Inder, und diese Liebe wurde ihm reichlich vergolten. Er hatte Indien nie gesehen, und doch ist vielleicht kein Europäer in Indien so bekannt gewesen, so geliebt und verehrt worden, wie M. Die indischen Pandits nannten ihn »*Moksha-Mūlāra*«, priesen ihn wegen seiner Rigveda-Ausgabe als »*Rishi*« (als Heiligen) und

machten Gedichte auf ihn. Manche seiner religionswissenschaftlichen Werke wurden in Sanskrit und in indische Volkssprachen übersetzt. Fromme Inder schickten ihm *'Srāddha*-Geschenke (d. h. Geschenke, welche anläßlich eines Totenopfers sonst nur an Brahmanen verteilt werden). Und als im Jahre 1900 die Nachricht von M.s Erkrankung nach Indien kam, wurde in indischen Tempeln für seine Gesundheit gebetet.

Schon im Jahre 1879 hatten sich die ersten Spuren eines Leberleidens bei M. gezeigt. Im Jahre 1899, kurz vor dem Orientalisten-Kongreß in Rom, trat dieses Leiden mit solcher Heftigkeit auf, daß er von den deutschen Ärzten — er war damals gerade in Deutschland — aufgegeben wurde. In einem rührenden Brief an den Orientalisten-Kongreß in Rom nahm er von den Kollegen Abschied, und es wurde daselbst seiner mit großer Sympathie gedacht. Er erholte sich aber noch einmal und nahm wieder seine schriftstellerische Tätigkeit auf. M. war ja ein Mann von eisernem Fleiß und unermüdlichem Schaffenseifer. Als ein Interviewer ihn (1899) fragte, was denn das Geheimnis seiner Erfolge im Leben sei, antwortete er: »Armut und schwere Arbeit.« Schaffensfreude und Freude am Erfolg haben M. bis in sein spätes Alter jugendfrisch erhalten. Noch in den Tagen seiner letzten Krankheit arbeitete er unermüdlich, und erst zehn Tage vor seinem Tode — er hatte bis dahin seine Autobiographie diktiert — mußte er die Arbeit einstellen. Am 28. Oktober 1900 erlag er seinem Leiden. Er verschied, umgeben von allen seinen Angehörigen. Das Leichenbegängnis gestaltete sich zu einer imposanten Kundgebung. Die Königin von England und der deutsche Kaiser waren vertreten, sie und König Oskar von Schweden hatten prächtige Kränze gesandt, und der Kronprinz von Siam folgte als Leidtragender dem Sarg. In allen Ländern der Welt brachten die Zeitungen Notizen über den Verstorbenen, und alle bedeutenderen Blätter veröffentlichten ausführliche Nekrologe. In Oxford, der Stätte seines langjährigen Wirkens, hat sich bald nach seinem Ableben ein Komitee aus Vertretern der Universität gebildet, um das Andenken des Verstorbenen durch Aufstellung einer Büste und durch Stiftung eines der Förderung indischer Studien gewidmeten Fonds zu ehren. Im fernen Japan hat sich zum Andenken an M. eine Gesellschaft zur Förderung indischer Studien gebildet. Auch die äußerst wertvolle Bibliothek M.s ist von einem reichen Japaner angekauft und der Universität in Tokio geschenkt worden, wo sie als »Max Müller-Bibliothek« aufgestellt ist. Das schönste Denkmal aber hat ihm seine Frau gesetzt durch die Herausgabe der Biographie und der Briefe ihres Gatten. Diese Briefe zeigen uns den großen Gelehrten von seiner liebenswürdigsten Seite — als liebenden Sohn, als liebevollen Gatten, Vater und Großvater, als treuen Freund, als einen Mann von tiefer Religiosität und einem grenzenlosen Optimismus, dessen Lebensweisheit lautete: »*By all means let us see the bright side wherever we can; the light is there and will conquer in the end, whether in the East or in the West.*« (*Life and Letters II*, 327.)

Als Fachgelehrter hat sich M. unstreitig die größten Verdienste um die Sanskritforschung und Indologie erworben. Sein Hauptwerk, welches nie veralten wird, bleibt immer seine kritische Ausgabe des Rigveda mit dem Kommentar des Sāyana (2. Aufl. in 4 starken Quartbänden, London 1890—1892). Eine Übersetzung der Hymnen des Rigveda hat M. wohl beabsichtigt, aber nur zum Teil ausgeführt mit seiner Übersetzung der Hymnen an die Sturmgötter (*Rig-Veda-Samhita, the Sacred Hymns of the Brahmans, translated*

and explained, Vol. I, Hymns to the Maruts, 1869, auch in zweiter Auflage als »*Vedic Hymns*« im 32. Band der »*Sacred Books of the East*« erschienen). Ein wichtiger Beitrag zu unserer Kenntnis des Rigveda war ferner die 1869 erschienene Ausgabe des *Rigvêda-Prâtiśâkhya* (»*Rig-Veda-Prâtiśâkhya,* das älteste Lehrbuch der vedischen Phonetik, Sanskrit-Text mit Übersetzung und Anmerkungen«). Bahnbrechend aber war und auch heute noch nicht veraltet ist seine »*History of Ancient Sanskrit Literature*« (1859), in welcher zum erstenmal der Versuch gemacht wurde, die älteste Literatur der Inder nach chronologischen Gesichtspunkten zu ordnen.

M.s Sanskrit-Grammatik (*A Sanskrit Grammar for Beginners,* 1866) wird heute noch in der Bearbeitung von A. A. Macdonell (*New and Abridged Edition,* 1886) allgemein von den englischen Studenten benutzt. Sie ist durch F. Kielhorn und G. Oppert auch ins Deutsche übersetzt worden (Leipzig 1868). Für Studierende bestimmt ist auch der »*Hitopadeśa, Sanskrit Text with Interlinear Transliteration, Grammatical Analysis and English Translation*« (1866). Der deutschen Übersetzungen des Hitopadeśa und Meghadûta haben wir schon gedacht. Zu den »*Sacred Books of the East*« hat er außer den erwähnten »*Vedic Hymns*« noch Übersetzungen der wichtigsten Upanishaden (Vol. 1 und 15), des buddhistischen *Dhammapada* (in Vol. 10), der *Paribhâshâ-Sûtras* des *Âpastamba* (in Vol. 30) und einiger nordbuddhistischen *Sûtras* (in Vol. 49) beigetragen. Seine mannigfachen Beziehungen zu Indien und zum Orient überhaupt erwiesen sich auch für die Wissenschaft als sehr nützlich. Verschiedene wichtige Texte (so die Ausgabe des *Mahâbhâshya* durch Ballantyne) sind auf seine Anregung herausgegeben worden. Er war es auch, der mehr als einem deutschen Sanskritisten — ich nenne nur so hervorragende Gelehrte wie G. Bühler und F. Kielhorn — Anstellungen in Indien verschaffte, die es denselben ermöglichten, der Indologie unschätzbare Dienste zu leisten. Die Idee eines »*Corpus Inscriptionum Indicarum*« hat M. bereits in einem Briefe an Kielhorn im Jahre 1899 angeregt (*Life and Letters* I, 362). Seine Anregung führte zur Entdeckung sehr alter Sanskritmanuskripte in Japan, welche sich in paläographischer Hinsicht als außerordentlich wichtig erwiesen. Die in ihnen enthaltenen Texte wurden in mehreren Bänden der »*Anecdota Oxoniensia*« von M. im Verein mit seinen japanischen Schülern herausgegeben (1881—1884). Durch seine Schüler Bunyiu Nanjio, Kasawara und Takakusu wurde geradezu eine Sanskritschule in Japan begründet, was für die Erforschung des nördlichen Buddhismus von nicht geringer Bedeutung ist.

Aus populären Vorlesungen hervorgegangen ist das Buch »*India, what can it teach us*« (1882, ins Deutsche übersetzt von C. Cappeller unter dem Titel »Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung«, Leipzig 1884), welches in anregender Weise verschiedene Probleme der indischen Literatur- und Religionsgeschichte behandelt. Die in diesem Werk vertretene Theorie von einer »Renaissance der Sanskrit-Literatur« hat seinerzeit viele Anhänger gefunden und ist erst 1890 von G. Bühler widerlegt worden. Wie die Philosophie überhaupt (hatte er doch 1881 Kants »Kritik der reinen Vernunft« ins Englische übersetzt), so gehörte namentlich die indische Philosophie zu seinen Lieblingsstudien. Schon im 6. Bande der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (1852) hatte er »Beiträge zur Kenntnis der indischen Philosophie« veröffentlicht, 1894 erschienen »*Three Lectures on the Vedânta Philosophy*« und noch 1899 ein Buch »*The Six Systems of Indian Philosophy*«. In den Geist der Vedântaphilosophie hatte er sich so sehr eingelebt,

daß er die Grundlehre derselben von der Identität des eigenen Ichs mit dem höchsten Selbst, der Weltseele oder dem *Paramatman* der Inder, zu seiner eigenen machte. Er, der nie in Indien gewesen ist, hat uns doch über Indien und die Inder, namentlich über das höhere Geistesleben der Weisen und Denker dieses Volkes mehr zu sagen gewußt, als mancher, der jahrelang in Indien gelebt hat. So hat er uns in dem schönen Buch »*Ramakrishna, his Life and Sayings*« (1898) ein lebendiges Bild von dem Leben und Wirken eines indischen Heiligen von heute entworfen. Und den schönsten und lehrreichsten Abschnitt seiner 1899 veröffentlichten »Lebenserinnerungen« bildet der zweite Teil »Meine Freunde in Indien«.

Dem großen Publikum ist der Name M.s als der eines hervorragenden Sprachforschers am geläufigsten. In neuerer Zeit freilich, wo die Sprachwissenschaft fast ganz zur »indogermanischen Sprachwissenschaft« geworden ist, wollen die Vertreter dieser Wissenschaft von M. als Sprachforscher nichts wissen. M., sagen sie, hat kein neues Lautgesetz entdeckt und nichts zu unserer Kenntnis von der indogermanischen Grammatik beigetragen. Das ist wohl richtig; aber man vergißt dabei, daß M.s Werke dem Gebiet der allgemeinen Sprachwissenschaft, der Sprachphilosophie und namentlich der Sprachpsychologie angehören. Dies gilt nicht nur von dem fast ganz in das Gebiet der Philosophie gehörigen Werk »*Science of Thought*« (»Das Denken im Lichte der Sprache«, ins Deutsche übersetzt von E. Schneider, Leipzig 1888), sondern auch schon von den berühmten Vorlesungen über die Sprachwissenschaft, welche in den Jahren 1861 und 1863 gehalten, in zahlreichen Auflagen immer wieder gedruckt wurden und 1890 in einer neuen Bearbeitung als »*Science of Language*« (»Die Wissenschaft der Sprache«, vom Verfasser autorisierte deutsche Ausgabe, besorgt durch R. Fick und W. Wischmann, 2 Bde., Leipzig 1892—1893) erschienen. Manches Problem ist hier schon behandelt, welches auch heute noch Philosophen und Sprachforscher beschäftigt. Vor allem aber haben M.s Vorlesungen über die Sprachwissenschaft unendlich viel zur Popularisierung dieser Wissenschaft beigetragen, und mehr als ein Gelehrter ist erst durch sie zu sprachwissenschaftlichen Studien angeregt worden. Und es ist nicht zu viel gesagt, daß in England die Begründung des wissenschaftlichen Studiums der Sprache und des akademischen Betriebs dieser Wissenschaft auf M. zurückzuführen ist. Auch das ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst M.s, daß durch seine Vorlesungen gar mancher Missionär und Ethnograph zu fruchtbaren sprachwissenschaftlichen Untersuchungen bei Naturvölkern angespornt worden ist.

Überhaupt stand M. in regem Verkehr mit Missionären und Ethnographen in allen Weltteilen, unterstützte nach Kräften deren ethnographische Forschungen und interessierte sich lebhaft für ihre Berichte über Sprache, Leben und Sitten der Naturvölker. Er war keineswegs, wie manche behaupten, ein Gegner der anthropologisch-ethnologischen Forschungsmethode. Als im Jahre 1891 die »*British Association*« in Cardiff tagte, wurde M. zum Präsidenten der Anthropologischen Sektion gewählt; und er hat damals in der Rede, mit welcher er die Verhandlungen eröffnete — sie ist abgedruckt im 21. Band des »*Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland*« —, sein Verhältnis zu den anthropologischen Wissenschaften auseinandergesetzt. Mit Recht befürwortete er eine »reinliche Scheidung« zwischen Anthropologie und Sprachwissenschaft, zwischen Rasse und Sprache; und sehr mit Recht hat er die vielumstrittene Frage nach der Urheimat der

Indogermanen oder Arier genauer formuliert als die Frage nach der Urheimat »der Sprecher arischer Sprachen«. Er hat sich mit dieser Frage in dem Buche »*Biographies of Words and the Home of the Aryas*« (London 1887) in vorsichtiger Weise auseinandergesetzt.

Sowie die Sprachwissenschaft, so war auch die Religionswissenschaft für M. nur ein Zweig der einen Wissenschaft vom Menschen. M.s Verdienste um die Religionsforschung sind aber unzweifelhaft größer als die um die Sprachwissenschaft. Er war vor allem mit Jakob Grimm und Adalbert Kuhn der Mitbegründer der Vergleichenden Mythologie. Seine »Beiträge zur vergleichenden Mythologie und Ethnologie«, welche den Inhalt des zweiten Bandes der »Essays« (1869) bilden, haben den nachhaltigsten Einfluß auf die gesamte Mythenforschung der folgenden Jahrzehnte geübt. Zusammenfassend und abschließend hat er aber seine mythologischen Anschauungen in den 1896—97 erschienenen »*Contributions to the Science of Mythology*« (»Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie«, aus dem Englischen übersetzt von H. Lüders, 2 Bde., Leipzig 1898—99) dargelegt und gegen die zahlreichen Angriffe, welche gegen dieselben gerichtet worden waren, zu verteidigen gesucht. Denn von den verschiedensten Seiten ist die M.sche Mythenforschung in den letzten Jahrzehnten aufs heftigste bekämpft worden, von keinem mit größerem Scharfsinn, als von O. Gruppe in seinem Buch »Die griechischen Kulte und Mythen«; doch hat gerade Gruppe gezeigt, wie sehr Männer wie Kuhn und M. dazu beigetragen haben, das wissenschaftliche Studium des Mythos und der Religion zu fördern, wie mächtig der Anstoß war, der von ihnen ausging.

M.s religionswissenschaftliche Leistungen erstrecken sich aber nicht bloß auf das Gebiet der Mythologie. In einer Reihe von stattlichen Bänden hat er sich mit den allgemeinen Fragen nach dem Begriff, dem Ursprung und der Entwicklung der Religion eingehend beschäftigt. Es sind dies die Werke: »*Introduction to the Science of Religion*«, (1870). »(Hibbert) *Lectures on the Origin and Growth of Religion as illustrated by the Religions of India*«, 1878. »*Gifford Lectures*«: 1. »*Natural Religion*«, 1889, 2. »*Physical Religion*«, 1890, 3. »*Anthropological Religion*«, 1892 und 4. »*Theosophy or Psychological Religion*«, 1893. (Ins Deutsche übersetzt als: »Einleitung in die Vergleichende Religionswissenschaft«, Straßburg 1874. »Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion mit besonderer Rücksicht auf die Religionen des alten Indiens«, Straßburg 1880. »Gifford-Vorlesungen«: 1. »Natürliche Religion«, Leipzig 1890, 2. Physische Religion«, Leipzig 1892, 3. »Anthropologische Religion«, Leipzig 1894 und 4. »Theosophie oder Psychologische Religion« Leipzig 1895.) Die Theorie, welche M. in allen diesen Schriften zu erweisen und zu erharten sucht, gipfelt in dem Satze, daß der Ursprung der Religion in der Wahrnehmung des Unendlichen zu suchen sei. Der Begriff des Unendlichen sei schon durch die Sinne gegeben. Der Mensch könne nichts Endliches, nichts Begrenztes wahrnehmen ohne eine Grenze, und der Begriff der Grenze schließe den Begriff von etwas, was über diese Grenze hinausliege, von etwas Unendlichem ein. Ich glaube nicht, daß es M.s glanzender Beredsamkeit gelungen ist, diese Sätze zu erweisen oder auch nur wahrscheinlich zu machen. Dennoch muß zugestanden werden, daß in allen diesen Werken eine reiche Fülle von religionsgeschichtlichem Wissen verarbeitet ist. Namentlich sind alle seine Bücher voll von Belehrung über das religiöse Leben und Denken im alten Indien. Aber auch über die Religionen

anderer Völker wußte er bei seiner staunenswerten Belesenheit stets neue und interessante Aufschlüsse zu geben. Schon der erste Band der »Essays« (1869) enthält wertvolle Aufsätze über den Veda und den Brahmanismus, über den Avesta und die Religion Zoroasters, über den Buddhismus, über den semitischen Monotheismus, über Konfuzius und über das Popol Vuh, das heilige Buch der Quiché. Und es findet sich eine Fülle von schätzbarem Material über Feuerkult und Feuermythen in den Vorlesungen über »Physische Religion«, über Seelenglauben, Ahnenkult und Totengebräuche in denen über »Anthropologische Religion«, und über eschatologische Träumereien und mystische Spekulationen östlicher und westlicher Theosophen in dem letzten Bande der Gifford-Vorlesungen.

Wenn aber auch einmal alle Theorien und alle Gedanken, welche in M.s religionswissenschaftlichen Werken niedergelegt sind, veraltet, überholt und vergessen sein sollten, so wird ihm doch stets ein Verdienst bleiben, das er sich für alle Zeit um das Studium der Religionswissenschaft erworben hat, — die Begründung der Serie von Übersetzungen der heiligen Bücher des Ostens, der »*Sacred Books of the East*«. Diese durch sein Bemühen entstandene stattliche Reihe von Bänden enthält durchaus zuverlässige, von den besten Orientalisten herrührende Übersetzungen der wichtigsten heiligen Bücher des Brahmanismus, Buddhismus, Dschainismus, der Parsireligion, des Mohammedanismus, des Konfuzianismus und des Taoismus. Die erste Serie von 24 Bänden erschien in den Jahren 1879—1885, die zweite Serie von 25 Bänden begann im Jahre 1886 und wird eben jetzt (1903) abgeschlossen; zwei Bände, welche einen Generalindex zu allen 49 Bänden enthalten sollen, sind in Vorbereitung. Mit Unterstützung des Königs von Siam begann im Jahre 1895 eine neue Serie, welche nur buddhistische Werke enthalten sollte (»*Sacred Books of the Buddhists*«), von welcher leider nur drei Bände erschienen sind.

Als Religionsforscher war M. aber nicht bloß Ethnologe, sondern die Religion war ihm eine teure Herzenssache. Mit wahrer Liebe suchte er nicht bloß in den heiligen Schriften der Inder, Perser und Chinesen, sondern selbst in den rohesten Vorstellungen der Wilden die Spuren dessen aufzudecken, was ihm als die wahre Religion erschien. Noch in den letzten Tagen seines arbeitsreichen Lebens, als die Nachrichten von den Gesandtenmorden in der chinesischen Hauptstadt ganz Europa in Atem hielten, schrieb er eine Reihe von Aufsätzen über die Religionen Chinas für die Monatsschrift »*Nineteenth Century*«, um die Aufmerksamkeit von den Greueltaten der Boxer auf die uralte Weisheit der Lehren des Konfuzius und Lao-tse zu lenken. So ist es denn auch kein Wunder, daß Anhänger der verschiedensten nichtchristlichen Religionen in ihm, der sich übrigens nie scheute, die Lehre Christi für die höchstentwickelte Religion zu erklären, gleichsam einen Freund und Verteidiger erblickten. Dem Religionsparlament (»*World's Parliament of Religions*«), welches 1893 in Chicago tagte, brachte er das größte Interesse entgegen, und er bedauerte lebhaft, an demselben nicht teilgenommen zu haben. In der »Deutschen Rundschau« (Bd. 82, 1895, S. 409—425) widmete er demselben einen begeisterten Aufsatz. Daß aus diesem »Religionsparlament« ein »Kongreß für Religionsgeschichte« erwuchs, der 1900 während der Ausstellung in Paris tagte, war ganz im Sinne der M.schen Religionsbetrachtung. Er selbst war schon zu krank, um dem Kongreß beizuwohnen, im Geiste aber war er dort, und Tag für Tag wurde während der Kongreßverhandlungen seiner als des wahren Begründers der vergleichenden Religionswissenschaft gedacht.

Von dem, was M. als Forscher geleistet hat, wird manches bleiben und eine dauernde Bereicherung der Wissenschaft bilden, noch mehr wird als unrichtig verworfen oder berichtigt werden. Aber unbestritten bleibt sein Verdienst, daß er als populär-wissenschaftlicher Schriftsteller wie kein Zweiter daran gearbeitet hat, weite Kreise für Wissenschaften zu interessieren, welche bis dahin kaum dem Namen nach bekannt waren. Wer hatte vor M. eine Ahnung von einer Sprachwissenschaft, welche irgend jemand außer den Grammatiker und Philologen von Fach interessieren könnte? Wer hatte eine Ahnung davon, daß in dem Schrifttum der alten Inder Gedanken verborgen liegen, welche auch für uns in Europa von Bedeutung sind? Wer hatte eine Ahnung davon, daß in den Religionen orientalischer Völker, in all dem, was man mit dem einen Wort »Heidentum« genügend gekennzeichnet glaubte, etwas stecken könne, was für jeden Gebildeten von Interesse sein muß? Erst M. hat gezeigt, und zwar auch dem gebildeten Laien, daß es mit Hilfe der Sprachwissenschaft, der Religionswissenschaft und der orientalischen Philologie möglich ist, in die fernste Urgeschichte der Menschheit, in das Dunkel der Geschichte unseres eigenen Geschlechts hineinzuleuchten. Tausende von Gebildeten aller Länder wurden erst durch M. auf jene Wissenschaften aufmerksam, und mehr als Einer, der später als Fachgelehrter sich um die Wissenschaft verdient gemacht hat, wurde zuerst durch M.s »Essays« (4 Bde., Leipzig 1869—76) angeregt. In diesen aus den englischen »*Chips from a German Workshop*« (d. h. »Spähne aus einer deutschen Werkstatt« — erschienen in 4 Bänden 1867—75 und in einer neuen verstärkten Ausgabe 1894) übersetzten Essays und in den zahlreichen im Laufe der späteren Jahre in der »Deutschen Rundschau« und in verschiedenen englischen Monatsschriften veröffentlichten Aufsätzen — sie sind nach seinem Tode als »*Last Essays*« in zwei Bänden gesammelt und herausgegeben worden — hatte er es sich, wie er selbst sagt, zur Aufgabe gemacht, »auch bei den verwickeltsten Gegenständen stets nur die wahrhaft bedeutsamen Punkte hervorzuheben, Punkte, welche ein Anrecht auf die Teilnahme aller Gelehrten und Gebildeten besitzen, und nie bei einem dunklen Schlupfwinkel vorüberzugehen, ohne zu versuchen, ob sich die unsauberen Spinngewebe der sogenannten Gelehrsamkeit nicht wegfegen ließen, damit das klare Licht des einfachen, wahren Wissens Eingang in diese Höhlen finde«. Diese seine populär-wissenschaftlichen Schriften waren es, welche seinen Namen zu einem der bekanntesten in der ganzen gebildeten Welt gemacht haben. Jedem, selbst dem trockensten Gegenstande eine interessante Seite abzugewinnen, überall das allgemein Menschliche herauszufinden und ins Licht zu rücken, eine gelehrte Erörterung durch da und dort eingeflochtene geistreiche Bemerkungen oder selbst witzige Anekdötchen zu beleben — darauf verstand er sich meisterhaft. Dazu kam noch eine hervorragend dichterische Begabung, die ihn zu einem der glänzendsten Stilisten sowohl im Englischen wie in seiner Muttersprache machte. Seine große dichterische Veranlagung bezeugt auch die reizende Novelle »Deutsche Liebe«, welche er 1857 veröffentlichte, und die in Deutschland bereits 14 Auflagen erlebt hat; sie ist auch ins Englische übersetzt und sowohl in England wie in Amerika viel gelesen worden. Nebenbei bemerkt sei hier noch, daß er sich um die deutsche Literatur auch durch die Herausgabe von Schillers Briefwechsel mit dem Herzog von Schleswig-Holstein (1875) und durch die Zusammenstellung eines deutschen Lesebuchs für Engländer (»*German Classics*« 1858) verdient gemacht hat. Als glänzender Schriftsteller zeigt sich aber M. noch in seinen

allerletzten auto-biographischen Werken, den zwei Bänden »*Auld Lang Syne*« (1898 und 1899) und der nach seinem Tode veröffentlichten »*Autobiography*«.

Das Vorstehende ist zum Teile einem ausführlicheren Nekrologe im »Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft« (1902) entnommen. Für die Biographie konnte aber jetzt auch das ausgezeichnete Werk von Mrs. Max Müller verwendet werden: »*The Life and Letters of the Right Honourable Friedrich Max Müller Edited by his Wife*«, 2 Vols. London 1902. Das Buch enthält auch mehrere Porträts. Ferner wurden benützt die autobiographischen Angaben M.s in dem Aufsatz »Einst und Jetzt« in der »Deutschen Rundschau« Bd. 41, 1884; in »*Auld Lang Syne*« (»Alte Zeiten, alte Freunde, Lebenserinnerungen«. Autorisierte Übersetzung von H. Groschke. Gotha 1901. Mit Porträt); und in »*My Autobiography, a Fragment*«, London 1901. Vgl. auch Briefwechsel mit Baron Bunsen im 3. Band der »*Essays*«. Über M.s Verhältnis zur Anthropologie und Ethnologie handelte ich in den »Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien«, Bd. XXXI, 1901, S. 80—87. Einen der besten Nekrologe brachten die »*Times*« in ihrer Nummer vom 29. Oktober 1900. M. Winternitz.

Hauchecorne, Heinrich Lambert Wilhelm, Geheimer Bergrat, * zu Aachen 13. August 1824, † zu Berlin 15. Juni 1900. — H.s Vater, Steuerrat, gehörte einer seit dem XVII. Jahrhundert eingewanderten Refugié-Familie an, und diesem Umstande verdankte der junge Mann in erster Linie jene vollkommene Vertrautheit mit dem Französischen, die für sein späteres Leben wertvoll und wichtig werden sollte. Er absolvierte das Gymnasium seiner Geburtsstadt und trat dann als Praktikant beim Oberbergamte Bonn ein. Erst nach erledigtem Probejahre begann er das eigentliche Studium in Freiberg und Berlin, wo Beyrich, G. Rose und vor allem der geniale Mineraloge C. S. Weiß auf ihn einwirkten. Im Jahre 1853 bestand er trefflich die Staatsprüfung und wurde Bergreferendar, doch bewog ihn mutmaßlich der Umstand, daß er sich 1855 verheiratet hatte, für ein paar Jahre in Privatdienst zu treten. Erst 1858 kehrte er in sein früheres Verhältnis zurück und wurde als Berggeschworener für das Revier Mayen einberufen. Nunmehr ging es rasch mit seinem Vorrücken; 1862 sehen wir ihn als Bergassessor in Saarbrücken, 1865 als Berginspektor und 1866 als Hilfsarbeiter, auf Empfehlung des Oberberghauptmanns Krug v. Nidda, in die Ministerialabteilung einberufen. Hier bewährte er sich so, daß man ihm am 22. Dezember jenes Jahres die Direktion der Bergakademie in Berlin übertrug. Dieses Amt hat er bis zuletzt beibehalten, indem nur das Jahr 1870 eine längere Unterbrechung hervorrief. H. wurde nämlich von dem Zivilgouverneur Elsaß-Lothringens dorthin berufen und war auch nach dem Friedensschlusse bei der Grenzberichtigung der neugeschaffenen Reichslande gegen Frankreich und Luxemburg eifrig tätig. Zu Ende der sechziger und zu Anfang der siebziger Jahre organisierte er die geologische Landesanstalt des Königreichs Preußen, die er zusammen mit seinem Lehrer Beyrich bis zum Jahre 1896 und von da ab allein leitete. Da ihn auch die rechtliche und sozialpolitische Seite des Bergwesens lebhaft fesselte, so wurde er, seit 1876 zum Geheimen Bergrat ernannt, 1890 mit dem Vorsitze in der von Kaiser Wilhelm II. einberufenen internationalen Konferenz für Arbeiterschutz betraut, wozu ihn auch seine Sprachgewandtheit besonders geeignet machte. Der Staat nützte die Arbeitskraft und Erfahrung des in allen Satteln gerechten Beamten überhaupt nach Möglichkeit aus; so wurde er bei den Beratungen über Hochwasserschutz stets beigezogen, und als 1894 die sogen. »Silberkommission« einberufen ward, gehörte er ihr als Sachverständiger an. Wahrscheinlich dankt man seinen sachkundigen Ratschlägen zum Teil die Errungenschaft, daß das Deutsche Reich sich nicht auf die Experimente der Politiker der Silber-

währung einließ. Das Jahr 1886 brachte H. eine hohe Ehre, indem ihn die Universität Heidelberg anläßlich ihrer 400. Jubiläumsfeier zum Ehrendoktor ernannte. Mit seltener Rüstigkeit ausgestattet, führte er alle seine Geschäfte auch noch als Siebziger fort, und wer ihn noch bei der Versammlung der deutschen Geologen im September 1899 zu München sah, hätte ihm gewiß noch eine längere Lebenszeit zugesprochen. So kam die Kunde, daß er am 15. Januar 1900 in Berlin gestorben sei, allen unerwartet, am meisten seinen Kollegen und Freunden.

Die literarischen Arbeiten des hochverdienten Montanisten sind niedergelegt in den folgenden Zeitschriften: Zeitschrift für Bergrecht, Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen, Elektrotechnische Zeitschrift, Jahrbuch der Landesanstalt, Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft. Das letztgenannte Organ enthält weitaus die meisten Beiträge. Als selbständige Publikationen sind herausgekommen: *Compte rendu de la 3me session du congrès géologique international*, Berlin 1888; *Carte géologique internationale de l'Europe*, Berlin 1894. Damit sind wir auf H.s bedeutendste Leistungen geführt worden, die seinen Namen in der Geschichte der Naturwissenschaft unvergänglich erhalten werden. Es ist auf ihn eine Reihe wichtiger Fortschritte in der Herstellung geologischer Karten zurückzuführen. Ehe er sein Amt als Vorstand der Landesanstalt antrat, orientierte er sich in einer von ihm einberufenen Sitzung, der die namhaftesten norddeutschen Geologen anwohnten, über die herrschenden Wünsche und Anschauungen und entschied sich daraufhin für den seitdem beibehaltenen Maßstab 1:25000. Dabei legte er, von feinem ästhetischen Sinne unterstützt, besonderen Nachdruck auf die Farbengebung, für die er die jetzt maßgebenden Regeln aufstellte. Eine Frage, für die sich schon vor langer Zeit Männer sonst verschiedenster Art, ein Goethe und Fürst Metternich, lebhaft interessierten, wurde durch ihn der endgültigen Lösung zugeführt. Der internationale Geologenkongreß von Bologna (1881) nahm H.s Vorschläge an und beauftragte ihn, zusammen mit Beyrich eine geologische Karte Europas im Maßstabe 1:1500000 in Angriff zu nehmen. Das erste Blatt dieses seitdem rührig geförderten großen Werkes vermochte er dem in Berlin 1883 zusammengetretenen Kongresse als dessen Generalsekretär vorzulegen.

Beyschlag, Gedächtnisrede auf Wilhelm Hauchecorne, Jahrbuch der kgl. preußischen Geologischen Landesanstalt und Bergakademie für das Jahr 1900, 21. Band, S. XCVIff.

S. Günther.

Schaeffer, Karl Julius Traugott Hermann, * 6. August 1824 in Weimar, † 3. Februar 1900 in Jena. Als Gymnasiast hatte Sch. das Glück, sich des mathematischen Unterichts Ludwig Kunzes erfreuen zu dürfen, dessen »Lehrbuch der Geometrie« heute noch in seiner Art unerreicht dasteht. So kam er 1844 wohl vorbereitet auf die Universität Jena, wo er sich besonders durch Snell angeregt fand und mit größtem Eifer Mathematik und Physik zu studieren begann. In Berlin und Leipzig, wo er Jacobi, Steiner, Dirichlet, Moebius zu Lehrern hatte, vollendete er seine wissenschaftliche Ausbildung. Im Jahre 1847 holte er sich zu Jena die philosophische Doktorwürde und 1850 habilitierte er sich an der Hochschule, die ihn fast ein Halbjahrhundert den ihrigen nennen durfte. Innerhalb des akademischen Kreises hat sich auch sein ganzes Leben abgespielt, umso mehr, da er niemals Neigung besaß, eine eigene Familie zu gründen. Verwandtschaftliche Liebe hat ihm die einfache und

behagliche Häuslichkeit gegründet, in der er sich wohl fühlte. Wie er ein echter Bursch von richtigem Schrot und Korn gewesen war, über dessen offenem Grabe mit gutem Rechte die alte Burschenschaftsfahne vom Jenaer Burgkeller wehen durfte, so ist er der stets hilfsbereite Freund der Studierenden geblieben und hat hunderten den Weg gezeigt, der sie zu tüchtigen Gliedern der menschlichen Gesellschaft machte. Ausgebreitete literarische Wirksamkeit war seine Sache nicht, und deshalb war auch seine Laufbahn mit dem außerordentlichen Professor abgeschlossen, aber als Lehrer, sowohl der Mathematik wie auch der Experimentalphysik leistete er Treffliches, und wie seine Vorlesungen eifrig besucht wurden, so gab der lange Jahre von ihm geleitete »Mathematische Verein« zahlreichen jungen Leuten Gelegenheit, ihre Kräfte kennen und brauchen zu lernen. Die heute immer seltener werdende Kunst, die zwischen Gymnasium und Universität klaffende Lücke im mathematischen Unterrichte auszufüllen, muß er von Grund aus verstanden haben. Aus eigener Erfahrung weiß der Unterzeichnete, wie der lehreifrige Mann es verstand, neue wissenschaftliche Tatsachen, z. B. die Legung von submarinen Kabeln, Fernerstehenden verständlich zu machen. Nicht ein hervorragender Gelehrter war es, der am 7. Februar 1900 auf dem Friedhofe seiner Heimatstadt unter ungeheurer Beteiligung bestattet ward, aber ein edler, hochherziger Mensch und ein Didaktiker von wahrhaft großartigem Lehrerfolge. Von seinen Schriften seien erwähnt: *De ratione inter arithmeticam et geometriam*, Jena 1850; Lehrbuch der Geometrie, Leipzig 1857.

Abbe, Grabrede, Zeitschr. f. math. u. naturw. Unterricht, 31. Jahrgang, S. 150ff.; Poggendorff, Biogr.-Liter. Handwörterbuch, II, Sp. 769. S. Günther.

Scudier, Anton Freiherr von, österreichisch-ungarischer Feldzeugmeister * zu Villach (Kärnten) am 2. Januar 1818, † zu Wien 31. Mai 1900. — Der Vater Scudiers, der aus einer italienischen Familie stammte (*scudiere* Schildträger, Stallmeister), war österreichischer Offizier, er selbst seit 1829 Zögling der Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt, aus der er 1838 als Fähnrich in die Armee trat. Bald kam er, 1841, in den Generalstab Radetzkys, von da nach Galizien, wo er bei den Unruhen in Krakau im April 1848 zuerst hervortrat. Bei Beginn des ungarischen Aufstandes diente er als Major und Adjutant des kommandierenden Generals in dem Korps, das unter dem Grafen Schlick aus Galizien in Nordungarn einbrach und in dem Gefecht von Budamér vor Kaschau am 11. Dezember 1848 die ungarischen Truppen zurücktrieb; als Scudier mit einer halben Eskadron den Feind bis über Kaschau energisch verfolgte und nach Erbeutung zahlreicher Gefangener auf eine überlegene Infanterie-Abteilung stieß, wagte er einen Angriff, bei dem er vom Pferde geschossen wurde und in die Gefangenschaft geriet. Es gelang ihm im Juli 1849 sich zu befreien, worauf er unter Haynau noch den Schluß des Feldzuges und das Gefecht von Neu-Szegedin mitmachte; dafür wurde ihm das Militär-Verdienstkreuz zuteil.

Darauf wurde er als Oberstleutnant ins Kriegsministerium berufen und hier bald darauf an die Spitze der neugeschaffenen Abteilung zur Neuordnung der Militär-Erziehungsanstalten gestellt; zu diesem Behufe entwarf er einen vollständigen Plan, der auch angenommen und in der Hauptsache ausgeführt wurde. Er brachte in die bei den Regimentern bestehenden Truppenschulen System und setzte in erster Linie die Scheidung der Vorbereitungs- von den eigentlichen militärischen Anstalten ins Werk; so wurden 12 Untererziehungs-

häuser, 12 Obererziehungshäuser, 4 Kadetten-Institute eingerichtet, über denen dann die 4 Akademien (die von Wiener-Neustadt, die Genie-, Artillerie- und die Medizinische Josefs-Akademie) standen. Viel Schutt wurde weggeräumt; doch fanden sich auch Gegner, die einwendeten, daß die durchgängige militärische Heranbildung der Jugend vom zartesten Alter an zur Einseitigkeit erziehe, daß die an kleinen Orten errichteten Anstalten die Fortbildung der Lehrer unmöglich machten, sowie daß übermäßige Einförmigkeit angestrebt werde. Vorzüge und Nachteile des Systems, mit dem man schon 1868 brach, hielten sich wohl die Wage; entschieden unglücklich aber war die Idee, die drei oben genannten Akademien in Wiener-Neustadt zu vereinigen und hier ein gewaltiges Gebäude für ihre Aufnahme zu errichten; nachdem man von 1853 bis 1856 zwei Millionen Gulden für die Legung der ungeheuren Grundmauern verwendet hatte, ließ man den kostspieligen und unpraktischen Plan fallen. Es lag im Geiste des 1849 bis 1860 herrschenden zentralistischen Systems, mit den überlieferten Einrichtungen im Sinne einer oft mechanischen Einheit zu brechen.

Im Kriege von 1859 wurde S., damals bereits Generalmajor, dem Grafen Schlick als Generalstabschef zur Seite gestellt, der die früher von Gyulai geführte II. Armee in der Schlacht bei Solferino befehligte. Dieser Heeresteil wurde sachgemäß geleitet, während die unglückliche Führung der I. Armee durch den Grafen Wimpffen zur Niederlage führte. S. fiel, als Kaiser Franz Josef am Morgen auf dem Schlachtfelde anlangte, die Aufgabe zu, über den Gang des Kampfes Bericht zu erstatten, worauf der Schlachtplan gefaßt wurde. Es zeigte sich, daß S. das Armee-Oberkommando richtig orientiert hatte. Nach dem Feldzuge erhielt er den Orden der Eisernen Krone II. Klasse, was im selben Jahre seine Erhebung in den Freiherrnstand zur Folge hatte.

Nach Abschluß des Friedens wurde er in Vertretung der Armee der Kommission zur Feststellung des Staatsbudgets zugezogen und gab hier — ein seltener Fall bei einem General — wichtige Gesichtspunkte zu Ersparungen; in der Armee wurde ihm dies ungerechterweise verargt, besonders weil er die Herabsetzung der Kriegsgebühren für Offiziere und Mannschaft für statthaft erklärte. Es war ihm willkommen, daß er 1860 das Kommando einer Brigade erhielt.

Im Feldzuge von 1866 stand er unter Erzherzog Albrecht in Italien und dieses Jahr war das bewegteste und peinvollste seines ereignisreichen Lebens. Zunächst hatte er mit seiner Brigade die Übergänge über den Po gegen das südlich stehende Heer des Generals Cialdini zu überwachen; als aber der Erzherzog alle seine Truppen zum großen Schlage gegen das andere, von König Viktor Emanuel und La Marmora geführte Heer zusammenzog, wurde er rasch auf den Hauptkriegsschauplatz berufen. Es wird erzählt, daß der Erzherzog, der die Po-Linie zu entblößen genötigt war, ihm den Auftrag gab, die Dämme durchstechen und die fruchtbare Polesine überschwemmen zu lassen, um so Cialdini aufzuhalten; doch sei er infolge der Vorstellungen Scudiers von der dem Lande große Opfer auferlegenden Maßregel abgestanden. In der Schlacht bei Custoza stand die Brigade Scudier im Zentrum und erhielt den Befehl, die Anhöhe des Belvedere wie den Monte Croce zu nehmen. Das gelang zunächst; die Kanonen auf dem Monte Croce wurden erobert und die Österreicher drangen auch in Custoza ein. In diesem Augenblick aber griffen die italienischen Divisionen Cugia und Govone in die Schlacht

ein und die Brigade Scudier mußte unter ansehnlichen Verlusten den Schlüssel der italienischen Schlachtstellung wieder räumen. Ursprünglich zog er sich mit seinen Truppen nur bis zum Meierhof Carozza zurück; als aber durch die weiteren Stöße der Österreicher die Schlacht sich zu ihren Gunsten entschied und die Brigade nach dem heißen Sonnentage schwer an Wassermangel litt, zog S. sich einige tausend Schritte weiter hinter die Linie. Sei es, daß der Erzherzog bei der Verfolgung des besiegten Feindes auf Scudier gerechnet hatte, sei es, weil er bei seiner strengen Auffassung militärischer Pflichten diese Eigenmächtigkeit für strafbar hielt, genug: S. wurde vor ein Kriegsgericht gestellt. Die erste Instanz verurteilte ihm zum Tode, die zweite und dritte Instanz dagegen fand sein Verschulden nicht für erheblich und belegte ihn mit einer kürzeren Haft. Der Erzherzog sagte ihm später: »Die mangelhafte Disziplin ist der rote Faden, der sich durch die Geschichte unserer Unglücksfälle zieht. Ich hatte schon bei der Übernahme des Oberkommandos die feste Absicht, bei dem ersten mir vorkommenden Falle mangelhafter Disziplin ein Exempel zu statuieren. Ich hätte Sie allerdings Seiner Majestät zur Begnadigung empfohlen, aber den Generälen wäre gezeigt worden, daß ihr Ungehorsam gerade so strenge bestraft wird, wie der eines Offiziers, damit in der Generalität die Unbotmäßigkeiten der eigenmächtigen Besserwisser endlich aufhören. Aus diesem Grunde bedauere ich, daß Sie nicht zum Tode verurteilt wurden. Nun, die Gerichte haben gesprochen, ich vermag dagegen nichts zu tun. Lassen Sie sich aber diese Episode Ihres Lebens zur Lehre dienen und widmen Sie Ihre großen Fähigkeiten mit dem bisherigen Eifer dem allerhöchsten Dienste.«

Es ist ein Zeichen der Schätzung der von Scudier geleisteten Dienste, daß er weiter zu den wichtigsten Stellungen verwendet wurde. Zunächst war er Brigadier in Komorn, 1871 wurde er zum Feldmarschalleutnant und Divisionär in Temesvar befördert. Hier traf ihn die Aufgabe, die Militärgrenze aufzulösen, weil diese merkwürdige Einrichtung mit der Errichtung eines selbständigen ungarischen Staates nicht im Einklange zu stehen schien. Der Übergang zur Zivilverwaltung in diesem Gebiete wie die Teilung des öffentlichen Gutes zwischen Staat und Gemeinden gehört zu den wichtigsten administrativen Maßnahmen jener Epoche. Scudier erhielt für diese Tätigkeit nicht bloß die volle Anerkennung seitens des Kaisers (1873 die Geheimratswürde, 1876 Ernennung zum Inhaber des 29. Regiments), sondern auch den vollsten Dank der Bevölkerung. Die Stadt Temesvar, für deren Aufschwung und gesundheitliche Hebung er unausgesetzt tätig war, ehrte ihn dadurch, daß sein Bild neben dem Deaks im Rathaussaale und sein Standbild im Stadtpark einen Platz erhielten. Da die früheren Schicksale S.s nicht unbekannt geblieben waren, so erregte diese ungewöhnliche Wendung in seinem Leben hohes Interesse. Ein Todesurteil und bald darauf eine Marmorstatue wurden nicht vielen Sterblichen während ihres Lebens zuteil.

Um so überraschender war es, daß S. schon 1878 noch in voller körperlicher und geistiger Rüstigkeit in den Ruhestand versetzt wurde. Er empfand dies, wiewohl ihm der Titel eines Feldzeugmeisters verliehen wurde, schmerzlich und hat stets angenommen, daß die Abneigung des Erzherzogs Albrecht ihm den Weg zur Übernahme eines Korpskommandos versperrte. Er unternahm darauf größere Reisen, bis er 1886 wieder in eine wichtige Tätigkeit eintrat. Er wurde zum Präsidenten der Staatseisenbahn-Gesellschaft gewählt, welche Stelle er vier Jahre lang bekleidete. Bis dahin war diese große, mit fran-

zösischem Kapital gegründete Gesellschaft wesentlich von ihrem Pariser Komitee abhängig, was stets beklagt worden war, besonders im Hinblick auf den Umstand, daß im Falle einer Mobilisierung immerhin eine Hemmung der Arbeiten durch die französische Leitung befürchtet werden konnte. Unter S.s Präsidentschaft wurde diese Verbindung vollständig gelöst. Dies und der Verlust einträglicher Stellen, von dem einige französische Kapitalisten und hohe Beamte betroffen wurden, veranlaßten eine Art Rachefeldzug gegen S., dem in einem Wiener Blatte vorgeworfen wurde, er habe sich während seines Temesvarer Kommandos auf Kosten des Staates bereichert. S. forderte eine Untersuchung gegen sich und der militärische Ehrenrat der Generäle sprach ihn von jedem Verschulden frei. Er zog den Redakteur des betreffenden Blattes zur Verantwortung, der vor den Geschworenen in einem S. glänzend rechtfertigenden Prozesse einstimmig verurteilt wurde.

Trotz der reichen Wechselfälle seines Lebens und der harten Erfahrungen, die ihm neben großen Erfolgen nicht erspart blieben, war S. bis in sein hohes Alter unnachgiebig, wo er das Recht auf seiner Seite glaubte, und voll Eifer für militärische, besonders kriegsgeschichtliche Studien. Auf Grund eines umfassenden Materials schrieb er die Geschichte des Feldzuges von 1866 in Italien und Tirol in dem Werke »Betrachtungen über den Feldzug in Italien« (Wien 1894, 2. Auflage 1896), das nicht bloß die weitaus beste Darstellung dieses Krieges ist, sondern auch durch seine kritischen Abschnitte das Studium der Strategie und Taktik erheblich fördert.

F. war eine kräftige Individualität, bestimmt, selbst abweisend in seinem Auftreten; seine Laufbahn war also nicht durch Schmiegsamkeit begünstigt. Seine gedrungene Gestalt von unterer Mittelgröße, seine laute, scharfe Stimme, die Präzision seines Ausdruckes, sein rasches Auffahren waren noch im hohen Alter der Ausdruck seines kernigen Charakters. Man begreift, daß er sich durch diese Eigenschaften, trotz seiner bemerkenswerten Leistungen im Krieg wie im Frieden, auch manchen Gegner machte. Doch genoß er wegen seiner Offenheit und wegen seines schlichten, wenn auch selbstbewußten Wesens allgemeine Hochachtung. Über sein Wesen in den Jahren seiner männlichen Kraft gibt die amtliche »Beschreibung« Auskunft, die Graf Schlick 1859 von seinem Generalstabschef entwarf: »Ernst, sogar düster, wird aber feurig, wenn ihn etwas interessiert; wenn er sich von seinem lebhaften Temperament hinreißen läßt, geschieht es nur für das Recht und für den Dienst. Schnell und scharf in der Auffassung, ist er ebenso rasch in der Ausführung, wobei er keine Hindernisse kennt. Ein durchaus rechtlicher, nur für den Dienst seines Kaisers beseelter offener Charakter. Vor dem Feinde sehr ausgezeichnet, sehr viel Entschlossenheit und Tapferkeit, die an Tollkühnheit grenzt.«

Literatur. Eine kurze Skizze seines Lebens, von ihm selbst entworfen, wurde nach seinem Tode in einigen Wiener Zeitungen veröffentlicht, zuerst in der »Neuen Freien Presse«, dann in »Danzers Armeezeitung« vom 7. Juni 1900. Vgl. auch Swoboda: Die Kaiserliche Militär-Akademie zu WienerNeustadt I, S. 611 und Friedr. Gatti: Gesch. der K. K. Ingenieur- und K. K. Genie-Akademie, S. 913ff.

Heinrich Friedjung.

Thurn und Taxis, Emerich Prinz zu, österreichisch-ungarischer General der Kavallerie, * 12. April 1820 zu Prag, † 28. Juli 1900 zu Gleichenberg in Steiermark. — Ein Mann adeliger Herkunft und Gesinnung, der bei Hof und Aristokratie in Österreich hohes Ansehen genoß, weniger durch die Höhe seiner geistigen Gaben als kraft seines lauteren und ritterlichen Charakters. In der österreichischen Armee vor 1866 kamen die Söhne hochadeliger Familien

früh zu hohen Stellungen; der Prinz trat 1838 als Unterleutnant in das Kürassier-Regiment Nr. 8, war 1844 Rittmeister, und mit 34 Jahren bereits Oberst des 7. Ulanen-Regiments. In den Feldzügen von 1848 und 1849 bewährte er sich als unerschrockener, zu den kühnsten Ritten bereiter Offizier; beim Ausbruche der Revolution in Italien deckte er mit seiner Eskadron den Rückzug der unter Benedek stehenden Garnison aus Pavia und zog dann mit Radetzky wieder in die Lombardei ein; in Ungarn stand er 1849 bei der Brigade Simbschen, als Adjutant des Generals, fast immer im Aufklärungsdienst voran, sich mit den feindlichen Reitern wiederholt im Handgemenge messend. Dabei war er ganz an seinem Platze, da er, einer der glänzendsten Reiter der Armee, keine Gefahr scheute. Im Treffen von Temesvar am 10. August 1849 hatte er wieder einmal den Auftrag, mit einer Reiterschar das Feld von Plänklern zu reinigen, als ihn ein Granatsplitter traf; das Geschoß drang unter dem linken Auge hinein und fuhr hinter dem Ohre heraus. Das Auge war zwar unverletzt, aber die Wange blieb auch nach der Heilung so stark zerrissen, daß er seit dieser Zeit stets eine Binde über dem linken Auge trug. Dadurch machte er, bei seiner die meisten Männer überragenden und dabei eleganten Gestalt einen noch kriegerischeren Eindruck; an der Spitze seines Regiments wie später auf seinem Sitze im Herrenhause war er eine der charakteristischsten Figuren der hohen österreichischen Gesellschaft. Es gab in der kaiserlichen Armee keinen kühneren Parforce-Reiter, niemanden, der ein wildes Pferd besser zu bändigen wußte. Während des Feldzuges von 1859 wurde er aus Böhmen, wo sein Regiment stand, nach Italien versetzt und zum Generalmajor ernannt, um den Befehl über eine Brigade zu übernehmen; doch war der Waffenstillstand von Villafranca bereits geschlossen, als er in Verona ankam. Als Oberst des 7. Ulanenregiments hatte er sich so sehr bewährt, daß er 1860 zum Kommandanten der Zentral-Kavallerieschule ernannt wurde. In einem Aufsatze »Gedanken über die Reiterei« gab er eine Art Programm seiner Wirksamkeit; es fällt auf, daß er hier vorwiegend auf das Temperament und den Charakter zu wirken bemüht ist, während von den geistigen Fähigkeiten und den Kenntnissen der zu Reiterführern zu erziehenden Offiziere nur wie im Hintergrunde die Rede ist. Die Schranken seiner Begabung geben sich hierbei ebenso wie seine Vorzüge zu erkennen. Mustergültig war, was er in der Anstalt zur Behandlung des Pferdes einführte und wie er in gewaltigen tagelangen Distanzritten mit seinen Offizieren Gebirg und Ebene zu bewältigen lehrte. Doch legte er hierbei auf den Gebrauch der Karten verhältnismäßig geringen Wert; besaß er doch eine Gabe, um die ihn jeder auf dem Kriegspfad einherschreitende Indianer beneidet hätte: bei seinem ans Wunderbare grenzenden Orientierungssinn verlor er auch in Wald und Geröll, in Nacht und Nebel nicht die Richtung und konnte, von den Straßen abweichend, die Seinigen mit großer Sicherheit ans Ziel bringen.

Die Frage war nun, wie sich ein Mann dieser Art, mehr ein Ritter als ein mit dem Generalstabsdienst vertrauter moderner Soldat, im großen Kriege bewähren werde. Der Feldzug von 1866 bewies nun, daß Fähigkeiten wie die seinigen für eine leitende Stellung in unseren Tagen nicht mehr ausreichen. Ihm war das Kommando der 2. leichten Kavallerie-Division anvertraut. Zwar war er hier wieder der Alte: als nach den ersten Niederlagen der Österreicher in der Nacht vom 30. Juni auf den 1. Juli der verworrene Rückzug gegen Königgrätz eingeschlagen wurde, als die sich kreuzenden Kolonnen stockten, führte er seine Division abseits von der Straße über Wald

und Feld auf ihren Ruheplatz. Aber in der Schlacht von Königgrätz zeigte es sich, daß ihm der Überblick in großen Verhältnissen fehlte, daß er, der auf einen gegebenen Befehl hin die glänzendste Attacke geritten hätte, zu selbeigenem Handeln nicht das Zeug hatte. Seine Kavallerie-Division bildete den äußersten rechten Flügel des Heeres im Angesicht des Anmarsches des preußischen Kronprinzen. Unglücklicherweise hatte Benedek ihm den Befehl zu defensivem Verhalten gegeben. Als sich nun die Nähe des Feindes ankündigte, war es wohl Taxis' erster Gedanke, ihm entgegenzurücken und ihn aufzuhalten; aber als ihn sein Generalstabschef an Benedeks Weisung erinnerte, blieb er untätig, so daß das Heer des Kronprinzen, ohne auch nur die beobachtende, österreichische Kavallerie vor sich zu sehen, ungehindert in die Flanke der kaiserlichen Armee brechen konnte. Und es war ein eigenes Mißgeschick, daß sich aus derselben engen Auffassung des Prinzen, den Befehl als solchen und nicht mehr zu vollziehen, auch ein zweites Mal Unheil ergab. Als die Armee Benedeks bei dem Rückzug aus Olmütz am 15. Juli aufbrach, wurde Thurn und Taxis mit dem Rückenschutz des Heeres betraut. Das erfüllte er pünktlich, doch wäre es nützlich gewesen, seine Reiter auch in der rechten Flanke der abmarschierenden Armee ausschwärmen zu lassen. Da dies nicht geschah, so brachen an diesem Tage preußische Truppen bei Tobitschau in den österreichischen Heereszug, schlugen dessen 8. Korps in die Flucht und eroberten 18 Geschütze; beinahe wäre Benedek selbst gefangen genommen worden.

Die Regierung ließ nach dem Kriege Benedek als einziges Opfer fallen, von den anderen Generalen der Nordarmee wurde kaum einer einer Schuld geziehen. Auch Prinz Thurn und Taxis, dem nur vorgeworfen werden konnte, daß er nicht über die ihm gegebenen Weisungen hinaus Tatkraft gezeigt hatte, blieb in Ehren und Gnaden und wurde als vollendeter Kavalier bei der Zusammenkunft Kaiser Franz Josephs mit Napoleon III. in Salzburg zum Ehrendienst bei dem französischen Kaiser befehligt und im September 1868 aus Anlaß der Anwesenheit des Czars Alexanders II. in Warschau zu dessen Begrüßung entsendet. Hier kam er wieder in eine Lage, die bewies, daß der Wiener Hof nicht klug daran tat, zu Trägern solcher Sendungen mit Vorliebe bloß Männer von glänzenden äußeren Formen zu bestellen, denen dabei oft der Überblick über große Verhältnisse fehlte. Der Czar wählte den Prinzen nämlich zum Überbringer einer überaus wichtigen Botschaft; er wollte, anknüpfend an die heilige Allianz, den Bund der drei konservativen Mächte wieder aufrichten; sollte es gelingen, so sagte er zu dem Prinzen, »die Relationen zwischen den drei Staaten wieder fest und bleibend zustande zu bringen, so wollte ich damit alles vergessen, was zwischen uns liegt und die Vergangenheit, und das will viel sagen! Diese Absicht möge Kaiser Franz Joseph als Worte eines treuen alten Freundes zu unser aller Wohl beherzigen.« Aber, obwohl der Czar diesen Auftrag beim Abschiede wiederholte, konnte sich Prinz Th. nicht entschließen, nach Wien zu reisen, da er sich nur als Soldat fühlte und von seinem Hofe keinen diplomatischen Auftrag erhalten hatte, auch in seinem Gefühle als großer Herr alles vermied, was einem Sich-Vordrängen ähnlich sehen mochte. Er erstattete von dem Ereignisse auch dem Minister des Äußern, Beust, keine Meldung, sondern sandte bloß sein Tagebuch aus Warschau an den Generaladjutanten Kaiser Franz Josephs, wo unter den Berichten über Feste, Manöver und Jagden auch genau Rechenschaft über die Worte des Czars gegeben war. Kein Wunder, daß seine

Meldung unter diesen Umständen nicht die wünschenswerte Beachtung fand.

Entsprechend seiner konservativen und aristokratischen Auffassung war ihm die nach 1866 erfolgte Umbildung der österreichischen Armee unsympathisch. Er nahm deshalb im Winter 1868 seine Entlassung aus dem aktiven Dienste. In einem Briefe an den Generaladjutanten des Kaisers, Grafen Bellegarde, äußerte er sich darüber: »Das Auflösen der kaiserlichen Armee, welche nur für den Kaiser lebt und stirbt, das Errichten eines Volksheeres auf ganz anderer moralischer Basis, welches gleich anfangs dem Publikum versprechen muß, keine Kaste sein zu wollen, nimmt mir derart den Boden unter den Füßen weg, daß ich die vollkommene Unfähigkeit in mir fühle, den Wirkungskreis meiner Charge in der neuen Richtung hin ersprießlich auszufüllen.«

Er war 1851 nach kaum einjähriger Ehe Witwer geworden, legte gleich damals das Gelübde des Johanniter-Ordens ab und lebte seit seiner Pensionierung in Gleichenberg in Steiermark, vorwiegend mit Jagden und Reiten beschäftigt, bis er 1875 nach dem Tode des Grafen Grünne zum Oberststallmeister des Kaisers ernannt wurde. Dieses Amt füllte er als Kenner des Pferdewesens vollkommen aus, bis 1892 auch die Sehkraft seines rechten Auges so geschwächt war, daß er seine Entlassung nahm. Im Jahre 1875 war er Geheimer Rat, 1878 General der Kavallerie und 1877 Mitglied des Herrenhauses geworden. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er wieder in seinem Hause zu Gleichenberg und schrieb hier seine Denkwürdigkeiten nieder, aus denen sein unten genannter Biograph vieles entnahm, die aber sonst noch manche bemerkenswerte Beiträge zum Hof- und Staatsleben Österreichs enthalten dürften. In dem anziehenden Buche über sein Leben, aus dem unsere Skizze geschöpft ist, wird auf die hohen sittlichen Eigenschaften und die ritterliche Denkweise des Prinzen in erster Linie Wert gelegt und u. a. von ihm gesagt: »In seinem abgeklärten leidenschaftslosen Charakter lag die strenge Achtung der Rechte anderer, und eine gewisse Gemessenheit herrschte trotz aller Wahrheitsliebe in allen seinen Meinungsäußerungen. Innere Zustände bloßzulegen oder eine Klage auszusprechen lag nicht in seinem Wesen. Die absolute Unfähigkeit zu irgend einem Akte des Servilismus, das Fernsein von jeder Ostentation und die instinktive unüberwindliche Abscheu gegen alles Scheinwesen, sowie jeder Art Schwindel können nur als selbstverständlich erwähnt werden . . . Da er den Gehorsam überhaupt als eine Ehrenpflicht ansah, so widerte es ihn an, denselben zu erzwingen und appellierte er stets an die guten Anlagen und Eigenschaften derjenigen, die unter ihm standen. Wer in der korrekten Richtung, mit chevaleresken Motiven angeregt, nicht willig folgte, der hörte einfach auf für ihn zu existieren.« Alles in allem war Prinz Emerich Thurn und Taxis gewissermaßen ein Spätling aus alten Ritterzeiten, der, tapfer und treu, sich doch in engem Ideenkreise bewegte, so daß seine Gaben in unserer zu höchster Anspannung genötigten Zeit sich vielfach als unzulänglich erwiesen.

Literatur: »Emerich Prinz zu Thurn und Taxis, K. u. K. General der Kavallerie. Mit Benutzung seines schriftlichen Nachlasses dargestellt von einem Waffengefährten.« Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller 1901. Verfasser ist Joseph Ritter v. Radakowski, K. u. K. General der Kavallerie, der 1866 in der Division Thurn und Taxis Generalstabschef war.

Heinrich Friedjung.

Stähelin, Rudolf, Professor Dr. theol., * 22. Sept. 1841, † 13. März 1900 zu Basel. — Es ist ein stilles Gelehrtenleben, dessen wir in den folgenden Zeilen gedenken, ein Leben reich an Arbeit und Mühe, an Kampf und Hemmnis, aber auch an wohlverdientem Erfolg und geistigem Gehalt, das Reifen einer feinen vielseitig begabten und willensstarken Persönlichkeit.

Rudolf Stähelin stammte aus einer alten, der Herrenhutschen Brüdersozietät angehörenden Basler Kaufmannsfamilie. Er durchlief das Gymnasium seiner Vaterstadt mit Auszeichnung, studierte zwei Semester zu Lausanne Philologie, dann in Basel, Berlin und Tübingen Theologie.

In Basel zogen ihn besonders die Theologen Hagenbach und Schultz, sowie der Philosoph Steffensen an, in Berlin Dorner, der ihn in die Gedanken Schleiermachers einführte, sowie die weihevolle Gestalt von Nitzsch und in Tübingen imponierte ihm die sittliche Majestät Becks, wenn er sich auch mit dessen Theologie nicht befreunden konnte. Es stand für ihn fest: Wer Dorner gehört und Schleiermacher auch nur einigermaßen studiert hatte, konnte nicht Beckianer werden.

Nach glänzend bestandenem theol. Examen übernahm St. zunächst eine Lehrstelle an der humanistischen Abteilung des Seminars im bündnerischen Schiers und nach Jahresfrist ein Pfarr-Vikariat in Stein bei Schaffhausen. Im Februar 1867 trat er sein Amt als Diasporapfarrer in dem am Ausgang des Birstales gelegenen Arlesheim an. Aber die praktische Tätigkeit wurde ihm nicht leicht. Es verursachte ihm große Mühe, sowohl in Predigt als in Jugendunterricht seine Gedanken populär auszudrücken sowie in der speziellen Seelsorge die Gemüter anzufassen, dazu kam, daß seine zarte Gesundheit den großen Anforderungen der weitverzweigten Diaspora nicht gewachsen war. Ein Lungenleiden, das er sich auf seinen nächtlichen Fahrten zugezogen, zwang ihn, das Pfarramt aufzugeben und im Süden Erholung zu suchen. So verbrachte er, von seiner jungen Gattin, der Tochter des Basler Antistes Stockmeyer, begleitet und treu gepflegt, den Winter 1871/72 in Italien. Dieses Stillgestelltwerden war für den energischen, nach nichts anderem als rastloser Tätigkeit verlangenden Mann ein schwerer Schlag. Es war in der Tat hart genug für die jungen Pfarrersleute, Amt und Kind in der Heimat zurückzulassen und in die Untätigkeit, in die Fremde, in die Verbannung zu gehen. Freilich wenn man die zahlreichen Briefe liest, die St. aus seinem Exil den Verwandten in Basel sandte, so vermutet man kaum, daß der Schreiber als ein kranker oder kränklicher Mann in der Fremde weilte. Oft scheint eher der Kunsthistoriker und Kirchenhistoriker, der Italien zum Zwecke wissenschaftlicher Forschung bereist, oder der Dichter, der sich den Eindrücken eines an Naturschönheit so reichen Landes hingibt, zu uns zu reden. Die Lust am Betrachten all des Schönen und Interessanten, das dieses Land dem Reisenden bietet, die Kraft der Anschauung, die Sicherheit des Urteils, die Energie, mit welcher ohne Ermüden alles Sehenswerte in den Kreis einer eingehenden Beobachtung gezogen wird, das alles läßt uns den traurigen Zweck der Reise fast vergessen. Wir bedauern nur, die wertvollen Schilderungen nicht ausführlich wiedergeben zu können. (Seither erschienen dieselben bei R. Reich in Basel 1903 von St.s Witwe herausgegeben, als Manuskript gedruckt unter dem Titel: Reisebriefe aus Italien von Rudolf Stähelin-Stockmeyer 1871—1872.) Nach Basel zurückgekehrt, erwarb sich St. im Frühjahr 1873 die venia docendi mit einer exegetischen Arbeit über 1. Thessal. 4, 13—17. Bald darauf folgte die Probevorlesung über »Erasmus Stellung zur Reformation«. Der Vor-

tragende zeigte, wie Erasmus bei allem Mangel an Kraft des Charakters und an Tiefe des religiösen Lebens doch für alle Zeiten dem Protestantismus die Macht an die Seite gab, in deren Bund er sich als geschichtliche Potenz erhalten kann und seinem universalen Beruf genügen wird — den Humanismus. Hiermit hatte sich St. dem kirchenhistorischen Fach zugewandt, nachdem ihn früher sowohl Neigung als Kenntnisse, abgesehen vom Neuen Testament, auch an die alttestamentliche und dogmatische Disziplin hatten denken lassen. Aber Hagenbach, der ihn zu seinem Nachfolger wünschte, munterte ihn zu den kirchenhistorischen Studien auf. Hagenbach starb im Jahre 1874 und schon 1875 rückte St. in dessen ordentliche Professur ein. St. war kein glänzender Dozent. Die Gabe der fließenden Rede stand ihm nicht zu Gebote, ebenso fehlte seinem Vortrag das Pathos, nicht bloß das schlechte. Sein Stil, der sich in eng zusammengedrängten Sätzen und meist langen verschlungenen Perioden bewegte, war zwar an sich durchaus klar und durchsichtig und dem aufmerksamen, nachdenkenden Leser ohne weiteres verständlich, doch hatte der Hörer mehr Mühe zu folgen, besonders weil der Redner nicht ohne Stocken vortrug und das undeutlich geschriebene, häufig korrigierte Manuskript nicht immer ohne Anstoß zu lesen vermochte. Die Oberflächlichen unter den Studenten stießen sich an diesen äußern Mängeln, der große Haufe fand, die Klarheit der Darstellung und Durchsichtigkeit der Anordnung ermögliche die bequeme Herstellung eines wertvollen Kollegienheftes; diejenigen aber seiner Schüler, die sich über das Durchschnittsniveau erhoben und ernsteres wissenschaftliches Streben zeigten, staunten ob seinem reichen, vielseitigen Wissen, bewunderten die Feinheit und Gerechtigkeit des Historikers, der überall den Motiven der Handlungen und dem Werden der Persönlichkeiten nachforschte und jede Erscheinung im Rahmen ihrer Zeit zu würdigen bestrebt war. Und endlich, bei aller Unbefangenheit der wissenschaftlichen Forschung, bei allem Fernhalten des ordinär Erbaulichen spürte man bei ihm im Kolleg wie im persönlichen Umgang ein warmes, liebendes Verständnis für die Kirche und ihre Aufgaben; er blieb sich dessen stets bewußt, daß er im letzten Grunde der Kirche zu dienen und die künftigen Diener derselben zu lehren und zu bilden habe, und ohne daß er es ausdrücklich hervorhob, ließ er in der Geschichte einen leitenden höheren Willen erkennen.

Im Herbst 1888 erging an ihn in überaus ehrenvoller Weise der Ruf, an Stelle des nach Berlin übersiedelnden Prof. Harnack die Professur für Kirchengeschichte in Marburg zu übernehmen. Besonders Harnack ersuchte ihn mehrmals, dringend dem Ruf zu folgen. Wie hoch er St. schätzte, geht aus der folgenden Äußerung hervor: St. sei in älterer und neuerer Kirchengeschichte gleichmäßig eingehend zu Hause, was bei ihm nicht in dieser Weise der Fall sei. Nach längerem Zögern entschloß sich St., in Basel zu bleiben; neben schwerwiegenden Familienrücksichten war es die Dankespflicht gegen die Basler Universität, was ihn dazu bewog. Als der Ruf nach Marburg an ihn erging, hatte er, wie untenstehendes Verzeichnis zeigt, noch kein größeres wissenschaftliches Werk herausgegeben. Abgesehen von seiner Gewissenhaftigkeit, die ihn schweigen hieß, wenn er nicht etwas wirklich tüchtiges und neues zu sagen hatte, war seine fortwährende Kränklichkeit Schuld an dieser Zurückhaltung. Neben dem schon erwähnten Lungenleiden, das immer wieder in heftigem Katarrh sich meldete, suchte ihn eine gefährliche Blinddarmentzündung heim, die ihm eine jahrzehntelange peinliche Diät auferlegte und zu Anfang des Jahres 1889 konstatierte der Arzt, der Zustand seiner Augen

habe sich infolge eines Blutergusses derart verschlimmert, daß er künftig auf alles Lesen und Schreiben verzichten müsse. Und das zu einer Zeit, wo die mit jahrzehntelangem Fleiß gesammelten Bausteine zu seiner Zwingli-Biographie dalagen, bereit, zu einem Ganzen zusammengefügt zu werden. Er mußte sich fortan jede Zeile von Schülern, Freunden und zumeist von seiner Gattin vorlesen lassen, und wiederum jede Zeile andern diktieren. Daß St. vor diesem neuen und großen Hemmnis nicht zurückschreckte, sondern 1895 mit dem ersten und 1897 mit dem zweiten Bande seines Zwingliwerkes vor die Öffentlichkeit trat, daß er außerdem seine sonstigen Pflichten und Aufgaben in ihrer ganzen Ausdehnung beibehielt und ohne Reduktion weiterführte, neben dem gewohnten Pensum von acht wöchentlichen Kollegien und zwei Religionsstunden am Gymnasium, als Examinator in der theologischen Konkordatsbehörde und in zahlreichen gemeinnützigen und offiziellen Behörden als eifriges Mitglied tätig war (St. war in den damaligen heftigen kirchlichen Parteikämpfen Basels einer der Führer der Mittelpartei), daß er jetzt, wo er kein Buch lesen und auch nur nachschlagen durfte, auch in verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten, wie dem philosophischen und dogmatischen, auf dem Laufenden blieb, daß er dem gesellschaftlichen und gastfreundlichen Verkehr mit Kollegen und Studenten in der bisherigen Weise übte — das alles setzte eine geistige Arbeitskraft und eine sittliche Selbstzucht und Energie voraus, die nicht manchen beschieden sind.

St. hat sich mit seinem Werke über Zwingli bleibend einen ehrenvollen Namen unter den Kirchenhistorikern gesichert. In den 26 Jahren, seit Mörikofer sein Leben Zwinglis geschrieben, hatte das Urkundenmaterial eine solche Bereicherung erfahren, daß schon aus diesem Grunde eine neue Darstellung Bedürfnis geworden war. Dann aber war es St. darum zu tun, im Unterschied von den früheren Biographen in Zwingli den Theologen und Denker neben dessen praktischer und politischer Tätigkeit mehr zur Geltung kommen zu lassen. Die berufenen Beurteiler und Zwinglikenner, wie Finsler (Kirchenbl. f. d. ref. Schweiz, 1894 No. 47), Kolde (Theol. Lit.-Zeitung, Band 17 S. 367), Bossert (in derselben Zeitschrift. Vgl. auch Lit. Zentralbl. 1898 No. 15—16) loben das besonnene, gerechte Urteil des Verfassers, seine völlige Beherrschung des in den Urkunden sowie in der Literatur gegebenen Stoffes und die bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit auch für den gebildeten Laien verständliche klare Darstellung. Besonders eigentümlich und neu ist an dem Werk die eingehende Besprechung der Hauptschriften Zwinglis und hier in diesen theologisch-philosophischen Abschnitten findet der Verfasser auch Gelegenheit, den immer noch so nutzlos geführten Streit über die Frage zu besprechen, wer größer sei, Luther oder Zwingli. Ohne alle Parteilichkeit für seinen Helden gesteht er Luther den Vorrang zu in seiner Bedeutung für den Durchbruch und die Verbreitung der Reformation, aber er markiert auch die Punkte, wo der schweizer Reformator dem deutschen in Erkenntnis und Weitblick vorauseilte und worin er seine selbständige Eigentümlichkeit besaß.

Es würde hier zu weit führen, St.s theologische Stellung im allgemeinen zu skizzieren. Wir verweisen auf unsere unten erwähnte biographische Darstellung. Wie ihm als Ziel der theologischen Arbeit die Versöhnung von Glauben und Wissen vor Augen stand, so war es ihm Pflicht und Bedürfnis, auf die Einigung von Theologie und Kirche hinzuarbeiten. Er hat in diesem Streben zwar nicht bloß Anerkennnng, sondern auch Widerspruch und Verkennung erfahren, aber schließlich haben doch alle Einsichtigen und

Unbefangenen seinem eminenten Wissen und Können, seiner sittlichen Energie und seiner unbestechlichen Wahrhaftigkeit aufrichtige Hochschätzung gezollt, die um so wertvoller war, als er sie nicht durch glänzendes Auftreten im Sturm erobert, sondern durch jahrzehntelanges mühevolles geduldiges treues Arbeiten sich errungen hatte.

Was er so oft als ein begehrenswertes Los bezeichnete, ist ihm zuteil geworden. Er wurde herausgenommen aus rüstiger Arbeit. Am 13. März 1900 starb er infolge eines Schlaganfalles, der durch jahrelange Überreizung der Gehirnnerven war herbeigeführt worden. Er hat mit seiner Arbeit und seinem Leben der Wahrheit dienen wollen. Dieser Dienst ist ihm nicht leicht gemacht worden, er hat in reichem Maße den Kampf und die Mühe, aber auch die innere Befriedigung erfahren, die damit verbunden sind.

Vgl. die ausführlichere biographische Darstellungen von Pfr. Karl Stockmeyer im Basler Jahrbuch 1901 S. 1–81, auch separat (mit Bildnis St s) zu haben bei Helbing u. Reich in Basel.

Wir geben hier ein Verzeichnis der wichtigsten wissenschaftlichen Schriften von R. Stähelin:

Zur paulinischen Eschatologie. 1. Thessal. 4, 13—17 im Zusammenhang mit der jüdischen Eschatologie untersucht. Jahrbücher für deutsche Theologie, 1872, H. 2, S. 177ff.

Erasmus Stellung zur Reformation, hauptsächlich von seinen Beziehungen zu Basel aus beleuchtet. Basel 1873.

Karl Rudolf Hagenbach (53. Neujahrsblatt der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen). Basel 1875.

Kritische Übersicht über die kirchengeschichtlichen Arbeiten der letzten Jahre. Geschichte der Reformation in der Schweiz. Die Literatur der Jahre 1875–1878. In: Zeitschrift für Kirch.-Gesch., hg. v. Brieger Band III, 1879, S. 547 ff. – Die Literatur der Jahre 1879–1882. Ebenda Band VI, 1881, S. 429ff.

Wilhelm Martin Leberecht de Wette. Rede, gehalten bei der Säkularfeier seines Geburtstags. Basel 1880.

Die reformatorische Wirksamkeit des St. Galler Humanisten Vadian. In: Beitr. zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von der Historischen Gesellschaft Basel. Neue Folge. Band 1, S. 193ff. Basel 1882.

Die ersten Märtyrer des evangelischen Glaubens in der Schweiz. In: Sammlung von Vorträgen, herausgegeben von W. Frommel und Fr. Pfaff. IX. Jahrgang. Heidelberg 1883.

Huldreich Zwingli und sein Reformationswerk. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. No. 3. Halle 1883.

Der Mathematiker und Astronom Peter Megerlin und seine Konflikte mit der Theologie seiner Zeit. In: Jahrbücher für protest. Theol. X. 1881.

Die Autorität der heil. Schrift und die biblische Kritik. Theol. Zeitschrift aus der Schweiz. 1884.

Zwingli-Autographen in Basel. In: Theol. Zeitschrift aus der Schweiz, hg. v. Meili. III. Jahrgang, 1886, S. 53 f.

Zwingli als Prediger. In: Theol. Zeitschrift aus der Schweiz, hg. v. Meili. IV. Jahrgang, 1887, S. 12ff.

Briefe aus der Reformationszeit, größtenteils nach Manuskripten der Zwingerschen Briefsammlung. Basler Univ.-Progr. Basel 1887.

Der Einfluß Zwinglis auf Schule und Unterricht. In: Einladungsschrift zur Feier des 300jährigen Bestandes des Gymnasiums Basel. Basel 1889. S. 61ff.

Amos Comenius. In: Reben am Weinstock. 1893. VI. Basel.

Zur Reformationsgeschichte. In: Zeitschrift für Kirch.-Gesch. hg. v. Brieger und Beß. Band XIV, 1894. S. 464ff.

Huldreich Zwingli. Sein Leben und Wirken nach den Quellen dargestellt. 2 Bände. Basel 1895 und 1897.

Die Christenhoffnung. Basel 1900. Op. posth.

Huldreich Zwingli, der christl. Freiheitskämpfer. In: Der Protestantismus im XIX. Jahrhundert in Wort und Bild. Herausgeg. v. Dr. P. Hartung. Berlin 1900.

Karl Stockmeyer.

Otten, Alois, Dr. theol., Professor der Apologetik und Geschichte der Philosophie an der bischöflichen philosophisch-theologischen Fakultät in Paderborn, * 9. Juni 1853 zu Paderborn, † daselbst 9. Mai 1900. — Schriften: »Allgemeine Erkenntnislehre des hl. Thomas« (Paderborn 1882); »Einleitung in die Geschichte der Philosophie. Die Gottesidee, die leitende Idee in der Entwicklung der griechischen Philosophie« (Paderborn 1895; = Wissenschaftliche Handbibliothek, 2. Reihe, III); »Der Grundgedanke der Cartesianischen Philosophie, aus den Quellen dargestellt. Zum 300jährigen Geburtsjubiläum Descartes« (Freiburg i. Br. 1896); »Apologie des göttlichen Selbstbewußtseins« (Paderborn 1897); »Das Reich des Geistes und des Stoffes« (Wien 1899). Mit Heiner redigierte er die seit 1889 erscheinende wissenschaftlich-praktische theologische Monatsschrift »Der katholische Seelsorger«. F. Lauchert.

Lierheimer, Bernard Maria, O. S. B. (vor seinem Eintritt in den Ordensstand Franz Xaver), * 1. Dezember 1826 zu Eichstätt, † 9. Dezember 1900 zu Gries bei Bozen. — L. trat nach Vollendung der Gymnasialstudien in das Collegium Germanicum in Rom ein, wo er 1846—52 die philosophischen und theologischen Studien absolvierte, wurde am 21. Dezember 1850 zum Priester geweiht, 1852 zum Dr. theol. promoviert. Nach der Rückkehr in die Heimat wirkte er zunächst in der Seelsorge zu Neumarkt und Ellingen, wurde 1855 Professor für Religion und Geschichte am alten Gymnasium in München, 1861 Hofprediger an der St. Michaelskirche daselbst. Herbst 1871 trat er im Stifte Muri-Gries in den Benediktinerorden, legte am 29. September 1872 Profeß ab und wirkte dann im Kloster als Lektor der Theologie und Bibliothekar. Im Herbst 1891 wurde er als Professor für Philosophie und Religion nach Sarnen versetzt, wo ihm auch das Amt des Bibliothekars der Obwaldener Kantonsbibliothek übertragen wurde. Im Sommer 1900 legte er wegen fortgeschrittenen Alters und zunehmender Kränklichkeit diese Ämter nieder und zog sich in das Mutterkloster nach Gries zurück, um hier bald an Altersschwäche zu sterben. Von seinen geschätzten Predigten erschienen seit 1864 unter verschiedenen Titeln 16 Bände im Druck, von denen mehrere eine 2. und 3. Auflage erhielten. (Vgl. Keiters kathol. Literaturkalender, 5. Jahrg. 1897, S. 136.) Außerdem sind aus der früheren Zeit zu erwähnen die Übersetzungen asketischer Werke aus dem Italienischen: Rogacci, »Von dem Einen Notwendigen« (3 Bde., Regensburg 1857—59) und Scaramelli, »Die Unterscheidung der Geister zu eigener und fremder Seelenleitung« (Regensburg 1861; 2. Aufl. 1888); und aus der letzten Zeit das Programm: »Melchior Paul von Deschwandens künstlerische Entwicklung« (im Jahresbericht der Lehranstalt zu Sarnen 1895).

Vgl. Der Geschichtsfreund, 56. Bd. 1901, S. XXIX f. (Aus dem »Vaterland«.) — Augsburger Postzeitung 1900, Nr. 282 vom 12. Dezember. F. Lauchert.

Kerker, Moritz, Oberschulrat und Seminarrektor in Schwäbisch-Gmünd, * 8. Februar 1825 zu Mergentheim, † 3. November 1900. — K. besuchte das Gymnasium in Rottweil, studierte 1843—47 katholische Theologie in Tübingen, erhielt 1847 einen Preis der theologischen Fakultät und wurde am 4. September 1848 zum Priester geweiht. In demselben Jahre wurde er Lic. theol. Er wirkte dann als Vikar in Gmünd, wurde Ostern 1851 Repetent am Wilhelmsstift (kath.-theol. Konvikt) in Tübingen, wo er auch Vorlesungen über Missionsgeschichte hielt, 8. Februar 1856 Pfarrer in Klein-Süssen, auch Schulinspektor daselbst, am 11. November 1866 Rektor des Schullehrerseminars in

Gmünd, an dem er zugleich als erster Hauptlehrer für Religion, Pädagogik und Katechetik wirkte; Oberschulrat. — K.s schriftstellerische Tätigkeit bewegt sich, abgesehen von der Weihnachtserzählung: »Aus der heiligen Weihnachtszeit« (Mainz 1857; = Katholische Trösteinsamkeit, 9. Bändchen), auf dem Gebiete der Kirchengeschichte. Seine Hauptwerke sind die biographischen Schriften: »John Fisher, Bischof von Rochester und Märtyrer für den katholischen Glauben« (Tübingen 1860); »Wilhelm der Selige, Abt von Hirschau und Erneuerer des süddeutschen Klosterwesens zur Zeit Gregors VII.« (Tübingen 1863); »Reginald Pole, Kardinal der hl. römischen Kirche und Erzbischof von Canterbury. Ein Lebensbild« (Freiburg i. B. 1874; = Sammlung historischer Bildnisse, 2. Serie, VII). Unter dem Pseudonym M. Clericus bearbeitete er nach der ausführlicheren französischen »Vie de M. Olier, Fondateur du Séminaire de S. Sulpice« (2e. éd., Paris 1853) die Biographie: »Olier, der Stifter von St. Sulpiz. Sein Leben und Wirken« (Schaffhausen 1861; = Handbücher für das priesterliche Leben, redigiert von J. Holzwarth, Bd. 5). In der Tübinger Theologischen Quartalschrift veröffentlichte er die Abhandlungen: »Die kirchliche Reform in Italien unmittelbar vor dem Tridentinum« (1859); »Erasmus und sein theologischer Standpunkt« (1859); »Die Predigt in der letzten Zeit des Mittelalters mit besonderer Beziehung auf das südwestliche Deutschland« (1861); »Zur Geschichte des Predigtwesens in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts« (1862). In den Historisch-politischen Blättern: »Herzog Georg der Bärtige von Sachsen und die Reformation« (Bd. 46, 1860); »Geiler von Kaisersberg und sein Verhältnis zur Kirche« (Bd. 48 u. 49, 1861—62); »Wanderungen des Jansenismus durch die katholischen Staaten Europas« (Bd. 86 u. 87, 1880—81); »Die Jansenisten während der französischen Revolution« (Bd. 124, 1899); »Die Fortdauer der von Luther für Kursachsen beibehaltenen Kirchenzeremonien bis ins 18. Jahrhundert« (Bd. 126, 1900). Zahlreiche Artikel kirchenhistorischen und biographischen Inhalts von seiner Hand enthält die 1. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte vom 7. Bd. (1851) an, besonders der Supplementband (1856), die teilweise in revidierter Gestalt auch in die zweite Auflage des Kirchenlexikons übernommen wurden.

Vgl. Neber, Personalkatalog der seit 1813 ordinierten Geistlichen des Bistums Rottenburg, 3. Aufl. (Schw. Gmünd 1894) S. 112f. F. Lauchert.

Lefflad, Michael, Professor am bischöflichen Lyzeum Eichstätt, * 26. Mai 1828 zu Ammerbacherkreuth bei Wemding im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben, † 2. November 1900. — L. absolvierte die sämtlichen Studien in Eichstätt und wurde daselbst am 17. Mai 1853 zum Priester geweiht, wurde dann zunächst Repetitor im bischöflichen Seminar, im Dezember 1854 Kooperator in Pleinfeld, 1855 Kooperator in Plankstetten, 1856 Domkaplan in Eichstatt, Oktober 1860 Professor der Geschichte und Philologie am Lyzeum daselbst und zugleich Domvikar, 1886 bischöflicher Geistlicher Rat. Seine wissenschaftliche Hauptarbeit ist: »Regesten der Bischöfe von Eichstätt«, 1.—3. Abteilung (in den Programmen des bischöflichen Lyzeums zu Eichstätt für die Jahre 1870 bis 1871, 1873/74, 1880/81, 1881/82). Mit K. J. Pfahler und J. Weizenhofer zusammen ließ er eine Übersetzung der »Studien« von A. Gratry erscheinen (6 Bde., Regensburg 1858 f.). Vom Oktober 1875 bis Ende 1885 redigierte er das Pastoralblatt des Bistums Eichstatt.

Vgl. Romstöck, Personalstatistik und Bibliographie des Lyzeums in Eichstätt (Ingolstadt 1894), S. 131 f. F. Lauchert.

Hundhausen, Ludwig Joseph, Professor am bischöflichen Seminar in Mainz, * 29. August 1835 zu Gaualgesheim (Rheinhessen), † 7. Januar 1900 zu Mainz. — H. absolvierte das Gymnasium zu Worms und studierte hierauf 1852—54 zunächst Medizin in Tübingen und Gießen, entschloß sich aber dann, sich dem geistlichen Stande zu widmen, trat im Herbst 1854 in das Mainzer Priesterseminar ein und wurde, nachdem er den vierjährigen Kursus des Seminars absolviert hatte, am 11. September 1858 vom Bischof von Ketteler zum Priester geweiht. Nach zweijähriger Wirksamkeit als Kaplan in Bingen wurde er als Religionslehrer an das Gymnasium zu Mainz versetzt. Am 13. Oktober 1864 wurde er als Professor der neutestamentlichen Exegese an das Priesterseminar daselbst berufen, wirkte als solcher zunächst bis 1877 und übernahm nach der nun folgenden unfreiwilligen Muße, nachdem er inzwischen einen Ruf an die Universität Prag abgelehnt hatte, dieses Lehramt wieder, als das in der Kulturkampfszeit geschlossene Seminar 1887 wieder eröffnet wurde. Nach dem Tode Heinrichs übernahm er 1891 das Lehramt der Dogmatik, in welchem er dann bis zu seinem Tode wirkte. 1890 wurde er bischöflicher Geistlicher Rat, 1892 päpstlicher Hausprälat. Seine Hauptwerke sind die beiden ausführlichen Kommentare zu den zwei Briefen des hl. Petrus: »Das erste Pontifikalschreiben des Apostelfürsten Petrus. Wissenschaftliche und praktische Auslegung des ersten Briefes des hl. Petrus im Geiste der Kirche und im Hinblick auf den Geist der Zeit« (Mainz 1873); »Das zweite Pontifikalschreiben des Apostelfürsten Petrus« (usw. wie oben; Mainz 1878). Auf exegetischem Gebiete sind ferner, außer Artikeln im Katholik (im Jahrgang 1877, I die akademische Rede: »Geist und Charakter des Weltapostels«) und kleineren Artikeln in der 2. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte, seine umfangreichen gelehrten Artikel in letzterem über Bibelausgaben (Neues Testament, griech. Textausgaben, Bd. II, 1883, S. 597—636) und Bibeltext (griech. Text des Neuen Testaments, Bd. II, S. 698—711) und die Artikelreihe »Editionen des neutestamentlichen Textes und Schriften zur neutestamentlichen Textkritik seit Lachmann« im Literarischen Handweiser 1882 zu nennen. Die Enthüllung des Luthermonumentes in Worms im Jahre 1868 veranlaßte seine Schrift: »Das Luthermonument zu Worms im Lichte der Wahrheit« (Mainz 1868, 2. Aufl. 1869); die 4. Auflage erschien 1883 unter dem Titel: »Kirche oder Protestantismus? Dem deutschen Volke zum vierhundertjährigen Lutherjubiläum gewidmet von einem deutschen Theologen.« Die 2. Auflage des Kirchenlexikons enthält von ihm außer den schon genannten Arbeiten auch eine ganze Reihe von Artikeln zur theologischen Gelehrtengeschichte, Biographien von katholischen und protestantischen Theologen; auch eine Reihe von Artikeln zur Geschichte des Protestantismus. Eine Abhandlung über Melchior Canus erschien im Katholik 1880, I, S. 401—434.

Vgl. Jak. Schäfer, Dr. Ludwig Joseph Hundhausen, Mainz 1900. Auch im Katholik 1900, I, S. 289—305 u. 444—453. — Franz Falk, Bibelstudien, Bibelhandschriften und Bibeldrucke in Mainz (Mainz 1901), S. 308f. F. Lauchert.

Morgott, Franz von Paula, Domdekan in Eichstätt, * 12. Juni 1829 zu Mühlheim in Mittelfranken, † 3. Februar 1900 in Eichstätt. — M. absolvierte die humanistischen und theologischen Studien in Eichstatt und wurde daselbst am 17. Mai 1853 zum Priester geweiht. Hierauf wirkte er zunachst als Musikpräfekt im bischöflichen Seminar daselbst, welches Amt er bis 1866 beibehielt, zugleich von 1854—57 als Religionslehrer am Gymnasium, von 1857 an als Professor der Philosophie am bischöflichen Lyzeum. Am 8. Dezember 1864

wurde er Dr. theol. Seit 1869 wirkte er als Professor der Dogmatik, wurde 1872 auch Domkapitular, am 11. Mai 1896 Domdekan. Als akademischer Lehrer, dem außer den Kandidaten der Diözese Eichstätt auch zahlreiche Priesteramtskandidaten aus den meisten mittel- und norddeutschen Diözesen, die in den Jahren des sog. Kulturkampfes ihre Studien ganz oder teilweise in Eichstätt machten, sowie zahlreiche Schweizer ihre dogmatische Ausbildung verdankten, wie als theologischer Schriftsteller entfaltete M., der als einer der Hauptvertreter der scholastischen Philosophie und Theologie in Deutschland gilt, eine sehr bedeutende Wirksamkeit. Seine wichtigsten Schriften auf dem Gebiete der thomistischen Philosophie und Theologie sind folgende: »Geist und Natur im Menschen. Die Lehre des hl. Thomas über die Grundfragen der Psychologie in ihrer Beziehung zur Kirchenlehre und zur neueren Wissenschaft« (Programm des Lyzeums, Eichstätt 1860); »Die Theorie der Gefühle im System des hl. Thomas« (Programm, Eichstätt 1864); »Die Mariologie des hl. Thomas von Aquin« (Freiburg i. Br. 1878; wurde auch ins Italienische, Französische und Ungarische übersetzt); »Der Spender der hl. Sakramente nach der Lehre des hl. Thomas von Aquin« (Freiburg i. Br. 1886). Auf demselben Gebiete bewegen sich eine größere Anzahl von Abhandlungen im Katholik, Literarischen Handweiser, Eichstätter Pastoralblatt und anderen Zeitschriften, wovon nur die folgenden umfangreichen Arbeiten hier genannt seien: »Studien über die italienische Philosophie in der Gegenwart« (Katholik, Jahrg. 1868—1870, 1873 und 1874); »Die Feier des sechsten Centenariums des hl. Thomas in der katholischen Welt. Eine Studie über den Thomismus in der Gegenwart« (Katholik, Jahrg. 1874—1877). Dazu eine Anzahl von Artikeln in der 2. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte, worunter die eingehenden Arbeiten über Bañez (I, 1948—1965), die *Congregatio de auxiliis* (III, 897—920), Lugo (VIII, 281—292) und Molina (VIII, 1731—1750) besonders genannt seien. Außerdem sind die biographischen Schriften zu erwähnen: »Dompropst Dr. Joseph Ernst, der erste Regens des bischöflichen Seminars zu Eichstatt« (Eichstätt 1888); »Raymund Schlecht, weiland Seminardirektor in Eichstatt« (Donauwörth 1891); »Dr. Franz Leopold Freiherr von Leonrod, Bischof von Eichstätt. Eine Lebensskizze. Festgabe zu Hochdessen 25jähr. Bischofsjubiläum« (Ingolstadt 1892).

Vgl. F. S. Romstöck, Personalstatistik und Bibliographie des bischöflichen Lyzeums in Eichstätt (Ingolstadt 1894), S. 132—136 u. S. 263. — Die katholische Kirche unserer Zeit, Bd. II (München 1900), S. 52. — Augsburger Postzeitung 1900 Nr. 29 vom 7. Februar.

F. Lauchert.

Braun, Karl Ludwig, Domdechant in Fulda, * 21. Oktober 1835 zu Fulda, † daselbst 16. Februar 1900. — 1858 zum Priester geweiht, wurde B. 1863 Domprähendat in Fulda, 1868 Dr. jur. utr., 1873 Assessor am bischöflichen Ordinariat, 1882 Domkapitular, 1886 zugleich Professor des Kirchen- und Eherechts am Priesterseminar, 1894 Domdechant. Auf dem Gebiete des Kirchenrechts und besonders des Eherechts war er auch schriftstellerisch tätig. Außer seiner Dissertation: »*De suspensione ex informata conscientia ob occulta solum crimina inferenda*« (*Wirceburgi 1868*) veröffentlichte er eine Reihe von Abhandlungen in den Banden 38 (1877), 43 (1880), 45 und 46 (1881), 50 (1883), 51 (1884), 63 (1890) des Archivs für katholisches Kirchenrecht.

Vgl. »Kölnische Volkszeitung« 1900, Nr. 151. F. Lauchert.

Kurz, Anton, Professor der Theologie an der Universität Prag, * 5. Juli 1837 zu Radonitz in Böhmen, † 25. Februar 1900. — K. war Pfarrer in Brandau, dann von ca. 1880 bis 1891 Professor an der theologischen Lehranstalt in Leitmeritz; Herbst 1891 wurde er ordentlicher Professor der Moraltheologie an der Universität Prag. Im Studienjahr 1898/99 war er Rektor der Universität. Er schrieb: »Der Episkopat der höchste vom Presbyterate verschiedene Ordo. Historisch-dogmatische Abhandlung« (Wien 1877); »Katholische Seelsorge« (1879); »Mariologie, oder: Lehre der katholischen Kirche über Maria, die seligste Jungfrau« (Regensburg 1881); »Predigten über die Lauretanische Litanei« (Regensburg 1884); »Katholische Lehre vom Ablasse« (Wien 1889); »Monat Mariä, oder Predigten auf alle Tage des Monats Mai« (Wien 1890); »Maipredigten« (Paderborn 1894). F. Lauchert.

Erler, Ludwig, Domdekan in Mainz, * 14. April 1833 zu Oberolm in Hessen, † 15. März 1900. — E. wurde am 18. Oktober 1855 zum Priester geweiht, 1860 Kaplan in Dieburg, 1864 Rektor des vom Bischof von Ketteler damals gegründeten Knabenkonvikts in Mainz (vgl. Pfülf, Ketteler, II, 133f.), 12. Februar 1869 Domkapitular, Herbst 1869 zugleich Rektor des neugegründeten bischöflichen Progymnasiums in Dieburg (vgl. Pfülf II, 340) bis zu dessen Schließung im sog. Kulturkampf 1876. Von da an lebte er wieder in Mainz, in seinem Amte als Domkapitular und in der Seelsorge tätig. Am 29. März 1891 wurde er Domdekan, am 1. Mai 1891 zugleich Generalvikar. Als Frucht seiner schriftstellerischen Tätigkeit liegt eine umfangreiche nationalökonomische und sozialpolitische Studie über »Die Juden des Mittelalters« vor, die sich durch die Bände 42—44 (1879—80), 48 (1882), 50 (1883) und 53 (1885) des Archivs für katholisches Kirchenrecht hinzieht.

Vgl. »Kölnische Volkszeitung« 1900, Nr. 252 u. 256. F. Lauchert.

Friedlieb, Josef Heinrich, Professor der katholischen Theologie an der Universität Breslau, * 1. September 1810 zu Meisenheim (Regierungsbezirk Koblenz), † 17. März 1900. — F. besuchte 1825—32 das Gymnasium in Trier, studierte dann seit Herbst 1832 Theologie am Priesterseminar daselbst und wurde am 25. März 1837 zum Priester geweiht. Um sich zum akademischen Lehramt vorzubereiten, setzte er hierauf seine Studien in Theologie, Philosophie und Geschichte und besonders in den orientalischen Sprachen an der Universität Bonn weiter fort, wo er im Sommer 1838 den ersten Preis für Lösung der von der kath.-theol. Fakultät gestellten Preisaufgabe über die philonische Logoslehre erhielt. Am 1. April 1839 wurde er Repetent im theologischen Konviktorium in Bonn, im März 1840 Privatdozent für alt- und neutestamentliche Exegese an der kath.-theol. Fakultät daselbst, nachdem er am 27. Februar 1840 von der theol. Fakultät in Münster zum Lic. theol. promoviert worden war, 12. Februar 1845 außerordentlicher Professor der Moraltheologie in der kath.-theol. Fakultät der Universität Breslau, 27. September 1847 ordentlicher Professor der Moraltheologie, 22. Juli 1848 Dr. theol., 1850 ordentlicher Professor der neutestamentlichen Exegese, nachdem er auch schon neben seinem bisherigen Nominalfach exegetische Vorlesungen gehalten hatte. Im Studienjahr 1859/60 war er Rektor der Universität. Im Sommer 1894 ließ er sich von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entheben, blieb aber Mitglied der Fakultät. Unter dem 26. Februar 1900 wurde ihm der

Charakter als Geheimer Regierungsrat verliehen. — Seine literarische Tätigkeit beginnt mit der Bonner Preisaufgabe: »Über den Unterschied der Logos-Idee des Juden Philo von dem Logos der Offenbarung nach dem heil. Apostel und Evangelisten Johannes«, die 1838 in der Bonner »Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie« (28. Heft, S. 90—117) gedruckt wurde. Auf dieses Thema kam er später nochmals in den »Untersuchungen über den göttlichen Logos« zurück (in der eben genannten Zeitschrift, 7. Jahrg. 1846, 2. Heft, S. 51—71, u. 8. Jahrg. 1847, 4. Heft, S. 1—18). Im übrigen fing er schon in Bonn an, das Gebiet der neutestamentlichen Wissenschaft, insbesondere in ihrem Mittelpunkt, dem Leben Jesu, als Hauptgebiet seiner wissenschaftlichen Arbeit zu pflegen; zunächst in seiner ersten größeren Schrift: »Archäologie der Leidensgeschichte unseres Herrn Jesu Christi. Nach den Grundsätzen der Evangelienharmonie historisch-kritisch bearbeitet« (Bonn 1843). In Breslau folgte zunächst die mit textkritischem Apparat versehene griechische Evangelienharmonie: »*Evangelia IV sacra Matthaei, Marci, Lucae, Joannis in harmoniam redacta. Textum cum codice Ephraemi Syri regio nunc demum accurate contulit et variis lectionibus tum aliorum codicum, tum Vulgatae editionis recentiorumque editionum praestantissimarum adiectis recognovit*« (Breslau 1847; 2. Aufl. Regensburg 1869). Dem Gebiete der Moraltheologie gehört nur die akademische Einladungsschrift: »*De poenarum vi atque virtute*« (Breslau 1848) an. Sonst beschäftigte sich F. in den ersten Breslauer Jahren hauptsächlich mit der Herausgabe der sibyllinischen Weissagungen; zunächst erschien die Schrift: »*De codicibus Sibyllinorum manuscriptis in usum criticum nondum adhibitis commentatio*« (Breslau 1847); dann die mit Übersetzung versehene Ausgabe: »*Oracula Sibyllina ad fidem codd. mscr. quotquot exstant recensuit, praetextis prolegomenis illustravit, versione germanica instruxit, annotationes criticas et rerum iudicem adiecit*... Die sibyllinischen Weissagungen vollständig gesammelt, nach neuer Handschriften-Vergleichung, mit kritischem Kommentare und metrischer deutscher Übersetzung herausgegeben« (Leipzig 1852). Die ferneren Arbeiten F.s gehören alle dem exegetischen Gebiete an. Zuerst das Werk: »Schrift, Tradition und kirchliche Schriftauslegung, oder die katholische Lehre von den Quellen der christlichen Heilswahrheit, an den Zeugnissen der fünf ersten christlichen Jahrhunderte geprüft« (Breslau 1854). Dann F.s Hauptwerk: »Geschichte des Lebens Jesu mit chronologischen und anderen historischen Untersuchungen« (Breslau 1855). Das Erscheinen dieses Werkes verwickelte ihn in eine Polemik mit Sepp, an dessen Leben Jesu F. das übermäßige Vorwalten der Phantasie und andere Schwächen der wissenschaftlichen Methode gerügt hatte; auf Sepps Angriffe antwortete er mit der Schrift: »Erinnerungen und Kritiken. Ein Sendschreiben an Dr. Joh. Nep. Sepp« (Breslau 1857). In 2. Auflage erschien Friedliebs »Leben Jesu« Schaffhausen 1858; in einer Neubearbeitung: »Das Leben Jesu Christi des Erlösers mit neuen historischen und chronologischen Untersuchungen vollständig neu bearbeitet und herausgegeben«, Münster und Paderborn 1887. Eine Reihe von kleineren Abhandlungen erschien 1862—1867 in der »Österreichischen Vierteljahresschrift für katholische Theologie«; dann »Prolegomena zur biblischen Hermeneutik«, 1. (einziges) Heft, Breslau 1868, worin anhangsweise auch die Abhandlungen aus der Österreichischen Vierteljahresschrift wieder mit abgedruckt sind.

Vgl. Nürnberger in der Chronik der Universität Breslau für das Jahr 1899/1900, S. 142—155.

F. Lauchert.

Krause, Josef, Professor der Philosophie am Lyzeum Hosianum in Braunsberg, Dr. phil. et theol., * 26. Januar 1840 zu Braunsberg, † 27. März 1900. — K. wurde nach seiner Priesterweihe 1870 Privatdozent für Philosophie am Lyzeum Hosianum, 1887 außerordentlicher, 1888 ordentlicher Professor der Philosophie. Seine schriftstellerische Tätigkeit ist der Erforschung und Darstellung der Lehre des hl. Bonaventura gewidmet: »*S. Bonaventurae de origine et via cognitionis intellectualis doctrina*« (Braunsberg 1868); »Die Lehre des hl. Bonaventura über die Natur der körperlichen und geistigen Wesen« (Paderborn 1888); »*Quomodo S. Bonaventura mundum non esse aeternum, sed tempore ortum demonstravit*« (Braunsberg 1890); »*S. Bonaventuram in doctrina de rerum naturalium origine S. Augustinum secutum esse*« (ebenda 1893).

Vgl. Literarische Rundschau, 1900, Nr. 5, Sp. 163. F. Lauchert.

Weissenhofer, Robert, O. S. B., Gymnasialprofessor in Seitenstetten, Niederösterreich, * 15. September 1843 zu Ybbsitz in Niederösterreich, † 30. März 1900 zu Seitenstetten. — W. erhielt seine humanistische Bildung in dem von den Benediktinern geleiteten Gymnasium zu Seitenstetten, trat dann daselbst in den Orden und legte am 21. September 1864 Profeß ab. Am 26. Juli 1868 wurde er zum Priester geweiht, unterzog sich dann der Staatsprüfung in der germanistischen Philologie und wirkte bis zu seinem Tode als Gymnasialprofessor in Seitenstetten. Schriftstellerisch tätig war er insbesondere für die Hebung der religiösen Volksbühne und der Erzählungsliteratur für Jugend und Volk. Eine Reihe von »Schauspielen für jugendliche Kreise« erschienen zu Linz 1876ff., eine Reihe von »Erzählungsschriften zur Hebung der Vaterlandsliebe« Linz 1877ff. Besonders bemerkenswert ist seine Neubearbeitung des Passionsspiels von Vorderthiersee in Tirol für die Aufführung des Jahres 1885 (Wien 1885; vgl. darüber P. Th. Schmid in den Stimmen aus Maria-Laach, Bd. 29, 1885, S. 511—526). Für das vom Kronprinzen Rudolf von Österreich herausgegebene Werk: »Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild« (1888) bearbeitete er die Volkskunde von Niederösterreich.

Vgl. Katholik, 1903, I, S. 365—370. F. Lauchert.

Gleich, Hermann, Weihbischof von Breslau, * 10. September 1815 zu Laskowitz in der Nähe von Breslau, † 2. April 1900. — G. wurde am 30. September 1838 zum Priester geweiht, wurde dann zuerst Kaplan in Namslau, 1839 in Oppeln, 1842 Pfarrer in Tillowitz, 1851 Pfarrer in Oppeln, dann auch Kreisschulinspektor und fürstbischöflicher Kommissar daselbst. 1862 wurde er als Domkapitular nach Breslau berufen, wo er als Generalpräses des St. Vincenz-Vereins (seit 1868) auch auf sozialem Gebiete tätig war. Am 10. August 1875 wurde er als Titularbischof von Mallo und Weihbischof von Breslau präkonisiert, am 21. September 1875 konsekriert; sorgte als solcher nach Möglichkeit für die religiösen Bedürfnisse der Diözese in Vertretung des in der Verbannung weilenden Fürstbischofs Heinrich Förster. Nach dessen Tode bis zur Wahl des neuen Fürstbischofs Robert Herzog, 1881—82, und wieder während der Sedisvakanz nach dessen Tode, 1886—87, verwaltete er die Diözese als Kapitularvikar. Unter dem jetzigen Fürstbischof Kardinal Kopp war er bis 1895 auch Generalvikar. G. war päpstlicher Thronassissent und Hausprälat, auch Domdechant.

Vgl. Kölnische Volkszeitung, 1900, Nr. 314. — Alte u. Neue Welt, 1899/1900, 10. Heft, S. 640. — Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild, II. Bd. (München 1900), S. 181, mit Porträt. F. Lauchert.

Haller, Johannes Evangelist, Kardinal, Fürstbischof von Salzburg, * 30. April 1825 zu St. Martin im Passeyertale in Tirol, † 5. April 1900 zu Salzburg. — H. absolvierte die Gymnasialstudien zu Meran, die philosophischen Studien zu Innsbruck, das Studium der Theologie zu Trient, wo er am 21. Mai 1848 zum Priester geweiht wurde. Hierauf wirkte er eine Reihe von Jahren in der Seelsorge, zuerst als Kooperator zu Moos und Sarntheim, seit 1859 als Kaplan und Beichtvater im Kloster der Benediktinerinnen zu Säben, dann als Pfarrer zu Lajen. 1871 wurde er Domkapitular zu Trient und Provikar der Diözese, am 14. August 1874 von Papst Pius IX. zum Titularbischof von Adra und Weihbischof von Trient ernannt, am 4. Oktober 1874 konsekriert. Am 20. Dezember 1880 wurde er zum Weihbischof von Salzburg und Dompropst daselbst ernannt, am 20. Mai 1890 zum Erzbischof von Salzburg gewählt, am 26. Juni präkonisiert, am 10. August inthronisiert. Am 29. November 1895 kreierte ihn Papst Leo XIII. zum Kardinalpriester. Als Kardinal war er Mitglied der Kongregationen der Bischöfe, der Konzilien, der Ablässe und der Studien. An der Bearbeitung des neuen österreichischen Katechismus hatte er einen Hauptanteil.

Vgl. Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild, II. Bd. (München 1900), S. 435 f., mit Porträt. F. Lauchert.

Motschi, Karl, O. S. B., Abt von Maria-Stein, * 29. März 1827 zu Oberbuchsiten, † 18. April 1900 zu Delle in Frankreich. — M. machte seine Studien größtenteils im Benediktinerstift Maria-Stein (Kanton Solothurn), trat daselbst 1850 in den Orden, legte am 14. Dezember 1851 Profeß ab und wurde am 11. Januar 1852 zum Priester geweiht. Hierauf wirkte er im Kloster im Lehramt, in der Seelsorge und späterhin als Klosterökonom. Am 13. März 1873 wurde er zum Abt gewählt. Es sollte ihm aber nur noch kurze Zeit vergönnt sein, als solcher an der heimischen Stätte zu wirken. Am 4. Oktober 1874 wurde auf Antrag der radikalen Kantonsregierung von Solothurn durch Volksbeschluß das Kloster für aufgehoben erklärt. Es gelang dem Abt, mit seinem Konvent auf französischem Boden Unterkunft zu finden, wo er sich in Delle bei Belfort, nahe der schweizerischen Grenze, ankaufte, und unter vielen Sorgen und Mühen ein neues Kloster baute; damit verband er eine Studienanstalt, die er in blühendem Zustande hinterließ.

Vgl. Studien u. Mitteilungen aus dem Benediktiner- u. dem Cisterzienser-Orden, 21. Jahrgang, 1900, S. 488 f. — Alte u. Neue Welt 1899/1900, 11. Heft, S. 704; mit Porträt. F. Lauchert.

Deppe, Bernhard, Rektor am Hospital in Ehrenbreitstein, * 21. Januar 1845 zu Salzkotten bei Paderborn, † 2. Mai 1900 in Ehrenbreitstein. — D. trat in jungen Jahren in die Pariser Picpus-Genossenschaft der hh. Herzen Jesu und Mariä ein, studierte namentlich an der Universität Löwen und wurde am 20. September 1873 zum Priester geweiht. Hierauf wirkte er eine Reihe von Jahren als Lehrer und Seelsorger in der Genossenschaft, bis er durch zunehmende Kränklichkeit sich genötigt sah, dieselbe zu verlassen und nach Deutschland zurückzukehren. Seit 1891 wohnte er im Hospital zu Ehren-

breitstein, wo er den Gottesdienst versah, auch in der Umgegend als beliebter Beichtvater unermüdlich tätig war. Er war ein Mann von reichen und vielseitigen Kenntnissen, in den späteren Jahren auch schriftstellerisch sehr tätig. Seine größeren Werke sind: »Die Sonntagsevangelien. Ausführliche Erklärung und Auslegung aus den Schriften der hh. Väter und geschätzter Homileten der Vor- und Neuzeit« (Münster 1889); »Die Festevangelien . . .« (Münster 1890); »Predigten und Unterweisungen aus und nach Alban Stolz, Martin von Cochem, Ägidius Jais und andern religiösen Volksschriftstellern« (Paderborn 1893). Insbesondere war er auch als langjähriger ständiger Mitarbeiter des Literarischen Handweisers tätig, für den er eine große Menge von geschätzten und gehaltreichen Bücherbesprechungen schrieb.

Vgl. Hülskamp im Literarischen Handweiser 1900, Nr. 730/1, Sp. 60. — Kölnische Volkszeitung 1900, Nr. 412. F. Lauchert.

Becker, Johannes, Pfarrer in Vochem, * 15. November 1838 zu Köln, † 19. Mai 1900. — B. besuchte in Köln das Gymnasium bis Obersekunda, erhielt dann seine weitere Ausbildung bei den Jesuiten in Innsbruck und wurde am 2. April 1870 zum Priester geweiht. Hierauf wurde er zuerst Pfarrvikar und Lehrer an der höheren Schule in Bensberg, dann in Lechenich, am 30. April 1873 Stiftsvikar in Aachen, 1886 Pfarrverwalter und 1888 Pfarrer in Hallschlag bei Stadtkyll (Dekanat Blankenheim), 1894 Pfarrer in Weidesheim (Kreis Rheinbach, Dekanat Münstereifel), 1898 Pfarrer in Vochem bei Brühl (Landkreis Köln). — Schon in Aachen beschäftigte er sich in seinen Mußestunden mit Vorliebe mit lokalhistorischen Studien. Von seinen damaligen Arbeiten sei die unter dem Pseudonym Johannes Chorus veröffentlichte Schrift: »Das Rathaus zu Aachen und sein Brand am Petri- und Paulitage 1883« (Aachen 1883) und die ebenfalls unter diesem Namen herausgegebene neue vermehrte Auflage der Schrift von Ferdinand Nolten: »Archäologische Beschreibung der Münster- oder Krönungskirche in Aachen, nebst einem Versuch über die Lage des Palastes Karls d. Gr. daselbst« (Aachen 1886) genannt; dem Verfasser der letzteren Schrift widmete er in der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins VIII, 1886, S. 256—266 eine biographische Skizze. »Bilder aus der Aachener Geschichte« ließ er in den achtziger Jahren in den »Sonntagsblumen« des Aachener »Echo der Gegenwart« erscheinen. Nach der Wahl des Erzbischofs Krementz veröffentlichte er die kurze biographische Skizze: »Philippus Krementz, der neue Erzbischof von Köln. Mit einem Abriß des Lebens seines Vorgängers, des Kardinals Paulus Melchers« (Aachen 1885; ohne Namen). Wahrend seiner spätern Jahre widmete er sich in größerem Umfange und mit großem Eifer der kirchlichen Lokalgeschichte. Von der durch den verstorbenen Kölner Domkapitular Karl Theodor Dumont begründeten und herausgegebenen »Geschichte der Pfarreien der Erzdiözese Köln« sind zwei Bände von seiner Hand verfaßt; Bd. IV: »Geschichte der Pfarreien des Dekanates Blankenheim« (Köln 1893); und Bd. XXXIV: »Geschichte der Pfarreien des Dekanates Münstereifel« (Bonn 1900).

Vgl. Echo der Gegenwart (Aachen), 1900, Nr. 346 vom 12. Mai.

F. Lauchert.

Gmür, Augustin, O. S. B. in Einsiedeln, * 6. Juni 1841 in St. Gallen, † 15. Mai 1900. — G. absolvierte seine Gymnasialstudien in St. Gallen und

Einsiedeln, trat dann am letzteren Orte am 21. März 1860 in den Benediktiner-Orden, wurde nach Vollendung der theologischen Studien am 23. April 1865 zum Priester geweiht und wirkte bis 1899 an der Stiftsschule teils als Professor, teils als Präfekt der externen Schüler. Daneben entfaltete er eine sehr verdienstvolle Tätigkeit auf sozialem Gebiete durch Organisation und Förderung der katholischen Gesellenvereine in der Schweiz, die er seit 1884 als Zentralpräses leitete.

Vgl. Alte und Neue Welt 1899/1900, 11. Heft, S. 704; mit Porträt.

F. Lauchert.

Schindler, Joseph, Dr. theol., Professor der Theologie am Priesterseminar in Leitmeritz, * 25. Februar 1854 zu Motzdorf in Böhmen, † 21. Mai 1900 in Wörishofen, wo er, von einer im Herbst 1899 gemachten Studienreise ins heilige Land kränklich zurückgekehrt, sich zur Herstellung seiner Gesundheit aufhielt. Sein Hauptwerk: »St. Joseph, dargestellt nach der heil. Schrift« (Freiburg i. Br. 1893). Er redigierte das seit 1895 erscheinende »Konferenzblatt« (Pastoralblatt für die Diözese Leitmeritz).

F. Lauchert.

Czerny, Albin, regulierter Chorherr in St. Florian, * 19. Februar 1821 zu Wien, † 7. Juli 1900 zu St. Florian. — C.s Taufname war Eduard Wilhelm. Der Vater, Eduard Franz Czerny, * 1793 zu Troppau in Schlesien, zur Zeit der Geburt dieses Sohnes Privatsekretär in Wien, wurde später k. k. Katastralbeamter und kam als solcher nach St. Pölten und Baden. An letzterem Ort, wo 1827 die Mutter starb, und dann in Korneuburg, wohin der Vater versetzt wurde und wo derselbe wieder heiratete, empfing der Knabe den ersten Schulunterricht. Seit Herbst 1831, nachdem die Familie wieder nach Wien gekommen war, besuchte er daselbst das Gymnasium zu den Schotten, seit 1836, als der Vater nach Ried im Innviertel versetzt worden war, das Gymnasium zu Kremsmünster, das er im Jahre 1840 als Vorzugsschüler absolvierte. Hierauf studierte er zunächst in Wien ein Jahr Jurisprudenz, trat aber dann am 28. August 1841 in das Augustiner-Chorherrenstift St. Florian in der Diözese Linz in Oberösterreich ein, studierte 1842—1846 in Linz Theologie, empfing am 18. Juli 1846 die Priesterweihe und feierte am 2. August seine Primiz. Nachdem er zuerst als Kooperator zu St. Oswald bei Freistadt in Oberösterreich in der Seelsorge gewirkt hatte, wurde er im November 1849 Professor des neutestamentlichen Bibelstudiums an der theologischen Hauslehranstalt des Stiftes St. Florian, was er bis August 1876 blieb. Seit August 1859 war er zugleich Stiftsbibliothekar, in welcher Eigenschaft er sich um die aus ca. 70 000 Bänden bestehende Stiftsbibliothek, die er neu ordnete und katalogisierte, große Verdienste erwarb. Nach seinem Rücktritte von der Professur wurde er auch 1878 Kustos der Kunstsammlungen des Stiftes und machte sich auch um diese sehr verdient. Schon 1875 hatte ihn auch die k. k. Zentral-Kommission für Kunst- und historische Denkmäler zum Konservator für schriftliche Denkmäler in Oberösterreich berufen. 1878 erhielt er das goldene Verdienstkreuz mit der Krone. Im Oktober 1891 ernannte ihn der Bischof von Linz zum Konsistorialrat. 1896 wurde er Ehrenmitglied des Museum Francisco-Carolinum in Linz, in dessen Verwaltungsrat er schon seit 1865 saß, und korrespondierendes Mitglied des k. k. Archivrates in Wien, 1898 korrespon-

dierendes Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Czerny war ein vielseitig gebildeter Gelehrter, unermüdlich tätig bis an sein Lebensende; zur Vermehrung seiner Kenntnisse hatten auch wiederholte größere Studienreisen nach Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Belgien und Italien beigetragen; noch 1888 machte er eine Reise nach Rom. Am 2. August 1896 feierte er im St. Stephansdom zu Wien, wo er getauft worden war, seine Jubelmesse und am 19. Februar 1900 noch körperlich und geistig rüstig den 80. Geburtstag. Seit Mai fing er aber an zu kränkeln, starb unerwartet am 7. Juli und wurde am 10. Juli begraben.

Zu der regen schriftstellerischen Tätigkeit auf dem Gebiete der Geschichte und Kulturgeschichte seiner engeren Heimat, die Czerny seit Anfang der siebenziger Jahre entfaltete und die sich seit seinem Rücktritte vom Lehramte noch steigerte, gab ihm die Verwaltung des Bibliothekaramtes wohl die erste Veranlassung. Die erste größere Arbeit, die er veröffentlicht, war der Handschriftenkatalog: »Die Handschriften der Stiftsbibliothek St. Florian, geordnet und beschrieben. Zur achthundertjährigen Gedächtnisfeier der Übergabe des Klosters St. Florian an die regulierten Chorherren des heil. Augustin« (Linz 1871). Später folgte eine Darstellung der Geschichte der Stiftsbibliothek vom 11. bis 19. Jahrhundert: »Die Bibliothek des Chorherrenstiftes St. Florian. Geschichte und Beschreibung. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Österreichs« (Linz 1874). Der Geschichte des Stiftes sind ferner die Arbeiten gewidmet: »Die Klosterschule von St. Florian. Entstehung, Verlauf, Ende. 1071—1783« (Linz 1873); »Das älteste Totenbuch des Stiftes St. Florian« (Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 56, 1878, S. 257—367; auch separat Wien 1878); »Das *Calendarium necrologicum* des Propstes Heinrich II. von St. Florian« (36. Jahresbericht des Museum Francisco-Carolinum, Linz 1878); »Kunst und Kunstgewerbe im Stifte St. Florian von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart« (Linz 1886). Sodann bildete die Geschichte der Bauernaufstände in Oberösterreich einen Gegenstand seiner Forschungen; daraus gingen die Schriften hervor: »Bilder aus der Zeit der Bauernunruhen in Oberösterreich. 1626, 1632, 1648« (Linz 1876; Mitteilungen aus Briefsammlungen des Linzer Museums); »Der erste Bauernaufstand in Oberösterreich 1525« (Linz 1882); »Der zweite Bauernaufstand in Oberösterreich 1595—1597« (Linz 1890). Von seinen übrigen Arbeiten (eine Anzahl von kleineren Aufsätzen, darunter besonders Mitteilungen archivalischen Inhalts, verzeichnet Guppenberger) sind folgende hervorzuheben: »Ein Tourist in Österreich während der Schwedenzeit. Aus den Papieren des Pater Reginbald Möhner, Benediktiners von St. Ulrich und Afra in Augsburg« (Linz 1874; aus der jetzt in der Kreisbibliothek zu Augsburg befindlichen Handschrift; Czerny veröffentlicht den ersten Teil von Möhners Manuskript, über seinen Aufenthalt in Österreich; den folgenden Teil hatte schon vorher, 1872, P. Luitpold Brunner O. S. B. in Augsburg herausgegeben, vgl. meinen Artikel über diesen in der Allgemeinen Deutschen Biographie, 47, 298f.); »Zwei Aktenstücke zur Kulturgeschichte Oberösterreichs im 14. Jahrhundert« (39. Jahresbericht des Museum Francisco-Carolinum, Linz 1881); »Aus dem geistlichen Geschäftsleben in Oberösterreich im 15. Jahrhundert« (Linz 1882); »Einige Blätter aus der Zeit der Gegenreformation in Oberösterreich« (42. Jahresbericht des Museum Francisco-Carolinum, Linz 1884); »Aus dem Briefwechsel des großen Astronomen Georg von Peurbach« (Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 72, 1888, S. 281—304; auch separat, Wien 1888); »Der Humanist und Historiograph Kaiser Maximilians I. Joseph

Grünpeck« (Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 73, 1888, S. 315—364; auch separat, Wien 1888).

Die genaueren biographischen Daten verdanke ich der gütigen Mitteilung des Herrn Geistl. Rats Johann Breselmayr, reg. Chorherrn von St. Florian. — Vgl. auch L. Guppenberger, Bibliographie des Klerus der Diözese Linz (Linz 1893), S. 25 f.

F. Lauchert.

Hövel, Kaspar, S. J., * 15. September 1831 zu Neheim i. W., † 30. Juli 1900 zu Valkenberg in Holland. — H. studierte von 1851—1856 Philosophie und Theologie, wurde am 1. September 1856 zu Paderborn zum Diakon geweiht und trat als solcher am 14. Oktober 1856 auf der Friedrichsburg bei Münster in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein. Herbst 1857 bis Herbst 1859 absolvierte er die philosophischen Studien, 1859—60 die Rhetorik, 1860—64 die Theologie, 1864—66 das *Biennium ad recolendam theologiam*, nachdem er 1863 die Priesterweihe empfangen hatte. Nach dem in Paderborn zugebrachten dritten Probejahr 1866—67 wurde er hierauf 1867 Professor der Dogmatik im Kolleg zu Maria-Laach; von 1870 bis zur Vertreibung der Gesellschaft Jesu aus Deutschland war er Rektor des Kollegs von Maria-Laach, dann von 1872—75 Rektor des Kollegs von Blijenbeek in Holland, 1875—81 Provinzial der deutschen Ordensprovinz, 1881—83 Rektor des Kollegs zu Ditton-Hall in England, 1883—92 Assistent des Generalobern in Fiesole bei Florenz, 1893—96 wieder Rektor zu Blijenbeek in Holland. Seine letzte Lebenszeit brachte er, durch Krankheit erschöpft, im *Collegium maximum S. Ignatii* zu Valkenberg in Holland zu, wo er auch starb.

Nach gütigen Mitteilungen des Herrn P. Konrad Kirch, S. J., in Valkenberg. — Vgl. auch Alte und Neue Welt 1900/1901, 2. Heft, S. 128.

F. Lauchert.

Scholz, Paul, Professor der katholischen Theologie an der Universität Breslau, * 29. Juni 1828 zu Sagan, † 27. August 1900 zu Breslau. — Sch. absolvierte die Gymnasialstudien am kgl. katholischen Gymnasium zu Sagan, studierte dann seit Herbst 1848 Theologie an der Universität Breslau und wurde am 1. Juli 1852 zum Priester geweiht. Hierauf wirkte er zuerst ein Vierteljahr in der Seelsorge als Kaplan in Guhrau, wurde aber schon im Herbst desselben Jahres als Repetent an das katholisch-theologische Konvikt in Breslau berufen. Am 23. April 1853 wurde er Lic. theol., am 22. Juni 1853 trat er das ihm übertragene Amt als Religionslehrer am kgl. katholischen Matthias-Gymnasium an, das er bis 1864 versah. Daneben habilitierte er sich am 16. Dezember 1857 als Privatdozent für alttestamentliche Exegese an der katholisch-theologischen Fakultät. Als solcher hatte er vom Winter-Semester 1860/61 an außer seinen exegetischen Vorlesungen auch solche über Enzyklopädie der Theologie und über Moraltheologie zu halten; über letztere auch noch als außerordentlicher Professor bis zum Sommer-Semester 1866 einschließlich. 1863 wurde er Dr. theol., am 19. April 1864 zum außerordentlichen Professor, am 10. September 1868 zum ordentlichen Professor der alttestamentlichen Exegese ernannt; als solcher übte er ununterbrochen bis zum Schluß des Sommer-Semesters 1900 seine Lehrtätigkeit aus. — Die wissenschaftliche Fachliteratur bereicherte Sch. insbesondere durch drei gediegene Handbücher aus dem Gebiete der biblischen Theologie und Altertumskunde: »Handbuch der Theologie des Alten Bundes im Lichte des Neuen« (2 Abteilungen, Regensburg 1861—62); »Die heiligen Altertümer des Volkes Israel,

dargestellt und erläutert« (2 Abteilungen, Regensburg 1868); Götzendienst und Zauberwesen bei den alten Hebräern und benachbarten Völkern« (Regensburg 1877). Spezielle Fragen behandeln die Habilitationsschrift »*De origine nominis Jehova*« (Breslau 1857) und die Schrift: »Die Ehen der Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen. Eine exegetisch-kritische, historische und dogmatische Abhandlung über den Bericht Genesis 6, 1—4« (Regensburg 1865); eine Ergänzung zu der letzteren Schrift bietet die Abhandlung: »Die Stellung des Hieronymus zur Erklärung der Stelle Genesis 6, 1—4« (Österreichische Vierteljahresschrift für katholische Theologie, 5. Jahrg. 1866, S. 341—354). Auf moraltheologischem Gebiete schrieb er als Ergänzung zu dem *Compendium ethicae christianae catholicae* von Bernhard Dieckhoff († 1858), von welchem 1852—54 drei Faszikel erschienen waren: »*Commentarium de caritate christiana intra familiae, civitatis, ecclesiae fines actionibus exhibenda*« (Paderborn 1864); diese Abhandlung erschien sowohl einzeln wie als Bestandteil der von demselben Jahre datierten neuen Ausgabe des Dieckhoffschen Werkes.

Vgl. Joh. Nikel in der Chronik der Universität Breslau für das Jahr 1900—1901, S. 131—136.

F. Lauchert.

Kristeller, Samuel, Geh. Sanitätsrat, Dr., * 26. Mai 1820 zu Xions, Prov. Posen, † 15. Juli 1900 zu Berlin. — K. studierte in Berlin, woselbst er auch 1843/44 promovierte und sein Staatsexamen machte. 1850 wurde er Kreisphysikus in Gnesen, wo er seit seiner Approbation praktiziert hatte, siedelte jedoch 1851 nach Berlin über und habilitierte sich 1860 als Privatdozent für Geburtshülfe und Gynäkologie. Er war der Begründer der ärztlichen Unterstützungskasse und erfreute sich in seiner langjährigen Tätigkeit als Armenarzt und Arzt am jüdischen Krankenhause zu Berlin der Liebe und Hochschätzung seitens seiner zahlreichen Klientele wie seiner Standesgenossen. K. hat sich durch das nach ihm benannte Expressionsverfahren in der Wissenschaft eine Stelle gesichert, auch gehörte er zu den Mitbegründern der medizinischen und gynäkologischen Gesellschaft. Sein weitgehendes Interesse für gemeinnützige Unternehmungen dokumentierte er auch dadurch, daß er die Angelegenheiten des deutsch-israelitischen Gemeinbundes, zu dessen geschäftsführendem Vorstand er gehörte, auf jede Weise zu fördern suchte und sich auch in den Dienst aller weiteren auf die Verbesserung der Lage seiner Glaubensgenossen gerichteten Bestrebungen stellte. Am 7. August 1893 feierte er unter großer Teilnahme seiner Standesgenossen sein 50jahriges Dokturjubiläum.

Julian Marcuse.

Kruse, Ernst, Dr., Sanitätsrat, * 28. Februar 1837 zu Esens, † 22. Februar 1900 zu Berlin. — K. war Badearzt in Norderney und hat sich große Verdienste um diesen Kurort erworben. Weiteren Kreisen aber war sein Name vor allem durch seine politische Tatigkeit bekannt, indem er in den Jahren 1885—1889 und dann wieder von 1893 an den hannoverischen Wahlkreis Aurich-Wittmund im deutschen Reichstag vertrat. Stets nahm er sich dort der Wahrung ärztlicher Interessen aufs wärmste an und offenbarte dabei sein reiches Wissen wie sein unermüdliches Streben im Dienste der von ihm vertretenen Berufs- und Standesfragen. K. starb auf seinem Posten im Reichstag, wo ihn während einer Kommissionsberatung ein Schlaganfall traf.

Julian Marcuse.

Boeckel, Eugen, Dr., Prof., * 21. September 1831 zu Straßburg i. E., † im Februar 1900 zu Marseille. — Seine Studienzeit verbrachte B. in seiner Vaterstadt, wurde dann 1856 Prosektor und 1862 *Chef des travaux anat.* 1857 *Prof. aggrégé* der Chirurgie an der alten *Faculté de Médecine* daselbst. Bis 1870 hielt er Vorlesungen über Chirurgie, von 1870—1872 war er Lehrer der Chirurgie an der *école libre de médecine* und zwar bis zur Stiftung der Universität. Von diesem Zeitpunkt an schied er aus dem Lehrkörper aus und übernahm die Leitung der chirurgischen Abteilung des Straßburger Bürgerspitals. Von B. rühren zahlreiche Schriften her, auch war er standiger Mitarbeiter am *Dictionnaire de médic. et chirurg. prat.* Julian Marcuse.

Bülau, Gotthard, Dr., * 27. Februar 1835 zu Hamburg, † Ende Oktober 1900 daselbst. — B. studierte von 1854 an in Heidelberg, Würzburg und Göttingen, wo er 1858 promovierte. Nachdem er in den folgenden drei Jahren eine Assistentenstelle am Allgemeinen Krankenhause in Hamburg bekleidet hatte, wurde er 1861 zum Oberarzt einer der neugebildeten Abteilungen der inneren Station ernannt. In dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1886, wo er dieselbe niederlegte, weil sie mit seiner Privattätigkeit sich nicht mehr vereinbaren ließ. Nach seinem Abgang wurde er zum Mitglied der Medizinal-Deputation gewählt. Wissenschaftlich bekannt wurde sein Name hauptsächlich durch seine Methode der Behandlung der eitrigen Rippenfellentzündung mittels der sog. Heberdrainage. Julian Marcuse.

Stetter, Carl Georg, Dr., Professor der Chirurgie, * 2. Juni 1848 zu Breslau, † 5. November 1900 zu Königsberg. — In seiner Vaterstadt begann St. das Studium der Medizin, aus dem ihn jäh der Feldzug 1870/71 riß, in dem er nach Ablegung des ersten medizinischen Examens sich dem Sanitätskorps zur Verfügung stellte und in den von Freiherrn von Stumm in Neunkirchen und Saarbrücken begründeten Feldlazaretten tätig war. Nach Beendigung des Feldzuges kehrte er zu seinen Studien zurück, absolvierte das Staatsexamen, hörte Vorlesungen bei Billroth und wandte sich der Chirurgie zu. 1879 habilitierte er sich für Chirurgie und Ohrenheilkunde in Königsberg und begründete daselbst ein viel besuchtes Ambulatorium für Ohren-, Nasen- und Rachenkranke. 1899 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor. Außer trefflichen Kompendien über Knochenbrüche und Verrenkungen, Jahresberichten seiner Poliklinik und einer großen Anzahl kasuistischer Mitteilungen hat er namentlich auf dem Gebiete der Ohrenheilkunde und Gehirnchirurgie hervorragende Arbeiten geliefert. Julian Marcuse.

Mosengeil, Karl von, Dr., Professor der Chirurgie, * 25. Mai 1840 zu Meiningen, † 11. März 1900 zu Bonn. — M. hatte zunächst Bergfach studiert und 1862 in Heidelberg in der philosophischen Fakultät promoviert und ging erst später zur Medizin über, die er in Bonn und Berlin trieb, um sich hauptsächlich unter v. Langenbeck und Busch der Chirurgie zu widmen. 1868 promovierte er in Berlin und lehrte von 1870 an als Dozent, von 1875 an als Extraordinarius in Bonn Chirurgie und verwandte medizinische Kapitel, zuletzt mit dem Charakter als Geh. Medizinalrat. M. veröffentlichte über 50 fachwissenschaftliche Arbeiten aus dem Gesamtgebiete der Chirurgie. Am meisten hervorzuheben sind die Arbeiten, durch die er die Massage in den Schatz der Heilmittel einführte, indem er als einer der ersten experimentelle Untersuchungen

über ihre Wirkung anstellte, sowie Indikationen und Kontraindikationen feststellte und damit im Zusammenhang die Technik auf einer rationellen Basis fundierte. Julian Marcuse.

Berger, Friedrich, Dr., Medizinalrat, * 16. Januar 1834 zu Coburg, † 28. Mai 1900. — B. studierte in Jena und Würzburg Medizin, wurde 1857 Amtswundarzt in Coburg, 1861 Stadtphysikus, 1868 Direktor des Landkrankenhauses. 1861 vermählte er sich mit der jüngsten Tochter des Dichters Friedrich Rückert, die ihm fünf Kinder schenkte. Julian Marcuse.

Wagner, Wilhelm, Dr., Geh. Sanitätsrat, * 14. Januar 1848 zu Wollenbach, Kreis Friedberg in Oberhessen, † 6. August 1900 zu Königshütte in Oberschlesien. — W. studierte in Gießen und Marburg Medizin und promovierte in letzterer im Jahre 1869. Während des Feldzuges war er in den Reservelazaretten in Friedberg tätig und blieb dort als praktischer Arzt bis zum Jahre 1877, wo er das Knappschafts-Lazarett in Königshütte übernahm. Hier entwickelte er sich unter dem Einfluß der antiseptischen Wundbehandlung zu einem der ersten Chirurgen und verstand es, in dem weltverlorenen Königshütte eine Zufluchtsstätte zu schaffen, zu der unzählige Kranke und Sieche aus Schlesien, Rußland, Mähren und Galizien jahrzehntelang hoffnungsfreudig wanderten. Er schuf für die Berg- und Hüttenarbeiter das Genesungsheim in Bad Goczalkowitz, veranlaßte die Errichtung einer Lungenheilstätte in Loslau und baute das Knappschafts-Lazarett zu Königshütte zu einer wahren Musterstätte für Unfallverletzte aus. Neben dieser aufreibenden Berufstätigkeit trat er noch warm für alle Standesinteressen ein als Vorsitzender des Ärztevereins, als Mitglied der Ärztekammer für Schlesien wie des Ausschusses des ärztlichen Ärztevereinsbundes und entfaltete eine äußerst produktive und vielseitige literarische Tätigkeit. Sein bedeutendstes Werk ist das über Verletzungen der Wirbelsäule und des Rückenmarks; am berühmtesten in Fachkreisen hat seinen Namen eine osteoplastische Operation am Schädeldach gemacht, die die bisher übliche Trepanation zu ersetzen bestimmt war. Einem außerordentlich arbeitsreichen Leben, dem es an Erfolgen und Ehren — er war auch langjähriger Schriftführer der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie — nicht mangelte, setzte der Tod ein verhältnismäßig frühes Ende.
Julian Marcuse.

Leichtenstern, Otto, Dr., Geheimer Sanitätsrat, * 24. Oktober 1845 in Ingolstadt, † 23. Februar 1900 in Köln. — Der Vater Leichtensterns war Offizier und starb im Kriegsjahre 1866 am Typhus. Er selbst besuchte die Klosterschule in Ingolstadt und widmete sich nach Abgang vom Gymnasium dem Studium der Medizin und zwar hauptsächlich in München (ein Semester in Würzburg, später einige Zeit in Paris), 1869 bestand er in München die ärztliche Prüfung und wurde unmittelbar darauf als klinischer Assistenzarzt an der medizinischen Klinik des Professors Pfeufer und nach dessen Tode an der des Professors v. Lindwurm angestellt. Nachdem er 1871 den medizinischen Staatskonkurs in München mit der ersten Note absolviert hatte, übernahm er nach dem Tode des Professors v. Niemeyer die Assistenzarztstelle an der medizinischen Klinik in Tübingen, mit welcher die *venia legendi* verbunden war. Am 22. Juli 1875 hielt er im Festsaale der Universität eine Antrittsrede »über die neuere Auffassung des Wesens der Lungenschwind-

sucht«, in welcher er die damals nur von wenigen geteilte Ansicht vertrat, daß die Tuberkulose aufzufassen sei als eine kontagiöse chronische Infektionskrankheit, 1877 wurde ihm Titel und Rang eines außerordentlichen Professors erteilt, 1879 nahm er kurz nach seiner Verheiratung seine Entlassung, nachdem er zum Oberarzt der medizinischen Abteilung des städtischen Hospitals in Köln als Nachfolger Biegels gewählt worden war. Hier entfaltete er bis zu seinem Tode eine außerordentlich reiche und fruchtbringende Tätigkeit, die sich nicht nur in der ärztlichen Leitung eines der größten deutschen Krankenhäuser erschöpfte, sondern die noch Zeit fand, in allen öffentlich-sanitären Fragen als tatkräftiger Berater mitzuwirken, wie eine Fülle wissenschaftlicher Arbeiten, von denen ein Teil geradezu klassische Werke darstellen, zu liefern. Neben einer Reihe von Arbeiten aus der Münchener Jugend- und der Tübinger Dozentenzeit stehen seine reifsten aus der Kölner Zeit: Über Hirnkrankheiten, Scharlach, Hühnertuberkulose, Darmparasiten, über die Krankheiten der Gallenwege, der Leber, der Bauchspeicheldrüse in den großen medizinischen Enzyklopädien. Alle Arbeiten L.s zeichnen sich durch klare Darstellung aus; was er zum Ausdruck gab, war reiflich erwogen und in Ausdrucksweise wie Stil vollkommen. Mit einem tiefgehenden Wissen auf allen Gebieten der inneren Medizin verband er ein gründliches Können; er war ein Meister in den verschiedenen Untersuchungsmethoden, ein vorzüglicher pathologischer Anatom, ein hervorragender Diagnostiker, ein seelenvoller Arzt. Für das Krankenhaus war er aber nicht allein der Arzt, sondern er zeigte sich auch als ein vorzüglicher Kenner des gesamten Hospitalwesens in hygienischer nnd wirtschaftlicher Beziehung, und eine große Reihe von Reformen auf diesem Gebiet rühren von ihm her. Im öffentlichen ärztlichen Leben Kölns, das er als Vorsitzender des allgemeinen ärztlichen Vereins leitete, hatte er Gelegenheit, nicht nur seine Meisterschaft in der mündlichen Darstellung, sein weitgehendes wissenschaftliches Interesse, sondern auch sein warmes kollegiales Empfinden, seine Herzensgüte und Aufopferung zu beweisen. L. war ein feinsinniger, freidenkender Mann, durchglüht von Liebe zur Wissenschaft und zum ärztlichen Beruf, von seltener Arbeitsfähigkeit und Schaffensfreudigkeit. Seine Familienverhältnisse waren, nachdem er den herben Schmerz des Verlustes seiner ersten Gattin im Jahre 1880 überwunden, die denkbar glücklichsten. Seine Gemahlin Anna von Eicken, die er am Krankenbette ihrer Schwester kennen gelernt, stand ihm als Frau wie als Mitarbeiterin getreulich zur Seite, zwei Töchter und ein Sohn entsproßten der Ehe. Eine im Anschluß an Influenza auftretende Lungenentzündung raffte ihn nach kurzem Krankenlager hinweg.

Nach Eduard Lent in der »Münchener Medizinischen Wochenschrift« Nr. 13, 1900, S. 430f.

Julian Marcuse.

Frölich, Franz, Hermann, Dr., Generalarzt, * 21. April 1839 zu Nossen im Königreich Sachsen, † 30. Juli 1900 zu Leipzig. — Seinen ersten Unterricht genoß F. in der heimatlichen Bürgerschule, von wo aus er 1853 nach Dresden in die dortige Kreuzschule kam. Er besuchte sodann die Dresdener chirurgisch-medizinische Akademie, machte daselbst nachträglich die Maturitätsprüfung des Gymnasiums und trat im Jahre 1862 in das sächsische Militärsanitätskorps als Assistenzarzt ein. Seine Garnison wurde Leipzig und den dortigen Aufenthalt benutzte er, um an der Universität einen großen Teil der ärztlichen Prüfungen abzulegen, 1865 erwarb er zu Leipzig durch seine erste

Publikation »Ergebnis meiner Beobachtungen über Eigenwärme im septentrionalen Abdominaltyphus« die Doktorwürde in der gesamten Medizin, mit welchem Titel damals die ärztliche Approbation für den Bereich des sächsischen Staates verbunden war. Dieses Erstlingswerk zeigt bereits zwei Eigenarten seines Verfassers, nämlich ein Streben nach Sprachreinigung, das selbst vor neuen Wortbildungen und ungebräuchlichen Redewendungen nicht zurückschreckt, und eine Selbständigkeit in der Auffassung, welche bisweilen zu überraschenden Schlußfolgerungen führte und nicht selten Angriffe seitens der Anhänger des Hergebrachten hervorrief. Auf die erwähnte Abhandlung folgte eine ununterbrochene Reihe von Veröffentlichungen, meist militär-medizinischen Inhalts, in einer von ihm selbst noch herrührenden Zusammenstellung aus dem Jahre 1884 werden 112 teils selbständige, teils in verschiedenen Zeitschriften erschienene Arbeiten aufgeführt, wozu dann noch weit über hundert aus dem Zeitraum 1884—1900 kommen. Nach dem Feldzuge 1866 gegen Preußen, den er mitmachte, zum Stabsarzt befördert, kam er 1869 in die Garnison Wurzen und von dort nach Beendigung des deutsch-französischen Feldzuges, der ihm eine Reihe von Orden einbrachte, als Stabsarzt an die Sanitätsdirektion zu Dresden. Daselbst blieb er fünf Jahre lang mit der Bearbeitung einer Reihe von organisatorischen Aufgaben (Lazarettleitung, Invalidenversorgung, Statistik etc.) betraut. Es war die Zeit, wo infolge der Umgestaltung des sächsischen Militärsanitätswesens nach preußischem Vorbild eine Fülle von Arbeit allerorts erwuchs, die nur durch Männer wie F., der über eine kraftstrotzende Gesundheit und unermüdliche Elastizität zu verfügen hatte, zu vollbringen war. Trotz des anstrengenden Dienstes setzte er seine schriftstellerische Tätigkeit fort und ließ 1874 zu Berlin eine äußerst mühsame Zusammenstellung »Zur Bücherkunde der militärmedizinischen Wissenschaft« erscheinen. 1886 kam er als Oberstabsarzt nach Leipzig, wo er nach siebzehnjähriger militärärztlicher Tätigkeit 1893 als Generalarzt II. Klasse zur Disposition gestellt wurde. In dieser aktiven wie der nachfolgenden Ruhezeit veröffentlichte er eine große Reihe von Arbeiten, so den vielfach angefochtenen sächsischen Teil zum »Sanitätsbericht über die deutschen Heere 1870/71«, »Die Militärmedizin Homers« (Stuttgart 1879), eine »Geschichte des königlich-sachsischen Sanitätskorps«, »Des Soldaten Gesundheitsbüchlein«, »Die Brustmessung im Dienste der Medizin« und vieles andere mehr. Seit Juni 1896 führte F. die Schriftleitung des »Reichs-Medizinal-Anzeigers« in Leipzig, bis ein Gehirntumor ihm seine vornehmlich der *medicina militans* geweihte Feder entwand. Seiner 1872 geschlossenen Ehe mit Klara Elise Buchwald entstammten drei Söhne und zwei Töchter.

Nach Helbig im »Reichs-Medizinal-Anzeiger«, Nr. 24, 1900. Julian Marcuse.

Kuhn, Abraham, Professor der Ohrenheilkunde, * 29. Januar 1838 zu Bissersheim in der Rheinpfalz, † 15. September 1900 zu Straßburg. — K. studierte in München, Würzburg, Gießen und Wien. In Würzburg schloß er sich an den damaligen glänzendsten Vertreter der Ohrenheilkunde, v. Tröltsch, an, der in ihm das Interesse für dieses Spezialfach weckte. Nachdem er schon in Würzburg 1863 mit einer Dissertation über das Lungenepithel den Doktortitel erworben und das Staatsexamen in München bestanden hatte, ließ er sich in Straßburg als Ohrenarzt nieder. Im Kriege 1870 war er im Dienste der französischen Abteilung des Roten Kreuzes auf den Schlachtfeldern von Weißenburg und Wörth, sowie in Straßburg, tätig. Nach der Gründung der

deutschen Universität schloß er sich dem Lehrkörper der neuen Hochschule an. Er habilitierte sich am 3. Mai 1873 als Privatdozent der Ohrenheilkunde und errichtete eine Poliklinik für Ohrenkranke, die 1881 in die Reihe der dotierten Universitätsinstitute aufgenommen wurde. Noch in demselben Jahre erhielt er eine besoldete außerordentliche Professur, und bezog 1896 mit seiner Klinik ein vom Staate errichtetes, der Bedeutung des Faches entsprechendes Gebäude. Leider kam K. nicht mehr zum Vollgenuß der Freude über diese Klinik. Schon Ende der 80er Jahre war er von einer Blinddarmentzündung befallen worden, die von Zeit zu Zeit sich wiederholte, und vom Frühjahr 1899 an zeigten sich die ersten Spuren der schweren Krankheit (vielfache kleine Blutergüsse in das Gehirn), der er nach 1½ Jahren erlag. Die ersten größeren wissenschaftlichen Arbeiten K.s bewegten sich auf dem Gebiete der Anatomie des Ohres und schlossen mit einer erschöpfenden Bearbeitung der vergleichenden Anatomie des Gehörorgans der Wirbellosen und der Wirbeltiere ab. Sein zweites großes Werk sind die Neubildungen des Ohres, die er nach der pathologisch-anatomischen wie klinischen Seite hin in dem Schwartzeschen Handbuch der Ohrenheilkunde eingehend behandelte; neben diesen publizierte er noch eine große Reihe anderer Mitteilungen aus dem Gebiete der Otologie und Rhinologie. Sein wissenschaftliches Interesse betätigte er ferner durch den ständigen Besuch der Fachkongresse und durch seine rege Teilnahme an den Verhandlungen derselben; dem Vorstande der deutschen otologischen Gesellschaft gehörte er bis zu seiner hoffnungslosen Erkrankung an. K.s Entwicklungsgang von der allgemeinen Praxis zur Ausübung der Spezialität hielt ihn frei von Einseitigkeit wie von Überschätzung des Spezialismus und regte ihn an, den Wechselwirkungen zwischen Ohr und Gesamtorganismus bei seinen Kranken und in wissenschaftlichen Arbeiten sorgfältig nachzugehen. Die Konzentration vielseitiger, in der allgemeinen Praxis errungener Kenntnisse und Fertigkeiten auf ein kleineres Gebiet befähigte ihn, erfolgreich mitzuarbeiten, als die Ohrenheilkunde sich in ungeahnt schneller Weise nach der chirurgischen Seite vertiefte, und verlieh ihm ein ungewöhnlich sicheres Urteil über Wert und Unwert neuer Methoden und Theorien. Wie seiner Familie ein liebevoller Gatte, Vater und Großvater, so war K. seinen Assistenten und Schülern zeitlebens ein väterlicher Freund und Berater und mit seinem geraden und bescheidenen Wesen ein überall geachteter und gern gesehener Arzt und Mensch.

Nach O. Körner in der Zeitschrift für Ohrenheilkunde, XXXVII. Band. Viertes Heft.

Julian Marcuse.

v. Muncker, Johann Theodor, kgl. bayr. geheimer Hofrat und rechtskundiger Bürgermeister der Stadt Bayreuth, * 29. Mai 1823 in Bayreuth, † 14 Februar 1900 ebenda. — M. ging aus den ärmlichsten Verhältnissen hervor. Sein Vater war einst von dem Bayreuther Markgrafen mit andern Landeskindern an England zum Krieg gegen die nordamerikanischen Kolonien verkauft worden und weit in der Welt herumgekommen; nun, im Alter, war er Kreiskassendiener in Bayreuth, starb aber schon, als der Sohn erst zwei Jahre alt war. Die Mutter verband sich später wieder mit einem gleichfalls im Auslande weitgereisten Schuhmachermeister, namens Meister; aber die Not der Familie wurde dadurch kaum gemildert. Auch der Sohn sollte Schuster werden. Auf das Zureden eines Volksschullehrers ließ man ihn endlich doch die Lateinschule besuchen, wenn schon ungern und mit ernster Sorge. Unter harten

Entbehrungen arbeitete er sich durch das Gymnasium durch; als er es im Sommer 1843 absolvierte, hatte er sich durch massenhaften Privatunterricht, den er in den letzten Schuljahren erteilte, 400 Gulden erspart, von denen er, ohne jeglichen Zuschuß von daheim, vier Jahre lang studierte, zuerst in Erlangen, dann 1845/46 zwei Semester in München, schließlich wieder in Erlangen. Zuerst widmete er sich der Theologie; sehr bald aber wandte er sich endgültig der Rechtswissenschaft zu. Im Herbst 1847 bestand er in Erlangen das erste juristische Examen, im Dezember 1849 in Bayreuth die zweite Prüfung, den sogenannten Konkurs, mit der ersten Note. Dazwischen und hernach arbeitete er als Praktikant am Landgericht Bayreuth, gefördert durch das besondere Vertrauen des Amtsvorstandes. Im Oktober 1851 wurde er zum zweiten Rechtsrat in Bayreuth erwählt und am 3. November in das Amt eingeführt. Im Frühling 1857 rückte er zum ersten Rechtsrat vor; im März 1863 wurde er Bürgermeister seiner Vaterstadt. Als solcher wirkte er unermüdlich, nach den verschiedensten Seiten hin tätig, bis zum letzten Tage seines Lebens.

Sein Amt paßte ausgezeichnet für seine Neigungen und Fähigkeiten. Denn neben einem gediegenen juristischen Wissen besaß er die mannigfaltigsten technischen Kenntnisse und eine hervorragende Geschicklichkeit für allerlei Dinge des praktischen Lebens. Bei seiner frühzeitig erprobten und gestählten Arbeitskraft schreckte er vor keiner Anstrengung zurück, und was er unternahm, führte er mit ruhig ausdauernder Entschiedenheit, doch möglichst ohne schroffes Vorgehen, durch. Selbstlos, ohne jeden eigennützigen Nebengedanken, diente er seiner Pflicht; auch ließ er sich, obwohl persönlich liberal und national gesinnt, bei seiner Amtsführung niemals durch einseitige Anschauungen einer politischen oder religiösen Partei bestimmen. Die Stadt Bayreuth vergrößerte sich unter seiner Leitung nach Umfang und Einwohnerzahl etwa um das Doppelte; die Anlage verschiedener neuer Straßen, die Erweiterung und Verschönerung der alten war vielfach mit sein Verdienst. Namentlich sorgte er für den Bau großer Schulhäuser im Zusammenhange mit einer neuen Regelung des städtischen Volksschulwesens. In noch höherem Grade persönlich tätig war er bei dem Bau einer ausgiebigen Wasserleitung für die Stadt; für die ersten Eisenbahnen aber, die Bayreuth mit den großen Verkehrslinien verknüpften, besorgte er selbst jahrelang den Grunderwerb. Seit 1876 übernahm er zu seinen sonstigen Amtspflichten noch die des städtischen Standesbeamten.

Frühzeitig wurde er als Vertreter der Stadt Bayreuth in den oberfränkischen Landrat gewählt, in welchem er mehrere Jahrzehnte bis zu seinem Tode eine bedeutende Rolle spielte, zuerst als Referent in wichtigen Angelegenheiten des Kreises, später fast zwanzig Jahre lang als Präsident.

Als Richard Wagner 1871 Bayreuth als Stätte für sein Festspielhaus und als künftigen Wohnort für sich selbst ausersah, trat er sogleich beim ersten Besuch der Stadt mit M. in Beziehungen, die sehr bald zu einem freundschaftlich innigen Verhältnis führten. Von da an nahm M. mit vertrauensvollem Eifer und rüstiger Tatkraft an den Sorgen und Mühen teil, die den Bau des Bayreuther Bühnenhauses und die Veranstaltung der ersten Aufführungen darin begleiteten; er gehörte dem Verwaltungsrat der Festspiele an und entwickelte in dieser Stellung namentlich während des ersten, aufregendsten und anstrengendsten Jahrzehnts eine vielseitige, von Wagner stets mit herzlichem Dank belohnte Tätigkeit. Auch für seine persönlichen Angelegenheiten

nahm der Meister (und später seine Familie) den Rat und die praktische Hilfe des in unwandelbarer Treue ihm ergebenen Freundes in Anspruch.

Für das, was M. im Amt und öffentlichen Leben leistete, wurde ihm von seinen Mitbürgern sowie von den bayrischen und andern Fürsten reiche Anerkennung zuteil. Neben mehreren andern in- und ausländischen Orden erhielt er 1887 das Verdienstkreuz (1889 das Komturkreuz) des bayrischen Kronordens, das ihm den persönlichen Adel brachte; im März 1891 wurde ihm der Titel eines kgl. geheimen Hofrats verliehen.

Sein durch und durch einfaches Wesen wurde durch diese Auszeichnungen nicht im mindesten verändert. Wie er bis zuletzt äußerlich anspruchslos lebte und dadurch vor allem sich eine kräftige Gesundheit bis kurz vor seinem Tode bewahrte, so blieb er in seiner Gesinnung immer bescheiden, maßvoll, bürgerlich schlicht. Sein höchstes Glück fand er in der Familie. Nach langem Brautstande hatte er sich 1854 mit der Tochter eines kleinen Beamten in Bayreuth verheiratet; in ungetrübt glücklicher Ehe lebte er mit ihr, aufopferungsvoll für Frau und Kinder besorgt, bis 1891; den Tod der Gattin hat er nie verschmerzen können. Die liebste Erholung suchte er in der Natur, auf weit ausgedehnten Spaziergängen in die Umgegend von Bayreuth, in späteren Jahren auch regelmäßig auf Sommerreisen in die Alpenwelt, die ihm stets neues Entzücken und neue Sehnsucht einflößte.

Seit dem Beginn des Winters 1899 kränkelte er an einem Gallensteinleiden, ohne indes seine Berufstätigkeit irgendwie deshalb einzuschränken; ein sanfter Tod infolge eines Herzschlages nahm ihn am 14. Februar 1900 plötzlich hinweg. Von der dankbaren Liebe und Verehrung, die ihm ins Grab folgten, zeugte deutlich die großartige Leichenfeier, die ihm die Stadt Bayreuth am 17. Februar bereitete.

Quelle: Richard Wagners Briefe an Theodor Muncker, mitgeteilt von Franz Muncker. (Bayreuther Blätter, 1900, S. 191—222; vgl. ebenda auch S. 178—181.)

Franz Muncker.

Leibl, Wilhelm Maria Hubert, Maler, * 23. Oktober 1844 in Köln, † 4. Dezember 1900 in Würzburg. — Wilhelm L. wurde in Köln als Sohn des Domkapellmeisters Karl Leibl geboren. In seiner Vaterstadt genoß er den Schulunterricht und bewies bereits in den Knabenjahren eine so ausgesprochene Begabung im Zeichnen, daß ihn der Vater zu dem Maler Hermann Becker brachte, nach einem kurzen Versuch den Knaben einem praktischen Beruf zuzuführen. L. hatte schon erste Versuche im Porträtmalen hinter sich, als er 1863 die Münchener Akademie bezog. Der Probeakt, den er hier in der Aufnahmeprüfung zu zeichnen hatte, machte die Lehrer auf ein großes Talent aufmerksam. Von kleinen Erfolgen, Akademiepreisen in barem Geld, ist bald die Rede.

L. hat unter Piloty und Ramberg gearbeitet: jener als Lehrer von weittragendem Einfluß, dieser vielleicht darum für seinen jungen Schüler von Bedeutung, weil er den holländischen Meistern offenbar viel verdankte. Mehr als der offizielle Unterricht, der gewiß hauptsächlich technische Schulung bedeutete, hat L. den alten Meistern in der Münchener Galerie zu danken gehabt; in seinen frühen Bildern ist der Eindruck eines van Dyck und Terborch nicht zu übersehen.

Die eigene Kernnatur, die sich in überschäumender Kraft Luft machte, drängte L. vom akademischen Unterricht fort zum Studium der Natur.

Seiner durch Anlage bedingten naturalistischen Richtung gab das Erscheinen einer größeren Zahl moderner französischer Bilder auf der internationalen Münchener Ausstellung von 1869 festen Halt; und als nun derjenige Maler, dessen Arbeiten den stärksten Eindruck hervorriefen, Courbet, persönlich in dem Kreis von Künstlern, dem L. angehörte, erschien, eine imponierende Persönlichkeit und dem jungen Mann an Jahren weit überlegen, war L. für immer dem Naturalismus gewonnen.

Damals schon hatte er durch sein erstes Bild, »Der Kritiker« (Köln, Sammlung Joest) und durch Bildnisse, worunter vorzüglich das der Frau Gedon gerühmt wird, sich einen Namen gemacht. Man sprach in Deutschland, in Frankreich mit Anerkennung von ihm. Er erhielt im Pariser Salon 1870 die große goldene Medaille, die ihm das Jahr zuvor in München aus kleinlichen Gründen vorenthalten worden war. Es schien ihm großer Erfolg in der französischen Hauptstadt gewiß, wohin er sich auf Drängen Courbets und auf den Rat einiger Aristokraten, die ihn in München aufsuchten, Ende 1869 begeben hatte. Von dem damaligen Leben in Paris erfahrt man nichts Genaueres. An Bildern hat er dort die »Kokotte«, die sogen. »Pariserin« (eine Concierge) u. a. gemalt, sowie mehrere Skizzen einer größeren Komposition, der »Tischgesellschaft«, entworfen, die später in München ihre letzte Ausgestaltung erfuhr, doch niemals vollendet wurde (alle diese Bilder im Besitz von Geh. Kommerzienrat Seeger in Berlin). Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges zwang ihn zur Rückkehr in die Heimat.

Er hat es nur eine kurze Zeit lang danach in München ausgehalten, trotzdem er einen Kreis bedeutender, durch gleiches ehrliches Streben mit ihm verbundener Künstler um sich hatte. Während dieses zweiten Münchener Aufenthaltes entstanden eine Reihe von Porträts, über die genauere Kunde nicht zu erhalten ist, u. a. das Bildnis des Kölners Herrn Pallenberg (Köln, Museum). In eben diese Zeit, den Anfang der siebziger Jahre, fallen Versuche L.s in der Radierung; einige Blatter seiner Hand tragen die Jahreszahl 1874; sein radiertes »Werk« umfaßt, soweit unsere Kenntnis reicht, nur neunzehn Blatt.

Man weiß nicht, was L. veranlaßt hat, von München fortzugehen. Vielleicht brauchte seine Kraftnatur das offene Land zur Entfaltung aller Fähigkeiten; Einsamkeit hat er nie gefürchtet, und Erholung suchte er in starker physischer Betätigung — Jagd, Fischfang oder Mitarbeit beim Dorfschmied.

Zuerst nahm L., anfangs der siebziger Jahre, seinen Wohnsitz in der Dachauer Gegend, in dem Flecken Graßlfing. Hier hat er das Stoffgebiet aufgegriffen, aus dem er für den Rest seines Lebens sich die Motive seines innerlich reichen Schaffens geholt hat: die Erscheinung und die Existenz der bäuerlichen Bevölkerung. Sein Malerauge reizte die Kraft der Gestalten, entzückten die schönen Volkstrachten; er beobachtete das Gebahren der einfachen Menschen, nicht mit der Überhebung des Städters, sondern wie einer, der zu ihnen gehört, ihnen überlegen nur dadurch, daß er den künstlerischen Wert der Dinge begriff. Das Hauptbild aus dieser Dachauer Zeit ist das Bild »Dachauer Bäuerinnen« (Berlin, Nationalgalerie); von andern Bildern desselben Stoffkreises »Dachauer Bäuerin mit ihrem Kind«, »Dachauer Bauernehepaar« hat man literarische Kunde.

Nach einigen Jahren vertauschte L. diese Gegend mit dem Ammersee, wo er bereits im Sommer 1873 neben dem Malen der Jagd und dem Fischfang oblag. Dort, in Unterschondorf, hat er (mit Unterbrechungen?) bis 1876

gelebt und eines seiner namhaftesten Bilder, »Die Dorfpolitiker« (Berlin, Sammlung Arnhold; begonnen im Frühjahr 1876, ausgestellt in München im Dezember 1877), im Dorfwirtshaus gemalt. Daneben enstand das Bildnis eines Jägers, den Freiherrn Anton von Perfall darstellend (Berlin, Nationalgalerie), gemalt vom August bis November 1875 und einige kleinere Bilder mit bauerlichen Szenen, wie das »Ungleiche Paar« (Frankfurt, Städelsches Kunstinstitut) und der »Sparpfennig« (Barmen, Fabrikbesitzer Tölle). Um dieselbe Zeit ist das Bildnis des Freiherrn Max von Perfall (München, Neue Pinakothek) gemalt.

Nach dieser Zeit hat L. noch einmal in München seinen Aufenthalt genommen (1877/78). Es ist die härteste Epoche seines Lebens gewesen. Trotz des großen Namens im Ausland, trotz solcher Leistungen, wie die »Dachauer Bäuerinnen« und die »Dorfpolitiker«, ist es ihm damals so schlecht ergangen, daß er die Pariser goldene Medaille verkaufen mußte und Porträts für hundert Mark gemalt hat. Aus dieser Zeit stammt eine seiner vollendetsten Bleistiftzeichnungen: »Lesende Bäuerin« (Leipzig, Museum). Und eben damals, 1878, befestigte sich sein Ruf in Paris, wo sein Bauernbild den Ehrenplatz in der deutschen Abteilung erhielt.

Von München aus begab er sich jetzt in die Gegend Oberbayerns, die bis zu seinem Lebensende ihm dauernden Aufenthalt geboten hat. Das Zentrum seiner Tätigkeit bildet von da ab das kleine Städtchen Aibling, wo er bis zuletzt sein Atelier gehabt hat; gelebt und geschaffen hat er zuerst in Berbling, später in Kutterling bei Feilenbach, beide im ansteigenden Gebirge oberhalb Aiblings gelegen. Rosenheim, Brannenburg hat er von hier aus gelegentlich besucht, auch München hat ihn öfters, doch immer nur vorübergehend, gesehen. Einmal ist es ihm vergönnt gewesen, die Meisterwerke holländischer Malerei im Land ihrer Entstehung kennen zu lernen.

In der Dorfkirche zu Berbling ist während dieser Jahre sein Hauptwerk enstanden, die »Frauen in der Kirche« (Worms, Familie Baron von Schön); vollendet im Oktober 1881. Dieses Bild hat ihn so völlig absorbiert, daß daneben nur Arbeiten geringen Umfanges entstanden sind, ausgezeichnet freilich durch die gleiche Qualität subtiler Durchführung, in der er sich damals nicht genug tun konnte: ein paar Köpfe von Bauernmädchen und Fragmente einer Mädchenfigur mit reichem Schmuck.

In der Folgezeit im Aiblinger Atelier hat L. vier Jahre angestrengter Arbeit an ein Bild verwandt, das vier Wildschützen in engem Raum vereinigt zeigt. Im Herbst 1882 wurde es begonnen und erst im Sommer 1886 vollendet. Gerade auf diese Komposition, die alle Erfahrungen früherer Jahre vereinigen sollte und das reifste Zeugnis seines Könnens zu werden bestimmt war, setzte der Künstler seine Hoffnungen für die Zukunft. Als aber der gehoffte Erfolg ausblieb, sowohl in Paris als in Berlin, wo es 1888 resp. 1889 ausgestellt war, als schließlich L. selbst den Grundfehler des Bildes erkannte, an dem freilich der enge Arbeitsraum, in dem es entstanden war, die Hauptschuld trug, da hat er einen jener Akte der Selbstkritik vollzogen, von denen seine Biographie mehrere Beispiele aufweist, und hat sein Werk in Stücke geschnitten. Einige herrliche Fragmente wenigstens sind erhalten geblieben (davon zwei Köpfe in der Berliner Nationalgalerie).

Das »Wildschützenbild« ist die letzte große Komposition, die L. unternommen hat. Die Folgezeit hat nur noch kleinere Bilder — Szenen aus dem bäuerlichen und dem bürgerlichen Leben, Porträts — entstehen sehen. Aus der Aiblinger Umgebung heraus sind ein paar anziehend behagliche Schilde-

rungen ruhiger Kleinstadtexistenz entstanden, so 1891/92 der »Kleinstädter« (in der Münchener Pinakothek), die »Neue Zeitung« (im Besitz des Herrn Tölle in Barmen) und die »Spinnerin« (bei Herrn La Roche-Ringwald in Basel); dem gewohnten Kreis, aus dem der Künstler sich seine Vorwürfe zu holen pflegte, gehören das farbig heitere Bild »In der Bauernstube« (München, Neue Pinakothek), »Bauernjägers Einkehr« (Berlin, Privatbesitz) und andere Bilder an.

In den späteren neunziger Jahren hat L. dann mit Vorliebe Einzelfiguren junger Bäuerinnen in ihrer reichen und farbigen Tracht gemalt, die zwischen Bildnis und Genrestück die Mitte halten: gelegentlich wird hier der landschaftliche Hintergrund herangezogen oder auch ein Raum des Bauernhauses in Kutterling gibt den Grund ab. Die schöne Umgebung hat dann zu Versuchen in Landschaftsmalerei geführt (Bild im Museum in Krefeld), nachdem L. zuvor sich wiederholt mit seinem Jugendfreund, dem Landschaftsmaler Sperl, bei Bildern vereinigt hatte, auf denen die Figuren in freier Natur erscheinen. Zwei schöne Beispiele dieses Zusammenarbeitens besitzt die Galerie in Köln: »Sperl und Leibl auf der Jagd«, und »Frauen auf der Wiese unter blühenden Bäumen«.

Aus L.s letzter Zeit stammen zwei Interieurbilder mit Figuren, »Knecht und Magd in der Küche des Kutterlinger Hauses«, das Porträt der Frau Roßner-Heine (Zeitz, im Besitz des Herrn Roßner) und endlich die Figur einer Bauernmagd, die L. nicht mehr vollendet hat.

Ein schweres Herzleiden, das sich im Frühjahr 1900 zeigte, hat L. gezwungen, sein Heim und die Umgebung, an der er leidenschaftlich hing, zu verlassen, um in Würzburg Heilung oder wenigstens Besserung zu suchen. Dort ist er am 4. Dezember der Krankheit erlegen und am 7. Dezember beigesetzt worden.

Man ist gewohnt bei Menschen, deren Existenz den Durchschnitt überragt, den äußerlich sichtbaren Erfolg ein Wort in der Beurteilung der Bedeutung mitsprechen zu lassen. Bei L. gewiß ein Mißgriff. Denn dieser hat im Leben nicht einen Bruchteil der Anerkennung gefunden, die ihm gebührte — vor einer bedeutenden Zahl anderer, die es nur viel besser als er verstanden haben, sich zur Geltung zu bringen. Die Menschen verzeihen es nicht leicht jemandem, daß er den Mut hat, er selbst zu sein, und die andern fühlen läßt, daß er sie nicht braucht. L.s stark zur Schau tretende Abkehr hat es bewirkt, daß er oft vergessen wurde. Freilich: es wäre eine Ehrensache gewesen, ihn nicht zu vergessen.

L. hätte unter viele seiner Werke Schopenhauers berühmtes »Nicht preisgekrönt« setzen können. Nachdem er als ganz junger Mensch in Paris die goldene Medaille erhalten, ist er erst zehn Jahre später (1875) in München in der gleichen Weise ausgezeichnet worden. In Berlin hat er 1895 die große goldene Medaille erhalten. In spätern Jahren wurde ihm der Professortitel, schließlich sogar die unterste Klasse eines bayrischen Ordens verliehen. Für einen Mann seines Ranges etwas spärlich.

Für solche Zurücksetzungen — empfindlich selbst für einen Großen, der das starke Bewußtsein des eigenen Wertes in sich fühlt — mag die aufrichtige Bewunderung in künstlerischen Kreisen ihm Entschädigung gewesen sein. Von frühen Münchener Jahren an genoß L. den Ruf, er könne Dinge, die kein anderer könne. Einem Mann wie Courbet Anerkennung abzugewinnen, bedeutete schon etwas. Es ist immer nur ein kleiner Kreis gewesen,

der L.s Größe begriff; aber in diesem Kreis war jeder ein Zähler. Als charakteristisch darf hervorgehoben werden, daß einige namhafte Maler unter den ersten waren, die seine Bilder kauften: Munkaczy, Defregger und der Amerikaner Chase.

Sucht man nach den Ursachen, warum L. relativ spät sich durchgesetzt hat, und weshalb sein Name noch heute weit entfernt davon ist, populär zu sein, so darf man sie hauptsächlich in einer Beobachtung allgemeiner Art begründet finden. Die Mehrzahl der Menschen ist nicht dazu erzogen und daher nicht gewohnt, Werke der bildenden Künste aus den diesen eigentümlichen Bedingungen heraus zu begreifen. Sie treten mit literarischen Vorstellungen an sie heran. Daher sind Werke, denen ein gewisser literarischer Charakter innewohnt, höher bewertet als andere, die eben nur mit ein paar Künstlerausdrücken bezeichnet werden können. Einige Beispiele aus dem Gebiet älterer Kunst: Raphael und Tizian, Dürer und Holbein. In der Gegenwart: Böcklin und Leibl.

Damit ist nicht gesagt, daß diejenigen, bei denen das literarische Element mitspricht, darum als bildende Künstler die geringere Bedeutung haben. Das wird niemand von Raphael, Dürer oder Böcklin behaupten wollen. Indem sie aber dem einen diesen, dem anderen jenen poetischen Einfall ermöglichen, reizen sie stets von neuem dazu zu erklären, zu deuten, zu umschreiben. Bei Bildhauern, die nur dem Problem der Form nachgingen, bei Malern, die nur die malerische Erscheinung widerzugeben getrachtet haben, sind diese Kommentare meist unmöglich, immer überflüssig. Man kann ihre Werke nur begreifen, wenn man sie sieht. Man kann von ihnen zu einem anderen nur sagen: »Sieh, wie das gemacht ist.« Das gilt ohne Unterschied von Tizian, Velazquez, Frans Hals, von Holbein und Leibl (mit vielen andern).

Es hat L. dauernd geschadet, daß sich über seine Bilder so gar nichts sagen ließ. Schlimm ist, daß von namhafter Stelle das Wort fiel vom »guten Handwerker«. Selten ist einem großen Künstler bittereres Unrecht getan, als L. mit diesem Ausspruch.

Er phantasierte nicht über die Dinge, die er sah, sondern sagte sie. Sagte sie ehrlich und ohne Phrase. Die leidenschaftlichste Bewunderung der Natur, ein unerschütterlicher Hang zur Wahrheit waren die Säulen seiner Kunst. Auch das Störende in dem, was er sah, mochte er nicht ändern. Das hätte ihm wie eine Verfälschung geschienen. Die paar Aussprüche über Kunst, die man von ihm hat, — ganz spärlich an Zahl, im bezeichnenden Gegensatz zu Böcklin — zielen darauf hin.

Mit einem unermüdlichen Eifer, einer Selbstkritik, die höchste Bewunderung verdient, hat er sich bemüht, Auge und Hand in dieser Richtung zu schulen. Immer wieder hat er die Technik, in der er arbeitete, modifiziert. In seinen frühesten Arbeiten ähnelt er etwas van Dyck, dessen Bilder in der Pinakothek er in seiner Akademikerzeit höchlichst bewunderte. Sein Pariser Bild, die »Kokotte«, kann man mit den feinen stillen Farben eines Terborch vergleichen. Bald darauf arbeitet er wie ein Impressionist, setzt rücksichtslos die Pinselstriche nebeneinander, ohne sie zu verschmelzen und hört auf, wenn der gewollte Eindruck auf der Leinwand steht. Man muß oft an Frans Hals denken. Allmählich, indem er sich an größere Kompositionen macht, wird seine Malweise detaillierter, mehr ausgleichend und glättend, und schließlich gelangt er zu einer Vollkommenheit in minutiöser Durchführung, die man nur bei den besten unter unseren alten Deutschen, bei Holbein vor allem, kennt.

Die »Drei Frauen in der Kirche« sind das Hauptwerk dieser Periode seines Schaffens. Dann sucht er wie mit Gewalt sich von dieser Art frei zu machen und seinem Strich wieder größere Breite zu geben; das »Wildschützenbild« hätte die Probe ablegen sollen für das, was vollkommene Sicherheit des Auges und Leichtigkeit der Hand vermögen. Bei diesem Versuch aber ist er gescheitert oder vermeinte es zu sein, weil äußerlich ungünstige Bedingungen (ein zu kleiner Raum, in dem er malte) ihn irre geführt hatten.

Er hat diesen Mißerfolg nie recht verwunden. Seine nachfolgenden Bilder haben lange etwas wie Unsicherheit. Sie sind weder ganz breit, noch ganz frei, sondern zeigen eine etwas fleckige Technik, doch Verschmelzung der Pinselstriche. Im Laufe der Jahre wird er farbiger und reicher im Kolorit und sieht im einfachsten Vorwurf (z. B. einer Küchenwand) eine Unsumme malerischer Feinheiten. Ein schönes Schmuckstück am Busentuch einer Bäuerin, oder eine grünliche Glasflasche, durch die die Sonne scheint, konnten ihn entzücken.

Wenn er etwas malen wollte, so stand das Bild vollständig fertig vor seinem inneren Auge. Er hat oft an irgend einer Stelle begonnen, nachdem er die Komposition nur in der Hauptsache mit Pinsel oder Kohle auf der Leinwand aufgezeichnet hatte; dann malte er etwa ein Auge vollständig fertig und ging weiter, Stück für Stück vollendend. Das Ganze war darum doch aus einem Guß, denn er hatte es von Anfang an fertig gesehen.

Das sind Dinge, die im letzten nur Künstler begreifen. Im größeren Publikum wird es lange währen, bis L. die Stellung erhält, die ihm gebührt. Endlich aber muß man einsehen lernen, daß in ihm echteste deutsche Kunst, so wie sie von den Quellen des Rheins bis zu seiner Mündung vom fünfzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert geblüht hat, sprach. Der Naturalismus, dem er huldigte, hat den Deutschen von jeher tief im Blut gesteckt.

Werke bildender Kunst, in denen der Ideengehalt das Übergewicht behauptet über formalen Gehalt, müssen vergehen mit der Zeit, die diese Ideen selbst hat erwachsen sehen und sie lebendig begriff. Werke, in denen ein Künstler niederlegte, was sein Auge an künstlerischem Gehalt in der Natur entdeckte, können niemals ihre Bedeutung verlieren. Die Eigenart des Sehens, die Kraft in der Wiedergabe des sinnlich Erfaßten bestimmen die Bedeutung eines Künstlers. Beides war groß bei Leibl.

Eine Zusammenstellung von L.s Werken kann nicht versucht werden, da es an den Vorarbeiten hierzu fehlt und vieles sich noch im Privatbesitz verbirgt. Es mag genügen, daß hier zusammengestellt wird, was gegenwärtig in öffentlichen deutschen Sammlungen bewahrt wird. Berlin, Nationalgalerie: Dachauer Bäuerinnen, Bildnis eines Jägers, zwei Köpfe aus dem »Wildschützenbild«, männliches Bildnis, Knabenporträt. Breslau: Bauernkopf. Crefeld, Museum: Landschaft. Dresden, Galerie: Kopf einer Bäuerin, Nähende Mädchen. Frankfurt, Städelsches Institut: Ungleiches Paar. Köln, Museum: Bildnis eines Malers, Bildnis von L.s Vater, Bildnis des Herrn H. Pallenberg, Im Obstgarten, L. und Sperl auf der Jagd (bei beiden letztgenannten ist die Landschaft von Johann Sperl). Köln, Kunstgewerbe-Museum: Bildnis des Herrn J. Pallenberg. München, Neue Pinakothek: Bildnis des Freiherrn Max von Perfall, Der Kleinstädter, In der Bauernstube.

Eine sehr große Zahl L.scher Bilder, Zeichnungen und Radierungen befindet sich im Besitz des Geh. Kommerzienrats Ernst Seeger in Berlin.

Eine Monographie über L. ist im fünfzigsten Band der Künstler-Monographien (Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig, 1901) zu finden. Die dort gegebene Darstellung beruht auf Angaben, die der Verfasser[1]) von L. selbst, wenige Monate vor dessen Tod, erhielt, auf Mitteilungen der ihm nahestehenden Herren Sperl und Seeger, auf Briefen L.s an

[1]) Georg Gronau. A. d. H.

Mutter und Schwester und auf den in Zeitschriften und Zeitungen verstreuten Nachrichten. In diesem Band sind Abbildungen zahlreicher Arbeiten, sowie Bildnisse L.s nach Photographien zu finden.

Von sonstigen gelegentlichen Schriften über L. seien hervorgehoben: L. Speidel, zwei Feuilletons in der »Neuen Freien Presse« 1883. H. Helferich, »Kunst für Alle«, Bd. 7, Heft 8, Januar 1892. S. R. Köbler, »*American Art Review*« I. H. Weizsäcker, »Die graphischen Künste«, Bd. XVIII (1895).

Nach L.s Tode erschienen Nachrufe in allen nambaften Blättern, worunter interessant wegen persönlicher Reminiscenzen: Anonym, »Kölnische Zeitung« vom 16. Dezember 1900. J. Elias, »Die Nation« vom 15. Dezember 1900. Anton Freiherr von Perfall, »Die Jugend«, 1901, No. 3.

Siehe ferner: H. Rosenhagen, »Die Kunst für Alle«, 1901. Katalog der Ausstellung zum Andenken W. L.s, veranstaltet vom Museum Wallraf-Richartz, Köln.

»Wilhelm L. als Jäger« hat Dr. Julius Mayer in drei Feuilletons der »Frankfurter Zeitung« (1902, 5., 7., 8. Januar) behandelt.

Das wichtigste endlich über L. als Maler, mit eingehenden Bemerkungen über seine Technik, hat Herrmann Schlittgen (»Kunst und Künstler«, I, Heft 4) veröffentlicht.

Georg Gronau.

Riegel, Hermann, kunstgeschichtlicher Schriftsteller, * am 27. Februar 1834 in Potsdam, † am 13. August 1900 in Braunschweig. — Nachdem R. das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert und an der Universität zu Berlin Philosophie, Geschichte und besonders Kunstgeschichte studiert, sich auch die Würde eines Dr. phil. erworben hatte, privatisierte er hier eine Zeitlang als Schriftsteller und unternahm zahlreiche Studienreisen nach den verschiedensten Ländern Europas. Im Jahre 1868 wurde er Leiter des städtischen Museums in Leipzig und gleichzeitig habilitierte er sich als Privatdozent für Kunstgeschichte an der dortigen Universität. Schon nach drei Jahren folgte er einem Rufe als Direktor des Herzogl. Museums und Professor an der technischen Hochschule nach Braunschweig, und als solcher war er 26 Jahre tätig, bis er 1897 mit dem Charakter eines Geh. Hofrates in den Ruhestand trat. — Als Schriftsteller hat sich R. besonders auf dem Gebiete der Kunstgeschichte einen Ruf erworben. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Grundriß der bildenden Künste« (4. Aufl., 1895), »Deutsche Kunststudien« (1868), »Über die Darstellung des Abendmahls« (1869), »Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst im 18. und im Anfang des 19. Jahrh.« (1876), »Kunstgeschichtliche Vorträge und Aufsätze« (1877), »Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte« (1882), »Geschichte der Wandmalerei in Belgien seit 1856« (1882), »Die vorzüglichsten Gemälde des Herzogl. Museums zu Braunschweig, 100 Tafeln« (1886) und »Beitrage zur Kunstgeschichte Italiens« (1898). Daran reihen sich seine vorzüglichen Arbeiten über Carstens und Cornelius, die ihn den weiteren Kreisen bekannt machten, »Cornelius, der Meister der deutschen Malerei« (1866), »Peter Cornelius« (1883), »J. A. Carstens Werke in ausgewählten Umrißstichen herausgegeben« (1869). R. war auch Stifter und Vorsitzender des »Allgemeinen deutschen Sprachvereins«; er entfaltete als solcher eine erfolgreiche private Tätigkeit und redigierte 1885—93 die »Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins«. Schilderungen seiner Reisen bot er in »Italienische Blätter« (1871) und in »Unter dem Striche, Bilder aus beiden Welten« (1890. 2. Aufl. IV, 1898.)

Adolf Hinrichsen, Das literarische Deutschland, 2. Aufl. 1891, S. 1105.

Franz Brümmer.

Eckstein, Ernst, Dichter, * 6. Februar 1845 in Gießen, † 18. November 1900 in Dresden. — E. war der Sohn des großherzoglich-hessischen Stiftungsanwalts Dr. Franz Eckstein und bewahrte sich zeit seines Lebens viele Eigentümlichkeiten seines hessischen Stammes. Bis zu seinem neunten Jahre erhielt er seinen Unterricht im elterlichen Hause. Dann bezog er das Gymnasium seiner Vaterstadt, auf dem er zu seiner gründlichen Bildung in den klassischen Sprachen und in der Altertumskunde den Grund legte. Er besaß große Begabung für fremde Sprachen und lebte sich so in das Lateinische ein, daß er es auch noch im späteren Alter geläufig zu sprechen vermochte und sich auch als Übersetzer deutscher Lieder in das Lateinische auszeichnete. Nachdem er das Gymnasium schon mit 17 Jahren absolviert hatte, konnte er zum erstenmale eine längere Reise antreten, die ihn nach Venedig, Genua und Nizza führte. Den Rückweg nahm er durch Frankreich. Er fing dann in Gießen alles Mögliche zu studieren an, alte und neuere Sprachen, Literatur, Philosophie und Geschichte und setzte dieses Studium seit den Jahren 1864 in Bonn fort. Im Jahre 1866 promovierte er in Marburg mit dem »*Essai sur l'Avare de Molière*«, dem keinerlei der sonst üblichen biographischen Daten beigegeben sind. Nachdem er sich noch die *venia legendi* erworben hatte, kam er im Jahre 1867 nach Berlin. Im folgenden Jahre finden wir ihn in Paris als Korrespondent für deutsche Blätter. Von dort aus zog er im Jahre 1870 durch die Schweiz nach Italien, wo er fast ein Jahr lang verweilte. Dann führte ihn seine Reiselust über Venedig und die Schweiz zurück nach Paris und weiter nach Spanien, das er durch längeren Aufenthalt in Madrid, Sevilla und Granada gründlich kennen lernte. Seit dem Herbste 1872 finden wir ihn als Mitarbeiter an der »Neuen freien Presse« in Wien ansässig. Nachdem er im Februar 1874 seine vierte italienische Reise unternommen hatte, siedelte er nach Leipzig über und übernahm hier im Herbste desselben Jahres die Redaktion der »Deutschen Dichterhalle«, durch die er bis zu ihrer Verschmelzung mit dem »Deutschen Dichterheim« im Jahre 1882 einen belebenden Einfluß auf die Deutsche Literatur ausübte. Durch seinen humoristisch-satirischen »Besuch im Carcer«, der zuerst im Jahre 1875 erschien und seitdem durch eine unglaubliche Anzahl von Auflagen verbreitet worden ist, in weiten Kreisen bekannt geworden und als einer der besten deutschen Humoristen gefeiert, redigierte er in den Jahren 1879 bis 1882 auch noch den »Schalk«, der freilich auch unter seiner Leitung nie die Höhe der Münchener »Fliegenden Blätter« erreichte. In Leipzig gehörte er als eines der eifrigsten Mitglieder einer Schriftstellervereinigung an, die sich das »Symposion« nannte. Gleichzeitig war ihm das Amt eines Schatzmeisters des allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes anvertraut worden. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Florenz zog er im Jahre 1885 nach Dresden, wo er bis zu seinem Ende in anregender Gesellschaft und gleichfalls als Mitglied des Dresdener »Symposion«, aber fern von dem Getriebe der inzwischen in die Mode gekommenen Berliner und Münchener literarischen Kreise lebte. Immer noch ein beliebter Erzähler und namentlich als Mitarbeiter der verbreitetsten belletristischen Familienblätter und -Monatsschriften geschätzt, stand er in Dresden nicht mehr im Vordergrund der literarischen Diskussion. Auch hatte er die letzten vier Jahre seines Lebens unter den Folgen eines Schlaganfalls, der sich wiederholte, zu leiden, bis eine schwere Nierenerkrankung seinen Tod herbeiführte. Er ertrug diesen Zustand um so schwerer, da er, wie sein Freund Hirsch erzählt, immer ein »hygienischer Mustermensch« ge-

wesen war, der auf die Erhaltung seiner Gesundheit besonders bedacht war. Aus diesem Grunde pflegte er fast alle Arbeiten zu diktieren und vermied es bei Lampenlicht zu lesen. Nach dem Tode seiner Gattin im Jahre 1891, die ihm drei Kinder geschenkt hatte, hatte er sich noch einmal mit einer Freundin derselben vermählt. Wie man sagt, soll er in seinem im Jahre 1892 erschienenen, stark sensationellen Roman »Dombrowsky« seine eigenen Herzenserlebnisse und -Irrungen verwertet haben.

Die Zahl seiner schriftstellerischen Arbeiten, die in Franz Brümmers »Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts« (4. Ausgabe. Leipzig 1896. Bd. I., S. 302 u. 303) wohl am vollständigsten angeführt werden, ist ungemein groß. Denn E. war ein äußerst fruchtbarer, begabter und schnell schaffender Erzähler, der trotzdem vortrefflich zu komponieren verstand. »Wolgeplant, ruhig überlegt und sicher«, so urteilt Wolfgang Kirchbach, »schreitet die Handlung vorwärts und steigert das gegebene Problem, sicher entwickelt sich die plastische Situation darin, bewegt die handelnden Figuren und uns mit ihnen. E. pflegte gerade nach dieser Seite sehr bestimmt zu arbeiten, er verfuhr wie ein Maler, der erst die ganze Komposition aufzeichnet, sich seinen Deckenraum für das Al-Fresko einteilt und dann allmählich die einzelnen Partien ausführt. So entwarf er gewöhnlich einen sicheren Plan für das Ganze, geistvoll und ideenreich; auszuführen pflegte er den Plan dann wohl in der Hauptsache diktierend und das so gewonnene Manuskript mit eigener Hand durcharbeitend.« Das Erstlingswerk E.s., über dessen Entstehung er sich selbst in der von Karl Emil Franzos herausgegebenen »Geschichte des Erstlingswerkes (Leipzig 1894 S. 201—210) ausgesprochen hat, war das 1870 bei Adolf Kröner in Stuttgart erschienene humoristische Epos: »Schach der Königin«. Derselben Gattung gehörte »Der Stumme von Sevilla« (1871) und »Venus Urania« an. Diesen Werken und den darauffolgenden Gymnasialgeschichtchten verdankte E. in erster Linie den Ruf eines Humoristen, und es dauerte ziemlich lange, bis er die literarische Welt durch seine historischen Romane, unter denen »Die Claudier« (1881) und »Prusias« (1883) die bedeutendsten sind, überzeugen konnte, daß seine Begabung denn doch noch ganz anders geartete Stoffe umfaßte. Allerdings blieben die Erfolge, die er mit seinen geschichtlichen Romanen erzielte, nicht unbestritten, aber das große Lesepublikum begeisterte sich doch so sehr für sie, daß z. B. ein Wiener Leihbibliothekar über 300 Exemplare der »Claudier« anschaffen mußte, um dem ersten Ansturm der Abonnenten nur einigermaßen entsprechen zu können. Indessen stand E. dem modernen Leben zu wenig fern, als daß er sich hätte auf historische Schilderungen beschränken mögen. Namentlich interessierte er sich für das Rechtsleben der Gegenwart. Aus seinen Erfahrungen auf diesem Gebiete reifte der Roman »Themis«, eine tragische Erzählung aus dem Leben eines deutschen Juristen (1892), hervor. In dem Roman »Die Familie Hartwig« (1894) behandelte er den wirtschaftlichen Niedergang der Gewerbe und der Kleinwirtschaft, der durch die Entwicklung der Großbetriebe herbeigeführt wird. E. erreichte in diesem Werke die Höhe seiner Kraft, während er überall da, wo er sich an die ethischen Verwirrungen des modernen Lebens heranwagte, kalt und frostig blieb. In den letzten Jahren beschäftigte er sich mit Vorliebe mit sprachgeschichtlichen Studien; ihm verdanken wir das bei Karl Reißner in Leipzig erschienene Buch: »Verstehen wir deutsch?«

Vgl. Dagobert von Gerhardt-Amyntor, Ernst Eckstein der Dichter. Ein Charakterbild (Nord und Süd, Bd. 74, Heft 220 Juli 1895, 19. Jahrg. S. 32—45.) — Wolfgang Kirch-

bach, Ernst Eckstein. Ein Gedenkblatt. (Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. 90. Bd. Braunschweig 1901. S. 389—400. (Beide mit gutem Portrait.) — Das literarische Echo. III, 6. Berlin 1900. Sp. 375—379. — Universum. Redaktion Jesko von Puttkammer. 4, I. Dresden und Leipzig 1888. S. 385 u. 386. — Paul Heinze, Geschichte der Deutschen Literatur seit Goethes Tode bis zur Gegenwart. Leipzig 1903. S. 301. — Adolf Stern, Geschichte der neueren Literatur. Leipzig 1885. S. 312. — R. von Gottschall, Die Deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunders. 6. Aufl. Bd. III, IV. Breslau 1902. (Register.) — Illustrierte Zeitung. Leipzig, 3. Januar 1880, Nr. 1905. — 29. November 1900, Nr. 2996. — Dresdener Rundschau 1893. Nr. 37, S. 1.

H. A. Lier.

Möser, Georg Friedrich Albert, Philolog und Dichter, * 7. Mai 1835 zu Göttingen, † 27. Februar 1900 in Dresden. — M. war der Sohn eines Korporals beim hannöverschen Jägerbataillon, der in seinem dritten Jahre als Feldwebel nach Goslar versetzt wurde. Als M. neun Jahre alt geworden war, wurde sein Vater als Universitätspedell in Göttingen angestellt. Auf diese Weise war es möglich, daß er sich bis zu seinem 14. Jahre als Schüler einer Privatbürgerschule nicht bloß die nötigen Elementarkenntnisse, sondern auch etwas Lateinisch und Französisch aneignen konnte. Da er für ein Handwerk körperlich zu schwach war, durfte er von Michaelis 1849 an das Gymnasium in Göttingen besuchen. Als Zwanzigjähriger ging er auf die dortige Universität über, um die Jurisprudenz als Brotstudium zu erwählen. Doch zeigte es sich bald, daß ihn keine innere Neigung mit dieser Wissenschaft verband. Nachdem er also ehrenhalber sein juristisches Staatsexamen abgelegt hatte, wandte er sich dem Studium der Philologie zu und bestand schon zu Ostern 1862 die zweite Staatsprüfung, durch die er sich das Zeugnis für den höheren Lehrerberuf erwarb. Es gelang ihm mit Hilfe der Witwe des bekannten Philologen Schneidewin und auf Empfehlung des Dresdner Professors Fleckeisen, in kürzester Frist eine Anstellung als Lehrer an dem damals in gutem Rufe stehenden Krauseschen Institut zu Dresden zu finden, an dem er mit Ausnahme des Jahres 1868/1869, das er am Gymnasium zu Bielefeld verbrachte, bis zum Jahre 1883 tätig war. Nachdem er sich im Jahre 1878 mit Anna Schönberg, die als Dichterin unter dem Namen Elly Gregor bekannt geworden ist, vermählt hatte, wurde er zu Ostern 1883 an das neubegründete Wettiner Gymnasium berufen, dem er bis zu seiner Pensionierung zu Ostern 1897 angehörte. Er zog hierauf nach Striesen bei Dresden und lebte hier unter schweren Leiden noch bis zum 27. Februar 1900. — Die Berechtigung, M.s an dieser Stelle zu gedenken, beruht nicht auf seinen pädagogischen Leistungen. Er empfand die unerfreulichen Seiten der Lehrertätigkeit als eine harte Last, war aber gewissenhaft genug, alles zu tun, was in seinen Kräften lag, um die Pflichten seines Berufes zu erfüllen. Auch verstand er es, seine Schüler durch sein fein empfindendes Gemüt ebenso in die Dichtungen der deutschen Dichter einzuführen, wie auch, getragen von seiner Begeisterung für das klassische Altertum, sie mit den Meisterwerken dieser Periode in trefflicher Weise bekannt zu machen. Aber er war in seinen Mußestunden auch ein feinsinniger Lyriker, der sich seinen Platz in der deutschen Literaturgeschichte erworben hat. Schon mit 12 Jahren hatte er unter dem Einfluß seiner poetisch empfindenden, frommen Mutter, die ihm in stiller Dämmerstunde oft ein Lied vorsang, zu dichten angefangen, ohne freilich mit seinen Erzeugnissen an die Öffentlichkeit zu treten. Als Primaner begeisterte er sich dann für Hermann Lingg, dessen erste von Geibel herausgegebene Gedichtsammlung er durch einen Mitschüler kennen lernte. Er erblickte seitdem in

ihm, in Geibel und Heyse seine poetischen Vorbilder und versicherte: »Ich habe in den Münchener Dichtern stets meine Lehrer gesehen, habe mich selbst nie anders als einen Appendix der Münchener Schule betrachtet«. Auch mit Julius Grosse und mit dem Grafen Schack stand er im persönlichen und schriftlichen Verkehr. Besonders hingezogen aber fühlte er sich zu Robert Hamerling, dessen an ihn gerichtete Briefe er unter dem Titel: »Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich« im Jahre 1890 veröffentlicht hat. (Berlin, Hans Lüstenöder. 8°.) Als weitere literarische Freunde werden noch genannt der Herausgeber der »Jahreszeiten«, Feodor Wehl in Hamburg, Rosegger und der vlämische Dichter Pol de Mont, dessen Idyllen M. in zwei Sammlungen, deutsch bearbeitet, erscheinen ließ. Die erste Sammlung von M.s »Gedichten« erschien im Jahre 1865 und kam im Jahre 1890 in dritter, sehr veränderter und vermehrter Auflage heraus. Die zweite Sammlung vom Jahre 1872 führt den Titel: »Nacht und Sterne«. Die dritte Sammlung vom Jahre 1875, die »Idyllen«, ist in der vierten als »Schauen und Schaffen« bezeichneten wieder abgedruckt. Es folgten im Jahre 1889 die Sammlung: »Singen und Sagen« und im Jahre 1893: »Aus der Mansarde«. Außer diesen dichterischen Werken, zu denen noch das als Programmarbeit des Wettiner Gymnasiums veröffentlichte und verdeutschte dramatische Gedicht: »Marius und die Cimbern« von P. Cossa kommt, ist von den Arbeiten M.s noch zu erwähnen seine in Jena unter dem Dekanat Kuno Fischers eingereichte Dissertation über die Echtheit des platonischen »Ion« und ein kleines Schriftchen über »Das Dresdener Hoftheater in den Jahren 1862 bis 1869, Blätter der Erinnerung« (Dresden o. J. 8°), das er Elise Polko widmete, und in dem er seiner Dankbarkeit über die ihm durch den Besuch der Theatervorstellungen in Dresden bereiteten Genüsse in oft rührender Weise Ausdruck gibt. In seinem Nachlaß fand sich der Anfang einer Selbstbiographie, »Göttinger Lehrjahre« betitelt.

Vgl. Programm des Wettiner Gymnasiums in Dresden. Dresden 1884. 48 S. 4°. — Bericht über die am 17. u. 18. April 1900 in Dresden abgehaltene zehnte Jahresversammlung des sächsischen Gymnasiallehrervereins. Leipzig 1900. 8°. S. 42, 43. — Walter Bormann in »Nord und Süd«. Bd. 80, Heft 238. Januar 1897. S. 39—57. (Mit Bildnis.) — R. von Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. 6. Aufl. Breslau 1891. Bd. VI, S. 297, 298. — P. Heinze, Geschichte der Deutschen Literatur. 2. Aufl. Leipzig 1903. S. 190—192. — A. Stern, Geschichte der neueren Literatur. Leipzig 1885. S. 319. — Derselbe im »Dresdner Journal« vom 1. März 1900. — K. Warmuth im »Dresdner Journal« vom 1. Dezember 1900. — »Das literarische Echo« III. Jahrg. Berlin 1900. Bd. II. 1026. — Pol de Mont, Albert Möser. (Döbeln 1892). — »Dresdner Anzeiger.« 1. März 1900. Nr. 58. S. 32. — W. Haan, Sächsisches Schriftsteller-Lexikon. Leipzig 1875. S. 222. — Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten. Leipzig o. J. (1896). Bd. III, S. 99.

H. A. Lier.

Waagen, Wilhelm Heinrich, Professor der Paläontologie, * 23. Juni 1841 in München, † 24. März 1900 zu Wien. — W. erwarb den Doktorgrad in München. Habilitierte sich an der dortigen Universität als Privatdozent für Paläontologie. Zugleich Lehrer bei der Prinzessin Therese und dem Prinzen Arnulf von Bayern. 1870 nahm er einen Ruf an das *Geological Survey of India* an, wo er bis 1875 blieb; dann kehrte er, weil er das indische Klima nicht vertragen konnte, nach Europa zurück. Er ließ sich in Wien nieder, habilitierte sich 1877 für Geologie an der Universität, wurde 1878 zum Professor in Prag ernannt, 1890 nach Wien auf die Lehrkanzel für Paläontologie berufen, 1893 zum korrespondierenden Mitgliede der Akademie gewählt.

Hauptwerke: 1. Der Jura in Franken, Schwaben und der Schweiz, München 1864. 2. Versuch einer allgemeinen Klassifikation der Schichten des oberen Jura, München 1865. 3. *Jurassic Fauna of Kutch* 1873—76. 4. *Productus limestone* 1879—1887, 1889—1891. 5. *Fossiles from the Ceratite Formation* 1892. 6. Entwurf einer Gleichung der pelagischen Sedimente des Triassystems von Mojsisovics, Waagen, Diener.

Almanach der Kais. Akad. der Wissenschaften, Wien 1890; nach der biographischen Skizze von Dr. Gustav von Arthaber.

Hoffmann, Emanuel, Professor der Philologie an der Universität Wien, * 11. April 1825 zu Neiße, † 6. Dezember 1900 zu Wien. — Besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt; 1843—1846 die Universität Breslau. Den Vorlesungen von Friedrich Haase verdankte er die Anregung zu seinen späteren Arbeiten auf dem Gebiet der Syntax. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin kehrte H. wieder nach Breslau zurück, wo er 1848 zum Doktor der Philosophie promoviert wurde. Bereiste dann Frankreich und Italien. 1850 wurde er als außerordentlicher Professor nach Graz, 1856 als Latinist nach Wien berufen, wo er 40 Jahre wirkte. Seine Vorlesungen behandelten römische Literaturgeschichte, Staatsaltertümer, Mythologie und Religionswesen, insbesondere aber Syntax. Erst nach seinem Rücktritt vom Lehramt begann H. sein eigentliches literarisches Schaffen: viele Einzelbeiträge zur Kritik und Erklärung alter Schriftsteller, Untersuchungen zur lateinischen Syntax, zu den römischen Antiquitäten, zur Mythologie und Literaturgeschichte, die freilich nicht immer unwidersprochene Aufnahme fanden. Dagegen erfreuten sich H.s sprachliche Forschungen vielseitiger Zustimmung. Seine lange vorbereitete Ausgabe von Augustins 22 Büchern *De civitate Dei* vollendete er erst unmittelbar vor seinem Tode. »H.s selbständige, nackensteife, polemische Natur ließ ihn nicht Freund vieler sein. Aber daß er *amico amicus* war, rühmt jeder, der ihm näher getreten war. Dabei kein Stubengelehrter, eher ein Lebenskünstler.« Die Leiden seiner letzten Zeit »ertrug er ohne jeden Klagelaut mit echt römischer Standhaftigkeit.«

Almanach der kais. Akademie der Wissenschaften, Wien 1901 mit Benützung des von Edmund Hauler veröffentlichten Nekrologes, Heft III der Ztschr. für österr. Gymn.

Meyer, Gustav, Professor für Sanskrit und Sprachwissenschaft an der Universitat Graz, * 25. November in Groß-Strehlitz im preußischen Oberschlesien, † 29. August 1900 in der Heilanstalt Feldhof bei Graz. — Besuchte 1860 bis 1867 das Gymnasium in Oppeln, in dem Oberlehrer J. Ochmann ihm den ersten Hinweis auf Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft gab. 1867 bezog er die Universität Breslau, um klassische Philologie zu studieren. Von nachhaltigem Einflusse wurden die Vorlesungen, die Dozent Peucker über neugriechische Sprache und Literatur vor M. als einzigem Hörer hielt. Am wichtigsten aber wurden Stenzlers Collegia über Sanskrit und vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprache. Durch Vermittlung von Professor Martin Hertz erhielt M. Ostern 1871 eine Lehrerstelle am Gymnasium in Gotha, die er bis zum Herbst 1874 bekleidete. »Dort in angenehmer amtlicher Stellung, unter dem vornehmen und wissenschaftlich hochstehenden J. Marquard, im Kreise hochstehender Kollegen, in der Lage, eine vorzügliche Bibliothek zu benützen, die durch W. Pertsch gerade im Gebiet der Sprachwissenschaft sehr reichhaltig war, konnten die sprachwissenschaftlichen Studien erweitert und vertieft werden. Die Aufnahme einer umfangreichen Arbeit aus dem Gebiet der nominalen Stammbildung in die von Georg Curtius

herausgegebenen Studien brachten mich in Verbindung mit diesem Gelehrten, mit dem ich trotz der sich im Laufe der Zeit ergebenden wissenschaftlichen Differenzen bis zu seinem Tode in den angenehmsten Beziehungen blieb«. Als Zukunftsplan schwebte M. in Gotha eine Geschichte der griechischen Sprache bis auf den heutigen Tag vor. »Erneute Beschäftigung mit dem Neugriechischen, sowie mit den vulgär geschriebenen Denkmälern des Mittelgriechischen war die Folge dieses Planes und auch mein Interesse für das Albanische geht in jene Zeit zurück.« M. strebte nun eine akademische Laufbahn an, mußte jedoch seiner materiellen Verhältnisse halber eine Lehrstelle am Gymnasium einer Universitätsstadt im Auge behalten. Hartel in Wien vermittelte M. im Herbst 1874 eine solche Stelle am deutschen Gymnasium der Kleinstadt in Prag. 1876 habilitierte er sich an der Prager Hochschule. Ostern 1877 wurde er als Nachfolger von Johannes Schmidt an die Universität von Graz berufen, zunächst als Extraordinarius. 1881 wurde er ordentlicher Professor. 1880 erschien nach vierjähriger Arbeit M.s griechische Grammatik, in der »zum erstenmal der Versuch gemacht wird, auf Grund der vergleichenden indogermanischen Linguistik und der inschriftlichen Funde ein Bild von der Entwicklung der altgriechischen Laute und Formen zu zeichnen«. Unmittelbar darnach, veranlaßt durch einen Besuch, den M. im Herbst 1880 bei Gelegenheit einer Reise in Sizilien den dortigen albanischen Kolonien gemacht, knüpfte er seine frühere Beschäftigung mit dem Albanischen an. In den folgenden Jahren bemühte sich M., auf Reisen in die Türkei, Griechenland, Italien einige Mundarten dieser Sprache zu erforschen, grammatisches und lexikalisches Material zu sammeln«. M. wies die Sprache als indogermanisch nach. »Einen vorläufigen Abschluß dieser Studien bezeichnet die als Vorläufer einer größeren gedachte kurze Grammatik und das etymologische Lexikon«, das 1891 den Volneypreis erhielt. »Daneben gingen, angeregt durch die Beschäftigung mit der meist volkstümlichen Literatur der Albanesen, Studien über vergleichende Literaturgeschichte der Volksmärchen und Volkslieder. Das meiste ist dann in meinen Essays und Studien gesammelt erschienen.« Geisteskrankheit hemmte vorzeitig M.s weiteres Wirken als Lehrer und Forscher.

Almanach der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Wien 1901; S. 326—330 G. Meyers den Akten der Akademie übergebene Selbstbiographie vom August 1891. Schriften: Kürschner, Lit.-Kal. 1897.

Flathe, Heinrich Theodor, Prof. zu Sankt Afra in Meißen und Historiker, * 1. Juni 1827 zu Tannenberg, † 26. März 1900 zu Loschwitz. — F. war der Sohn des Pfarrers Heinrich Jakob Flathe in Tannenberg bei Nossen i. S., der ihn bis zu seinem schon am 24. Dezember 1838 erfolgenden Tode für den höheren Unterricht vorbereitete. Da er nicht vor Oktober 1840 auf der Fürstenschule Aufnahme finden konnte, erhielt er in der Zwischenzeit Unterricht zuerst bei einem Hauslehrer, dann in einer Privatschule in Nossen und schließlich auf der Thomasschule zu Leipzig, wohin die Mutter im Sommer 1839 übergesiedelt war. Er fühlte sich als Alumnus zunächst nichts weniger als wohl in Meißen, machte aber trotzdem große Fortschritte und eignete sich namentlich einen Sinn für die Feinheiten der Sprache an, der ihm mit der Zeit in den Augen seiner Mitschüler eine sichere Stellung verlieh. Am 25. September 1845 verließ er mit der ersten Zensur die Schule, um in Leipzig Theologie und Geschichte zu studieren. Mehr und mehr gewann jedoch das geschichtliche Interesse bei

ihm die Oberhand über das theologische, obwohl die Verhältnisse an der Leipziger Universität für einen Historiker damals nichts weniger als günstig lagen. Da seine Mittel für die akademische Laufbahn nicht ausreichten, mußte er an die eines Gymnasiallehrers denken, aber er ließ sich durch die drohenden Schwierigkeiten des Staatsexamens nicht abhalten, als der Erste in Sachsen die Geschichte schon auf der Universität als sein Fach zu betreiben. Nachdem er, noch nicht 21jährig, zu Ostern 1848 promoviert und im folgenden Jahre das Staatsexamen bestanden hatte, wurde er zu Michaelis 1849 als Probekandidat bei der Dresdener Kreuzschule aufgenommen, die damals unter dem Direktorat von Klee stand, der sich F.s warm annahm. Am 8. Oktober 1850 wurde er mit dem neuen Rektor Palm als erster Adjunkt an dem Gymnasium in Plauen i. V. angestellt. Nach seiner Beförderung zum Oberlehrer im Jahre 1851 vermählte er sich im Sommer des folgendes Jahres mit Antonie Butter aus Leipzig und verlebte mit ihr in Plauen eine lange Reihe von »wahrhaft glücklichen« Jahren, obwohl er, mit vier Kindern gesegnet, bei einem höchst dürftigen Gehalt genötigt war, sein Einkommen durch den Ertrag seiner Feder zu erhöhen. Am 9. Januar 1867 wurde er als Geschichtslehrer in Meißen und in die sechste Professur von St. Afra eingeführt. Er blieb an dieser Schule bis zum Jahre 1895 tätig und sah sich nicht nur an ihr wegen seines vorzüglichen Geschichtsunterrichtes bei seinen Zöglingen hochgeehrt, ja geliebt, sondern fand auch bei seinen Mitbürgern Vertrauen und Anerkennung, die ihm jahrelang das Amt eines Vorstehers des Stadtverordneten-Kollegiums übertrugen. Am 3. April 1895 trat er, zum Hofrat ernannt, in den Ruhestand, den er in Loschwitz bei Dresden verbrachte. Dort ist er am 26. März 1900 an der Influenza gestorben und am 29. März in Meißen auf dem afranischen Kirchhof an der Seite seiner Mutter und Frau, die ihm im Tode vorangegangen waren, bestattet worden. — Seine erste für die Öffentlichkeit bestimmte schriftstellerische Leistung war eine als Osterprogramm des Plauenschen Gymnasiums von 1854 gedruckte Abhandlung über den »phokischen Krieg«. Im Jahre 1860 ließ er das Buch: »Die Vorzeit des sächsischen Volkes in Schilderungen aus den Quellenschriftstellern« im Verlage von Bernhard Tauchnitz in Leipzig erscheinen. Bald darauf übertrug ihm F. A. Perthes in Gotha die Neubearbeitung von C. W. Böttigers »Geschichte von Sachsen« für die Heeren-Ukertsche Sammlung, die in den Jahren 1830 und 1831 erschienen war, aber schon damals strengeren wissenschaftlichen Forderungen nicht entsprach. Der erste Band von F.s Neubearbeitung, der noch in Plauen entstanden war, erschien im Jahre 1869. In ihm zeigt sich F. noch ziemlich abhängig von Böttiger. Um so freier machte er sich in dem zweiten im Jahre 1870 veröffentlichten Bande von seiner Vorlage. Er hatte von Meißen aus das Dresdener Haupt-Staatsarchiv benutzen können und lieferte daher eine durchaus selbständige Arbeit. Ganz Neues brachte aber der im Jahre 1873 vollendete dritte Band. Er behandelte zum erstenmale die gesamte Geschichte des Königreichs Sachsen von 1806 bis 1866 und zwar von dem ihm eigenen, allgemein deutschen, nicht partikularistisch sächsischen Standpunkte. Erntete er dafür die Anerkennung von Männern wie Treitschke, der ihn als den Verfasser der ersten ehrlichen Geschichte seines Vaterlandes begrüßte, so erfuhr er auf der anderen Seite von den Anhängern der vor dem Jahre 1866 in Sachsen eingeschlagenen Politik mancherlei Angriffe. Namentlich war es der Minister Richard von Friesen, der in seinen Memoiren nachdrücklich gegen F.s Auffassung polemisierte. F. blieb gegen die ihm gemachten Vorwürfe nicht stumm, sondern parierte sie in einem ziemlich

scharfen Artikel der Sybelschen »Historischen Zeitschrift« von 1881. Unter den übrigen zahlreichen historischen Arbeiten F.s, die hier nicht aufgezählt werden sollen, ist das Werk: »St. Afra. Geschichte der sächsischen Fürstenschule zu Meißen 1543—1879« (Leipzig, Tauchnitz 1879) das wichtigste. Es wird von Kennern als »das Muster einer Schulgeschichte« bezeichnet und enthält weit mehr, als der Titel erwarten läßt. In der letzten Periode seines Lebens wandte sich F. dem Gebiete der allgemeinen Geschichte zu. Im Jahre 1883 veröffentlichte er in Onckens Allgemeiner Geschichte in Einzeldarstellungen »Das Zeitalter der Restauration und Revolution«. In den Jahren 1887 bis 1892 erschien seine dreibändige »Geschichte der neuesten Zeit« als der 10. bis 12. Teil der Allgemeinen Weltgeschichte von Th. Flathe, Hertzberg, Justi, Pflugk-Hartung und Philippson. Sein letztes Buch wurden die St. Afra gewidmeten »Deutschen Reden, Denkmäler zur vaterländischen Geschichte des 19. Jahrhunderts«, die er in zwei Bänden in den Jahren 1893 und 1894 herausgab.

Vgl. Hubert Ermisch im »Neuen Archiv für sächsische Geschichte und Altertumskunde«. 21. Bd. Dresden. 1900. S. 160—165. — Woldemar Lippert in den »Deutschen Geschichtsblättern«. Bd. 1. Gotha 1899. S. 223—227. — Hermann Peter im Afranischen Ecce 1900. 5. Heft. Meißen 1900. S. 1—25. — Bericht über die am 17. und 18. April 1900 in Dresden abgehaltene 10. Jahresversammlung des Sächsischen Gymnasialvereins. Leipzig 1900. S. 43—48. — Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. 5. Bd. Meißen 1900. S. 405—413. — Jahresbericht der Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meißen vom Juli 1899 bis Juni 1900. Meißen 1900. S. 45. — Historische Zeitschrift. Bd. 85. N. F. Bd. 49. München und Leipzig 1900. S. 192. — Illustrierte Zeitung. Leipzig 1875. Bd. 64. S. 272. — Wilh. Haan, Sächs. Schriftsteller-Lexikon, Leipzig 1875. S. 71.

H. A. Lier.

Krebs-Brenning, Marie, Pianistin, * 5. Dezember 1851 zu Dresden, † 28. Juni 1900 daselbst. — Marie Krebs war die Tochter des kgl. sächsischen Hofkapellmeisters Karl Krebs und seiner Gattin, der ihrerzeit gefeierten Sängerin Aloyse Krebs-Michalesi, welche sie überlebt hat. Schon mit sechs Jahren fing der als Klavierspieler ausgezeichnete Vater an, seiner Tochter geordneten Unterricht in der Kunst, in der sie späterhin eine gefeierte Meisterin werden sollte, zu erteilen. Mit neun Jahren trat Marie zum erstenmale in einem von der Dresdener Konzertgesellschaft »Sozietät« veranstalteten Konzert mit solchem Erfolge auf, daß dieser Abend für ihre weitere Laufbahn entscheidend wurde. Seit ihrem ersten eigenen Konzerte am 15. Oktober 1863 im Saale des ehemaligen Dresdener Hôtel de Saxe folgten zahlreiche weitere in Leipzig, Hamburg und England, wo sie schon bei ihrem ersten Aufenthalt in nicht weniger als 62 Konzerten auftreten mußte. Mr. Gye, der Direktor der Royal Italian Opera im Coventgarden verpflichtete sie darnach, vom Mai jedes Jahres an fünf bis sieben Monate hindurch in seinen Konzerten zu London zu spielen. Auf Grund dieses Vertrages hatte sie in der Folgezeit 170mal in London aufzutreten. Trotzdem fand sie Zeit, an ihrer künstlerischen Ausbildung fortzuarbeiten und sich mehr und mehr mit der Musik der deutschen Klassiker vertraut zu machen. Vom König Johann schon im Alter von 13 Jahren zur königlichen Kammervirtuosin ernannt, kam sie im November 1866 zum erstenmal nach Wien, um in einer der berühmten Quartett-Soiréen von Hellmesberger und in einem Konzerte der Philharmonie mitzuwirken. Als sie alsdann noch zwei eigene Konzert in der Philharmonie veranstaltete, wurde sie in der »Presse« als »eine phänomenale Erscheinung im besten

Sinne des Wortes« gefeiert. Im Jahre 1867 engagierte sie der bekannte Impresario Ullmann für seine Patti-Tournée, die sie nach Italien und Südfrankreich führte. Hierauf ging sie auf eigene Rechnung nach Paris und spielte dort mit großem Erfolge in sechs Konzerten. Die nächsten Jahre brachten neue Triumphe in verschiedenen Städten Hollands und in Prag, wo sie sich neben der gleichzeitig dort auftretenden Sophie Menter zu behaupten verstand. Im Oktober 1870 trat sie eine Konzertreise nach Amerika an, wo sie beinahe zwei Jahre lang blieb und seit dem 2. Oktober 1871 in Begleitung des Theodor Thomas-Orchesters die ganzen Vereinigten Staaten durchquerte. Im Oktober 1872 wieder in die Heimat zurückgekehrt, schloß sie sich noch in demselben Jahre einer neuen Ullmann-Tournée an. Sie stand damals in der Meinung vieler maßgebender Kritiker und Kenner in dem Rufe, die erste deutsche Pianistin ihrer Zeit zu sein. Erst gegen Ausgang des Jahres 1873 führte sie eine weitere Konzertreise nach dem östlichen Norddeutschland. Als Partner hatte sie sich ihren Dresdener Kollegen, den Violoncellisten Friedrich Grützmacher, ausersehen. Im Jahre 1874 und 1875 war sie wieder in England und wurde, nunmehr zur reifen Künstlerin herangewachsen, vom Publikum und der Presse mit wahrer Begeisterung aufgenommen. Bis zum Jahre 1879 begab sie sich regelmäßig zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt nach England, wo sie nicht nur in den großen Städten konzertierte, sondern auch in den Häusern der Aristokratie ein gern gesehener Gast war. Während eines Konzertes, das sie im Jahre 1879 in Warschau gab, befiel sie eine heimtückisch um sich greifende Fingerentzündung, mit der sie fast drei Vierteljahre zu kämpfen hatte. Als sie am 21. Oktober 1881 ihr 1000. Auftreten in einem eigenen Konzert feierte, wurde sie durch König Albert durch die Verleihung der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft geehrt. Mitte Januar 1883 finden wir sie in St. Petersburg und Moskau, wohin ihr die Huld der Königin Olga von Württemberg die Wege gebahnt hatte. Im Jahre 1884 kam sie zum letztenmale nach England. Sie mußte sich, von den großen Strapazen der häufigen, langen Reisen angegriffen, Schonung auferlegen und konzertierte von da an nur noch in Deutschland, wobei sie häufig von dem Dresdener Geiger Johann Lauterbach begleitet wurde. Auch vereinigte sie sich jahrelang mit Lauterbach und Grützmacher zu öffentlichem Trio-Spiele. Am 13. April 1887 vermählte sie sich mit dem Rennstallbesitzer Theodor Brenning und zog sich seitdem mehr und mehr von der Öffentlichkeit zurück. Sie fing an zu kränkeln, und mußte sich eine Zeitlang ihrer künstlerischen Tätigkeit enthalten. Seit dem 18. Februar 1892, an dem sie in Dresden mit Rubinstein zusammen spielte, pflegte sie jedoch fast alljährlich in Dresden wenigstens einmal auf dem Konzertpodium zu erscheinen und war trotz der Konkurrenz, die ihr inzwischen durch zahlreiche männliche und weibliche Vertreter ihres Faches erwachsen war, noch immer des Beifalls der musikalischen Kreise der sächsischen Hauptstadt sicher. Ihr Ende wurde durch eine schwere Unterleibserkrankung herbeigeführt. — Marie Krebs zeichnete sich durch die schlichte und warme Empfindung ihres Spieles aus. Sie war weder sentimental, noch leidenschaftlich, ihre Größe beruhte auf dem rechten Maße. Sie galt speziell als eine der berufensten Beethovenspielerinnen und wurde überhaupt als keusch empfindende Interpretin der klassischen deutschen Musik am meisten geschätzt.

Vgl. Otto Schmid, Marie Krebs-Brenning. Dresden o. J. [1892]. — Dresdener Rundschau 1900. Nr. 27. — Illustrierte Zeitung. Leipzig 1892. Nr. 2543. — 1900. Nr. 2977.

— Dresdener Anzeiger vom 29. Juni 1900. S. 28. — 1901. Neuer Theater-Almanach. Hrgg. von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. 12. Jahrg. Berlin 1901. S. 155.

H. A. Lier.

Meyer, Georg, Großh. Bad. Geheimer Rat, Professor des Staats- und Verwaltungsrechtes, * 21. Februar 1841 zu Detmold, † 28. Februar 1900 zu Heidelberg. — Als einziger Sohn des Oberbürgermeisters seiner Vaterstadt ward M. eine sorgfältige Erziehung zuteil, die ihm vornehmlich das Gymnasium seiner Heimat gewährte. Daß er in der Epoche der Reaktion nach 1848, in den Zeiten des restaurierten Bundestages heranwuchs, hat bereits in den ersten Jünglingsjahren die ganze Richtung seines Strebens und Wirkens bestimmt. Den Angehörigen eines kleinen und bedeutungslosen deutschen Fürstentums mußten die vorläufig gescheiterten Bestrebungen zur Herstellung eines mächtigen Deutschlands mit jugendlichem Mute zu neuem Wagnis erfüllen und der polizeiliche Druck, der in jenen Tagen auf dem deutschen Volke lastete, erweckte in dem heranwachsenden Geschlecht den lebhaften Drang nach freierer Gestaltung der bürgerlichen Verhältnisse. Schon in den Jahren des Werdens wurden so dem Jüngling die Ideale seines öffentlichen Wirkens lebendig, denen er mit ungebrochener Treue bis zu seinem letzten Atemzug dienstbar geblieben war.

Zugleich mit dem Wiederauftauchen der deutschen Frage seit der Niederlage Österreichs und dem Siege der nationalen Bestrebungen der Italiener bezog M. die Universität, und zwar war es zuerst, 1860, Jena, das er sich für seine juristischen Studien auswählte. Dort ward ihm bald als Mitglied der Burschenschaft Germania eine führende Stellung in der Studentenschaft zuteil, die lange unvergessen blieb. Nach drei Semestern zog er nach Heidelberg, wo er das Wintersemester 1861/62 und das folgende Sommersemester immatrikuliert war. Auch hier hatte er Gelegenheit, seine jugendliche nationale Begeisterung zu betätigen. Das letzte Semester der juristischen Studien brachte er in Göttingen zu, hierauf wurde er nach glänzendem Examen am 2. März 1863 in Heidelberg zum Doktor der Rechte promoviert. Weitere Studien in Berlin, ferner praktische Tätigkeit im Staatsdienste seiner Heimat und am statistischen Bureau in Jena unter Hildebrands Leitung füllen die folgenden Jahre aus. Doch drängt es ihn zur akademischen Laufbahn und am 21. Dezember 1867 habilitiert er sich in Marburg auf Grund einer Dissertation über das Expropriationsrecht im römischen Reiche. Noch als Privatdozent unternimmt er größere Reisen nach Frankreich und England und widmet sich in letzterem Lande dem eingehenden Studium der britischen parlamentarischen Institutionen. Den deutsch-französischen Krieg als Kombattant mitzukämpfen, ist ihm zwar nicht vergönnt, doch bringt er zweimal unter Lebensgefahr den heimischen Truppen Liebesgaben in Feindesland. Die folgenden Jahre sind ihm durch die entscheidenden Tatsachen seines ferneren Lebens bezeichnet: die Schließung seines äußerst glücklichen Ehebundes mit Ernestine Schotten, die Ernennung zum a. o. Professor in Marburg (1873) und die Erlangung des Ordinariates durch die Berufung nach Jena (1875). Seine Redlichkeit, Zuverlässigkeit und Energie, sein praktisches Geschick, seine Ruhe und Liebenswürdigkeit und sein unermüdlicher Fleiß, der die schwierigsten Aufgaben spielend bewältigte, stellten ihn an der Universität, in der Stadt und dem Lande bald in die vorderste Reihe. Er ward zum ständigen Mitglied der Verwaltungsdeputation der Universität gewählt und gewann damit einen

bedeutenden Einfluß auf deren Geschicke. Die Stadt Jena wählte ihn in den Landtag des Großherzogtums Sachsen und der Reichstagswahlkreis Jena-Neustadt entsendete ihn in den Deutschen Reichstag, dem er 1881—1890 angehörte. Er wurde dort einer der Führer der nationalliberalen Partei, an deren ursprünglichem Programm er stets mit unerschütterlicher Konsequenz festhielt. Häufig in Kommissionen gewählt, hat er an den gesetzgeberischen Arbeiten der deutschen Volksvertretung lebhaften Anteil genommen. Eines der wichtigsten Gesetze aus jener Zeit, das über die Schutzgebiete des Reiches, die Grundlage des deutschen Kolonialrechtes, hat durch ihn — im Verein mit Albert Hänel — seine endgültige Fassung erlangt. In jener denkwürdigen Sitzung, in der Bismarck sein großes Wort von der Gottesfurcht der Deutschen sprach, war er einer der Schriftführer und konnte, unmittelbar hinter dem Reichskanzler sitzend, den machtigen Eindruck der gewaltigen Rede auf die atemlos lauschende Versammlung mitgenießen.

M. ist auch den Schöpfern und Lenkern des Reiches während seiner Jenaer Periode näher getreten. Als Prorektor der Universität überbrachte er 1879 deren Glückwünsche dem Kaiserpaare zur goldenen Hochzeit und wußte die auszeichnende Art zu rühmen, mit der Wilhelm I. die Abgesandten der deutschen Hochschulen aufnahm. Bismarck hatte ihn regelmaßig zu seinen parlamentarischen Soireen eingeladen und er konnte über manchen interessanten Moment aus dem persönlichen Verkehre mit dem großen Kanzler berichten. Auf dem letzten dieser Abende, dem er kurz vor seiner Übersiedelung nach Heidelberg beiwohnte, wurde er auch dem jugendlichen Kaiser Wilhelm II. vorgestellt, der ihm seine lebhaften Sympathien für Heidelberg äußerte.

Von seinem Wirken in Jena völlig befriedigt, hatte M. Berufungen der preußischen Regierung nach Marburg und Breslau ausgeschlagen. Als aber nach dem Tode Hermann Schulzes (1888) an ihn der Ruf nach Heidelberg erging, da nahm er, nicht leichten Herzens, von der liebgewonnenen thüringischen Musenstadt Abschied, um fortan, seit dem Sommersemester 1889, einen der angesehensten Lehrstühle seines Faches einzunehmen. In Heidelberg zählte er bald zu den beliebtesten und erfolgreichsten Mitgliedern der Hochschule und gewann binnen kurzem auch außerhalb der Universität tiefgehenden Einfluß auf alle öffentlichen Angelegenheiten der stets von bedeutenden politischen Interessen bewegten Stadt. Schon nach zwei Jahren wählte ihn die Universität zu ihrem Vertreter in der ersten badischen Kammer, der er in dieser Eigenschaft bis zu seinem Tode angehörte. Er war einer der hervorragendsten Mitglieder des Landtages und hat sich an den zahlreichen Arbeiten, die den Kammern vornehmlich im Zusammenhang mit der Einführung der neuen Justizgesetze oblagen, in unermüdlicher Weise beteiligt. Manchem badischen Gesetze aus dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts hat er so den Stempel seines Geistes aufgeprägt. Trotzdem er, der Reichshauptstadt nunmehr viel weiter gerückt, aus dem Reichstage endgültig ausgetreten war, weil er die Pflichten seines anstrengenden Lehramtes nicht mehr mit denen eines deutschen Reichsboten vereinigen zu können glaubte, so nahm er doch an allen wichtigen Beratungen und Beschlüssen der nationalliberalen Partei tätigsten Anteil, da er der Parteileitung auch weiterhin angehörte. In Heidelberg trat er bald an die Spitze des politischen Lebens, von keinem anderen Beweggrund als dem strengster Pflichterfüllung getrieben. Eine große Zahl öffentlicher Ämter wurde ihm geradezu aufgenötigt und in rastlosem

Schaffen verzehrte er seine scheinbar unerschütterliche Gesundheit. Vom März 1897 bis zum Frühjahr 1898 bekleidete er die Würde des Prorektors, in welcher Stellung er der Universitat unschätzbare Dienste geleistet hat. Kaum hatte er dieses anstrengende Amt niedergelegt, als die Reichstagswahl des Sommers 1898 seine Kräfte aufs äußerste spannte, um den gefährdeten Heidelberger Wahlkreis der liberalen Sache zu erhalten. Das nächste Jahr war wiederum aufreibender parlamentarischer Tätigkeit im Landtage gewidmet. Im Februar 1900 erkrankte er, scheinbar ungefährlich, an einer Influenza. Zur Not wiederhergestellt, nahm er seine umfassende Tätigkeit sofort wieder auf. In der Nacht vom 27. auf den 28. Februar brach er zusammen. Wenige Minuten nach Mitternacht verschied er in den Armen seiner treuen Lebensgefährtin. Die Trauer um ihn war allgemein, in allen Schichten der Bevölkerung. Am 2. März wurde er unter ungewöhnlicher Beteiligung der höchsten Kreise des Staates bestattet. Es war mir eine der schmerzensvollsten Stunden, als ich im Auftrage des akademischen Senates dem dahingeschiedenen Freunde die letzten Abschiedsworte zurufen mußte.

M. hat sich durch seine umfangreiche literarische Tätigkeit eine dauernde Stellung vornehmlich in der Geschichte der deutschen Staatsrechtswissenschaft errungen. Er gehört zu den Männern, die zuerst das werdende und vollendete Deutsche Reich wissenschaftlicher Untersuchung unterzogen haben. Die Jahre, in denen er groß wurde, bezeichnen für Deutschland den Weg vom Kampf zum Sieg. So lange der Kampf um eine neue staatliche Bildung währt, ist ruhige Betrachtung und Erforschung der gegebenen Verhältnisse ohne allgemeines Interesse. Ganz anders, wenn ein Volk getragen ist von der Überzeugung, daß es die dauernde Gestalt seines politischen Daseins errungen hat. Da erst kann die leidenschaftlose Erforschung der staatlichen Wirklichkeit und ihres Rechtes bleibende Bedeutung gewinnen. Zu solcher Arbeit befähigte M. vor allem die Ruhe und Klarheit seines Geistes, sowie sein starkes Rechtsgefühl. Er zählt denn auch zu den Häuptern der juristischen Schule des öffentlichen Rechtes, die den herrschenden Rechtszustand scharf von politischen Wünschen zu trennen weiß. Auch das emporblühende Verwaltungsrecht hat von ihm bedeutende Förderung erfahren. Seine wissenschaftliche Art hat er während seiner ganzen Schaffenszeit auch in einer Reihe wertvoller Monographien betätigt, von denen namentlich zu erwähnen sind: Grundzüge des norddeutschen Bundesrechtes 1868, Staatsrechtliche Erörterungen über die deutsche Reichsverfassung 1872, Der Anteil der Reichsorgane an der Reichsgesetzgebung 1888, Die staatsrechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete 1888. Seine beiden systematischen Hauptwerke aber sind das Lehrbuch des deutschen Staatsrechtes, das 1899 in fünfter Auflage erschien und das 1893—94 zum zweitenmal herausgegebene Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechtes. In beiden Werken ist das Reichs- und Landesrecht als eine innere Einheit dargestellt und sowohl darin, als auch in der sorgfältigen Benutzung der ungeheuren Literatur über die Gesamtheit der einschlägigen Materien stehen sie ohne jeden Rivalen da und werden ihren großen Wert auch dadurch beweisen, daß sie, von kundiger Hand durchgesehen, neue Auflagen erblicken werden. Den hervorragenden Politiker kennzeichnet das letzte Werk M.s über das parlamentarische Wahlrecht, das nach seinem Tode 1901 erschien. Mitten in der erdrückenden Arbeitsfülle seiner letzten Jahre hatte er noch Muße gefunden, die Probleme des Wahlrechtes derart gründlich und allseitig zu erörtern, daß seine Arbeit den gediegensten Monographien

der deutschen Literatur über wissenschaftliche Politik zugezählt werden muß. Nicht nur als Gelehrter, sondern auch als Lehrer war M. eine Zierde der Universitäten, denen er angehörte. Sein klarer, durchsichtiger, fließender Vortrag hat in Heidelberg seine Vorlesungen zu den besuchtesten an der Juristenfakultät erhoben. Auch als Volksredner wußte er durch seine gewandte und doch schlichte Art große Mengen zu fesseln. Die parlamentarischen Geschäftsformen beherrschte er vollendet, sodaß er gewiß zum Vorsitzenden, selbst der größten parlamentarischen Kollegien, in trefflichster Weise gepaßt hätte.

Dauernde Erinnerung gebührt aber nicht zum geringsten der Persönlichkeit M.s. Er war eine durch und durch ehrliche, wohlwollende, gerechte und wahrhaftige Natur. Ein ganzer Mensch, wählte er stets ohne Schwanken das ihm richtig Dünkende und alle seine Taten wußte er jederzeit mit dem ganzen Gewicht seiner reinen und harmonischen Persönlichkeit zu vertreten. Nie hat er selbstsüchtige Zwecke verfolgt, stets sich im Dienste höherer Interessen stehend gefühlt. Darum folgt ihm noch dankbares Gedenken vieler lange über sein Grab hinaus, zumal die seltene Vereinigung wissenschaftlicher und praktischer Leistungsfähigkeit, die er verkörperte, dem politischen Leben Heidelbergs bisher unersetzt geblieben ist.

Heidelberg. Georg Jellinek.

Hoffmann, Friedrich, Baurat, * 18. Oktober 1818 zu Gröningen bei Halberstadt, † 3. Dezember 1900 in Berlin. — H. ist der Schöpfer des wissenschaftlich-ökonomischen Betriebes der keramischen Industrie, der er sich im Jahre 1857 dauernd zuwandte, nachdem er sich an der Königlichen Bauschule in Berlin für den bautechnischen Beruf ausgebildet und sich in diesem auch bei dem Bau und Betrieb der Berlin-Hamburger Bahn betätigt hatte. Seine Wirksamkeit auf dem neuen Gebiete begann sofort mit einer Tat von einzig weittragender Bedeutung, mit der Einführung des von ihm erfundenen »Ringofens«, durch den der ganze bisherige handwerksmäßige Ziegelkleinbetrieb in den Großbetrieb übergeführt, die wirtschaftliche Ausnutzung der Brennstoffe ermöglicht und die viel beklagte Rauchplage bei der Ziegelbrennerei wesentlich gemildert wurde. Sein gesamtes ferneres Schaffen auf dem Felde der Ziegelindustrie ist durch das erfolgreiche Bestreben gekennzeichnet, die Wissenschaft in ihren Dienst zu stellen. Er gründete 1865 den »Deutschen Verein für Fabrikation von Ziegeln, Tonwaren, Kalk und Zement« und 1882 den »Deutschen Ziegler- und Kalkbrenner-Verein«, welche beiden Vereine sich 1900 zum »Deutschen Verein für Ton-, Zement- und Kalkindustrie« wieder vereinigten; er rief 1870 die »Deutsche Töpfer- und Ziegler-Zeitung« ins Leben und schuf im selben Jahre das chemisch-technische Laboratorium dieser Zeitung, in welchem Institute wissenschaftlich gebildete Männer die Eigenschaften der Tonwaren und der zu ihrer Herstellung verwendeten Rohstoffe studieren konnten, um die hierbei gesammelten Kenntnisse für die keramische Industrie zu verwerten. Im Jahre 1885 entstand über seine Anregung im Sinne des Reichs-Unfall-Versicherungs-Gesetzes vom 6. Juli 1884 eine Ziegelei-Berufsgenossenschaft für alle Ziegeleien und baukeramischen Fabriken des Deutschen Reiches.

H. hat auch als Privatmann Bedeutendes geschaffen, indem er sich an mehreren großen Ziegeleien und verschiedenen Fabriken (u. a. an der Dachpappenfabrik von Büsscher & Hoffmann in Eberswalde) beteiligte. Große

Herzensgüte, edle Gesinnung, warme Mildtätigkeit und Sinn für liebevolles Familienleben blieben ihm trotz seiner Arbeitsamkeit im Dienste seines Berufes bis an sein Lebensende erhalten, das nach kurzer, schwerer Krankheit erfolgte.

(Deutsche Töpfer- und Ziegler-Zeitung, 1895, No. 14, 1898 No. 84 und 1900, No. 98 mit einem Bildnisse.) Alfred Birk.

Sontag, Karl, Schauspieler, * 7. Januar 1828 in Berlin, † 23. Juni 1900 in Dresden. — S. war der Sohn der Schauspielerin Franziska Sontag, geborenen Markloff, und der Halbbruder der berühmten Sängerin Henriette Sontag, die er Zeit seines Lebens abgöttisch verehrte. Obwohl seine Familie sich die größte Mühe gab, ihn davon abzuhalten, Schauspieler zu werden, ließ er sich durch nichts von seiner Absicht, zum Theater zu gehen, abbringen. Er lebte seit seinem achten Jahre in Dresden, wo sich seine Mutter niedergelassen hatte, nachdem sie ihre Bühnenlaufbahn aufgegeben hatte. Mit 14 Jahren wurde er an die polytechnische Anstalt gebracht, aus der er wegen Trägheit entlassen wurde. Er wurde hierauf Buchbinderlehrling und fing schon damals zu schriftstellern an, um sich das Geld für den Besuch der Theatervorstellungen zu verdienen. Seiner Mutter zu Liebe hielt er seine Lehrzeit aus und bekam auch zur Bescheinigung darüber einen Lehrbrief. In Wahrheit hatte er aber seit dem immer noch nur den Gedanken, zum Theater zu gehen und diesen seinen Plan so bald wie möglich auszuführen. Während einer vorübergehenden Abwesenheit seiner Mutter von Dresden wandte er sich an den Intendanten des Hoftheaters, Herrn v. Lüttichau, mit der Bitte um Engagement. Lüttichau erfüllte seinen Wunsch, und so trat S. am 1. Januar 1848 als überzähliger Schauspieler mit einer Gage von monatlich fünfundzwanzig Talern in den Verband des Dresdener Hoftheaters ein, an dem er unter dem angenommenen Namen Holm spielte. Indessen waren die Verhältnisse in Dresden nach dem Abgange Eduard Devrients nicht die erfreulichsten. Es fehlte an der richtigen Regie, und S. profitierte für seinen Beruf, sozusagen auf eigenen Füßen stehend, am meisten, indem er häufig für absagende Kollegen einsprang. Im folgenden Jahre sah S. die Maiereignisse, welche die zeitweise Schließung des Theaters herbeiführte, mit eigenen Augen mit an, erhielt jedoch, während andere sich Abzüge gefallen lassen mußten, eine nicht unbeträchtliche Zulage wegen seines bereitwilligen Einspringens und wurde auch im nächsten Jahre noch im Gehalte erhöht. Da er jedoch keine Hauptrollen bekommen konnte, entschloß er sich, Laube um ein Gastspiel an der Wiener Burg anzugehen, das den Erfolg hatte, daß er vom 1. Oktober 1851 ab als Mitglied des k. k. Hofburgtheaters engagiert wurde. Leider brachte das neue Engagement keine Verbesserung seiner Lage, denn die ihm in Wien zugeteilten Rollen hatte er entweder in Dresden schon gespielt, oder er hätte sicher auf ihre Zuweisung rechnen können. Für diese getäuschten Hoffnungen entschädigte ihn der Umgang mit Laube, der ihm wohl wollte, und das Entgegenkommen der ersten Mitglieder der Wiener Hofbühne. Als sein einjähriger Kontrakt abgelaufen war, begab sich S. nach Schwerin, wo er bis zum Jahre 1859 in Liebhaber- und Heldenrollen eine erste Stelle einnahm und zu den beliebtesten Mitgliedern des Theaters gehörte. Dann kehrte er, nunmehr seinen eigenen Namen nicht mehr verleugnend, als Karl Sontag an das Dresdener Hoftheater zurück, wo er am 5. April 1859 als Petrucchio debutierte. Er wurde in der ersten Zeit seines zweiten Dresdener Engagements sehr häufig und in ihm zusagender Weise

beschäftigt und fand in der jugendlichen Pauline Ulrich, die für das Fach der Marie Bayer aus Hannover geholt worden war, eine willkommene, begabte Partnerin. Streitigkeiten über nicht in gewünschter Weise bewilligten Urlaub bestimmten S. seinen ehrenvollen Posten in Dresden aufzugeben. Er trat am 1. Februar 1862 aus dem Verband des Dresdener Hoftheaters aus, um zunächst durch Gastspiele sein Brot weiter zu verdienen. Da sich jedoch Gelegenheit fand, in Hannover unterzukommen, ließ sich S. an die dortige Bühne für das Fach des ersten Helden im Trauerspiel und das des ersten Liebhabers und Bonvivants im Lustspiel gewinnen. Es gelang ihm, sich rasch in der Gunst des Hannoverschen Publikums zu befestigen. Auch fand er in dem Grafen Platen einen liebenswürdigen Vorgesetzten und in dem blinden König Georg, den er durch sein Erzählertalent zu fesseln wußte, einen wohlwollenden Gönner. Er blieb auch nach der Enttronung des Königs in Hannnover engagiert, war aber so unklug in seinen Aufzeichnungen, die er im Jahre 1875 unter dem Titel: »Vom Nachtwächter zum türkischen Kaiser! Bühnenerlebnisse aus dem Tagebuche eines Unbekannten« erscheinen ließ, so vielerlei Indiskretionen zu begehen, daß dieses Buch im Jahre 1877 die Veranlassung zu seiner Entlassung aus dem Verbande der Hannoverschen Bühne wurde. Seit dieser Zeit fing S. auf allen möglichen großen und kleinen Bühnen zu gastieren an, nicht bloß in Europa, sondern auch wiederholt in Amerika. Trotz seiner Begabung verschlechterte sich sein Spiel auf diese Weise von Jahr zu Jahr, und die letzten Versuche in Dresden, wo er seit dem Jahre 1885 seinen festen Wohnsitz hatte, fielen so kläglich aus, daß man den einst so berühmten Schauspieler, den Paul Lindau und zahlreiche andere Kritiker, namentlich in Lebemännerrollen, zu den besten Vertretern des Faches gezählt haben, kaum noch wieder zu erkennen vermochte. Nachdem er am 26. Januar 1898 sein fünfzigjähriges Bühnenjubiläum am Dresdener Residenztheater unter den üblichen Ovationen gefeiert hatte, und noch im Mai 1900 in Prag bei den sogenannten Meisterspielen als Riccaut de la Marlinière mitgewirkt hatte, machte schon am 23. Mai ein Herzschlag seinem Leben ein Ende. Er wurde seinem Wunsche gemäß in aller Stille begraben. — S. ist auch als Bühnenschriftsteller aufgetreten, indem er das Lustspiel: »Frauenemanzipation« geschaffen hat. Außerdem gab er im Jahre 1894 unter dem Titel: »Schimpfereien« neue Lebens- und Theatererinnerungen heraus, die sich zwar recht ergötzlich lesen, aber ebenso wie sein erstes Memoirenwerk unter forziertem Witz und Selbstigkeit leiden. Dagegen sind die von ihm angekündigten: »Beiträge zur Geschichte der Hoftheater Dresden und Hannover vom Jahre 1848—1866« bisher noch nicht erschienen.

Illustrierte Zeitung. Leipzig 1877. Bd. 69, S 537. — Gartenlaube. Leipzig 1877, S. 381. — Lewinsky, Vor den Coulissen. 2. Bd. Berlin 1882. S 148. — Dresdener Rundschau 1898. VI, Nr. 4, S. 1. — 1900. IX, Nr. 26, S. 1. — Neuer Theater-Almanach. 10. Jahrgang. Berlin 1899, S. 145. — 1901. 12. Jahrgang. Berlin 1901, S. 153—154. — Ludwig Eisenbergs Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903. S. 976—977.

H. A. Lier.

Förstemann, Joseph Heinrich Gustav Ernst, Bibliothekar, * 12. Februar 1841 zu Halle a. S., † 19. Dezember 1900 zu Leipzig. — F. wurde als Sohn des durch seine Schriften zur Reformationsgeschichte bekannt gewordenen Universitätsbibliothekars Dr. theol. E. Ed. Förstemann geboren. Da sein Vater schon im Jahre 1847 starb, hatte er in seiner Jugend mit mancherlei Nöten zu kämpfen. Er bezog früh die Universität seiner Vaterstadt und studierte an ihr klassische

Philologie und zwar mit solchem Erfolg, daß er schon im Sommer 1863 auf Grund seiner Dissertation: »*de dialecto Hesiodea*« promovieren konnte. Noch bevor er, erst drei Jahre später, die Prüfung für das höhere Schulamt bestanden hatte, ging er im Auftrage Karl Wittes nach Italien, um dort Dante-Handschriften für diesen zu vergleichen, und hielt sich im Winter 1860 auf 1861 in Rom auf. Während der Jahre 1864—66 war er Hauslehrer bei einer Familie in Aachen. Seit dem 1. Mai 1866 war er an der Universitätsbibliothek in Leipzig tätig, an der er es bis zum zweiten Oberbibliothekar, zuletzt mit dem Titel eines kgl. sächsischen Hofrats (sic!), brachte. Im Nebenamte war er in den Jahren 1878—1891 Archivar der Kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig. — Seine Leistungen als Bibliothekar sollen nach dem Urteil seiner Kollegen hervorragend gewesen sein. Es wird ihm nachgerühmt, daß er »sich in fast 35jähriger Amtsführung alles das erworben habe, was geeignet ist, die Wirksamkeit eines Bibliotheksbeamten fruchtbar und nutzbringend zu machen«. Besonders große Verdienste erwarb er sich bei dem Neubau der Leipziger Universitätsbibliothek in den Jahren 1887 bis 1901 und um die Neuaufstellung ihrer Bücherschätze, zu der er die Berechnung allein in etwa acht Wochen ausführte. Bei diesem Pflichteifer für sein Amt, in dem er aufging, fand er wenig Zeit zu eigenen schriftstellerischen Arbeiten. Seine bedeutendste Leistung war die Bearbeitung des dritten Bandes des Urkundenbuches der Stadt Leipzig, dem ein gleichfalls von ihm ausgearbeitetes Orts- und Personenregister für alle drei Bände beigegeben war (1894). Im Jahre 1897 ließ er die von ihm entdeckten: »*Novae constitutiones audientiae contradictarum in curia Romana promulgatae a. d. 1375*« erscheinen. Seine letzte Arbeit über »Felix König (Rex), Polyphemus dem ersten Bibliothekar des Herzogs Albrecht von Preußen«, wurde im 16. Bande des Zentralblattes für Bibliothekwesen abgedruckt.

Nach dem Nekrolog im Zentralblatt für Bibliothekwesen, Leipzig 1901, XVIII, 94—96.

H. A. Lier.

Zink, Paul, kgl. sächsischer Hofschauspieler, * 23. Oktober 1841 in Breslau, † 4. Juni 1902 in Dresden. — Z. gehörte seit seinem 18. Jahre dem Theater an. Er war in Liegnitz, Posen, Breslau und Berlin engagiert und wirkte als artistischer Direktor und als Regisseur am Belle-Alliance-Theater in Berlin. Am 1. Januar 1885 kam er an das Hoftheater in Dresden, wo er bis zu seiner Pensionierung am 1. April 1900 häufig in Episodenrollen auftrat und für die Bühne eine langjährige und treue Stütze bildete. Er war schon anderthalb Jahre leidend, ehe er sich entschloß, der Bühnenlaufbahn zu entsagen, und konnte seinen Ruhestand nur kurz genießen.

Vgl. Tagebuch der kgl. sächsischen Hoftheater vom Jahre 1900. Von Friedr. Gabriel und L. Knechtel. 84. Jahrg., Dresden 1901, 8°, S. 87, 88. — 1901. Neuer Theater-Almanach. Herausgegeben von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger, XII. Jahrg. Berlin 1901, 8°, S. 152.

H. A. Lier.

Helbig, Bernhard, kgl. sächsischer Hofschauspieler, * 10. Juni 1854 in Dresden, † am 30. Juni 1900 ebendaselbst. — H. kam schon in jugendlichem Knabenalter an das Dresdener Hoftheater, bei dem er als Balleteleve eintrat. Dann wurde er Tänzer und Balletinspizient. Später glückte es ihm, den Übergang vom Ballet zum Schauspiel zu finden. Er spielte nur kleine Rollen, wurde aber fast allabendlich beschäftigt. Trotzdem fand er Zeit, als Kassierer

des Dresdener Lokalverbandes sich große Verdienste um das Gedeihen der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger zu erwerben. Es war ihm vergönnt, ein 25jähriges Künstlerjubiläum unter der lebhaften Beteiligung seiner Kollegen und weiterer Kreise zu feiern. Er hatte die letzten anderthalb Jahre seines Lebens mit Herz- und Nierenleiden zu kämpfen, die ihn zwangen, das Theater zu meiden. Am 4. Juli 1900 wurde er unter ungewöhnlichen Ehren, die für seine Beliebtheit zeugten, begraben.

Vgl. Tagebuch der kgl. sächsischen Hoftheater vom Jahre 1900. Von Friedr. Gabriel und L. Knechtel. 84 Jahrg., Dresden 1901, 8°, S. 89—91. — 1901. Neuer Theater-Almanach. Herausgegeben von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger, XII. Jahrg., Berlin 1901, 8°, S. 155, 156; Flüggen, Biogr. Bühnenlexikon, Bd. I, München 1892, S. 135.

H. A. Lier.

Geinitz, Hans Bruno, Geolog, * 16. Oktober 1814 zu Altenburg, † 28. Januar 1900 zu Dresden. — G. war der zweite Sohn des herzoglich-altenburgischen Baurats Christian Traugott Geinitz. Er verlebte mit seinen vier Brüdern und einer Schwester eine glückliche Jugendzeit bis zum Jahre 1830, dessen Wirrnisse das Glück und den Besitz der Familie zerstörten. Nachdem er nur anderthalb Jahre lang das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, kam er als Lehrling in die Altenburger Hofapotheke des Herrn Stöhr, in der er vier Jahre lang, zuletzt als Gehilfe, tätig war. Während dieser Zeit beschäftigte er sich soviel als möglich mit dem Studium der Chemie und Botanik und wurde auf diesem Wege den Naturwissenschaften zugeführt, deren Erkenntnis sein Lebenszweck werden sollte. Um die Lücken in seinem Wissen auszufüllen, nahm er im Französischen, in der Mathematik und im Zeichnen Privatunterricht. Im Sommer 1883 trat er der »Naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes« in Altenburg, »dem ersten derartigen Verein, welchem später so viele andere gefolgt sind«, bei. Im Oktober 1834 begab er sich nach Berlin, um auf Wunsch seines Vaters an der dortigen Universität namentlich Chemie zu studieren. Er besuchte die botanischen und naturgeschichtlichen Vorlesungen von Link und Kunth und trieb bei H. Rose chemische Analyse und organische Säuren. Später traten noch Vorlesungen bei Mitscherlich, Magnus, Poggendorf und Friedrich Hoffmann hinzu. Als G. den Wunsch äußerte, sich ganz dem Studium der Naturwissenschaften widmen und noch länger in Berlin bleiben zu dürfen, gab sein Vater nach unter der Bedingung, daß er das Maturitätsexamen an einem Gymnasium bestände, eine Aufgabe, die G. zu Ostern 1836 am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, »wenn auch mit großer Anstrengung und Hülfe werter Freunde«, löste. Durch die Vorlesungen Friedrich Hoffmanns über Erdbeben und Vulkane, sowie über Geognosie und diejenigen des jugendlichen Quenstedt, der zum erstenmale an einer Universität über Petrefaktenkunde und Krystallographie vortrug, angeregt, wandte er sich immermehr der speziellen Beschäftigung mit der Mineralogie und Geologie zu. Nach dreijährigem Aufenthalt in Berlin siedelte er nach Jena über, um im Laboratorium Döbereiners seine chemischen Arbeiten fortzusetzen. Am 28. August 1837 promovierte er in Jena mit dem »Beitrag zur Kenntnis des Thüringer Muschelkalkgebirges«. Durch die Beziehungen, die sein Vater zu maßgebenden Persönlichkeiten in Dresden hatte, gelang es ihm, eine Anstellung dort zu erhalten. Am 4. April 1838 wurde er als Hilfslehrer für Physik und Chemie an der Dresdener »Technischen Bildungsanstalt« zur Unterstützung des Professors Jäckel mit 150 Talern Jahresgehalt eingewiesen. Er blieb dieser Anstalt, die sich im Laufe der Zeit zum Poly-

technikum und später zur Technischen Hochschule entwickelte, bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1894 als akademischer Lehrer beständig treu und schlug einen an ihn im Jahre 1863 aus Karlsruhe ergangenen Ruf aus. In seinen ersten Dresdener Jahren mußte er wegen seines zu niedrigen Gehaltes durch Erteilen von Privatstunden und Unterricht als Lehrer der Naturwissenschaften an dem ehemaligen Blochmannschen Erziehungs-Institut, dem späteren Vitzthumschen Gymnasium, auf Nebenerwerb bedacht sein. Mit besonderem Eifer widmete er sich der Popularisierung der Naturwissenschaften, indem er nicht nur im Dresdener »Gewerbeverein« öffentliche Vorträge hielt, sondern sich auch an den Bestrebungen der von G. Carus ins Leben gerufenen »Gesellschaft für Natur- und Heilkunde« auf das Lebhafteste beteiligte. Am meisten aber lag ihm das Wohlergehen der »naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis« in Dresden am Herzen, deren Neuorganisation im Jahre 1865 im wesentlichen sein Werk war. Ferner war er Mitglied der »deutschen geologischen Gesellschaft« und erwarb sich große Verdienste um die neue Verfassung und um die Schriften der Kaiserlichen Leopoldino-Carolinischen Akademie, die ihm im Jahre 1894 die goldene Cothenius-Medaille zuerkannte. Häufig wurden seine wissenschaftlichen Kenntnisse zur Abgabe von Gutachten über technisch-geologische Fragen in Anspruch genommen. Über die Steinkohlenangelegenheiten des sächsischen Erzgebirges erstattete er in den Jahren 1855 bis 1863 mehr als dreißig Gutachten, die er zwar für seine wissenschaftlichen Arbeiten verwerten konnte, die ihm aber keinen materiellen Gewinn einbrachten. Auf Befürworten des Direktors der Dresdener Naturaliensammlungen, des Hofrat Reichenbach, wurde er am 2. Februar 1847 als Inspektor des K. Naturalienkabinetts, insbesondere der geographischen und oryktognostischen Galerie, mit 200 Talern Gehalt berufen. Am 28. Februar 1857 zum Direktor des gleichzeitig selbständig gewordenen »königl. mineralogischen Museums« befördert, konnte G. den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, in der Hauptsache der Schöpfer dieser durch die gute Erhaltung und Eleganz der Exemplare ebenso wie durch ihre geschickte Aufstellung in hierzu sich besonders geeigneten Sälen ausgezeichneten Sammlung geworden zu sein. »Alles«, urteilt sein Amtsnachfolger, Prof. Dr. Ernst Kalkowsky, »was er selbst gesammelt hatte, was ihm von so vielen Seiten durch Freunde und Fachgenossen mitgeteilt wurde, ist schließlich in dieses Museum gekommen, dessen Schätze die Bewunderung und Anerkennung aller Kenner finden. Und nicht bloß Material, das ihm leicht zufloß, hat er hier in dem Museum aufgehäuft, unter beschränkten Verhältnissen hat er auch durch zahlreiche Tauschgeschäfte, ja selbst durch Handel, die Sammlungen vermehrt, stets alles ordnend, bestimmend, mühsam katalogisierend. In den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, als Petrefakten und Mineralien in Deutschland oft genug noch als gemeine Ware angesehen werden konnten, gelangte soviel Material in das Museum, daß es uns nicht Wunder nehmen kann, wenn G. nun auch bemüht war, in den immerhin beschränkten Räumen möglichst viel, möglichst vielerlei dem Publikum zugänglich aufzustellen, jedem Laien ein solches Fassungsvermögen zumutend, wie er es selbst besaß. Und nicht bloß Mineralogie und Geologie brachte er in dem Museum zur Anschauung, er bereitete dort seit Mitte der siebziger Jahre auch noch der jüngsten in die Kulturgeschichte verlaufenden Periode der Erdgeschichte, der Periode der vorhistorischen Menschen, eine würdige Stätte, auch auf diesem Gebiete selbst literarisch tätig.« Vor allem kam es G. darauf an, Belege für diejenigen Gebirgsformationen, die in Sachsen ent-

wickelt und von Bedeutung sind, zu sammeln. Deshalb interessierte er sich besonders für die Steinkohlenformation und die ihr vorausgehende Grauwacken- und Urschieferformation, ferner für das die Steinkohlenformation überall bedeckende Rotliegende und aus den jüngeren Formationen für die Kreideformation. Aus ihnen brachte er sehr reichhaltige, unschätzbare Sammlungen zusammen, wußte aber auch allen anderen Gruppen eine würdige Vertretung zu geben. Trotz seiner mannigfaltig verzweigten amtlichen Beschäftigung fand G. Zeit zu einer umfassenden literarischen Tätigkeit, durch die er sich einen Weltruf erwarb. Männer, wie Cotta, Corda, Leopold von Buch wußten ihn zu schätzen und erfreuten ihn durch ihren Besuch. Indessen war er kein »Spezialist«, sondern »er verkörperte in seiner Person einen der letzten Geologen, wenn nicht gar den letzten jener älteren Zeit, die in all den verschiedenen, durch die zahlreichen Spezialforschungen inzwischen so umfassend gewordenen Einzelgebieten der Geologie gleichzeitig Bescheid wußten und in allen führend dastanden«. Bei dieser umfassenden Beteiligung an allen einzelnen Disziplinen seiner Wissenschaft, muß hier davon abgesehen werden, auch nur die wichtigsten seiner Veröffentlichungen anzuführen, die von dem Jahre 1837 bis in sein spätes Alter reichen. Selbstverständlich hatte er auch zahlreiche äußere Anerkennungen seiner amtlichen und außeramtlichen Tätigkeit zu verzeichnen. Mehrere Orden und Medaillen gelehrter Gesellschaften durfte er sein eigen nennen. Er starb als Geh. Rat, ohne ein Krankenlager durchmachen zu müssen, bis an sein Ende von den Fachgenossen und allen denen, die ihm im Leben näher gestanden hatten, hochgeschätzt.

Vgl. F. Eugen Geinitz, Hans Bruno Geinitz, ein Lebensbild aus dem 19. Jahrhundert, Halle a. S., 1900. 8°. (Mit Benutzung autobiographischer Aufzeichnungen und einem vollständigen Verzeichnis der gedruckten Abhandlungen und Schriften, das die früheren Zusammenstellungen bei Poggendorff, Haan und Kukula entbehrlich macht). Mit dieser biographischen Würdigung von der Hand des Sohnes ist die vielfach andere Anschauungen vertretende Rede von Ernst Kalkowsky zu vergleichen, die in dem »Sitzungsberichte der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft ‚Isis' in Dresden, 1900«, S. V—XIII, Jahrg. 1900, Januar bis Juni, Dresden 1900, abgedruckt ist. H. A. Lier.

Steinmeyer, Franz Ludwig, * 15. November 1811 zu Beeskow (in der Mittelmark), † 5. Februar 1900 alsord. Professor der praktischen Theologie zu Berlin. — Nachdem er den ersten Unterricht beim Vater, der Subrektor der Stadtschule war, empfangen, besuchte er die Oberschule zu Frankfurt a. O., wo er besonders vom Direktor, dem bekannten Philologen Poppo, für das Griechische und von dem Superintendenten Schönaich für den christlichen evangelischen Heilsglauben gewonnen wurde. Seine theologischen Studien betrieb er dann in Berlin unter Schleiermacher, Neander, Hengstenberg und Friedrich Strauß. Nachdem er die theologischen Prüfungen bestanden, wurde er wegen seiner besonderen Tüchtigkeit in das Predigerseminar zu Wittenberg aufgenommen, wo der Direktor Heubner und der bekannte Richard Rothe wirkten, jener in die Tiefe von Luthers Geist und Schriften, und dadurch in das schriftgemäße Bekenntnis der Lutherischen Kirche einführend und in demselben die Seminaristen befestigend, dieser den Gedankenreichtum der heiligen Schrift und seine feinsinnige Verwendung für die theologische Wissenschaft aufzeigend.

St.s Begabung bewirkte seine Ernennung zum Hilfsprediger am Seminar und 1840 zum Kadettenhausprediger in Kulm; 1843 erfolgte seine Berufung zum Pastor nach Nowawes bei Potsdam, 1847 an das große Charitékrankenhaus in Berlin. Wegen seiner hervorragenden mehrfach veröffentlichten

Predigten durch die ehrenhalber ihm von der Berliner theologischen Fakultät 1848 erteilte Lizentiatenwürde ausgezeichnet, habilitierte er sich daselbst als Privatdozent, las aber selten; im August 1852 wurde er zum ordentlichen Professor der praktischen Theologie und neutestamentlichen Exegese wie zum Universitätsprediger nach Breslau, zu Ostern 1854 als Nachfolger seines nach Heidelberg berufenen früheren Lehrers Rothe in gleicher Eigenschaft nach Bonn berufen. Endlich ging er im Herbst 1858 nach Berlin, um hier teils neben dem zum Propst von Berlin ernannten Immanuel Nitzsch, teils an Stelle des in den Ruhestand getretenen Oberhofpredigers Friedrich Strauß die praktische Theologie sowie neutestamentliche Exegese zu lehren und außerdem das Universitätspredigtamt zu verwalten. Letzteres gab er im Jahre 1871 auf. In ersterer Stellung verblieb er bis kurz vor seinem Tode.

Seine Vorlesungen umfaßten zunächst als Hauptfach das System der praktischen Theologie, wie die besonderen Zweige der Homiletik und Katechetik. Exegetische Vorlesungen hielt er über die Evangelien des Matthäus und Johannes, die Briefe Pauli an die Römer und Galater, wie dessen Pastoralbriefe; und über die des Petrus und Johannes. Daneben las er über das Leben Jesu, seine Wunder und Geschichte seines Leidens und seiner Auferstehung; ferner über die evangelischen Perikopen und auch einigemal über die Ethik. Daneben hatte er die Leitung des praktisch-theologischen Seminars, um die jungen werdenden Diener der Kirche für das Amt, das sie erstreben, und besonders für ihre hauptsächlichste Tätigkeit in demselben, für die Predigt als Verkündigung des Evangeliums von Christo, vorzubereiten.

St.s kirchlicher und theologisch-wissenschaftlicher Standpunkt war der des biblischen Theologen, nicht im Sinne Becks mit seinem einseitigen Biblizismus, wohl aber im Sinne Bengels, dessen tiefeindringende Schriftforschung für ihn mustergültig war. Durch Gottes Wort erzogen, von früh an für Gottes Wort begeistert, versenkte er sich für alle Fragen des Lebens, für alle persönlichen wie wissenschaftlichen, für alle kirchlichen und christlichen Fragen und Aufgaben, in die durch die heilige Schrift geoffenbarte Wahrheit. Ich will rühmen des Herrn Wort, was er als Motto über eine der ersten Predigtsammlungen schrieb, war das leuchtende Ziel seines Lebens und Wirkens. Dies Wort, in welchem er lebte und dessen Kraft er an sich erfahren, der Gemeinde als Gottes Kraft zu verkündigen, für die werdenden Diener des Worts in seiner unergründlichen Tiefe aufzuschließen, ihnen zum Leben ins Herz zu senken, daran alle kirchlichen Aufgaben zu beurteilen und zu bestimmen, war seine theologische Lebensstellung. Doch unterschätzte er nicht wie Beck die kirchliche Lehrentwicklung, vielmehr baute er nach den schriftgemäßen Grundsätzen der Reformation Luthers und ihrer Entfaltung in den Bekenntnissen wie in der Theologie der lutherischen Kirche die Schriftwahrheit in ihrer Einheit und nach ihrem Reichtum auf und aus, nicht ohne mit derselben scharfe Kritik an alle einzelnen Lehrfragen anzulegen und die spekulativen Theorien wie alle Vermittelungsbestrehungen zu bekämpfen. Mit grammatisch sprachlicher Genauigkeit sich in den Schrifttext versenkend, brachte er, als Exeget zum Himmelreich gelehrt, reiche, meist bisher unerkannte Schätze, Altes und Neues an das Licht, — als Apologet bekämpfte er mit feinem Scharfsinn die Gegner des von der Schrift bezeugten Lebens Jesu, wie Schleiermacher, David Strauß, Renan und zuletzt Ritschl; mit geistvollem Tiefsinn führte er in die Erkenntnis zur Gottseligkeit hinein; die ganze Schriftwahrheit bot ihm das Licht für das Einzelne und mit neuen aufgedeckten

Gedanken beleuchtete er das Ganze; die Einheit der Schriftwahrheit war ihm der mächtigste Beweis für ihre göttliche Wahrheit und ihren göttlichen Ursprung. Nur um der Schrift in allem die entscheidende Auktorität einzuräumen, wich er von einzelnen lutherischen traditionellen Auffassungen in der Christologie ab und huldigte er der Kenosislehre, was auf seine Auffassung von der Menschwerdung wie von der Versöhnung und der Taufe nicht ohne Einfluß bleiben konnte.

Neben diesen exegetischen, apologetischen und dogmatischen Studien sind es vor allem seine praktisch-theologischen Arbeiten, welche seine Bedeutung auf diesem Gebiet begründet haben. In allen Zweigen der praktischen Theologie hat er neue Anregungen gegeben. Am meisten verdankt ihm die Homiletik — hier ist sein Stern von neuem im Aufgehen begriffen.

St. hat seinerzeit die Schriften des vergessenen Gerhard Hyperius († 1564) der Vergessenheit entrissen; er selbst, der hervorragendste Homilet und Prediger des verflossenen Jahrhunderts, wird nie der Vergessenheit anheimfallen. Mit Recht hat einer seiner Schüler gesagt: »Sein Stern ist noch nicht erloschen, vielmehr im neuen Aufgehen begriffen.«

Schriften.

a) Exegetische:

1. *Disquisitio in epistolae Petri prioris prooemium.* Dissertat. academ. Berol. 1854.
2. Die Parabeln des Herrn. Berlin 1884.
3. Die Rede des Herrn auf dem Berge. Ein Beitrag zur Lösung ihrer Probleme. Berlin 1885.
4. Beiträge zum Verständnis des Johanneischen Evangeliums.
   (1) Das Hohepriesterliche Gebet Jesu Christi. Berlin 1886.
   (2) Das Gespräch Jesu mit der Samariterin. Berlin 1887.
   (3) Die Geschichte der Auferweckung des Lazarus. Berlin 1888.
   (4) Das Nachtgespräch Jesu mit dem Nikodemus. Berlin 1889
   (5) Die Heilung des Blindgeborenen durch Jesum. Berlin 1890.
   (6) Die Aussagen Jesu im zehnten Kapitel des Johannes. Berlin 1891.
   (7) Die Rede Jesu in der Schule zu Capernaum. Berlin 1892.
   (8) Die Scheiderede Jesu an den Kreis der Seinen. Berlin 1893.
5. Studien zum Brief des Paulus an die Römer.
   (1) Der Apostel und das Judentum. Römer 9—11. Berlin 1894.
   (2) Die Paraklese des Paulus an die Christenheit zu Rom. Römer 12—13. Berlin 1895.

b) Apologetische Beiträge:

1. Die Wundertaten des Herrn in bezug auf die neueste Kritik. Berlin 1866. — Die Wundertaten des Herrn zum Erweise des Glaubens erwogen. Berlin 1884.
2. Die Leidensgeschichte des Herrn in bezug auf die neueste Kritik. Berlin 1868. — Die Geschichte der Passion des Herrn in Abwehr des kritischen Angriffs betrachtet. Berlin 1882.
3. Die Auferstehungsgeschichte in bezug auf die neueste Kritik. Berlin 1871. Beilage: Über »Das Leben Jesu« von Renan.
4. Die Geschichte der Geburt des Herrn und seiner ersten Schritte im Leben in bezug auf die neueste Kritik. Beilage: Der Verlauf der öffentlichen Wirksamkeit des Herrn nach den Darstellungen des Matthäus und des Johannes.

c) Beiträge zur Christologie:

1. Die Epiphanien im Leben des Herrn. (Die Taufe, die Versuchung, die Verklärung des Herrn.) Berlin 1880.
2. Die Theophanien im Leben des Herrn. (Der Herr im Vorhof des Tempels, auf den Wogen des Meeres, am Stadttor von Jerusalem.) Berlin 1881.
3. Die Christophanien des Verherrlichten. (Das Gesicht des Protomartyr, das Erlebnis des Verfolgers, die Offenbarung an den letzten der Apostel). Berlin 1882.

d) Beiträge zur praktischen Theologie:

1. Die Topik im Dienste der Predigt. Berlin 1874. Beilage: Die Homiletische Kunstlehre auf dem Grunde der Topik.

2. Der Dekalog als katechetischer Lehrstoff. Berlin 1875.

3. Die Eucharistiefeier und der Kultus. Berlin 1877.

4. Die spezielle Seelsorge in ihrem Verhältnis zur generellen. Berlin 1878. Beilage: 1. Der Gedanke der Arbeitsteilung in der Anwendung auf das geistliche Amt. 2. Die kirchliche Disziplin in dem Organismus der praktischen Theologie.

5. Der Begriff des Kirchenregiments. Berlin 1879. Beilage: 1. Die Organe der landesherrlichen Kirchengewalt. 2. Die landesherrliche Kirchengewalt und die Union.

e) Predigten:

1. Predigten zum besten der Friedrich-Wilhelms-Dennewitz-Anstalt zu Jüterbog. Jüterbog 1841. (Zehn Predigten, als der Verf. Prediger am Kadettenhause zu Kulm war. Die letzte, als Missionspredigt von ihm gehalten 1839, am 2. Juli, als St. noch Hilfsprediger am Seminar zu Wittenberg war.)

2. Ich will rühmen des Herrn Wort. Ps. 56, 11. Geistliche Vorträge. Berlin 1844. (13 Predigten, als St. Pfarrer in Nowawes bei Potsdam war.)

3. Predigten über Evang. St. Johannis 10, 27: Die köstlichen Verheißungen des Heilandes als seine eigenen Tröstungen aufgefaßt. Berlin 1845.

4. Zeugnisse von der Herrlichkeit Jesu Christi. Berlin 1847. (21 Predigten mit beachtenswertem Vorwort).

5. Beiträge zum Schriftverständnis in Predigten. Berlin 1851. (Als Prediger an der Charitékirche in Berlin). Mit beachtenswertem Vorwort. Bd. 1 15 Predigten, Bd. 2 1852 mit 18 Predigten, Bd. 3 als Professor in Breslau 12 Predigten, Bd. 4 1857 mit 18 Predigten. — Diese in mehrfachen meist vermehrten Auflagen, z. B. Bd. 1 1863 mit 20 Predigten.

6. Fest- und Gelegenheitsreden aus den akademischen Gottesdiensten Berlins. Berlin 1862 mit 20 Predigten.

7. Predigten aus den letztvergangenen Jahren. Seinen Zuhörern als Abschiedsgabe. Berlin 1870 mit 9 Predigten.

8. Nach St.s Tode sind aus seinem Nachlaß herausgegehen: Predigten für das ganze Kirchenjahr. Gesammelt und herausgegeben von M. Reyländer (Pastor in Wegeleben). Erster Teil: Die festliche Hälfte des Kirchenjahres. Gütersloh 1902 (38 Predigten); zweiter Teil: Die festlose Hälfte. (Ebendas. 1902 mit 32 Predigten).

9. Für die Passions- und Osterzeit, Erhauliche Vorträge für Laien. Zu seinem Gedächtnis herausgegehen (aus Nachschriften, acht Vorträge).

Außerdem hat er vereinzelte Predigten in Predigtsammlungen veröffentlicht. Einzelne Vorträge sind von ihm: Der Zweifel und die Glaubensgewißheit. Berlin 1876. Ferner: Ostern und Pfingsten. Zwei Festbetrachtungen, im Saal des Kultusministerium 1871 gesprochen. Berlin 1872. Ein neuer Band Predigten ist in Vorbereituug.

Endlich sind aus dem Nachlaß, teils aus seinen handschriftlichen Niederschriften, teils aus Nachschriften von Zuhörern veröffentlicht:

1. Homiletik. Den Freunden St.s dargereicht von M. Reyländer. Leipzig 1901.

2. Der homiletische Gebrauch der evangelischen altkirchlichen Perikopen. Herausgegeben von Reyländer, Leipzig 1902.

Dieselben nach einer später aufgefundenen vollständigen Ausarbeitung St.s: Die altkirchlichen evangelischen Perikopen auf Grund eines Originalmanuskriptes des Verfassers vollständig herausgegeben von Alexander Löwentraut (Friedenau-Berlin 1903), doch sind für sieben darin fehlende Perikopen im Sinne und Geist St.s Ergänzungen des Herausgebers eingefügt.

Endlich eine besonders wertvolle Arbeit sind die von Reyländer veröffentlichten Predigtentwürfe, nach dem Kirchenjahr geordnet (Gütersloh 1903), nach Aufzeichnungen St.s, resp. Nachschriften, wie solche Entwürfe St. den Mitgliedern des homeletischen Seminars nach vorhergegangener Besprechung mitzuteilen pflegte. Hier sind im Anhange die vier vorzüglichen Beiträge aus Pipers evangelischem Kalender über Maria, die Mutter des Herrn, Petrus, die Himmelfahrt Jesu Christi, Gottfried Arnold, wieder zum Abdruck gebracht.

Über St. noch zu vergleichen: Tholuck, Lit. Anzeiger 1845, S. 182ff., Rhenwald. Repertorium 1845, S. 72f., 1846 S. 258f., Sachse, Zeitschr. für Pastoraltheologie 1900, Heft 3 u. 4, von Haupt und vom Unterzeichneten in der Evangelischen Kirchenzeitung 1901, Nr. 5: Erinnerungen an D. Fr. L. Steinmeyer, wie in dem theologischen Literaturblatt 1903, Nr. 8.

Rostock. D. Schulze.

Vorberg, Max Otto, * 11. Januar 1838 zu Magdeburg, † 18. Dezember 1900 als Superintendent in Schöneberg-Berlin. — Nach dem frühen Tode des Vaters, eines Pastors an St. Katharinen in Magdeburg, wurde V. hier im Hause des Justizrats Silberschlag erzogen und erhielt seine weitere Ausbildung auf dem altberühmten Gymnasium und im Alumnat des dortigen Klosters »Unserer lieben Frauen«, dem er zeitlebens ein treues Andenken bewahrt hat. Sein theologisches Studium führte ihn 1857 nach Halle und von dort nach Berlin. Nach Abschluß desselben übernahm er 1862 das Amt eines Erziehers am Kadettenhause in Potsdam, 2 Jahre darauf das eines Hilfspredigers an der Stadtvogtei in Berlin. 1866 schloß er sich als freiwilliger Prediger den in Österreich kämpfenden preußischen Truppen an und war besonders in den Lazaretten in Brünn tätig. So wurde ihm demnächst das Pfarramt der 20. Division in Hannover übertragen, in deren Begleitung er auch den Krieg von 1870/71 in Frankreich miterlebte. Nach der Rückkehr wählte ihn 1871 die Bartholomäusgemeinde in Berlin zu ihrem Prediger; von da aus wurde er 1885 als Superintendent und I. Pfarrer nach Schöneberg berufen. Doch V. ist zeitlebens auch mit den alten Kriegsfreunden in lebhafter Verbindung geblieben; beim Veteranenappell am 4. August 1895 war ihm die Gedenkpredigt übertragen. In besonders nahe Beziehung trat er zu dem Bismarckschen Hause, nachdem er als Kurprediger in Gastein dem Reichskanzler bekannt geworden war; die Trauung der einzigen Tochter des Kanzlerpaares, Marie, mit dem Grafen Rantzau hat V. vollzogen und dem unsterblichen Lebenswerk des Altreichskanzlers ist er auch in widrigen Zeitläufen ein beredter Verteidiger und Bewunderer geblieben. Seiner hervorragenden Begabung als Prediger, dem auch vollendete Formgebung zu Gebote stand, seiner vielseitigen und eifrigen Arbeit im Gemeindepfarramt, an dem sein Herz hing, sowie als Schulinspektor, Mitglied der Provinzial- und Generalsynode ging eine fruchtbare und glückliche literarisch-schriftstellerische Arbeit zur Seite. Schon sein Erstlingswerk: »Heimwärts, eine Geschichte aus unseren Tagen« (1866) erlebte eine 2. Auflage; der historische Roman aus dem Lutherjahre: »Der Lutherhof von Gastein« (1884) wird als bleibend wertvolle Dichtung gerühmt. Als Literarhistoriker hat V. sich sowohl durch die Neuausgabe von K. Barthels »Deutscher Nationalliteratur der Neuzeit« als durch selbständige Werke: »Ein Streifzug durch die moderne Belletristik« (1890), »Die Reformation und die Deutsche klassische Literatur« (1892) u. a. betätigt, besonders aber durch die Weiterführung des von Kögel, Frommel und W. Baur begründeten christlichen Jahrbuchs »Neue Christoterpe« sich in weiten Kreisen bekannt gemacht.

Magdeburg. Kohlschmidt.

Dreyer, Otto, Oberkirchenrat, D. theol., * 4. Dezember 1837 in Hamburg, † 4. Mai 1900 in Meiningen. — Nach vierjährigen Studien (1857—1861) in Halle, Heidelberg und Göttingen hat D. seit 1863 in 28jähriger Tätigkeit als Pfarrer der Augustinerkirche in Gotha und seit 1891 in fast 10jähriger Arbeit als erster Geistlicher der Meiningischen Landeskirche gewirkt und durch seine charaktervolle, vielseitig und harmonisch gebildete Persönlichkeit, freigerichtet, aber tieffromm, voll warmer religiöser Überzeugung und darum auch weitherzig, wo ihm im anderen theologischen Lager aufrichtige religiöse Überzeugungstreue begegnete, sich als Vorkämpfer kirchlich-liberaler Theologie, doch zugleich als Friedensmann im Geiste seines großen Lehrers Richard Rothe bewährt, unver-

gessen nicht nur in den beiden Städten seiner Wirksamkeit, vor allem auch in den Kreisen des »Protestantenvereins« und des »Allgemeinen Protestant. Missionsvereins« (dessen Zentralvorstand er seit seiner Gründung 1884 angehörte) und weit darüber hinaus, wo immer man sein Bemühen, das Evangelium, die Religion Jesu als reine ewige Wahrheit und Lebensmacht ohne engdogmatische Verbildung und Veräußerlichung klarzustellen, hochhielt und darum seine Schrift vom »Undogmatischen Christentum« (1888) als ein erlösendes Wort für viele dankbar begrüßte. Seine praktische Lebensaufgabe insbesondere an den »Gebildeten unter den Verächtern der christl. Wahrheit« war gegründet auf eindringender theologisch und philosophisch-wissenschaftlicher Arbeit, als deren Zeugnisse, neben einem Bande Predigten, gelten dürfen die Abhandlungen: »Fester Glaube und freie Wissenschaft« (1869), »Das einzige Erkennungszeichen religiöser Wahrheiten« (1874), »Das Christentum und der Wunderglaube« (1880); auch die weitere Vertretung und Klarlegung seiner Gedanken in zahlreichen, an sein Werk »Undogmatisches Christentum« sich anschließenden Kontroversen (besonders in der »Protest. Kirchenzeitung«) hat ihm neue Freunde zugeführt. Die theologische Fakultät in Jena ehrte ihn durch Verleihung der Doktorwürde, neben anderen in Anerkennung seiner Tätigkeit für die Karl-Schwarz-Stiftung, die D. wesentlich mit ins Leben gerufen und an deren Bestimmung, durch Preisaufgaben im Geiste der wissenschaftlichen Theologie auch für die Öffentlichkeit zu wirken, er unermüdlich mitgearbeitet hat. Bei seinem Scheiden aus Gotha ernannte ihn die Stadt zu ihrem Ehrenbürger. Sein Begräbnis auf dem herrlich gelegenen Meininger Friedhofe gestaltete sich zu einer Kundgebung treuer Dankbarkeit weit über seine engere Heimat hinaus.

Der Protestant 1900, Nr. 20; Deutsches Protestantenblatt 1900, Nr. 21 u. 22.

Magdeburg. Kohlschmidt.

Beyschlag, Joh. Heinr. Christoph Willibald, * 5. September 1823 in Frankfurt a. M., † 25. November 1900 als Professor der Theologie in Halle a. S. — Nach glücklich verlebter Jugend im Frankfurter Vaterhause, einem Sammelpunkt vielseitiger geistiger und künstlerischer Interessen, bezog B. 17jährig (1840) die Universität der Rheinlande, auf die er auch nach längerem Aufenthalte in Berlin zurückkehrte; in Bonn verband er mit dem Fachstudium der Theologie fleißige philosophische und historische Arbeit, für deren Weiterführung eine fünfjährige Kandidatenzeit in seiner Vaterstadt reichlich Gelegenheit bot. 1849 aber ließ er sich in die rheinpreußische Provinzialkirche aufnehmen und trat nach einem dreivierteljährigen Vikariat in Koblenz 1850 den Posten als Hilfsprediger und Religionslehrer am Gymnasium und der Realschule in Trier an. Dort lernte er aus nächster Nähe und im besonderen Maße den durch die Triumphe im Kölner Kirchenstreit hochgewachsenen Fanatismus der römischen Kirche kennen, gewann aber zugleich tiefen Einblick in die Nöte der evangelischen Diaspora und die Notwendigkeit scharfer protestantischer Abwehr der römischen Angriffsstellung durch Wort und Feder. Seine Erstlingsschrift: »Evangelische Beitrage zu den Gesprächen über Staat und Kirche« — durch General von Radowitz' »Gespräche« usw. veranlaßt — trug ihm einen vom bischöflichen Seminarregens angestrengten Prozeß ein, der indes ergebnislos für die Gegner verlief. Das Jahr 1857 brachte ihm die Berufung als Hofprediger nach Karlsruhe, wo er bald der Mittelpunkt der gegen Strauß und Schenkel gerichteten, theologisch und kirchenpolitisch konservativen Kreise wurde, ohne doch dauernd dort

heimisch zu werden. So war ihm 1860 der Ruf als Professor für praktische Theologie nach Halle willkommen und nach Tholucks Rücktritt übernahm er gern auch die neutestamentlichen Fächer sowie das Amt eines Universitätspredigers. Nachdem er bereits auf dem Altenburger Kirchentage von 1864 durch sein Referat: »Welchen Gewinn sollen wir aus den neusten Behandlungen des Lebens Jesu ziehen?« seine bisherigen »positiven« Parteigänger einigermaßen enttäuscht hatte, da er mancherlei Förderliches in der die Zeit bewegenden theologischen Diskussion anerkannte und überdies auf eine Kritik Schenkels nicht eingetreten war, fand er mehr und mehr seinen rechten Platz als Führer der in der preußischen Landeskirche sich bildenden Mittelpartei, in der sich anfangs der siebziger Jahre Männer gemäßigt konservativer wie liberaler Richtung zu dem großen Werke der neuen Kirchenverfassung zusammenfanden. Insbesondere auf den Generalsynoden von 1875 und 1879 trat er als deren geschickter und begeisterter Wortführer hervor, in energievoller Abwehr der in der sogen. »Hofpredigerpartei« sich sammelnden Vorkämpfer der kirchlichen Reaktion. Im Dienste dieser kirchenpolitischen Arbeit, doch auch zur Vertretung seiner Ideale, in weiten Kreisen der Gebildeten für das Recht und die Bedeutung der religiösen Gedankenwelt auf allen Kulturgebieten klärend und vertiefend zu wirken, begründete er 1876, zunächst im Verein mit seinem eben von Bonn nach Halle übergesiedelten Freunde, Prof. Albrecht Wolters, die »Deutsch-evangelischen Blätter«, die sich bald, insbesondere durch B.s Beiträge und Beleuchtungen der Zeitgeschichte am Schluß eines jeden Heftes, als ein einflußreiches Organ erwiesen, von dem auch die Tagespresse vielfach Notiz nahm und das bald einen überaus tüchtigen Stab von Mitarbeitern um sich scharte. B.s erfolgreiche kirchenpolitische Tätigkeit, seine vielseitige Sachkenntnis, seine glänzende Rednergabe, seine ganze bedeutende und überaus anziehende Persönlichkeit befähigten ihn ebenso bei der 200jährigen Jubelfeier der Hallenser Hochschule 1891 als Rektor, oder im preußischen Herrenhause bei wichtigen Vorlagen als Parlamentsredner, oder bei zahlreichen Vortragsreisen sich seiner Aufgabe aufs glücklichste zu entledigen. Vor allem aber ward ihm in dem 1886 ins Leben gerufenen »Evangelischen Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen« die ihm gern zugewiesene Führerstellung und das wirksame Organ für den eigentlichen Kampf seines Lebens. Hier hat er unermüdlich die unter Leo XIII. wie unter Pius IX. fortschreitende Eroberungstaktik der Romkirche, insbesondere auf deutschem Boden ans Licht gestellt, ist unerschrocken gegen jede Nachgiebigkeit der politischen Machthaber gegenüber dem Ultramontanismus aufgetreten, mahnend und warnend als ein getreuer Eckart seines teuren deutschen Volkes, nicht nur in kernfester und stets schlagfertiger Verteidigung, sondern nicht selten auch in offenem scharfen Frontangriff; und wenn auch vielfach darum angefochten und römischerseits aufs stärkste angegriffen, doch nie verbittert oder verzagt. Nur sein letztes Gedicht: »Vom Gardasee« (18. März 1898, dem zehnjährigen Todestage Kaiser Wilhelms I) klingt angesichts des neuen Kanossagangs der preußischen Regierung in ernster Sorge für sein deutsch-evangelisches Volk tief wehmütig aus. — Von einem schweren Leiden, das umsonst durch eine Operation gehoben werden sollte, hat ein sanfter Tod den edlen Kämpfer zum Frieden geführt. — Wie seine persönliche Wirksamkeit in dem weiten Kreise seiner akademischen Schüler, seiner dankbaren Freunde oder auch nur seiner gelegentlichen Hörer unvergeßlich fortlebt, so war seine gesamte theologisch-wissenschaftliche und übrige literarische

Lebensarbeit eine höchst bedeutsame und ertragreiche; verstand er es doch als Meister des Stils die schwierigsten und verwickeltsten Dinge klar und durchsichtig darzustellen und für die christliche Position auch im Lichte aller Bildungselemente der Zeit den Erweis des Geistes und ihrer Kraft zu führen. Nach letzterer Richtung besonders verdienstlich ist die Sammlung von 12 Vortragen und Abhandlungen »Zur deutsch-christlichen Bildung« (2. Aufl., in überwiegend neuer Auswahl, 1899), sowie seine fünf Predigtsammlungen (1. Aus siebenjähriger Amtsführung in der rheinpreußischen Kirche, 2. Evangel. Predigten aus der Schloßkirche zu Karlsruhe, 3. Akademische Predigten, 4 u. 5. Erkenntnispfade zu Christo), seine Aufsätze: »Zur Verständigung über den christlichen Vorsehungsglauben« (1889), seine Apologie: »Die Religion und die moderne Gesellschaft« (1887), seine »Denk- und Schutzschrift für das evangelische Deutschland« über den »Altkatholizismus« (1883), seine Ergänzung zu Graf Hoensbroechs Streitschrift: Der Ultramontanismus: »Zur Abhilfe gegen die ultramontane Not« (1897). Zur Geschichte des evangelischen Deutschland gibt u. a. seine akademische Gedenkrede 1900: »Deutschland im Laufe des 19. Jahrhunderts« eine geistvolle Charakteristik; die bedeutsame Bewegung zur Bildung eines deutsch-evangelischen Kirchenbundes hat er noch durch sein Referat auf der Jahreskonferenz des Evangelischen Vereins der Provinz Sachsen 1899 über »Das Bedürfnis einer engeren Verbindung der deutschen evangelischen Landeskirchen« wirksam gefördert. Biographische Beiträge zur theologischen und kirchlichen Geschichte des vergangenen Jahrhunderts hat B. in dem Lebensbild seines Lehrers »Karl Immanuel Nitzsch, eine Lichtgestalt aus der neueren deutsch-evangelischen Kirchengeschichte« (2. Aufl. 1882), der Biographie seines frühverstorbenen Bruders Franz »Aus dem Leben eines Frühvollendeten« (7. Aufl. 1895) und den »Erinnerungen an Albrecht Wolters«, seinen hochbegabten Freund (1880), geboten, sowie vor allem in seiner zweibändigen Selbstbiographie: »Aus meinem Leben, Erinnerungen und Erfahrungen der jüngeren und reiferen Jahre« (1896 u. 1899). Dem theologischen Spezialgebiet gehören an seine »Neutestamentliche Theologie« (2. Aufl., 1896), das zweibändige »Leben Jesu« (1. Bd. 3. Aufl., 1893, 2. Bd. 4. Aufl., 1901), sowie seine Auslegung des Lutherischen Katechismus, »Christenlehre« (2. Aufl., 1901); und an kleineren Monographien: »Die Paulinische Theodicee Römer IX—XI« (1868), »Die christliche Gemeindeverfassung im Zeitalter des Neuen Testaments« (1874), »Zur Johanneischen Frage« (1876). Daß daneben auch seine künstlerisch-poetische Natur nach sinnigem Ausdrucke verlangte, bezeugen die »Gesammelten Gedichte: Blütenstrauß vom Lebenswege« (1893) und das Märchen »Godofred« (4. Aufl. 1893). So ist ihm in fruchtbarem Schaffen bis ins späte Alter ein ungewöhnlich reiches Leben beschieden gewesen.

Magdeburg. Kohlschmidt.

Schenkl, Karl, Dr., Professor, Hofrat, * 11. Dezember 1827 in Brünn, † 20. September 1900 in Graz. — Geboren wurde Sch. als Sohn des Gymnasialprofessors Josef Wolfgang Schenkl. Er absolvierte in Brünn die Normalhauptschule, die vier Grammatikal- und zwei Humanitätsklassen sowie die zwei philosophischen Jahrgänge mit ausgezeichnetem Erfolge. Im Herbst 1845 bezog er die Universität in Wien, um sich den juridischen Studien zu widmen, die er trotz der durch das Revolutionsjahr geschaffenen Unterbrechung am 16. Oktober 1849 beendete, nachdem er vorher, am 19. Juni, das Doktordiplom der Philosophie erworben hatte. Berücksichtigt man die Eigenschaften

des Mannes, seine unermüdliche Arbeitskraft und Arbeitslust, seinen Schaffensdrang und Forschungstrieb, wie sie später auf anderem Gebiete zutage traten, so wird man nicht zweifeln, daß Sch. sich auch als Jurist einen ehrenvollen Namen und eine hervorragende Stellung errungen hätte. Allein seine Mission führte anderswohin. Er absolvierte das Jus gerade zu der Zeit, als nach der Reorganisation der österreichischen Gymnasien Hermann Bonitz daran ging, einen tüchtigen Kreis humanistischer Gymnasiallehrer zu sammeln. Mag bei manchem für den Übertritt an die philosophische Fakultät damals die bessere Aussicht eine Rolle gespielt haben, kaum war dies bei Sch. der Fall, als er sich nach absolviertem Jus am 17. Januar 1850 neuerdings in Wien, und zwar an der philosophischen Fakultät inskribieren ließ. Er, der die Liebe zu den klassischen Sprachen als Erbe aus dem Vaterhause mitgenommen hatte, der als Jurist vielfach Zeit fand für ästhetische und kunstgeschichtliche Bestrebungen und das Studium der klassischen Literatur fort und fort gepflegt hatte, folgte sicherlich einem inneren Rufe, als er sich Bonitzens Führung anvertraute. Mit welcher Vorbildung Sch. die philosophischen Studien begann, läßt sich daraus ermessen, daß er schon am 9. Juni 1850 ordentliches Mitglied des philosophischen Seminars, im Herbste desselben Jahres Dozent, d. i. Supplent, der griechischen Sprache am Josefstädter Gymnasium in Wien wurde und am 30. Juli 1851 die Gymnasiallehramtsprüfung mit ausgezeichnetem Erfolge ablegte. Noch in demselben Jahre erfolgte seine Ernennung zum Lehrer am Gymnasium auf der Kleinseite in Prag und alsbald begann sich der künftige Meister anzukündigen, denn schon beteiligte er sich mit fördernder Hand am Weiterbau des neuen Gymnasiums. Trotz großer Stundenzahl und mancherlei Supplierungen erschien 1852 sein »Elementarbuch für die III. und IV. Klasse der Gymnasien des österreichischen Kaiserstaates nach der Grammatik des Prof. Curtius bearbeitet«, ein Buch, dessen Ruf weit über die Grenzen Österreichs hinausgedrungen ist und das heute noch in 17. Auflage die Schule in Österreich, nicht nur die deutsche, beinahe ausschließlich beherrscht. Nicht viel später (1885) erschien zu Wien Sch.s »Chrestomathie aus Xenophon«, ebenfalls ein monumentales Schulbuch, das heute in 12. Auflage im Gebrauche ist. Fügt man dazu das griechisch-deutsche Schulwörterbuch (Wien 1858), das Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen und Lateinischen ins Griechische (Prag 1860) und das deutsch-griechische Schulwörterbuch (Leipzig 1866), so mag man füglich Sch.s Energie bewundern, mit der er neben amtlicher und sonstiger wissenschaftlicher Tätigkeit für die griechische Sprache einen Lehrapparat schuf, dessen Wert und Bedeutung unzweifelhaft feststehen.

Sechs Jahre hatte Sch.s Lehrtätigkeit in Prag gewährt, als ein anderer Ruf an ihn erging. Im Dezember 1857 erfolgte wohl auf Bonitz Veranlassung Sch.s Ernennung zum ordentlichen Professor der klassischen Philologie an der Universität in Innsbruck, wo er im März 1858 das Lehramt antrat. Fünf Jahre wirkte er daselbst so erfolgreich, als es die dortigen, allerdings nicht besonders günstigen Verhältnisse zuließen und wurde dann im Oktober 1863 in derselben Eigenschaft an die Hochschule in Graz berufen, wo sich für seinen rastlosen Geist und seinen energischen Schaffenstrieb ein viel weiteres und günstigeres Feld eröffnete. Auf seine Anregung und sein Betreiben wurden hier 1864 das philologische Seminar, 1866 die philologische Societät und auf seine Initiative hin ein archäologisches Kabinet errichtet. Seine Tätigkeit beschränkte sich nicht auf die philologischen Disziplinen im engeren Sinne,

sondern bei seiner umfassenden Gelehrsamkeit war es ihm möglich, Sanskrit, vergleichende Sprachwissenschaft und archäologische Übungen in den Kreis seiner Lehrtätigkeit einzubeziehen. In Graz lebte Sch. an der Seite einer auf der Höhe seiner Bestrebungen stehenden Gattin, umgeben von drei blühenden, hoffnungsvollen Kindern, auf deren Erziehung und Ausbildung er die größte Sorgfalt verwandte und dabei mit seinem reichen Wissen selbst fördernd eingriff, in Harmonie und Freundschaft mit seinen Amtsgenossen, geehrt und geliebt von seinen Schülern, hochgeachtet in der Gesellschaft, wenn nicht alles täuscht, als glücklicher Mann und sein Name war eng verbunden mit dem der lieblichen Stadt an der Mur. Man kann sich demnach die Aufregung vorstellen, die in der Stadt und namentlich in den Kreisen der Studierenden entstand, als zu Ende des Winters 1875 sich zuerst das Gerücht und dann die bestimmte Kunde verbreitete, Sch. sei an Stelle Vahlens nach Wien berufen worden und habe, nachdem er 1872 eine Berufung nach Straßburg abgelehnt hatte, diesen Ruf angenommen. Mit Trauer sahen wir ihn scheiden und Sch. selbst mag wohl mit gemischten Gefühlen die Stätte verlassen haben, wo es ihm beschieden war wie wenigen, trotz manchen Hemmnissen, wie sie das vielsprachige Österreich mit sich bringt, erfolgreich zu wirken. Nun zählte ihn die erste Universität des Reiches, an der er selbst einst seine Mission empfangen hatte, bald zu ihren Zierden. Fast ein Vierteljahrhundert war es ihm noch gegönnt, für die Wissenschaft und zum Wohle des Vaterlandes zu wirken und dabei der Anerkennung seines Wissens und seiner Verdienste immer weitere Kreise zu ziehen. Sch.s Name wird in der Schulgeschichte Österreichs stets einen der hervorragendsten Plätze einnehmen. Was er in seinen jungen Jahren für die Wiederbelebung der klassischen Sprachen, namentlich der griechischen, geleistet, ist schon angedeutet worden. Aber auch später tauchte während seiner langen akademischen Laufbahn keine Frage auf didaktischem oder pädagogischem Gebiete des Gymnasiums auf, an die er nicht selbst herantrat oder zu deren Untersuchung und Lösung er nicht herangezogen wurde. So nahm er, um nur einiges zu erwähnen, 1858 im Auftrage des Ministeriums an der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner teil und wurde 1870 zum Mitgliede der nach Wien einberufenen Gymnasialenquete ernannt. Seit lange mit der Natur und den Bedürfnissen des Gymnasiums vertraut und durch fortgesetzte Studien auf dem Gebiete des Unterrichtswesens, auch auf dem anderer Staaten, mit scharfem Blicke und sicherem Urteile ausgerüstet, ließ er seit Beginn seiner Lehrtätigkeit in Wien nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen, ohne im Verein »Mittelschule«, so oft es sich um eine wichtigere didaktische oder pädagogische Frage handelte, auf Grund seiner reichen und gereiften Erfahrung ratend und mahnend einzugreifen, und zwar stets in konziliantер und bescheidener Weise. Wenn Sch. endlich von 1891—1898 als Vertreter des Lehrstandes im niederösterreichischen Landesschulrate saß, so konnte nach dem Gesagten für diese Aufgabe wohl nicht leicht eine Persönlichkeit geeigneter sein.

Welche Wertschätzung Sch. als akademischer Lehrer genoß, zeigt, daß er schon 1880 zum Dekan der philosophischen Fakultät in Innsbruck gewählt und 1861 zum alleinigen Examinator aus klassischer Philologie daselbst ernannt wurde. 1865 erfolgte seine Ernennung zum Direktor der Gymnasialprüfungskommission in Graz, 1869/70 war er Rektor der dortigen Universität, zweimal, 1865/66 und 1871/72, Dekan der philosophischen Fakultät und in

Wien finden wir ihn von 1884—1896 als Direktorstellvertreter und von da ab als Direktor der Wiener Gymnasialprüfungskommission. Die Schätzung Sch.s als Gelehrten ergibt sich daraus, daß er schon 1863 zum korrespondierenden, 1868 zum wirklichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Wien ernannt wurde, daß ferner wohl kaum eine Frage oder ein Unternehmen, das mit seiner wissenschaftlichen Richtung zusammenhing, auftauchte oder in Angriff genommen wurde, wozu er nicht herangezogen worden wäre. So wurde er 1864 in die Kommission gewählt zur Herausgabe eines Korpus kritisch berichtigter Texte der lateinischen Kirchenväter, 1873 in die Kommission für die Veranstaltung einer Herausgabe der griechischen Grabreliefs. Sofort nach seiner Berufung nach Wien wurde er Mitredakteur der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, begründete vier Jahre später mit Dr. Wilhelm Ritter von Hartel die erste Fachzeitschrift für klassische Philologie in Österreich »Wiener Studien« und seit 1886/87 leitete er im Verein mit demselben Gelehrten die Sammlung und Herausgabe der *Dissertationes philologae Vindobonenses*. Um hier gleich Sch.s Bedeutung als Mitarbeiter der genannten Zeitschriften zu würdigen, sei es gestattet, die Worte Ziwsas anzuführen: »Kaum zu übersehen ist die Zahl der Beiträge, die für beide Zeitschriften im Laufe eines Vierteljahrhunderts aus Sch.s Feder flossen und durch ihre Angehörigkeit an die verschiedenen Gebiete der klassischen Altertumswissenschaft bezeugen, wie ausgedehnt das Forschungsgebiet des Gelehrten, wie rege sein Interesse an den Fortschritten und Errungenschaften der philologischen Wissenschaften war.« Weiter wurde Sch. im Jahre 1890 in der k. Akademie der Wissenschaften zum Obmann der Kommission für archäologiscbe Erforschung Kleinasiens, 1891 in die Kommission für die Herausgabe von Quellenschriften der indischen Lexikographie, 1893 in die Kommission für die Vorarbeiten zur Herausgabe eines *Thesaurus linguae Latinae*, 1897 in die Kommission zur Untersuchung der orientalischen, meist arabischen Übersetzungen griechischer Literaturwerke gewählt und anfangs 1899 erfolgte seine Berufung als Mitglied in das österreichische archäologische Institut, an dessen Begründung er lebhaften Anteil genommen hatte. (Vgl. O. Benndorfs Nachruf, Jahreshefte d. öst. archäol. Instituts, III, S. 223.)

Bedenkt man, daß Sch. bei alledem auch noch, anfangs mit Kvíčala, später allein die Redaktion der *Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum* des Tempskyschen Verlages besorgte, so könnte man glauben, daß er durch dies alles in Verbindung mit seinen Amtsgeschäften vollauf in Anspruch genommen worden sei. Das wäre ein Irrtum, denn bei seiner Selbstlosigkeit zögerte er trotzdem nie einen Augenblick, auch sonst sich zur Verfügung zu stellen, wenn man seiner bedurfte. So übernahm er wiederholt in bereitwilligster Weise den Vorsitz bei Maturitätsprüfungen und versah dieses für einen Mann in vorgerücktem Alter immerhin beschwerliche Amt im Sommertermin am Gymnasium der k. k. Theresianischen Akademie in Wien ununterbrochen von 1886 bis 1899. Man wird diese Opferwilligkeit und Selbstüberwindung umsomehr würdigen, wenn man erwägt, daß Sch. sich in den letzten Lebensjahren keineswegs mehr jener guten Gesundheit erfreute wie in früheren Zeiten, sondern wiederholt von schmerzhaften Leiden heimgesucht wurde. Überblickt man die Vielseitigkeit, nach der Sch.s Tätigkeit in Anspruch genommen wurde, so staunt man über die Fülle der Zeit, die er für wissenschaftliche Arbeiten erübrigte, deren Ergebnisse bis hart an sein Lebensende heranreichen. Der Raum gestattet nicht, seine schriftstellerische Tätigkeit

ganz nach Gebühr zu würdigen. Es sollen hier nur größere Schriften und Werke Erwähnung finden. Außer dem Programm »Kritische und erklärende Anmerkungen zu den Trachinierinnen des Sophokles«, Prag 1853, denen sich später »Kritische Bemerkungen zu Sophokles (Oed. Tyr. und Phil.), ZfdöG. XI, 178 ff. und XXI, 697 ff. und »Beiträge zur Erklärung und Kritik des Sophokleischen Oedipus auf Kolonos«, Philol. XVIII, 29ff. und 229ff. anschlossen, erschienen von ihm außer den bereits genannten Werken *Orestis tragoedia*, Prag 1867, *Xenophontis opera* und zwar *Anabasis*, Berlin 1869 und *Libri Socratici*, Berlin 1876, mit knappem handschriftlichem Apparate, Xenophontische Studien (Sitzungsbb. der phil.-hist. Klasse d. k. Akad. d. Wissenschaften B. LX, LXXX und LXXXIII), *Valerii Flacci Argonauticon libri VIII*, Berlin 1871, Studien zu den *Argonautica* des Valerius Flaccus, Wien 1871 (Sitzungsbb. etc. B. LVIII). Ferner gab er heraus des Claudius Marius Victor *Alethia* und den Vergilianischen *Cento* der Proba im XVI. Bd. des Wiener Korpus lateinischer Kirchenväter (Wien 1888) und im XXXII. Bd. die Schriften des heiligen Ambrosius (Wien 1896), ein Werk, das unvollendet bleiben sollte. Der V. Band der *Autores antiquissimi Monumenta Germaniae historica* enthält seine *Opuscula Ausonii* (Berlin 1883) und im Verein mit Otto Benndorf gab er die *Imagines* des älteren Philostratus heraus (Leipzig 1893). Hinsichtlich der sonstigen, reichen literarischen Tätigkeit Sch.s muß auf Hauler (s. u. Quelle) verwiesen werden.

Mochte diese ausgebreitete und intensive Tätigkeit Sch.s im Dienste des Vaterlandes und der Wissenschaft für ihn selbst auch noch so sehr den Charakter des Selbstverständlichen tragen, an kompetenter Stelle mußte man ihn und seine Leistungen mit anderen Augen betrachten und diese Würdigung fand ihren Ausdruck darin, daß er 1873 zum Regierungsrat ernannt und 1882 ihm der Titel und Charakter eines Hofrates verliehen wurde. Als er sich dann am Schlusse des Schuljahres 1899 in den bleibenden Ruhestand begab, wurde er für seine langjährige, verdienstvolle Wirksamkeit auf wissenschaftlichem und lehramtlichem Gebiete durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Leopold-Ordens ausgezeichnet. Eine andere Ehrung aber, eigentümlich in ihrer Art, weil sie spontan von den Herzen ausging, die Sch. verehrten und für ihn schlugen, und die wohl nicht oft ihresgleichen gefunden hat, ward ihm nicht ganz zwei Jahre vorher zu seinem siebzigsten Geburtstage im kleinen Festsaale der Wiener Universität zuteil. Erschienen waren Sektionschef Dr. Ritter von Hartel, der Vizepräsident des Landesschulrates Dr. Wolf, der Vizepräsident der k. Akademie der Wissenschaften Prof. Dr. Sueß, der Rektor der Wiener Universität Hofrat Dr. Toldt, die Dekane der Fakultäten. Der Saal selbst war dicht besetzt von Universitätsprofessoren, Landesschulinspektoren, Direktoren und Professoren der Mittelschulen und einer großen Anzahl von Studenten, Freunden und Verehrern Sch.s; auch mehrere Frauen waren anwesend. Der Bericht über diese Festfeier findet sich in der Zeitschrift f. d. öst. Gymnasien 1897, S. 1151 f. und Ziwsa sagt darüber: »Am 11. Dezember 1897 ward ihm vor einer glänzenden Versammlung eine lateinische Glückwunschadresse überreicht, die nahezu 700 Unterschriften trug. Aus 125 österreichischen Gymnasien, darunter 30 mit nicht deutscher Unterrichtssprache, aus 9 Realschulen, den Universitäten beider Reichshälften und des deutschen Reiches, aus Griechenland, Italien und England hatten sich freudig bewegte Teilnehmer gemeldet, denen sich auch mehrere Frauen anschlossen in dankbarer Erinnerung an die Unterweisung, die sie einst von

Sch. genossen hatten. Zugleich ward dem Jubilar eine silberne Athenastatuette nach einem in der Wiener k. Antikensammlung bewahrten Originale verehrt, deren silberverzierter Marmorsockel ein sprechend ähnliches Porträtmedaillon des Gefeierten trug. Tief gerührt nahm er die Ehrengabe entgegen, die ein Weihgeschenk in seiner Familie bleiben werde, und versicherte, alles, was er bisher geleistet habe oder noch leisten werde, wolle er bescheiden der Athena zu Füßen legen. Die letzte Ehrung, die Sch. nach seinem Übertritt in den bleibenden Ruhestand zuteil wurde, war die Erneuerung seines Doktordiplomes durch die Wiener Universität und es berührt eigentümlich, daß er auch bei seinem Scheiden aus dem Lehramte noch als Bonitzens Erbe erscheinen sollte. Er wurde nämlich bei dieser Gelegenheit von der Abordnung der Universität mit dem Ehrentitel begrüßt, der einst Bonitz zugedacht war, als *Praeceptor Austriae.*

So viel über Sch. als Schulmann und Gelehrten; der Schluß möge Sch. als Menschen gewidmet sein. Sch. war ein guter Mann in des Wortes edelster Bedeutung. Seine Bescheidenheit nahm mit dem Wachstum und der Anerkennung seiner Bedeutung zu. Im Verkehre mit ihm hörte ich ihn über andere nur Gutes reden. Gerne sprach er sich über Bedeutung und Verdienste anderer anerkennend aus und konnte er nicht loben, so wahrte er Zurückhaltung oder Schweigen. Dies scheint selbst dann der Fall gewesen zu sein, wenn sein gutes Herz sich bedrückt fühlte, wie ich aus einer Äußerung, die ihm einmal entschlüpfte, schließen zu dürfen glaube. Selbst in leidendem Zustande liebenswürdig, machte es ihm stets Freude, andern einen Dienst erweisen zu können. Eine Unterhaltung mit ihm, selbst wenn sie heitere Färbung trug, entbehrte nie des ernsten Hintergrundes und war stets darnach angetan, daß man aus seinem reichen Wissen etwas schöpfen konnte. Bei seiner Güte und Milde konnten ihn nur Mangel an Pflichtgefühl, Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit in Aufregung versetzen und dies erklärt vielleicht zur Genüge, warum er gelegentlich als strenger Prüfer erscheinen konnte. Allein auch in solchem Zustande gab es meines Wissens nie eine sarkastische oder verletzende Bemerkung, sondern was er sagte, verfolgte einzig den Zweck der Besserung. Von seiner Herzensgüte erlebte ich ein Beispiel an mir selbst. Es war 1874, als ich nach längerer Tätigkeit als Erzieher unter ihm in Graz meine Studien zum Abschluß bringen wollte. Mit einigen anderen betrat ich den Hörsaal, als Sch., ein Muster der Pünktlichkeit, die Vorlesung bereits begonnen hatte. Dadurch sowie durch die scheinbare Überfüllung des Saales entmutigt, wollten wir uns wieder zurückziehen. Sch. wäre berechtigt gewesen, über die Störung ungehalten zu sein oder uns wenigstens zu ignorieren. Anstatt dessen rief er in freundlichster Weise: »Kommen Sie nur! Alle haben wir Platz, wenn wir Geduld mit einander haben«. Ja, er hatte die Güte, selbst eine Stelle zu bezeichnen, wo wir Platz nehmen konnten. Dann setzte er, als ob nichts geschehen wäre, seinen Vortrag fort. Diese väterlich milden Worte waren die ersten, die ich aus Sch.s Mund vernahm und sie wurden vielleicht bestimmend für mein Leben; denn durch sie war mein Vertrauen zu ihm und meine Liebe sofort begründet. Ein gütiges Geschick fügte es, daß ich in späteren Jahren des öftern namentlich bei Maturitätsprüfungen mit Sch. verkehren sollte. Und je länger dieser Verkehr währte, je intimer er sich durch Sch.s Güte gestaltete, desto mehr steigerte sich in mir das Bewußtsein, daß ich Sch. wie einen lieben Vater verehren müsse. Dieses Bewußtsein stellt sich ein, so oft meine Blicke

auf sein Bildnis fallen, dieses Bewußtsein wird mich bis zur Grenze meines Lebens begleiten und ich bin überzeugt, daß viele ähnlich fühlen. Herb ist es, den Hingang eines solchen Mannes betrauern zu müssen. Da sich aber an den Gesetzen der Natur nichts ändern läßt, so liegt wenigstens ein Trost in dem Bewußtsein, mit einem so guten Menschen gelebt und an den leuchtenden Tugenden seines von der Antike geläuterten Geistes sich gesonnt zu haben.

Karl Ziwsa, Österreichische Mittelschule XV, 1 ff. — Eduard Hauler, Ztschr. für die österr. Gymnasien Bd. LI (1900), S. 1057 ff. Franz Zöchbauer.

Krafft, Adolf, Privatlehrer und Stenographielehrer, * 13. Juni 1859 zu Nürnberg, als Sohn von Prof. Theodor Krafft (siehe diesen), † 21. März 1900 daselbst. — K. ließ sich nach vollendeten Universitätsstudien in Nürnberg als Privatlehrer für neuere Sprachen nieder, wurde 1886 Lehrer der Stenographie an den Nürnberger Gymnasien, und als solcher 1898 fest angestellt, hielt er auch seit 1891 an der Universität Erlangen Vorlesungen über Stenographie. Er beteiligte sich eifrig an der Propaganda für die Gabelsbergersche Stenographie, war seit 1894 Bundesvertreter im Gesamtausschuß der Gabelsbergerschen Schule und gab 1895 den von seinem Vater verfaßten »Leitfaden der Stenographie« in 4. neubearbeiteter Auflage heraus.

Deutsche Stenographen-Ztg., Wolfenbüttel, 1900, Nr. 7. C. Johnen.

Krafft, Theodor, Kgl. Gymnasialprofessor, * 18. Oktober 1828 in Ansbach, † 23. Januar 1900 in Nürnberg. — K. wurde 1850 Assistent und 1854 Lehrer der Gabelsbergerschen Stenographie am Gymnasium zu Nürnberg, 1876 Gymnasialprofessor daselbst, aber schon 1879 wegen eines Augenleidens in den Ruhestand versetzt. In der stenographischen Bewegung trat K. 1857 durch die Gründung der Zeitschrift »Magazin für Stenographie« hervor, die er 1857 bis 1861 und 1865—1867 redigierte und die auf die Fortbildung der Gabelsbergerschen und überhaupt der deutschen Stenographie von Einfluß wurde. Auch wurde er 1865 zum Mitglied des Systemausschusses der Gabelsbergerschen Schule gewählt und stellte bei demselben einen viel erörterten Antrag über die Vertauschung der Zeichen für z und tsch im Gabelsbergerschen Alphabet. Er veröffentlichte 1858 einen Leitfaden für Stenographie, den sein Sohn Adolf (siehe o.) 1895 in 4. Auflage neu herausgab.

Deutsche Stenographen-Ztg., Wolfenbüttel 1900, Nr. 4. C. Johnen.

Krieg, Heinrich, Vorstand des Kgl. stenographischen Institutes zu Dresden, * 18. Juni 1835 im Schloß Prowehren in Ostpreußen, † 10. Februar 1900 zu Dresden. — K. erhielt seine wissenschaftliche Bildung durch Privatunterricht und Besuch der Universität in Königsberg. An dieser wurde er 1860 Lehrer der Gabelsbergerschen Stenographie und hielt auch Vorträge über Tironische Noten. Er gründete 1861 den Gabelsbergerschen Zentralverein für Ost- und Westpreußen, und leitete diesen, bis er 1865 an das Kgl. stenographische Institut in Dresden, an Stelle des verstorbenen Prof. Ratzsch, berufen wurde. 1867 erhielt er den Titel Professor, wurde 1878 an Stelle Heydes Vorstand des Instituts, 1886 zum Regierungsrat und 1889 zum Oberregierungsrat ernannt. Neben der umsichtigen Leitung des Instituts, dem die Aufnahme der Dresdner Kammerverhandlungen, sowie der Unterricht und die wissenschaftliche Pflege der Stenographie obliegt, beteiligte er sich lebhaft und mit allen

Mitteln seiner Stellung an der Verbreitung und Förderung der Gabelsbergerschen Stenographie; so war er Vorsitzender des sächsischen Gesamtvereins und Vorsitzender des 1891 gewählten Gesamtausschusses der Gabelsbergerschen Schule; ferner übernahm das Institut 1896 die Geschäftsleitung des internationalen Stenographenverbandes (Gabelsberger). Die ganze Tätigkeit K.s war von dem Bestreben getragen, die Gabelsbergersche Korrespondenzschrift zum »Gemeingut des gesamten Volkes« zu machen. Seit 1882 war er Stadtverordneter und meist Schriftführer des Kollegiums.

K. veröffentlichte eine größere Anzahl von Lehr- und Lesebüchern für die Gabelsbergersche Stenographie, u. a. ein Lehrbuch (1871, 37. Aufl. 1899), Unterrichtstafeln (43. Aufl. 1899), Unterrichtsbriefe (1895); ferner verfaßte er eine Übersicht über die Geschichte der Stenographie mit vielen Schriftproben im »Katechismus der Stenographie« (Leipzig, 1878, 3. Aufl. 1900); sodann sei noch die 1874 im Auftrage der Reichspostverwaltung verfaßte »Poststenographie« erwähnt. Er übertrug die Gabelsbergersche Stenographie 1880 auf die französische und 1890 auf die spanische Sprache. 1869 gab er in Gemeinschaft mit Prof. Zeibig das »Panstenographikon, Zeitschrift für Kunde der stenographischen Systeme aller Nationen« heraus, von dem ein Band erschienen ist; von 1878 ab redigierte er das »Korrespondenzblatt« des stenographischen Institutes, das er auch meist selbst in schöner kleiner Schrift autographierte.

Quellen: Neue Illustrierte Zeitung f. Gabelsb. Stenographie 1891, Nr. 3; Korrespondenzbl. des stenogr. Instituts 1900, Nr. 3; Deutsche Stenograph.-Ztg. 1900, Nr. 5.

C. Johnen.

Oppermann, Eduard, Mitglied des Kgl. stenographischen Instituts in Dresden, * 15. August 1841 in Gießen, † 28. Dezember 1900 in Dresden. — O. wurde nach kurzem Besuch der Universität Gießen und der Kunstakademie in Düsseldorf 1862 Stenograph der II. Kammer zu Darmstadt und 1865 Mitglied des stenographischen Instituts in Dresden, dessen stellvertretender Vorstand er seit 1897 war; 1880 wurde er zum Professor, im April 1900 zum Hofrat ernannt. Er war ein ausgezeichneter Praktiker, Lehrer und Theoretiker des Gabelsbergerschen Stenographiesystems, und veröffentlichte »Abwege der Satzkürzung« (Dresden 1894) und »Das Gabelsbergersche System, Wortbildung und Wortkürzung nach den Beschlüssen des 5. Stenographentages« (Leipzig 1895), sowie mehrere wertvolle Aufsätze im Dresdener Korrespondenzblatt (z. B. »Zum 25jährigen Jubiläum der Dresdener Beschlüsse« im Jahrgang 1883 das.).

Korrespondenzblatt des kgl. stenographischen Instituts, Dresden, 46. Jahrg. 1901, Nr. 2.

C. Johnen.

Purtscheller, Ludwig, Turnlehrer und Alpinist; * 6. Oktober 1849 zu Innsbruck, † 3. März 1900 zu Bern. — Aus schlichten Verhältnissen hervorgehend, lange durch widrige äußere Verhältnisse niedergehalten, rang sich P. zum besten Kenner der gesamten Alpenkette, zum ersten Bergsteiger seiner Zeit und einer der beliebtesten alpinen Schriftsteller empor. So recht ein Beispiel deutscher Zähigkeit und Energie erscheint er uns, wenn wir seinen Lebenslauf betrachten. Als Sohn eines unbemittelten Steuerbeamten wurde er so rasch als möglich ins Verdienen geschickt; gleich nach Absolvierung der Realschule mußte er eine Stelle bei der Bleiberger Bergwerksunternehmung in Villach annehmen, welche ihm aber eine, seiner innersten Natur

widerstrebende Bureauarbeit auferlegte. Nach gleichwohl treu erfüllter Tagespflicht setzte er sich abends hinter die Bücher, um sich zum Berufe eines — Turnlehrers vorzubereiten; sein außergewöhnlich kräftiger und beweglicher Körper ließ ihn dazu besonders befähigt erscheinen. Als er sich theoretisch hinlänglich fest glaubte, ging er nach Graz; nach zurückgelegtem Kurse und sehr gut bestandener Prüfung, wurde er 1872 als Turnlehrer in Klagenfurt angestellt. Von nun an benutzte er jeden freien Tag zu Ausflügen in die Umgebungen dieser zwischen großen Gebirgsgruppen gelegenen Stadt. Die Karawanken, die Steiner- und Julischen Alpen, die Niederen und Hohen Tauern, die Sau- und Koralpen wurden von ihm fleißig durchwandert, doch war er trotz mehrfacher Aufforderungen nicht zu bewegen, etwas über seine Touren zu veröffentlichen; er legte eben an sich und seine Leistungen stets einen strengeren Maßstab, als an andere Leute an. Erst 1882 wurde er überredet, neue, von ihm in den Stubayeralpen ausgeführte Touren für die Mitteilungen des D. und O. Alpen-Vereines zu schildern.

Zwei Jahre blieb P. in Klagenfurt, dann übersiedelte er nach Salzburg, wo ihm die Stelle eines k. k. Turnlehrers an der Lehrerbildungsanstalt verliehen worden war. Hier sehen wir ihn, wie er mit dem besten Erfolge durch 25 Jahre in seinem Fache wirkt, wie er in und außer der Schule als leuchtendes Muster von Pflichttreue und tadelloser Lebensführung sich die Liebe und Achtung seiner Kollegen und Schüler, ja der ganzen Bevölkerung zu erringen weiß. Von hier aus durchforschte er die Salzburger, Steirischen, Oberösterreicher und Tiroler Alpen, auch das unscheinbarste, weltvergessenste Tälchen entging seinem Auge nicht und manche Gemeinde verdankt ihren heute blühenden Touristenverkehr seiner nimmermüden Propaganda in Wort und Schrift; in manche kleine Sektion des gewaltigen Deutschen und Österreichischen Alpenvereins trug er durch öftere Besuche und Abhaltung von Vorträgen den belebenden Hauch hinein, bis das Interesse der betreffenden Kreise genugsam geweckt erschien. Im Jahre 1883 ging er das erste Mal in die Schweiz, von da an durchstreifte er dieselbe nebst dem italienischen und französischen Alpengebiete fast alljährlich in den großen Sommerferien, ohne aber deshalb seinen geliebten Tirolerbergen untreu zu werden. Überall erstieg er noch unbetretene Gipfel, eröffnete neue Routen auf schon bekannte Berge und legte die Resultate seiner Forschungen in einer großen Anzahl gehaltvoller, farbenprächtiger, von edelster Begeisterung für die Berge und echter Liebe zur gesamten Alpennatur zeugenden Schriften nieder. Sein Name war damals schon als der des besten deutschen Alpinisten bekannt, und es darf uns nicht Wunder nehmen, daß er 1889 vom Dr. Hans Meyer aufgefordert wurde, ihn auf seiner Expedition ins Hochgebirge Afrikas zu begleiten. P. rechtfertigte diese Wahl glänzend, und es war in erster Linie sein Verdienst, daß der höchste Gipfel des dunkeln Kontinents, der gewaltige Kilimandscharo, erreicht wurde. Noch ein Jahr mußte er auf einen Besuch seiner geliebten Alpen verzichten, als ihn 1891 Dr. Gottfried Merzbacher zu einer Reise in den Kaukasus einlud. Auch hier pflückte P. die schönsten Lorbeern, indem verschiedene Erstlingstouren glücklich ausgeführt wurden. 1895 vermählte sich P. mit Fräulein Hedwig von Helmreichen; einem blühenden Töchterlein folgte leider kein Stammhalter. Zu seiner großen Überraschung wurde er im Jahre darauf zum Ehrenmitgliede der Sektion Weißenstein des S. A. C. und des *Club Alpin français* ernannt. Ebenso ersprießlich wie seine praktische Tätigkeit als Bergsteiger war seine schriftstellerische. Hunderte

und tausende von Bewohnern des Flachlands wurden durch seine glänzend geschriebenen Artikel zum Besuche vernachlässigter Gegenden bewogen. Die »Mitteilungen« und »Zeitschrift« des D. u. Ö. A. V., die Österr. Alpen-Zeitung, das Jahrbuch des S. A. C., das Annuario des italienischen Alpenklubs, daneben eine große Anzahl belletristischer und auch wissenschaftlicher Journale verdanken P. wertvolle Beiträge. Außerdem war er Mitarbeiter fast aller Alpenführer und besonders in dem vom Bibliographischen Institute in Leipzig herausgebenen »Hochtourist in den Ostalpen« hat er sich im Vereine mit seinem langjährigen Freunde Heinrich Heß ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Der D. u. Ö. A. V. wußte auch gut, was er tat, wenn er in dem gewaltigen Werke »Die Erschließung der Ostalpen« P. die Abfassung der Kapitel »Die Salzburger Kalkalpen« und »Die Stubayer Gruppe« übertrug. Desgleichen wurde ihm die vielbeneidete Ehre zuteil, in der vom obengenannten Vereine zur Feier seines 25jährigen Bestandes herausgegebenen Festschrift den Aufsatz über die Entwicklung des Alpinismus abfassen zu dürfen; P. entledigte sich beider Aufgaben in ganz hervorragend tüchtiger Weise und verdiente sich damit den unauslöschlichen Dank des Vereins.

Am 25. August 1899 wurde P. beim Abstiege von der Aiguille du Dru bei Chamonix von einem seiner Begleiter, dem der Pickel gebrochen war in die Tiefe geschleudert, wobei er einen schweren Armbruch erlitt; leider entbehrte er anfänglich in Genf der richtigen Behandlung, dann aber besserte sich sein Zustand in Bern unter ausgezeichnet fachmännischer Pflege so sehr, daß, nachdem mehrmals das Schlimmste befürchtet worden war, seine Freunde sich Ende Februar rüsteten, um ihn endlich nach der Heimat zu bringen. Da befiel den durch Narkosen, chirurgische Eingriffe aller Art, Blutverluste und dgl. arg geschwächten Mann eine bösartige Influenza, der sein herabgekommener Körper nicht mehr den gehörigen Widerstand zu leisten vermochte. Ein ehemaliger Schüler und glühender Verehrer konnte nur mehr die entseelte Hülle nach der Heimat bringen. P. ruht am Salzburger Friedhofe. Der würdige Leichenstein zeigt sein wohlgetroffenes Reliefbildnis.

Das wären so die Hauptdaten seines leider so kurzen Erdenwallens und es möge dem Verfasser dieser Skizze, der das Glück hatte, ein Dezennium mit P. durch alle Teile der ewigen Alpen zu streifen, vergönnt sein, einige persönliche Eigenschaften des verewigten Freundes näher zu betrachten. Der Grundzug des ganzen Wesens P.s dürfte in seiner ganz seltenen Bescheidenheit und Bedürfnislosigkeit zu finden sein. Wie hätte wohl so mancher Alpinist sich in Szene gesetzt oder setzen lassen, wenn ihm solche Erfolge geblüht hätten! Hatte P. doch weit über 1500 côtierte Gipfel bestiegen, darunter in den Alpen fast ein halbes Hundert Höhen über 4000 m. Trotzdem er bei allen schwierigen und neuen Unternehmungen den Plan machte, überließ er doch sehr oft anderen den Ruhm der literarischen Ausbeutung. Beim Marsche war stets er es, der den vordersten schlimmsten Platz innehatte, im Abstiege war es ebenso selbstverständlich, daß P. den letzten, verantwortungsreichsten Posten besetzte. Kam man in eine Klubhütte, so holte er das nötige Wasser herbei, schnitzte die kleinen Spähne, wusch später die russigen Töpfe blank und ruhte nicht, bis auch für den nächsten Morgen alle Vorkehrungen getroffen waren; dann erst gab er sich der Ruhe hin. Wenn er dann mit Gefährten in eine Talstation eingerückt war, und man dem Gehaben und den Erzählungen der Gesellschaft seine Aufmerksamkeit lieh, so hätte ein Unkundiger wohl zuletzt in P. den unbestrittenen Matador her-

ausgefunden. Köstlich war es oft anzusehen, wenn P. Dinge selber verrichtete, wegen welcher andere die elektrische Klingel ein Dutzend Mal in Bewegung gesetzt hätten, und wenn er schließlich die Hôtelbediensteten förmlich um Entschuldigung bat, daß er die eine oder andere Handreichung verlangt hatte. Das Leben war mit dem stets hilfsbereiten, edeldenkenden Manne so gar nicht glimpflich umgesprungen, er hatte sich die meisten jener Kenntnisse, die ein anderer sozusagen schon aus der Familie mitbringt, erst mühsam bei der Studierlampe erwerben müssen.

Ganz abgesehen von seiner gründlichen Fachbildung zeigte P. eine staunenswerte Belesenheit in historischer, geographischer, botanischer, geologischer und auch philosophischer Beziehung. Im Maderanertale traf P. einmal mit Prof. Heim aus Zürich zusammen, und der Gelehrte konnte sich nicht genug über die geologischen Kenntnisse dieses Turnlehrers verwundern. Ungemein sicher war auch sein politisches Urteil, und Schreiber dieses erinnert sich mehr als einer Prophezeiung, die ein Dezennium darnach pomphaft in Erfüllung ging.

Da P. einen Teil seiner Realstudien in Rovereto absolviert hatte, war er des Italienischen in Wort und Schrift trefflich mächtig; mit eisernem Fleiße eignete er sich später das Französische und Englische autodidaktisch an. Sprichwörtlich war seine Genügsamkeit. Davon nur ein auch in weiteren Kreisen bekannt gewordenes Beispiel. Man war spät abends von Salzburg abgefahren, von Mitternacht an bis gegen 9 Uhr vormittags hatte die Besteigung des Berges gedauert und gegen 4 Uhr nachmittags kam man wieder ins Tal hinab; da der Abgang des Zuges erst in einer halben Stunde stattfand, schlug P.s Begleiter den Besuch eines Gasthauses vor. Da richtete sich jener hoch auf, und sprach die berühmt gewordenen Worte: »Ja haben Sie denn heute noch nicht genug Genüsse gehabt?« Er, der mit einigen Bissen Brot, Wurst und, wenn er es gar gut hatte, Chokolade, dazu Quellwasser tagelang sein Auskommen fand, konnte sich in die heutige Welt mit ihrem raffinierten Überflusse nur schwer schicken.

Wenn es etwas gab, was seinen Mut, seine Ausdauer, Geschicklichkeit und Unverdrossenheit übertraf, so war es seine Vorsicht und nur ein gänzlich von außerhalb seiner Person kommendes Mißgeschick konnte den Helden zu Fall bringen. Dr. Karl Blodig.

Knoll, Philipp, Hofrat, o. ö. Universitätsprofessor der allgemeinen und experimentellen Pathologie, * 4. Juli 1841 in Karlsbad, † 31. Januar 1900 in Wien. — K.'s Vater war ein wohlhabender angesehener Kaufmann in Karlsbad; von seiner Mutter, Luise Gegenbauer, Tochter eines Teplitzer Badearztes, einer feinsinnigen, für alles Schöne und Edle empfänglichen Frau von vorzüglicher musikalischer Begabung erbte er sein ideales Streben und seine Vorliebe für Musik, welche er schon in jungen Jahren als Violinspieler in bemerkenswerter Weise pflegte. In seinem Elternhause, in welchem hervorragende Vertreter der Kunst und Literatur verkehrten, genoß er eine sorgfältige Erziehung und fand frühzeitig viel geistige Anregung.

Nach Absolvierung des Gymnasiums in Prag und Eger begann er 1858 das Studium der Medizin an der Universität in Prag, betrieb aber nebenbei Philosophie, Geschichte und Musik. Als eifriges Mitglied der Lesehalle der deutschen Studenten trat er gelegentlich der Schillerfeier am 10. November 1861 das erstemal als Redner öffentlich auf. Nachdem er am 17. Dezember 1864

zum Doktor der gesamten Heilkunde promoviert worden war, betätigte er sich von 1865—68 als Assistent an der ersten medizinischen Klinik bei Professor Anton von Jaksch und benutzte die Ferien 1866 und 1867, um im physiologischen Institute von Dr. Eckhard, Professor der Anatomie und Physiologie in Gießen, zu arbeiten, dessen Assistent er 1868—70 war, während welcher Zeit er sich daselbst für Physiologie habilitierte. Familienverhältnisse halber nach Prag zurückgekehrt, habilitierte er sich neuerdings und zwar für innere Medizin und beschäftigte sich im physiologischen Institute von Professor E. Hering mit experimentellen Untersuchungen. Wiederholt supplierte er den durch Krankheit behinderten Professor Dr. Waller, an dessen Stelle er 1872 zum außerordentlichen Professor für experimentelle Pathologie ernannt wurde.

Im Jahre 1878 erhielt er einen Ruf nach Gießen als Ordinarius der inneren Klinik. Da die hessische Regierung auf seine Bedingungen nicht einging, verblieb er in Prag, woselbst er 1879 zum ordentlichen Professor für allgemeine und experimentelle Pathologie ernannt wurde und im Jahre 1880 ein eigenes Institut für experimentelle Pathologie erhielt, mit welchem eine (propädeutische) Klinik verbunden war. So konnte er sich klinisch und experimentell-pathologisch beschäftigen und zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten, welche zum größeren Teil in den Sitzungsberichten der Wiener Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften veröffentlicht sind, legen Zeugnis von seinem Fleiße und seiner gründlichen und sorgfältigen Arbeitsweise ab. Als Dekan der medizinischen Fakultät fungierte er 1887—88; zum Rektor wählte ihn die deutsche Carl-Ferdinands-Universität 1890. Durch die Verleihung des Hofratstitels wurde er 1896 vom Kaiser ausgezeichnet und im November 1898 an Stelle S. Strickers an die Wiener Universität berufen.

Nicht nur als Mann der Wissenschaft, sondern auch als Organisator der Hochschule, als Kämpfer für das Prager Deutschtum und als rastloser Förderer geistiger Bestrebungen entfaltete er eine überaus fruchtbare Tätigkeit. Neben E. Hering war er in erster Linie für die Reorganisation der medizinischen Studien tätig und trat zuerst mit dem Gedanken der Teilung der Prager Universität hervor, dessen Verwirklichung in erster Linie ihm und E. Hering zu danken ist.

Länger als ein Jahrzehnt war er an der Führung der Deutschen in Böhmen beteiligt und gehörte als Landtagsabgeordneter von Karlsbad dem Exekutivkomité der deutschen Abgeordneten an.

Jahrelang war er an leitender Stelle in dem Künstler- und Schriftstellerverein »Concordia« und in dem »Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse« mit großem Erfolge tätig und auf seine Initiative ist die Begründung der »Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen« zurückzuführen, deren Präsident er nach dem Abgange von Czyhlarz war.

Erst 1896 heiratete K.; seine hochgebildete und kunstverständige Gattin, geb. Kugy, schuf ein vortreffliches Ölgemälde ihres Mannes und beschenkte ihn das Jahr vor seinem Hinscheiden mit einer Tochter.

Ein edler Mensch, ein Mann von seltenem Adel der Gesinnung, seltener Selbstlosigkeit, ein hervorragender Gelehrter, ein begeisterter Förderer künstlerischer Bestrebungen, ein weitsichtiger Politiker, ein gütiger, unwandelbarer Freund allen, die das Glück hatten, ihm näher zu treten: das war Philipp K. Die Spuren seines erfolgreichen Wirkens findet man tief eingeprägt in der

Geschichte der Wissenschaft, in der Geschichte der Prager Universität und in der Geschichte des deutschen Volkes in Böhmen.

Quellen: Prager medizinische Wochenschrift 1898, Nr. 50, S. 621—625. Hier findet man seine wissenschaftlichen Werke (bis 1898) zusammengestellt. Beiträge zur heimischen Zeitgeschichte von Philipp Knoll. Mit einer Gedenkrede auf den Verfasser von Prof. Dr. Gustav C. Laube. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Prag, 1900, J. G. Calve. (In diesem Werke befindet sich die Photographie des von seiner Frau angefertigten Ölgemäldes.) Archiv für experimentelle Pathologie und Pharmakologie Bd. 44, 1900, S. I—V (zwischen S. 160 u. 161).

H. E. Hering.

Schröer, Karl Julius, Germanist, * 11. Januar 1825 zu Preßburg (Pozsony) in Ungarn, † Wien, 15. Dezember 1900. — Sohn des unter dem anagrammatischen Pseudonym Ch. Oeser als Dichter, Ästhetiker und Literarhistoriker bekannten Rektors des evangelischen Lyceums in Preßburg Tobias Gottfried Schröer (Wurzbach, XXI, 187), erhielt Sch. seine Vorbildung auf dem Lyceum und studierte hierauf an den Universitäten Leipzig, Halle und Berlin; seine wissenschaftliche Richtung erhielt er durch Gottfried Hermann und Moriz Haupt, deren Vorlesungen er 1843/44 hörte. 1846 in die Heimat zurückgekehrt, supplierte er seinen Vater am Lyceum bis zum Ausbruche der Revolution. Den Feldzug des Jahres 1849 machte er in der Eigenschaft eines Sekretärs des Feldzeugmeisters Baron Haynau mit; die Proklamationen des Feldherrn stammen zum teil aus Sch.s Feder. Vor Beendigung des Feldzuges kehrte er zurück und wurde noch im Oktober desselben Jahres Professor an der Pester Universität. Neben dem Lehramte war er gleichzeitig bei der Bücher- und Theaterzensur tätig. Da er jedoch wegen seines evangelischen Bekenntnisses in der Zeit der Reaktion keine Aussicht hatte, jemals eine ordentliche Professur zu erlangen, kehrte er 1852 nach Preßburg an die Realschule zurück. 1861 wurde er als Direktor der vereinigten evangelischen Schulen nach Wien berufen, 1866 wurde er Dozent, 1867 außerordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur an der technischen Hochschule in Wien. 1891 erhielt er Titel und Charakter eines ordentlichen Professors, 1894 endlich auch die Bezüge eines solchen. Ende 1895 trat er nach Vollendung des 70. Lebensjahres in den Ruhestand und starb nach jahrelangem Siechtum.

Sch. hat eine vielseitige, weit ausgreifende literarische Tätigkeit entfaltet. Als praktischer Schulmann hat er Lehrbücher geschrieben [Geschichte der deutschen Literatur. Ein Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus (Pesth 1853); Erstes Heft eines deutschen Lesebuches für die oberen Klassen der Mittelschulen (1854); Auswahl deutscher Gedichte für die dritte Klasse der Realschule (Wien 1864)] und eine Reihe von Fragen des Unterrichtswesens behandelt: Über den Lehrstoff für den deutschen Sprachunterricht, Progr. Preßburg 1852; Deutsche Sprachforschung und deutscher Sprachunterricht in den Schulen (Jahresbericht des Vereins Realschule, 1876); Der Unterricht im Deutschen als Muttersprache (A. Pichlers Wwe u. Sohn 1877). In die orthographische Bewegung hat er mit einer Reihe von Abhandlungen eingegriffen: Vom Rechte, die bestehende Orthographie zu ändern; Vorschlag zur Einigung in den Grundsätzen der Rechtschreibung (Progr. Preßburg 1855); Die deutsche Rechtschreibung in der Schule (F. A. Brockhaus, 1870); Die Frage der deutschen Schreibung (Ztschr. f. d. Volksschule, Nr. 32—33) und dabei auch seiner eigentlichen Richtung ferner liegende Gebiete nicht ängstlich gemieden (Zum Unterricht in der Kalligraphie, Wien, 1864; Über

gymnastische Übungen an den öffentlichen Schulen, Denkschrift des Vereins Mittelschule 1864). Auf dem Gebiete der älteren deutschen Sprache und Literatur rühren von ihm her: Ein Bruchstück des Gedichtes Luarin, Progr. Preßburg 1857; Die Dichtungen Heinrichs von Mogelîn nach den Hss. besprochen, Sitzungsberichte d. Kais. Akad. d. Wiss. in Wien, LV, 451—520 und: Zu Heinrich von Mogelîn (Germania, XIII, 212—214; Bruchstücke des jüngeren Titurel, ebenda XVI, 342—45; Zur Heldensage, ebenda, XVII, 65—74; Zum Fortleben der Kudrunsage, ebenda, S. 208—211 u. 425—431; Alpharts Tod, in erneuter Gestalt, Herrigs Archiv, XXVII, 59—82 u. separat in Reclams Univ.-Bibl., Nr. 546; Der Weinschwelg, mittel- und neuhochdeutsch 1875.

Der Schwerpunkt von Sch.s wissenschaftlicher Erscheinung ruht jedoch in seinen Arbeiten auf dem Gebiete der Dialektforschung und der Volkskunde. Als Angehöriger einer deutschen Enklave in Ungarn fand er früh seinen philologisch geschulten Blick auf die von altersher bewahrten Eigentümlichkeiten seiner engeren deutschen Landsleute in Sprache, in Sitten und Gebräuchen gelenkt, die gerade zurzeit, als Sch. seine schriftstellerische Laufbahn begann, von dem auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ungestüm vordringenden Magyarentum arg bedrängt wurden. Es war ihm eine Herzenssache geworden, »gerade jenen deutschen Vororten meine Teilnahme zuzuwenden«, wie er in einem Briefe an Miklosich sagt, »die man kaum mehr als dem Namen nach kennt, und die ich gerne — und nicht nur für die Wissenschaft — als unverloren und nicht aufzugeben bezeichnen möchte«. So war zunächst im November 1857 sein »Beitrag zu einem Wörterbuch der Deutschen Mundarten des Ungrischen Berglandes« entstanden (Sitzungsber. d. Kais. Akad. d. Wiss., XXV, 213ff. und Nachtrag 1859, XXXI, 245ff.). Die Ferienmonate des Jahres 1858 benutzte er, um mit einer Subvention der Wiener Akademie der Wissenschaften die Krikehajer Orte und die Zips zu bereisen. Es handelte sich darum, an Ort und Stelle wissenschaftliche Sprachproben aufzunehmen, eine Art der Arbeit, bei der damals die Methode erst durch die Erfahrung zu gewinnen war. Das Resultat dieser Reise, der »Versuch einer Darstellung der deutschen Mundarten des ungrischen Berglandes mit Sprachproben und Erläuterungen« und »Die Laute der deutschen Mundarten des ungrischen Berglandes« (ebenda, XLIV, 253ff. u. XLV, 181ff.) verhält sich zum »Wörterbuch« ungefähr wie Weinholds »Dialektforschungen« zu seinem schlesischen Wörterbuche. Ein Jahrzehnt später, im Sommer 1867, bereiste er gleichfalls mit einer Subvention der Akademie der Wissenschaften das Gottscheer Ländchen und legte die Resultate seiner Forschungen in dem »Wörterbuch der Mundart von Gottschee« (ebenda, LX 165ff. u. LXV 391ff.) nieder. Durch Karl Weinhold, mit dem ihn eine bis zum Tode ungetrübt währende persönliche Freundschaft verband, angeregt, sammelte er die deutschen Weihnachtsspiele, welche sich in der nächsten Nähe seiner Vaterstadt, in Oberufer, gegenüber von Preßburg, noch erhalten hatten, und verglich und ergänzte sie mit solchen aus anderen deutschen Gegenden Ungarns. (»Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn, geschildert und mitgeteilt von Karl Julius Sch. Mit Unterstützung der Kais. Akademie der Wissenschaften gedruckt, Wien 1858«). Um diese größeren Arbeiten gruppiert sich eine Reihe kleinerer Abhandlungen zur Dialektforschung und zur Volkskunde: Preßburger Sprachproben (Frommanns Deutsche Mundarten, 1858, V, 50), Wörterbuch der Heanzen-Mundart (ebenda 1859); Sprachliche Erläuterungen (ebenda VI, 248);

Finnische Rune im Preßburger Dialekt (ebenda, VI, 521); ferner: Volks- und Kinderlieder (Wolfs Ztschr. für Mythologie); Beitrag zur Mythologie und Sittenkunde aus dem Volksleben der Deutschen in Ungarn (Preßburg, 1855); Kremnitzer Weihnachtsspiele; Ein Paradiesspiel (Weimarer Jahrbuch); Mythische Gestalten im Preßburger Volksglauben (Wolfs Ztschr. f. deutsche Mythologie 1855); Die Weihnachtsspiele in Oberufer (Ztschr. »Faust«, 1860); Totentanzsprüche (Germania XII); Das Bauernhaus auf der Weltausstellung 1873 (offizieller Bericht); Alte Weihnachtsspiele und letzte Meistersinger in Österreich (Die Heimat, 1880, Nr. 14, 15, 18); Rätselfragen, Wett- und Wunschlieder (Ztschr. des Vereins für Volkskunde 1893); Die Deutschen in Österreich-Ungarn und ihre Bedeutung für die Monarchie (Holtzendorff, Zeit- und Streitfragen, 1879).

Mit der neueren deutschen Literatur hat sich Sch. erst in den 70er Jahren eingehender zu beschäftigen begonnen. Seine populären Vorlesungen »Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhundert in ihren bedeutendsten Erscheinungen« (Leipzig, F. C. W. Vogel, 1875) haben seinerzeit zwar eine heftige Polemik hervorgerufen; mit einem Vortrage über »Goethes äußere Erscheinung« (Wien, Hartleben, 1877) aber hat Sch. ein Gebiet betreten, das von nun an fast sein ausschließliches Arbeitsfeld bleiben sollte. Im Januar 1878 hatte sein Vortrag über »Goethe und Marianne Willemer« (später abgedruckt in »Goethe und die Liebe«, Zwei Vorträge, Heilbronn 1884) die Anregung zur Gründung des Wiener Goethe-Vereins gegeben, dessen Hauptaufgabe die Errichtung eines Goethe-Denkmals in Wien sein sollte. Sch. war als Obmann-Stellvertreter die Seele des jungen Vereins, der sich im Sommer des Jahres 1878 unter dem Präsidium Karl von Stremayrs konstituierte. 1886 wurde auf Anregung A. Eggers von Möllwald ein eigenes Vereins-Organ ins Leben gerufen unter dem Titel »Chronik des Wiener Goethe-Vereins«. Sch. übernahm die Redaktion und führte sie bis Oktober 1894. Der Streit um den Auftrag zur endgültigen Ausführung des Denkmals, der damals von den Anhängern Viktor Tilgners und Edmund Hellmers mit einer Erbitterung geführt wurde, welche die künstlerischen und literarischen Kreise Wiens wie selten ein ähnliches Ereignis aufregte und in Mitleidenschaft zog, veranlaßten Sch., aus dem Goethe-Verein auszutreten. Die Verstimmung währte jedoch kaum ein Jahr. Im April 1895 wählte der Ausschuß Sch. zum Ehrenmitgliede. Dem Präsidium erwiderte Sch. bei der Überreichung des Diploms, daß die Bande, welche ihn an den Goethe-Verein knüpfen, unzerreißbar seien. Einen Tag, nachdem das Denkmal enthüllt war, verschied Sch., der in der letzten Zeit an der Außenwelt keinen Anteil mehr genommen hatte. Die Kaiserliche Anerkennung seiner Verdienste um den Goethe-Verein und die Denkmal-Angelegenheit traf ihn als Sterbenden. Als Goethe-Forscher hat sich Sch. durch seinen Faust-Kommentar (1881), der seither in vierter Auflage erschienen ist, ein bleibendes Denkmal gestiftet. In Kürschners National-Literatur hat er ferner Goethes Dramen in 6 Bänden mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben und in einem eigenen Bändchen »Die Aufführung des ganzen Faust auf dem Wiener Hofburgtheater« nach dem ersten Eindruck besprochen (Heilbronn, 1883). Neben kleineren Abhandlungen zur Goethe-Literatur, die in der »Chronik« vereinigt sind, wären noch zu nennen: »Die Entstehung von Goethes Faust« (Westermanns Monatshefte 1879); »Faust in seinem Verhältnisse zur Gegenwart« (Friedjungs Deutsche Wochenschrift 1885 Nr. 44); »Aus Goethes Glaubenswelt« (Roseggers Heimgarten, Dez. 1879); »Minervas Geburt« (Westermanns Monatshefte, März 1885); »An der Pyramide des

Cestius« (ebenda Sept. 1883); »August von Goethe« (Vom Fels zum Meer, 1882 S. 297 ff.).

1856 ist er mit einem Bändchen »Gedichte« hervorgetreten, die 1862 in zweiter Auflage erschienen sind; es enthält die Bruchstücke eines Trauerspiels »Siegfrieds Tod« und ein Festspiel zur Schillerfeier 1859.

Die von ihm gegründete »Deutsche Gesellschaft«, eine freie Vereinigung seiner Schüler nach Art der Universitäts-Seminare, welcher sich auch Studierende der anderen Wiener Hochschulen anschlossen, hat seinerzeit fruchtbar gewirkt, und manchem Techniker ein anerkennenswertes Maß literarischer Bildung vermittelt.

Sch. war Mitglied des Gelehrten-Ausschusses des Germanischen Museums in Nürnberg, wurde 1871 von der Universitat Rostock zum Ehrendoktor ernannt, fungierte 1870—73 als Mitglied des niederösterreichischen Landesschulrates und von 1867 bis 1876 als Mitglied der Prüfungskommission für das Lehramt an Realschulen. Großherzog Karl Alexander verlieh ihm das Ritterkreuz des Falken-Ordens und 1892 die goldene Ehejubiläumsmedaille. Der Musealverein für Krain, Der Schillerverein »Die Glocke«, Der Verein der Deutschen in Gottschee und der Wiener Goethe-Verein ernannten ihn zum Ehrenmitgliede. R. v. Payer.

Baumstark, Reinhold, Landgerichtspräsident und katholischer Schriftsteller, * 24. August 1831 in Freiburg i. B., † 30. Januar 1900. — Einer reich begabten badischen Familie entstammend, in der ein Onkel als Nationalökonom in Greifswald sich einen literarischen Namen begründet, ein Bruder, Christian Eduard, als protestantischer Pfarrer apologetische Schriften verfaßt hat, ein anderer, Hermann, als Professor am lutherischen Predigerseminar in St. Louis eine breit angelegte »Geschichte der christlichen Kirche« herausgab, bis ihm der Übertritt zur katholischen Kirche einen hervorragenden Posten als Publizist anwies (1875), wurde Reinhold als Sohn des Lyzeumsprofessors Anton Baumstark geboren. Vom Vater, dem nachmaligen Professor für klassische Philologie an der Freiburger Hochschule und dem geschätzten Verfasser zahlreicher fachwissenschaftlicher Schriften — (u. a. der »Urdeutschen Staatsaltertümer« 1873 ff., einer »Ausführlichen Erläuterung der Germania des Tacitus 1875—80; † 1876; nach seinem Tode erschien eine Selbstbiographie (Freiburg 1876); sein religiöses Bekenntnis hat er als liberaler Katholik in dem zweibändigen Werk »Die freie religiöse Aufklärung. Ihre Geschichte und ihre Häupter« (1846) niedergelegt) —, erbte er ein feines Verständnis für die altklassische Literatur und bleibende Verehrung für ihren tieferen Gehalt. Auf Wunsch des Vaters wandte er sich aber dem Rechtsstudium zu, das er 1852 glänzend abschloß. Nach verschiedenen Anstellungen kam er 1864 als Kreisgerichtsrat nach Konstanz. Hier oblag er mit größtem Nachhalt philosophischen, geschichtlichen und literaturhistorischen Studien; besonders erwarb Spanien und seine glänzende Vergangenheit seine Sympathien, die er in Aufsehen erregender, offener Weise in seinem schön geschriebenen Erstlingswerke »Mein Ausflug nach Spanien« (1868) und auch später noch des öfteren äußerte. Fast gleichzeitig mit dieser Ehrenrettung veröffentlichte er eine Übersetzung von Calderons »Dame Kobold« (1870) und von Cervantes »Musternovellen« (1868). Alles aber wurde in Schatten gestellt durch die »flüchtige, in wenig Stunden« entstandene »Skizze«: »Gedanken eines Protestanten über die päpst-

liche Einladung zum Konzil«, die in kürzester Frist 13 Auflagen erlebte (1868). Sie markierte einen Wendepunkt im Leben des aus einer Mischehe stammenden Protestanten, die befreiende und beruhigende Auslösung lang gehemmter Kräfte. Ein zweiter Faust, hatte der ernste junge Mann, auf der Schule schon dem religiösen Rationalismus zugeführt, durch die antike und deutsche Philosophie sich durchgearbeitet und endlich bei seinen geschichtlichen Studien über Spanien sein religiöses Ideal gefunden. Ein starkes religiöses Bedürfnis, eine ernste Lebensauffassung und ein ausgeprägtes Selbständigkeitsgefühl, das ihn unbekümmert um seine Umgebung den einmal für richtig erkannten Weg gehen ließ, waren früh bei ihm in die Erscheinung getreten; schon als Konfirmand hatte er Anstoß genommen an der protestantischen Abendmahlslehre. So darf man ihm wohl glauben, daß er, gänzlich unbeeinflußt von außen, auch von seiner gutkatholischen Frau, diese innere Wandlung allein durchmachte bis zu seinem Eintritt in die katholische Kirche (30. Juni 1869). Den ganzen, teilweise schmerzlichen Prozeß hat er wie sein gleichfalls katholisch gewordener Bruder Hermann auf fremde Veranlassung hin in dem schönen, auch heute noch beachtenswerten autobiographischen Büchlein »Unsere Wege zur katholischen Kirche« (Freiburg 1870) geschildert.

Für B. war es ein Unglück, daß die Verhältnisse ihn alsbald, da er innerlich Ruhe gefunden zu haben glaubte, in den erregten politischen Kampf stürzten. Als ausgesprochener Doktrinär suchte er mit seinen geschichtlichen Erfahrungen, seinen philosophisch-religiösen Prinzipien und mehr noch mit dem Herzen Politik zu treiben; kühle Verstandesrechnung mit den realen Faktoren lag ihm immer ferne; darum mußte er auch am Ende seiner Laufbahn es beklagen, daß selten eines seiner politischen Ideale sich realisiert habe. Schlimmer noch war, daß er vermöge eines streng theoretischen Rechtsgefühls und bei seiner stark leidenschaftlichen Natur in eine Parteischablone sich nicht einfügen konnte und zeitlebens Partei für sich bildete. Damit trieb er trotz seiner beneidenswerten Anlagen, trotz besten Willens und opfervollsten, edlen Strebens für das kirchliche Wohl in die schlimmsten Konflikte hinein und an seinem Lebensabend war er, der tiefreligiöse Mann, in der Öffentlichkeit bei seinen Glaubensgenossen gänzlich diskreditiert; seiner politischen und literarischen Verdienste gedachte kaum noch einer und zu einer Zeit, da die ungesunden Tendenzwerke eines Bolanden »en vogue« waren, blieben seine formvollendeten, anregenden historischen und literarischen Monographien vergessen.

Sein politisches Debut war der von vornherein aussichtslose Kampf gegen die kleindeutschen Tendenzen der badischen Regierung, den er, nach einem vergeblichen Versuch, 1868 in Bad Gastein den österreichischen Minister v. Beust dafür zu interessieren, ebenso erfolglos mit den vier Mitgliedern der katholischen Volkspartei, Bissing, Lender, Lindau und Roßhirt, im Landtag führte, wie die Aktion gegen die Kulturkampfgesetzgebung des Ministeriums Jolly (Bischofseid, Zivilehegesetz, Stiftungsgesetz), die in der Landtagsitzung 1869/70 durchzufechten war. Das Ende der großdeutschen Illusionen brachte der Deutsch-Französische Krieg, bei dessen Ausbruch B. seine Gesinnungsgenossen in der Broschüre »Die katholische Volkspartei und ihr Verhältnis zum Kriege gegen Frankreich« auf den »Gang zum Kaiser« vorzubereiten und ihre unzweifelhaft loyale Gesinnung vor der Öffentlichkeit zu erweisen suchte. In der Landtagssitzung vom 16. Dezember 1870 präzisierte er in einer bemerkenswerten Erklärung — abgedruckt in »Hist.-polit. Blättern« 67, 91 ff. —

die Stellungnahme der großdeutschen Partei und der Katholiken zu den politischen Verträgen zwischen Baden und Preußen. Es war die Verabschiedung des großdeutschen Ideals, und mit ihr nahm B. noch am gleichen Tage Abschied vom politischen Leben.

Als schon aus den ersten Sitzungen des neuen Reichstags die ersten schrillen Kulturkampfslaute über Deutschland hin Beunruhigung unter den Katholiken verbreiteten, trat er wiederum in die Arena, mit einer Schrift über den »ersten neuen Reichstag und die Interessen der katholischen Kirche« (1871), zu einer klugen und gesetzesmäßigen Beteiligung am öffentlichen Leben und vor allem zu einer übers ganze Reich sich erstreckenden Parteiorganisation seine Glaubensgenossen auffordernd. Zur Annahme eines Reichstagsmandats war er aber nicht zu bestimmen; als Grund gab er Abhängigkeit seiner amtlichen Stellung und Rücksicht auf seinen schwankenden Gesundheitszustand an, in Wirklichkeit aber waren für ihn bestimmend die Meinungsverschiedenheiten gegenüber der neu entstandenen Zentrumspartei, ihm mißfiel an der neuen Partei, daß sie kraft der Tatsachen genötigt war, von vornherein als konfessionelle und oppositionelle Partei aufzutreten und an ihrer Spitze anerkannte Gegner Bismarcks, wie Windthorst und v. Savigny zu haben. So blieb er dem Zentrum dauernd fremd und in dem Maße, als sich die katholische Volkspartei seiner engeren Heimat in jene eingliederte, weitete sich auch die Kluft, die ihn von der letzteren entfernte. Je ernster aber die kirchenpolitische Lage wurde, desto mehr glaubte er, eine Mitschuld daran auch dem Zentrum zuschreiben zu müssen; Bismarck, der schwärmerisch verehrte Kraft- und Geistesriese, war für ihn der von unklugen Bestrebungen Gereizte, nicht der lediglich Provozierende. Deutlich klingt dieser Anklageton schon durch in der ersten Reihe seiner »Fegfeuergespräche« (1872), die erstmals bestimmter das Trennende in seinem Standpunkt den Katholiken verrieten. In Dialogform wurden hier die wichtigsten Tagesfragen von den bedeutendsten öffentlichen Persönlichkeiten (Bismarck-Otto; Thiers-Adolph; Gambetta-Einäugiger; Falk-Kultusminister; Reichensperger-Peter; Lasker-Bankdirektor; Napoleon-Louis; Jolly-Julius; Majunke-Germania; Baumstark-Einsiedler) in vornehm ruhigem Ton und gutem Humor behandelt. Schon jetzt erschraken die besten seiner Freunde für den geistvollen Verfasser. Ernster noch war die Gewissenserforschung, die B. in fünf Nummern der Wiener »Weckstimmen für das katholische Volk« (1873—79) vornahm. Die »Maigesetze« schienen den Bestand der katholischen Kirche in Deutschland zu gefährden; der Weg, den die katholische Partei im Reiche eingeschlagen hatte, schien ihm bei ihrer prinzipiellen Abneigung gegen den Staat und bei ihrer fatalistischen Hoffnung auf Gottes Hilfe, eher zu allem andern denn zum Erfolg zu führen. So glaubte er reden zu müssen: »Sprechen muß in dieser Zeit, wem Gott ein Wort auf die Zunge legt und ich möchte, indem ich diese Blätter hinaussende, nicht nur mein Wort, sondern mein ganzes Herz ihnen mitgeben«. Eine tiefreligiöse Gesinnung, maßvolles Verhalten, kluger Takt, gesunde Auffassung über manche Schäden im öffentlichen Leben machen diese in klassisch schöner, geistsprühender Sprache geschriebenen Broschüren zum schönsten und aufrichtigsten, was die ganze Kulturkampfliteratur aufzuweisen hat.

Bei Leos XIII. Thronbesteigung kündigte er die »Morgendämmerung im deutschen Reich« an; als einziges »Hindernis der Wiederherstellung des kirchlich-politischen Friedens« erschien ihm das Zentrum. In schärfster Weise

hatte er diesem den Absagebrief in der »Neuen Folge der Fegfeuergespräche« (1876) zugesandt, in der wir zum ersten Male eine greifbare Formel für seine politisch-religiöse Stellung in der Unterscheidung zwischen »religiösem Katholizismus«, dem Ideal des Verfassers, und »politischen Katholizismus, dem Idol des großen Haufens« vorfinden. Die Verteidigung der Kirche und ihrer Interessen wünscht er nur in die Hände der legitimen Hüter, des Papstes und der Bischöfe gelegt, weil sich im politischen Katholizismus viel zu viel schädigende Nebeninteressen zeigen. »Gegenüber der modernen Zeit und ihren eigentümlichen Erscheinungen keine schroff ablehnende, keine kläglich winselnde oder hochmütig die Nase rümpfende Haltung; Durchdringung und Vergeistigung des gesamten Lebens mittels des Sauerteiges der in der Kirche hinterlegten Prinzipien; keine immer höher gehende Spannung des Kreises dogmatischer und sonstiger Anforderungen; keine Verpflichtung auf nicht zu billigende und mit der Religion unvereinbare theoretische Sätze unter dem Vorwande katholischer Prinzipien«: das sind einige der Hauptforderungen, die auf diesem Programme standen, die aber viel schärfer und leidenschaftlicher noch zurückgewiesen wurden. Es kennzeichnet wohl am besten das Maß der Antipathie gegen das Zentrum, daß B. zu Beginn der Friedensverhandlungen Bismarck brieflich vor demselben warnte und in einem zweiten Briefe an Kardinal Hergenröther für den deutschen Kanzler Anerkennung von seiten Roms verlangte. Bei solcher Erregtheit der Geister lösten sich naturgemäß für den Sonderpolitiker alle Beziehungen zu seinen Glaubensgenossen, ebenso auch die literarischen Verbindungen. Die endgiltige und dauernde Scheidung führte aber erst seine Beteiligung an dem kirchenpolitischen Friedenswerk in Baden herbei. Hier waren unter dem neuen gemäßigteren Ministerium von Stößer zuerst von Kraus und hernach von Baumstark auf dem Wege unmittelbarer Verständigung und Verhandlung Versuche gemacht worden, das die Ausübung jeder geregelten Seelsorge durchaus lähmende »Kulturexamensgesetz« zu beseitigen. B. hatte denn auch die Genugtuung, maßvollere Bestimmungen über die wissenschaftliche Vorbildung der Geistlichen an Stelle des Jollyschen Gesetzes treten zu sehen. Aber trotz Zustimmung von seiten Roms war die extremere Richtung unter den Katholiken doch mit dem Erreichten nicht zufrieden, und als man B.s Vermittelung aufs schärfste in der Presse befehdete, sah sich dieser zu einer allerdings gleichfalls leidenschaftlichen Darstellung des ganzen Verlaufes des Friedenswerkes (»Die Wiederherstellung der katholischen Seelsorge in Baden 1880«) genötigt. Im Jahre darauf vollzog die katholische Volkspartei offiziell den Anschluß an das preußische Zentrum, worauf der Einsiedler unter Protest sich von ihr lossagte. Diesen Protest und die bald hernach (1. März 1882) in der II. Kammer gehaltene, weithin vermerkte Rede über den »Ultramontanismus« vom historischen, wissenschaftlichen, christlichen und patriotischen Standpunkt aus — abgedruckt in »Plus ultra« 344—62 — beantwortete seine bisherige Partei mit einer Anfechtung und schließlich auch Verwerfung seiner Wahl. Zwei Jahre vorher nämlich war B., nach vorübergehender Quieszierung wegen geschwächter Gesundheit, wieder in Staatsdienst getreten und hatte eine Amtsrichterstelle in Achern erhalten. Diese Reaktivierung war für die Partei jetzt eine willkommene Handhabe, den unbequemen Kritiker dauernd von der Politik fernzuhalten. Und so kam es auch, aber nicht, ohne daß der in völlige Isolierung Verwiesene noch den Trost gehabt hätte, den erzbischöflichen Stuhl endlich durch den milden, politisch noch nie hervorgetretenen Orbin besetzt

zu sehen, und ohne daß er noch Rechenschaft abgelegt hätte vor der Öffentlichkeit über seine Bestrebungen während der 15 Jahre, die wenig Freuden, dagegen eine Summe bitterer Enttäuschungen gebracht hatten. Das Buch aber, das entstand (»Plus ultra! Schicksale eines deutschen Katholiken 1869 bis 1882.« Straßburg 1883), ist weniger eine Rechtfertigungs-, denn eine Racheschrift geworden, entstanden aus einem noch heißen Herzen, aus der Feuerlohe seines leidenschaftlichen Temperamentes, die überall den Bericht durchbricht und jedes Hemmnis zarter Rücksicht oder berechnender Klugheit in kraftsprühendem Trotze überfliegt; dabei ist sie ein hochbedeutsames Memoirenwerk über die geistigen und kirchenpolitischen Strömungen im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts. Oft hat man B. einen politischen Renegaten genannt, und doch ist er sich stets gleich in seinen Grundanschauungen geblieben, nur daß er sie schärfer entwickelt und kühner ausgesprochen hat, je mehr der Verlauf der Dinge dies erforderte. Und auch seine religiösen und kirchlichen Ansichten, die er hier vorträgt, sind nicht durchweg neu. Sie berühren sich eng mit dem, was schon der schwärmerische Konvertit in seiner »Bekehrungsgeschichte« vorgetragen hat. Im Grunde aber ist schon hier, und das ist besonders zu beachten, das ganze Programm des sogenannten »liberalen« oder »amerikanistischen« Katholizismus ausgesprochen, nur daß B. in keiner Phase seines Lebens gewillt war, von der Glaubenssubstanz der Kirche auch nur etwas zu opfern oder rationalistisch aufzufassen, aber ebensowenig auch, die ehrliche Anhänglichkeit an das Vaterland und die Pflicht gründlicher Anteilnahme an allen menschlichen Interessen, auch an den dem Mittelalter entgegengesetzten, verkümmern zu lassen. B. war Heckerianer, lange bevor bei uns der Name Hecker öffentlich genannt worden ist. 1874 wurde er in Konstanz von dem New-Yorker Gründer der Paulisten-Kongregation besucht und in langer Aussprache offenbar tief und nachhaltig gefestigt in seinen schon vorher gehegten Anschauungen über den religiösen Katholizismus.

Bei Beurteilung von »Plus ultra« muß man sich die Lage des Verfassers vergegenwärtigen. Nichts charakterisiert die aber besser als die bitteren Sätze: »Diesen Menschen wäre mein Abfall lieb gewesen, und mein Tod noch lieber. Ich bin zu diesen harten Worten berechtigt, denn die vielfachen öffentlichen Voraussagungen meiner Apostasie und meines Unterganges trugen zu deutlich die Gesichtszüge des dünn verschleierten Wunsches in sich, als daß man dieselben hätte verkennen können.« Daß in diesen herben Worten ein Körnchen Wahrheit steckt, beweisen die ebenso leidenschaftlichen wie takt- und lieblosen Verdikte, mit denen das Buch aufgenommen wurde, während ein Mann wie Alban Stolz, der es sich in seinen letzten Lebenstagen vorlesen ließ, nirgends Anlaß fand, es als »kirchenfeindlich« einzuschätzen.

Viel erfreulicher und für ihn offenbar auch viel vorteilhafter ist B.s außerpolitische schriftstellerische Wirksamkeit gewesen, die großenteils in die Zeit der erregten politischen Kämpfe fällt, und deren Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gründlichkeit nur ihre Erklärung in der Geschmeidigkeit, raschen Auffassungsgabe und unermüdlichen Arbeitskraft seines Geistes finden. Abgesehen von einigen kleineren juristischen Jugendarbeiten und den juristischen Artikeln in der zweiten Auflage des Herderschen Konversationslexikons, gehört fast alles, was er sonst geschrieben, ins Gebiet der Geschichte, näherhin der spanischen. Schon 1871 erschien er auf diesem Felde mit einer feinsinnigen Monographie über »Quevedo«, auch heute noch die einzig brauchbare in unserer Literatur. Ein großer Teil seiner nächsten Publikationen sind auf »die populär-

wissenschaftlichen Vorträge« zurückzuführen, an denen sich B. als geistvoller, geschätzter Redner von 1872/73 an in verschiedenen rheinischen Städten beteiligte. Die meisten solcher Vorträge sind bald hernach im Druck erschienen, so 1873 sein »Columbus«, »Daniel O'Connell«, »Kaiser Leopold I.«, 1874 »Isabella von Castilien und Ferdinand von Aragonien, die katholischen Herrscher Spaniens«; 1876 »Cervantes« und im Jahre darauf der kurze, aber meisterhafte Abriß »der spanischen Nationalliteratur im Zeitalter der habsburgischen Könige«. Seinem warmkatholischen Empfinden sehr nahestehende Gestalten schilderte er in »Thomas Morus« und »John Fisher« (1878), denen 1879 das sicher gezeichnete Bildnis von »Bartholomäus de las Casas« folgte. Weitaus die beste und gediegenste dieser Monographien ist die 1875 erschienene über »Philipp II.«, in dem er mit Meisterhand den eigentümlichen Volkscharakter und zugleich den Mittelpunkt der politischen wie kulturellen Blütezeit Spaniens darstellte.

Der Standpunkt aller dieser Schriften ist der populär-wissenschaftliche; das Material holte der Verfasser aus den Quellen, aber in der Darstellung wollte er frei von allem gelehrten Ballast, klar, anregend, allgemein verständlich sein. Die christliche Weltanschauung war der Maßstab, mit der er historische Größen würdigte, der Geist, mit dem er die Darstellung belebte; die klassische Bildung, die Schule eines Thucydides und Tacitus, vermittelten ihm den ernsten ethischen Zug, der den Geschichtsschreiber zum hoch über der Menschheit stehenden Weltenrichter macht, zugleich auch das Vorbild für die formelle Behandlung; jede geschichtliche Darstellung sollte nach ihm zugleich ein Kunstwerk repräsentieren. Mosaikartige Zitaten-Aneinanderreihung war ihm immer verhaßt. Aus diesem Grunde konnte er sich, ganz zu schweigen von der Richtung, nicht begeistern für das Janssensche Geschichtswerk. Bezeichnend ist, daß er Janssens Aufforderung, eine große Weltgeschichte zu schreiben, mit der Begründung ablehnte, daß ihm die Zeit fehle, solche Arbeit mit der nötigen Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit durchzuführen und daß ein unüberbrückbarer innerer Zwiespalt seine und Janssens Geschichtsauffassung scheide.

Bei der Würdigung seiner historischen Studien darf man nicht übersehen, daß der leicht entzündbare Enthusiasmus manchmal zu sehr die kühle nüchterne Kritik in den Hintergrund gedrängt hat; daß sie bei aller Volkstümlichkeit doch für die Massen zu ernst und zu wenig aktuell waren, als daß sie bleibende Volksschriften hätten werden können; auch hat die streng wissenschaftliche Schulung ihm zeitlebens gefehlt. Das Viele, was er publiziert hat, hat lediglich eine hochgesteigerte Begeisterung für geschichtliche Erscheinungen und seine reiche Begabung hervorgebracht; beide ließen es ihn aber oft und schmerzlich empfinden, daß er die Beschäftigung mit der Geschichte nicht zum vollen Lebensberufe machen konnte. 1879 glaubte er sich in Freiburg als Privatdozent habilitieren zu können, aber die vom Bistumsverweser Kübel anfänglich ihm in Aussicht gestellte Subvention ward ihm nicht zuteil und mit dem »Professor« war es endgiltig vorbei.

Mit Aufzählung der selbständigen Publikationen ist nur ein Teil seiner schriftstellerischen Wirksamkeit erschöpft. Die wichtigsten katholischen Zeitschriften hat er noch, so lange es anging, mit zahlreichen Beiträgen bedient; an erster Stelle sind hier die »Historisch-politischen Blätter« zu nennen, in denen er neben politischen Aufsätzen auch einige allgemein wissenschaftliche publizierte. Häufige Rezensionen von ihm brachte die »Literarische Rund-

schau«; für das »Wetzer- und Weltesche Kirchenlexikon« konnte er die Artikel Calderon, Cervantes, las Casas noch fertigstellen, dann brach der Herausgeber die Beziehungen zu ihm ab. Sein Lieblingsorgan war aber seit 1874 das Familienjournal »Alte und neue Welt«, das ihm treu bis zum Tode blieb, wenn auch seit 1880 seine Mitarbeit seltener und nur unter Decknamen auftrat. Lang ist die Liste seiner novellistischen Beiträge wie seiner geschichtlichen Monographien darin, durchweg farbenprächtige Schilderungen, lebensvolle Charakterzeichnungen und gedankentiefe Plaudereien. Seine publizistische Befähigung zeigte er auch bei Gründung und erfolgreicher kurzer Leitung der »Sterne und Blumen«, der Unterhaltungsbeilage zum »Badischen Beobachter« (1879/80).

Die letzten 1 ½ Dezennien seines Lebens widmete B. fast ausschließlich seiner beruflichen Stellung. Nachdem er von 1878—80 vorübergehend seiner geschwächten Gesundheit wegen in Ruhestand hatte treten müssen, bekleidete er von 1880—84 die Amtsricbterstelle in Achern; 1884 kam er als Landgerichtsrat nach Freiburg, als Landgerichtsdirektor 1889 nach Mannheim und 1891 wieder nach Freiburg, als Landgerichtspräsident 1895 nach Waldshut und 1897 nach Mannheim zurück. Seinen literarischen und politischen Bestrebungen blieb er im Rahmen der erhöhten Arbeitslast treu. Gern sprach er sich noch über öffentliche Fragen in der Tagespresse, wie »Straßburger Post«, »Allgemeine Zeitung« (Augsburg—München) und »Münchener Neueste Nachrichten« aus; am längsten hatte er Beziehungen zu einem nordamerikanischen Blatte demokratischer Richtung, dem »Anzeiger des Westens« (St. Louis), in dem der Korrespondent »Aus Süddeutschland« monatlich mebrere Male mit jugendlicher Frische seine einstigen Ideale vertrat. Nur beurteilte er bedeutend milder das Zentrum, dessen hoher Bedeutung gegenüber der Sozialistengefahr er wiederholt warme Anerkennung spendete. Als »Clementine Beck« (Name seiner Frau) und »Stabilis« veröffentlichte er im »Deutschen Hausschatz« und in der »Alten und Neuen Welt« Aufsätze über »Columbus«, über »Die Wallfahrt nach Trier« (beide 1892) und »Markgraf Jakob III. von Baden«. Aus seinem Nachlasse brachte die letztgenannte Revue noch »St. Christophs Lehr- und Wanderjahre«, eine spanische Dorfgeschichte (1900) und eine Lebensskizze des »Thomas von Villanova« (1901). Die einzige selbständige Arbeit dieser letzten Periode ist die 1891 erschienene Übersetzung von Calderons »Standhaftem Prinzen«. Hinterlassen hat er außer den Jugendarbeiten, einem Epos »Ahasverus« und dem Trauerspiel »Enzio« eine Übertragung von Calderons »*Los dos amantes del cielo*«.

Umsonst hatten manche gehofft, als der »Politiker« B. ostentativ vom Schauplatz getreten war, wenigstens den »Schriftsteller« retten zu können. Er selbst hat diese Hoffnung zurückgewiesen, daß er noch einmal seine Stellung als katholischer Schriftsteller einnehmen werde. »Nichts im Leben wiederholt sich. Man hat es vorgezogen, meine Stellung zu zertrümmern; ich konnte nichts daran ändern, weil ich nicht lügen konnte. Ich bin durch Gottes Gnade stark genug, um auch einsam glücklich zu sein. Aber zu überwundenem Standpunkt kehrt kein Sterblicher zurück«. In diesen Jahren der Einsamkeit bildete das unermüdliche Wirken für den Vinzentiusverein seine liebste und schönste Beschäftigung; und nach wie vor suchte er Anregung in eifriger Lektüre, über die er genau Buch führte. Neben den großen Klassikern der Antike suchte er zur ständigen Anregung wenige gute Schriften der Neuzeit, das Neue Testament und das römische Brevier aus. Peinlich genau war er

in Erfüllung der religiösen Pflichten, wobei er sich den Konvertiteneifer all die schmerzvollen Jahre seines öffentlichen Lebens hindurch stets frisch und unvermindert bewahrte. Er war ein mustergiltiger Sohn seiner Kirche bis zum letzten Atemzug; langes schweres Leiden ertrug er mit einer zu seiner Leidenschaftlichkeit gar nicht passenden Ruhe und christlichen Geduld. Früh schon von Krankheiten heimgesucht, wurde er noch durch den Tod seiner Gattin 1898 in schweres Leid versetzt und auch die Zukunft seines einzigen Sohnes machte ihm Sorgen. Ein lange schon vorhandenes Leiden ging zu Anfang 1900 in Lungenödem über, dem er am 30. Januar erlag.

Das Verhängnis seines Lebens ist für ihn die Politik geworden; wohl brachte er dafür den besten Willen für die gute Sache, eine opferwillige Begeisterung und eine glänzende Rednergabe mit, dafür aber ging ihm kluge Berechnung, die ihre innersten Gedanken nicht immer offen ausspricht, ab, wie andrerseits Leidenschaftlichkeit und ein allzu ausgeprägtes Selbständigkeitsgefühl schlimme Mißhelligkeiten mit den Gesinnungsgenossen herbeiführen mußten. Hätte er eher schon das spätere Wort ausgesprochen: »Ich danke Gott, daß ich niemals mit eigentlicher Lust in dem eitlen Parteileben schwelgte«, so hätten seine unbestreitbaren glänzenden Fähigkeiten und sein ehrliches, warm religiöses Empfinden viel erfolgreicher und viel nachhaltiger sich entfalten können. So aber wurden seine hervorragenden Leistungen nur zu bald absichtlich der Vergessenheit überlassen.

»Das katholische Deutschland« (Würzburg 1878—81). — Kölnische Volkszeitung 1900, Nr. 93, 94, 117. — Dr. Werner-Hagen, Schicksale eines deutschen Katholiken in »Preußische Jahrbücher« 1900, dazu »Badischer Beobachter« 1900 Nr. 109. — Hansjakob, Reinhold Baumstark in »Alte und Neue Welt« 1900, S. 491—93. Jos. Sauer.

Liebknecht, Wilhelm Philipp Christian Martin Ludwig, hervorragender Führer der internationalen Sozialdemokratie, * 29. März 1826 zu Gießen, † 7. August 1900, 4 Uhr morgens zu Charlottenburg bei Berlin. — Einer Familie und einer Stadt von protestantischen, gelehrten und bürgerlichen Traditionen entstammt der schroffe Vertreter proletarischen Klassenkampfes, dessen Gedankenwelt, oder besser, Gefühlswelt das Wort *ni dieu ni maitre* nicht ferne lag. Ihren Stammbaum läßt die Familie nach nie erloschener Tradition in Luthers Hause wurzeln, Professoren, Rektoren der Universität, Lehrer, Offiziere und Beamte sind L.s Vorfahren, genannt sei sein Urgroßvater, Johann Georg Liebknecht (* 1679 zu Wasungen, † 1749 zu Gießen), der Theologie- und Mathematik-Professor, der Gießener Universität Rektor, ja weit mehr Leibnitzens Freund. In der Familientradition und im beweisbaren Einflusse auf L.s Entwickelung wirkte am meisten Pfarrer Weidig in Butzbach, dessen Mutter den Namen L. als Mädchen trug, der ein Opfer der Reaktion, im Gefängnisse geheimnisvollen, nie völlig aufgeklärten Todes starb; das Gerücht sprach von Mord. Elf Jahre war der aufgeweckte Knabe alt, als der verehrte Pfarrer Weidig endete. Diesem Opfer finsterer Machte nachzustreben, diesem Vorbilde sich zu nähern, mag heißester Wunsch des Jünglings gewesen sein. Ein Anstoß dieser Art erscheint notwendig zur Erklärung des frühen Außerartschlagens bei dem im kleinstädtischen, philiströsen Gießen aufwachsenden Wilhelm Liebknecht. 8000 Einwohner hatte die hessische Universitätsstadt, als L. im Kindesalter stand. Ein stiller Ort war es mit halbländlichem Charakter, krummwinklig in breiter Ebene, niedrige Giebelhäuser mit ausdrucksvollem Holzgebälk, mit vollen dunklen Winkeln, abenteuerlichen Tor-

wegen und närrischen Treppen. (Eisner, W. Liebknecht, S. 7). In früher Jugend fehlten L. die besten Stützen, mit fünf Jahren verlor er die Mutter, mit sechsen war er Doppelwaise, eine harte Erziehung war sein Los, keine zarte Frauenhand leitete ihn. Er, der schärfste Gegner der Bureaukratie, war zur Beamtenlaufbahn bestimmt, aber schon früh strebte er nach anderen Zielen. Auf dem Gießener Gymnasium erhielt er eine treffliche klassische Bildung, die er im Gegensatze zu vielen Genossen seiner Gesinnung stets hoch schätzte, wenn er sich auch einmal Cobdens Wort zu eigen machte: »In einer Nummer der Times sind mehr Tatsachen und steckt mehr Bildung als in dem ganzen Thukydides« *(Cosmopolis vol. XII pag. 568)*. Aber neben Horaz und Plato las er auf der Schule die Schriften des großen sozialistischen Utopisten St. Simon und die verbotene demokratische Literatur jener Tage. Mit einem Reifezeugnis erster Note wird der 16jährige zur Universität entlassen, wo er, wie er als 72jähriger schrieb (»Neue deutsche Rundschau«, April 1898) eine spekulativ grübelnde Stubenhockernatur war, Theologie Philosophie, Philologie trieb, und an die akademische Laufbahn dachte. Er übersiedelt an die Berliner Universität und könnte sich einen Schüler nennen der glänzendsten Namen, Jacobs und Wilhelms Grimm, Lachmanns und Boeckhs; der Philologe hört dann auch Philosophie bei Schelling und Trendelenburg. Wie auf dem Gymnasium so auch auf der Universität überschreitet sein Wissenseifer die amtlich gezogenen Grenzen, er diskutiert mit gleichgesinnten Studiengenossen die Fragen des Kommunismus, der Politik, vor allem die Wiederherstellung Polens, welcher Idee er, oft einsam in den Reihen seiner politischen Freunde, bis zum Tode seine Sympathien widmete, sein Wort und seine Feder lieh. Auf einer Ferienreise durch die sächsische Schweiz wurde der Zwanzigjährige bei Betreten böhmischen Gebietes verhaftet und der Teilnahme an der polnischen Verschwörung verdächtigt aus den österreichischen Staaten ausgewiesen; dies wiederholte sich zu Beusts Zeiten. Es sei hier gleich erwähnt, daß L. auch aus Berlin (dreimal), aus Leipzig, Frankfurt a. M., aus der Schweiz und aus Frankreich (zweimal) ausgewiesen wurde, was umso merkwürdiger ist, als seine Kritiker diesen entschiedensten Vertreter des internationalen Gedankens einen Fanatiker des Auslandes nannten. Im Jahre 1846 faßte er den Plan, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, er sah keine Aussichten für wirtschaftliches Fortkommen, für die Verwirklichung seiner politischen Ideale im vormärzlichen Deutschland, er wollte fliehen den Ratschlägen der Verwandten, Beamter zu werden und gar im Metternichschen Österreich. Der Korpstudent, der Bücherwurm, der Debatter wollte Landmann werden, sich sein Blockhaus im wilden Westen errichten, mit Eifer wandte er sich der Ausbildung der körperlichen Kräfte zu, leidenschaftlich trieb er Schwimmen, Turnen und Schießen, er trat bei einem Zimmermeister in die Lehre und rühmte im Greisenalter seinen Eifer und seine Ausdauer, daß er den Kameraden als Muster hingestellt wurde. Doch dabei blieb er Student — nun in Gießen —, beteiligte sich an allen Veranstaltungen und Versammlungen der akademischen Bürger, auch an dem berühmten, seinerzeit in Bild und Prosa wie in Versen verherrlichten »Auszug auf den Staufenberg«, bei dem Liebknecht einer der Wortführer der Studentenschaft und Vertreter der schroffen Richtung war. L. verließ nun Gießen, nachdem er ein Zeugnis erhalten hatte, daß er das edle Zimmerhandwerk mit Fleiß, Geschick und Ehre sich zu eigen gemacht hatte, gleichzeitig hatte er ein, wenn auch nicht formelles *consilium abeundi* erhalten; er ging nach

Marburg a. L. Zwei Semester blieb er da, dann wollte er über Rotterdam nach Amerika. Aber in Mainz traf ihn die Nachricht vom Sonderbundkriege, dem Vorläufer der Volksbewegung von 1848. L. fühlte, daß es in Europa für Feuerköpfe bald Gelegenheit zur Aktion gebe, er zog nicht über den Atlantik, es zog ihn zur Limmat. Er griff aber nicht in den Kampf ein; er siedelte sich in Zürich an, bereitet sich auf die Advokatenlaufbahn vor und lebt von der Schulmeisterei, dem Beruf, zu dem er sich immer bestimmt hielt und dem er auch als Politiker — Lehrer am Leipziger Arbeiterbildungsverein, Gründer der Berliner Arbeiterbildungsschule — treu blieb. In den deutschen Arbeitervereinen der Schweiz kam er in Fühlung mit den vom Geiste Weitlings erfüllten deutschen Handwerksgesellen. Der Ausbruch der Februarrevolution zieht ihn nach Paris, wo er schwer erkrankte, so daß er sich Herweghs Zug nicht anschließen konnte, er kehrt nach Zürich zurück, aber bald ist er als Freischärler — 17. September 1848 — im Struveschen Korps auf badischem Boden. Nur durch Zufall entschlüpft er dem Standrechte, acht Monate hält man ihn in Säckingen und Freiburg in Untersuchungshaft, einer ganzen Reihe von Verbrechen vom Kassenberaub bis zum Morde ist er bezichtigt. Der zweite badische Aufstand bringt ihm die Freiheit, sofort stellt er sich wieder in den Dienst der revolutionären Bewegung als Soldat, Beamter und Journalist, ja auch als Dichter. Er kommt in Konflikt mit dem bedächtigen Brentano, der ihn verhaften läßt, als verdächtig eines Attentates auf ihn, den »Diktator« von Baden. Nach drei Tagen freigelassen, stellt er sich als »Soldat der Revolution« wieder in die Reihen der Kämpfer für die Reichsverfassung. Als mit Preußens Hilfe dem badischen Aufstande ein blutiges Ende bereitet wurde, kehrt L. nach der Schweiz zurück. Hier bemüht er sich, die zersprengten Flüchtlinge zusammenzuhalten, er wirkt vor allem als Organisator der deutschen Arbeitervereine in der Schweiz, die er zur Beschickung eines Kongresses veranlaßt. Dies war der Anlaß seiner Ausweisung aus dem Gebiete der Eidgenossenschaft (Frühjahr 1850), er entging knapp dem Schicksale, in die französische Fremdenlegion gesteckt zu werden und kam mit einem Zwangspasse und Empfehlungen an Gustav Struve und Karl Marx nach London. Schon nach wenigen Wochen schieden sich Struves und L.s Wege, während von nun an Marxens und L.s Schicksale trotz zeitweiser Entfremdung eng verknüpft blieben. Das Brod des Exils war hart und bitter, als Lehrer und Journalist lebte L. kümmerlich, aber die englischen Jahre bestimmten seinen Lebensweg. Verlor er auch nie die Ideale, die ihn 1847 bis 1849 beherrschten, verkörperte sich in ihm eine merkwürdige Vereinigung der Traditionen des Jahres 1848 und der modernen Arbeiterbewegung, war er auch schon als Gymnasiast entflammt für einen, wenn auch recht unklaren Sozialismus, so wurde er auf englischem Boden ein Schüler der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus, der Marx und Engels, ein überzeugter Kämpfer der internationalen Sozialdemokratie. In England lernte er Politik, Staatseinrichtungen, Ökonomie und nicht zuletzt die Gewerkschaftsbewegung des fortgeschrittenen Wirtschaftsgebietes kennen. Hier war seine Hochschule als Redner, Agitator, Journalist. Der Gegensatz seiner Freunde gegen die Politik Palmerstons hatte seine oft sympathische Stellung zum englischen Torytum zur Folge, mit Urquarth sah er in dem Wirken für die Erhaltung der Türkei, in der entschiedenen Bekämpfung Rußlands eine seiner Lebensaufgaben. Bis in sein späteres Alter läßt sich die Rückwirkung seiner englischen Lehrjahre verfolgen, immer wieder zog es ihn nach dem Inselreiche, dessen Sprache

er so beherrschte, daß er in Versammlungen sprechen, für angesehene Revuen schreiben konnte, ja daß er im Familienverkehre oft der englischen Sprache den Vorzug vor der deutschen gab.

1862 verließ er England mit Gattin — Ernestine Landolt, der Tochter seines Freiburger Gefängnisaufsehers — und Kindern, um nach Berlin zu übersiedeln, er wurde mit Robert Schweichel Redakteur der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, die der »rote Braß« gegründet hatte; zum erstenmal bot sich ihm eine gesicherte wirtschaftliche Existenz. Aber nicht lange war seines Bleibens, Braß stellte Bismarck sein Blatt zur Verfügung, L. schied trotz aller ihm gebotenen Garantien politischer Unabhängigkeit aus der Redaktion. In Berlin führte ihn der Weg in Lassalles Haus, den er wohl bei Marx in London persönlich kennen gelernt hatte, Lassalles politische Taktik fand nicht L.s Beifall, dessen persönliche Lebensführung den puritanisch strengen Charakter L.s abstieß. Zu jener Zeit hielt L. Vorträge über die englischen Trade-Unions im Berliner Buchdruckerverein, er streute damit vielleicht den Samen, aus dem sich wenige Jahre später die deutsche Gewerkschafts-Bewegung entwickelte. 1865 wurde L. zum erstenmale aus Preußen ausgewiesen, wie er selbst schreibt »wegen seiner Haltung in der Arbeiterfrage«, vielleicht hat aber auch sein großdeutscher Standpunkt die polizeiliche Maßnahme mitveranlaßt. L. übersiedelte nach Leipzig. Nach dem Friedensschlusse zwischen Preußen und Österreich übernahm er die Leitung der bis dahin etwa nationalliberalen »Mitteldeutschen Volkszeitung«. Aber schon nach vier Wochen wurde das Blatt von der preußischen Militärverwaltung unterdrückt. L. reiste Mitte September zur Ordnung von Familienangelegenheiten nach Berlin. Trotz des nun angekündigten gemeinsamen Staatsbürgerrechtes für das Gebiet des norddeutschen Bundes, trotz erlassener Amnestie wurde er wegen Bannbruch verhaftet und zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Als Mitglied der sächsischen Volkspartei Chemnitzer Programms kandidierte er zum (einzigen) Reichstage des norddeutschen Bundes in dem 19. sächsischen Wahlkreise Stollberg-Lößnitz-Schneeberg. Bei der engeren Wahl siegte er über den Grafen zur Lippe. Vom 1. Januar 1868 ab redigierte L. das »Demokratische Wochenblatt, Organ der Volkspartei und des Verbandes Deutscher Arbeitervereine«. Im Reichstage und in seinem Organe wie in der stets eifrig betriebenen mündlichen Agitation bekämpfte er energisch die lassalleanische Richtung der deutschen Arbeiterbewegung, insbesondere ihren Führer J. B. v. Schweitzer, dessen Zuneigung zu einem Deutschland mit preußischer Spitze er bedenklich, ja verdächtig fand. Der Übergang der Mehrheit der deutschen Arbeiterbildungsvereine auf dem Verbandstag zu Nürnberg (1868) schuf die Cadres für die Sozialdemokratie Eisenacher Richtung. Bebel, L. und Schweichel hatten aut der Nürnberger Versammlung den Ausschlag gegeben gegen die bürgerlich-demokratischen und liberalen Strömungen in der Arbeiterbewegung. Bebel und L. wurden nun die Führer der auf dem Parteitag zu Eisenach (7.—9. August 1869) konstituierten sozialistischen Partei, die auf dem Boden der internationalen Arbeiterassoziation stand und in Marx und Engels ihre wissenschaftlichen Führer sah. Sehr schwierig war die Stellung L.s und Bebels im Reichstage während des deutsch-französischen Krieges. Sie erklärten diesen für einen dynastischen Krieg, für den sie weder Gelder bewilligen noch verweigern könnten als Sozial-Republikaner und Mitglieder der internationalen Arbeiterassoziation (motiviertes Votum vom 21. Juli 1870). Nach Sedan war ihre Parole: »Ein billiger Friede mit der französischen Republik! Keine Annexion!

Bestrafung Bonapartes und seiner Mitschuldigen.« Gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen stimmten L. und Bebel. Nach dem Kriege wurde gegen beide und Hepner die Anklage wegen Hochverrat erhoben. Vor den Richtern erklärte er: ». . . Wenn ich nach unerhörten Verfolgungen arm bin, so ist das keine Schande — nein ich bin stolz darauf, denn es ist das beredteste Zeugnis für meine politische Ehre. Noch einmal: ich bin nicht ein Verschwörer von Profession, nicht ein fahrender Landsknecht der Konspiration. Nennen Sie mich meinethalben einen Soldaten der Revolution — dagegen habe ich nichts.« »Ein zwiefaches Ideal hat mir von Jugend an vorgeschwebt: das freie und einige Deutschland und die Emanzipation der arbeitenden Klassen, d. h. die Abschaffung der Klassenherrschaft, was gleichbedeutend ist mit der Befreiung der Menschheit. Für dieses Doppelziel habe ich nach besten Kräften gekämpft und für dieses Doppelziel werde ich kämpfen, so lange noch ein Hauch in mir ist. Das will die Pflicht.« Bebel und L. wurden nach 14 Sitzungstagen und das größte Aufsehen verursachenden Verhandlungen zum Erstaunen der unabhängigen Presse zu je zwei Jahren Festung wegen Vorbereitung des Hochverrats verurteilt. Wenn L. einmal sagte, daß er es als sein größtes Verdienst betrachte, Bebel für die sozialdemokratische Arbeiterbewegung gewonnen zu haben, so konnte Bebel auch die zwei Jahre Festung auf der Hubertusburg als Lehrjahre bei L. bezeichnen. Hatte die sozialistische Bewegung und das von L. redigierte Organ derselben, der Volksstaat, durch die enthusiastische Stimmung über die Besiegung Frankreichs Schaden gelitten, so begann nach dem Hochverratsprozeß wieder ein Aufsteigen derselben. War L. noch 1869 gegen eine parlamentarische Wirksamkeit, für unbedingte Intransigenz (Vortrag am 31. Mai 1869 über die politische Stellung der Sozialdemokratie, insbesondere mit Bezug auf den Reichstag), so wurden nach Verlassen der Festung im Einverständnisse mit L. die Faden angeknüpft, um eine Einigung mit der lassalleanischen Richtung herbeizuführen, selbst auf die Gefahr hin, ein Programm zu billigen, das auf das schärfste von Marx und Engels kritisiert wurde. Diese Einigung kam 1875 auf dem Kongresse zu Gotha zustande, an Stelle des »Volksstaats« trat der »Vorwärts«, den L. in Gemeinschaft mit Hasenclever redigierte, später war er redaktionell beteiligt an allen Versuchen, unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes in Leipzig Blätter für die Arbeiter zu schaffen und zu erhalten; er war mit Ed. Bernstein, vorher mit v. Vollmar, Redakteur des zuerst in Zürich, dann in London erscheinenden Zentralorgans der Deutschen Sozialdemokratie, des »Sozialdemokrat« (1878—1890), von da ab bis zu seinem Tode in Berlin leitender Redakteur des »Vorwärts«. Dem Reichstage gehörte er in der II., III. und IV. Legislaturperiode für Schneeberg-Stollberg, in der V. und VI. Legislaturperiode für Dieburg-Offenbach, in der VII., VIII., IX. und X. Legislaturperiode für Berlin VI an. 1884 wurde er außer in Offenbach auch in Mainz gewählt. Hunderttausende Wähler hatten aber auch in anderen Wahlkreisen ihre Stimme für L. abgegeben, war er doch mit Bebel die popularste Gestalt der deutschen Arbeiterbewegung. Auch dem sächsischen Landtage gehörte L. durch mehrere Sitzungsperioden an. Kaum ein anderer seiner Gesinnungsgenossen hatte so oft für seine politische Gesinnung im Gefängnis hausen müssen, hatte so oft Ausweisungen und andere Verfolgungen zu erfahren gehabt. Er trug alles leichten Mutes. Ein glückliches Familienleben erleichterte es ihm. Nach dem Tode seiner heißgeliebten ersten Frau, die ihm zwei Töchter bescheerte, heiratete er eine Landsmännin, Natalie Reh,

die ihm fünf Söhne schenkte, auf deren Erziehung und Entwicklung er mit berechtigtem Stolze und voller Freude blicken konnte. Schwere wirtschaftliche Sorge war seine Begleiterin bis zum Jahre 1890, in seiner spartanischen Einfachheit und kindlichen Freude über die kleinsten Genüsse trug er ein Schicksal, das oft andere gebrochen hätte, Ende der 1860er Jahre mußte seine glänzende Feder ruhen, und er mit Korrekturlesen das Brod für die Familie schaffen. Bloß eine Erholung kannte er, das Reisen, als Agitator hatte er fast jeden bedeutenderen Ort Deutschlands vielfach besucht, auch die Vereinigten Staaten bereist, als Vertreter seiner Partei war er in Österreich, oft in der Schweiz, in England, Frankreich, Belgien und Holland gewesen, knapp vor seinem Tode erfüllte sich sein Jugendideal, Italien zu sehen.

Noch eifriger wie als Agitator diente er als Journalist der deutschen Sozialdemokratie. An Produktivität übertraf ihn kaum einer seiner Kollegen, er schrieb nicht bloß für die von ihm redigierten Zeitungen, sondern auch für viele, oft ganz kleine Organe seiner Partei in deutscher, französischer und englischer Sprache. Eine Ablehnung auf den Wunsch eines Artikels kam bei ihm fast nie vor, er schrieb ebenso für die *Cosmopolis* und das *Forum* wie für Blättchen, die ihren Mitarbeitern keine Honorare, ihren Redakteuren schlechteren Lohn als ihren Setzern zahlten. Für Clemenceaus Justice, für Dänemarks verbreitetstes Blatt, Sozial-Demokraten, schrieb er regelmäßig deutsche Korrespondenzen. Kaum ein Politiker wird so viele Flugblätter verfaßt haben wie L., groß war auch die Zahl seiner Broschüren. Sein Lieblingsgebiet war die Geschichte der Revolutionen, er schrieb eine Geschichte des Jahres 1848 unter dem Titel »Robert Blum und seine Zeit«, sein literarisches Ideal, eine Geschichte der ersten französischen Revolution zu verfassen, zu der er Jahrzehnte hindurch Vorarbeiten gemacht, erfüllte sich in dem von Kampf und Unruhe durchtobten Leben nicht. Den größten Erfolg hatte seine Schrift »Die Emser Depesche«, in der er die diplomatische Entstehungsgeschichte des deutsch-französischen Krieges behandelte. Gerne hob er in seinen Reden und Schriften den Wert der Bildung für die Arbeiterklasse hervor (so in »Wissen ist Macht, Macht ist Wissen«), oft behandelte er politische Tagesfragen und strittige Fragen seiner Partei, daneben war er ein glänzender Reiseschilderer (»Blick in die neue Welt«) und Plauderer, wie seine im »Neuen Welt-Kalender« und in der »Neuen deutschen Rundschau« veröffentlichten autobiographischen Skizzen beweisen. Er war, wie er sich im Deutschen Parlaments-Almanach bezeichnete, Journalist, er schrieb für den Tag, aber vieles hat den Tag überdauert, er war lange der Lehrer der sozialistischen Journalistik, die in der Nachahmung seines Stiles und seiner Art, die politischen Dinge zu sehen und zu beurteilen, wetteiferte. Er war Journalist, einer der glänzendsten, frischesten, formgewandtesten, der manch dauerndes Wort und Wortspiel geprägt hatte. Kurt Eisner nennt ihn den letzten großen Publizisten alten Schlages aus jener Epoche, da die Zeitung nichts weiter war als ein umfangreiches, regelmäßig erscheinendes Flugblatt, da die Tagesfragen nur den Vorwand bildeten zu werbendem Aufrufe, da der Tagesschriftsteller Agitator, Missionar war, ein Ritter vom Geiste, nicht wie heute im besten Falle ein Arbeiter vom Geiste oder, wie es die Regel ist, ein Arbeiter gegen den Geist. Die pedantische Arbeit des heutigen Redakteurs war L. fremd, als Glied der modernen Zeitungsfabrik fühlte er sich nicht wohl, er floh diesen Zwang, so oft er es vermochte. Auf parlamentarischem Boden überließ er neidlos die Führung Anderen, vor allem Bebel, er sprach

nicht oft und dann meist die großen Budgetreden, während er die Behandlung der Einzelfragen Anderen überließ. Bei aller Bescheidenheit war er der Mann des großen Zuges, bei allem Eifer ließ er sich in Spezialfragen nicht gerne ein. Seine Stärke als Redner zeigte er in der Volksversammlung, seine Kraft als Tagesschriftsteller als Leitartikler und nicht als Organisator der redaktionellen Arbeit. Im inneren Wirken seiner Partei war er bei schroffer Betonung seines meist radikalen Standpunktes doch stets der glückliche Vermittler sich befehdender Richtungen, ein einigender Faktor. Ihm schenkten auch die sozialistischen Parteien des Auslandes das größte Vertrauen: täglich schrieb er zahlreiche Briefe an seine Gesinnungsgenossen in aller Herrn Länder, er war in seinen letzten Lebensjahren die Verkörperung der internationalen Arbeiterbewegung. Der gewaltige Redner war im persönlichen Umgange meist still und zurückhaltend, doch konnte er auch in guter Stimmung trefflich erzählen aus alten Tagen. Schroff gegen politische Gegner und ihm unsympathische Erscheinungen in der modernen Literatur, gegen Bismarck, Gladstone, Ibsen, Hauptmann war er ein Förderer und väterlicher Berater jugendlicher Talente. Seine geistige Frische, seinen Eifer gegen das Unrecht, seine elektrisierende Macht auf die Massen, sein einziges Talent, Worte zu prägen, behielt er bis zum Tode, so schloß er seine letzte Rede im Reichstage (12. Juni 1900) mit dem schroffen Worte: »Man kann im Deutschen Reichstage die Wahrheit nicht sagen, ohne zur Ordnung gerufen zu werden.« Die letzten Worte seines journalistischen Schwanengesanges waren: »Es ist keine Zeit zu verlieren.« Und am Vorabend seines Todes verabschiedete er sich von seinen Redaktionskollegen mit der Mahnung: »Niemals in die Defensive drängen lassen, stets Offensive!«

Rüstig, frisch, heiter verließ er am Abend des 6. August 1900 die Redaktion des »Vorwärts«, um 4 Uhr morgens des 7. August fand ihn seine besorgte Gattin für immer entschlummert. Ein Leichengefolge, wie es Berlin noch nie gesehen, Deputationen aus den Parteien der Arbeiterklasse des Auslandes folgten mit Vertretern aller deutschen Stämme seinem Sarge.

Literatur: Kurt Eisner, W. Liebknecht. 1900 Schweichel, W. Liebknecht im Neuen Weltkalender für 1902, Hamburg 1902. Der Hochverratsprozeß wider Liebknecht, Bebel, Hepner vor dem Schwurgericht zu Leipzig vom 11. bis 26. März 1872, mit einer Einleitung von W. Liebknecht, Berlin 1894; W. Liebknecht, *Souvenirs* Paris 1901; Hirths Parlaments-Almanach: W. Liebknecht in Neue deutsche Rundschau VIII, IX. und X. Jahrgang, *Cosmopolis* vol. XII., Vorwärts (Berlin) 9.—13. Aug. 1900, 7. August 1901, 7. Aug. 1902, viele Zeitungsartikel aus dem August 1900, auch dankenswerte persönliche Mitteilungen von Angehörigen und Freunden.

Adolf Braun.

Lucam, Wilhelm Ritter von, Generalsekretär der privilegierten österreichischen Nationalbank und Vizegouverneur der Österreichisch-Ungarischen Bank, * 6. Januar 1820 in Wien, † im 81. Lebensjahre am 30. September 1900 in Ischl. — L. entstammte einer alten, im Jahre 1749 von Kaiser Franz I. in den Ritterstand des Römisch-Deutschen Reiches erhobenen niederösterreichischen Patrizierfamilie, von der einzelne Zweige noch heute in Wien ansässig sind. Seine Eltern waren vermögenslos, und L. mußte daher schon in seinen jungen Jahren darauf bedacht sein, sich selbst seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Sein Studiengang, den er in Wien zurücklegte, war demnach auch kein sehr ausgedehnter; er absolvierte die vier Klassen des Untergymnasiums, besuchte darauf durch zwei Jahre die Realschule und dann die kommerzielle und einen Teil der technischen Abteilung des damaligen polytechnischen Institutes. Im

Alter von 18 Jahren trat er als Komptorist in das Wiener Großhandlungshaus Steiners Neffe ein, in dem er nun durch vier Jahre als Korrespondent und Kassierer tätig war. Wie rastlos er in dieser Stellung an seiner weiteren Fortbildung arbeitete, geht daraus hervor, daß er, als er unterm 30. April 1842 ein Gesuch um eine Anstellung bei der privilegierten österreichischen Nationalbank einreichte, in der Lage war, die vollständige Kenntnis der französischen, italienischen und englischen Sprache nachzuweisen; diese ausgedehnten Sprachkenntnisse sollten ihm später noch von großem Nutzen sein. Am 2. Juli 1842 bestand L. die damals für die Aufnahme in den Dienst der Nationalbank vorgeschriebene Prüfung mit so ausgezeichnetem Erfolge, daß er als der beste unter zehn gleichzeitig geprüften Kandidaten befunden und am 7. Juli desselben Jahres zum einkassierenden Beamten der Nationalbank ernannt wurde. Am 14. Juli trat er seinen Dienst an und zwar zunächst in der kurz vorher errichteten Giroabteilung der Bank. Die Nationalbank war damals noch ein ziemlich kleines Institut; sie beschäftigte nur 95 Beamte, und ihre Tätigkeit war, mit Ausnahme der Papiergeldverwechslung, auf Wien beschränkt.

Ein Jahr vorher, im Jahre 1841, hatte die Bank eine tiefgehende Umgestaltung erfahren. Die oftmaligen Änderungen im Bankwesen des großen Donaureiches, in dem es seit 200 Jahren fast immer eine »Bankfrage« gegeben hat, erklären sich aus der Finanzgeschichte dieses Staatengebildes. Die habsburgischen Erblande, die im Jahre 1804 unter dem Namen des Kaisertums Österreich zusammengefaßt wurden und seit 1868 die Österreichisch-ungarische Monarchie bilden, hatten seit jeher nicht nur für ihre eigene Verwaltung und Verteidigung, sondern auch für die großzügige und weitblickende Politik ihres Herrscherhauses aufzukommen, die den Erblanden zwar eine große Bedeutung verlieh, aber auch deren fast beständige Finanznot verursachte. Der Geldbedarf der österreichischen Finanzverwaltung ließ dieser die Herrschaft über die Notenbank stets als etwas äußerst Wünschenswertes erscheinen. Die Finanzverwaltung hatte es durchgesetzt, daß die erste Notenbank der Monarchie, der Wiener Stadt-Banko, im Jahre 1769 verstaatlicht worden war. Bald war diese früher trefflich geleitete Bank lediglich eine Papiergeldfabrik für den Staat geworden, und die Folgen waren die finanziellen Zusammenbrüche von 1811 und 1816 und die vollständige Erschütterung des Vertrauens in die vom Staat ausgegebenen Geldzeichen gewesen. Durch die 1816 erfolgte Gründung der privilegierten österreichischen Nationalbank, als einer für die ganze Monarchie ausschließlich zur Notenausgabe befugten Zettelbank, war man nun wieder zum System der Privatbank zurückgekehrt, das sich auch während der 25 Jahre des ersten Bankprivilegiums wohl bewährte. Aber bei der Erneuerung des Privilegiums der Bank im Jahre 1841 gelang es der Finanzverwaltung, durch eine eingehende Änderung der Statuten die Herrschaft über die Notenbank, obwohl die Nationalbank dem Namen nach eine Privatbank blieb, wieder zu gewinnen, indem eine Reihe der wichtigsten Verwaltungsmaßregeln der Bank von der Zustimmung der Finanzverwaltung abhängig gemacht, und die von der Finanzverwaltung in die Bank entsendeten beiden Hofkommissäre dadurch zu den eigentlichen Herren der Bank wurden. Vergeblich versuchte der damalige Bankgouverneur Freiherr von Lederer, die Bank gegen die immer wiederkehrenden Geldansprüche der Finanzverwaltung zu schützen; müde legte er endlich im Jahre 1847 sein Amt nieder; seine Nachfolger besaßen nicht seine Widerstandskraft. Das Verhängnis ging seinen Gang: als die Ereignisse des Jahres 1848 einen Ansturm auf die Kassen der

Bank brachten, sah sich diese genötigt, im Mai 1848 die Bareinlösung ihrer Noten einzustellen; nicht weniger als 82 Prozent des damaligen Banknotenumlaufes waren Geldbeschaffung für den Staat.

Die Ereignisse von 1848 gaben Herrn von L. zuerst Gelegenheit, seine außergewöhnlichen Fähigkeiten zu beweisen. Seiner umfassenden Sprachkenntnisse wegen wurde er einer Mission beigegeben, die im Auftrage der Finanzverwaltung und der Bank verschiedene ausländische Handelsplätze, in erster Reihe London und Petersburg, besuchte, um dort den Ankauf von Edelmetall für den geschwächten Metallschatz der Bank zu vermitteln. Als Mitglied dieser Mission hatte L. in England eine Unterredung mit dem damaligen Minister des Äußeren im Kabinette Russell, Lord Palmerston, der sich aber den Wünschen Österreichs gegenüber ebenso kühl ablehnend verhielt, wie 42 Jahre später der Gouverneur der *Bank of England* gegen die österreichisch-ungarische Währungsreform. Seit dieser Mission L.s blieb das Augenmerk der obersten Leitung der Bank auf den befähigten Beamten gelenkt, der nun im Jahre 1854 zum zweiten Sekretär und in rascher Folge im Jahre 1856 zum ersten Sekretär und nach dem Rücktritte des Generalsekretärs Salzmann von Bienenfeld am 7. Dezember 1857 zum Generalsekretär der Nationalbank ernannt wurde. Eine noch im gleichen Monat unternommene großartige Finanzoperation zeugte sofort von dem weiten Blick und der Geschäftstüchtigkeit des nunmehrigen ersten Beamten der Notenbank. Die Stadt Hamburg war von der großen Handelskrise des Jahres 1857 schwer betroffen worden. L., dem der in den Jahren 1853 bis 1855 durch Ausgabe von 99379 neuen Bankaktien gestärkte Metallschatz der Bank die Mittel hierzu an die Hand gab, gewährte der bedrängten Hansestadt, die sich vergeblich nach Berlin um Hilfe gewendet hatte, ein Darlehen von über 15 Millionen Mark Banco; damit war nicht nur der Stadt Hamburg ein unschätzbarer Dienst geleistet; das für die damalige Zeit gewaltige Unternehmen hob auch das Ansehen Österreichs und war nicht zuletzt für die Nationalbank, der dieses Darlehen mit 6 Prozent verzinst wurde, ein gutes Geschäft.

Mit voller Kraft wendete sich L. der Wiederherstellung des durch die Einstellung der Barzahlungen der Bank seit 1848 zerrütteten Geldwesens zu; er fand bei diesen Bestrebungen auch die Unterstützung des damaligen Finanzministers Freiherrn von Bruck. Der Staat zahlte einen Teil seiner Schuld an die Bank zurück; mit 1. Januar 1859 sollte die Bareinlösung der Banknoten wieder beginnen. Schon früher, mit 6. September 1858, nahm die Bank die Barzahlungen tatsächlich wieder auf. Der italienische Krieg von 1859 führte jedoch eine abermalige Zerrüttung des österreichischen Geldwesens herbei. Die neuen und sehr bedeutenden Ansprüche des Staates an die Bank hatten zur Folge, daß diese die kaum aufgenommenen Barzahlungen am 25. April 1859 wieder einstellen mußte. Der Krieg ließ gleichzeitig die Mängel des bureaukratischen Verwaltungsapparates der Monarchie in erschreckender Weise zutage treten. Es stellte sich unter anderem heraus, daß die zur Überwachung der Nationalbank und der genauen Beobachtung der Bankstatuten bestellten Hofkommissäre die Bank gezwungen hatten, statutenwidrige Geschäfte nicht nur mit der Finanzverwaltung, sondern auch mit Privaten einzugehen, Geschäfte, an denen die Bank nun ungeheuere Summen verlor. Die Überzeugung von der Notwendigkeit, die Bank und damit das Geldwesen der Monarchie den Einflüssen der Finanzverwaltung zu entrücken, war schließlich eine allgemeine geworden, und in der Thronrede vom 1. Mai 1861 verlangte die Krone

selbst die Sicherstellung der Unabhängigkeit der Bank. Gemeinsam mit dem aufgeklärten und wirtschaftlich hochgebildeten Finanzminister Edlen von Plener arbeitete nun L. den Entwurf eines neuen Bankgesetzes aus, welcher im österreichischen Parlament in dem Abgeordneten Dr. Eduard Herbst einen glänzenden Vertreter fand. Vom Finanzausschusse des Abgeordnetenhauses wurde L. selbst als Experte über diese Gesetzesvorlage vernommen, und seine klaren und sachlichen Ausführungen fanden allgemeinen Beifall. Für die Stimmung in der Bevölkerung ist es bemerkenswert, daß das Parlament die in dem Lucamschen Entwurf enthaltenen Maßregeln gegen weitere Eingriffe der Finanzverwaltung in die Notenbank noch nicht hinreichend fand und dieselben nicht unbedeutend verschärfte.

Mit 14. Januar 1863 trat das neue Gesetz, mit welchem der Bank ihr drittes Privilegium verliehen wurde, mit der Gültigkeit bis 31. Dezember 1876 in Kraft. Die Wiederaufname der Barzahlungen war für den Anfang des Jahres 1867 in Aussicht genommen worden. Um das hohe Silberagio, das im Januar 1861 noch 152,75 Prozent betragen hatte, zu beseitigen, mußte der Notenumlauf verringert werden, was zum Teile nur durch Beschränkung der Kreditgewährung möglich war. Es ist natürlich, daß unter diesen notgedrungenen Beschränkungen der kreditbedürftigere Osten der Monarchie viel schwerer litt, als der kapitalsreichere Westen. In Ungarn sah man seither in L. einen Feind. Im Februar 1866 war das Silberagio auf 101,50 Prozent herabgedrückt. Die Aufnahme der Barzahlungen war vorbereitet. Der Krieg von 1866 zerstörte aber wieder, was in den vorhergegangenen Jahren mühsam aufgebaut worden war. Außerstande, die zum Krieg erforderlichen Summen ohne das altgewohnte Mittel der Notenvermehrung aufzubringen, schritt die Finanzverwaltung, da ihr die Notenpressen der Bank verschlossen waren, zur Ausgabe von Staatsnoten, von denen 312 Millionen Gulden Ö. W. in Umlauf gesetzt wurden. Die Staatsnoten hatten Zwangskurs, sie mußten von jedermann, also auch von der Bank, in Zahlung genommen werden; da die Bank die bei ihr einströmenden Staatsnoten daher auch zur Einlösung ihrer Banknoten verwenden konnte und verwenden mußte, wenn sie nicht schließlich die gesamten Staatsnoten in ihren eigenen Kassen haben wollte, so war die Aufnahme der Barzahlungen nunmehr bis zur Einziehung der Staatsnoten, also zunächst auf unbestimmte Zeit, hinausgeschoben. L. hat die Verwirklichung seines Lieblingsgedankens, die Wiederherstellung einer geordneten Währung in seinem Vaterlande, nicht mehr erlebt; die Einziehung der letzten Staatsnoten begann erst am 10. August 1901, mehr als 10 Monate nach seinem Tode.

Durch die Ausgabe der Staatsnoten war nicht nur die Nationalbank schwer geschädigt, und das Geldwesen der Monarchie neuerlich zerrüttet worden; viel schlimmer war es, daß sich unter dem Einflusse dieser plötzlichen übermäßigen Vermehrung der Umlaufsmittel in den Jahren 1867 bis 1872 eine wilde Überspekulation in der Monarchie entwickelte, die schließlich im Mai 1873 mit einer furchtbaren Krise endete. Stürmisch wurde besonders seitens der Börsenkreise verlangt, daß die Bank dem Effektenmarkte durch ausgiebige Kreditgewährung zu Hilfe komme. L., von der Bank in das damals gebildete Aushilfskomite entsendet, trat dieser Auffassung entgegen; er hatte die Krise vorausgesehen, die Lage rasch und richtig erfaßt und erkannt, daß der Börse auch durch die ausgiebigste Kreditgewährung nicht zu helfen sei, daß es sich aber darum handle, die Volkswirtschaft der Monarchie so weit als möglich vor Gefährdung zu schützen. Mit Nachdruck wies er die

Forderungen des Effektenmarktes zurück und erklärte, daß die Bank sich nur auf die Befriedigung des legitimen Bedarfes von Handel und Industrie beschränken könne. Seiner unbeugsamen Energie war es zu danken, daß die Nationalbank aus der jammervollen Sintflut schier als »die einzig Gesunde unter lauter Siechen«, wie Josef Neuwirth sie nannte, hervorging, und ein Übergreifen der Krise mindestens auf das Geldwesen der Monarchie verhindert wurde. Der ehemalige österreichische Handelsminister Dr. Albert Schäffle schrieb damals über L.: »Ihm, mehr als irgend einer anderen Persönlichkeit, verdankt Österreich die Stabilität der Valuta und des Staatskredites mitten in dem heillosen Zusammenbruche der Börse.«

Mit Ende des Jahres 1870 hatte L. inzwischen jene Reihe von Operationen begonnen, die heute noch viel zu wenig bekannt und gewürdigt, für die Bank wie für die Monarchie von der größten Bedeutung werden sollten und ihn als einen Währungspolitiker allerersten Ranges erscheinen lassen. Mit wahrhaft prophetischem Scharfblicke hatte er den später tatsächlich eingetretenen Fall des Silberpreises und die gerade in Österreich aufs heftigste bekämpfte Zukunft des Goldes als des Währungsmetalles der Staaten abendländischer Kultur vorausgesehen. Gestützt auf eine ihm im Jahre 1869 erteilte, ziemlich allgemein gehaltene Ermächtigung der Bankdirektion schritt L. an den Umtausch eines großen Teiles des Silberbesitzes der Nationalbank gegen Gold. Einem solchen Tausch in größerem Maßstabe stand jedoch anfangs die in den Bankstatuten vom Jahr 1862 enthaltene beschränkende Bestimmung entgegen, wonach Gold von der Bank nur bis zur Höhe des vierten Teiles des Metallvorrates als Notendeckung verwendet werden konnte. L. regte die Aufhebung dieser Bestimmung an, und die erwähnte Beschränkung wurde durch das Gesetz vom 18. März 1872 tatsächlich beseitigt. Um die auswärtigen Geldmärkte nicht zu beunruhigen und ein Ausbeuten der Operationen der Bank durch die Arbitrage zu verhindern, umgab L. seine großartigen Tauschgeschäfte mit dem Schleier des tiefsten Geheimnisses. Selbst die Direktoren der Bank erfuhren von den Operationen nichts; nur der Gouverneur und die Beamten der Bank wußten, was vorging. So gut wurde das Geheimnis, das in diesem Falle die Bürgschaft des Erfolges war, gewahrt, und so meisterhaft wurde die ganze Transaktion durchgeführt, daß es gelang, in den Jahren 1870 bis 1875 rund 170 Millionen Franken in Goldmünzen in die Bankkeller nach Wien zu ziehen, ohne daß irgend ein auswärtiger Geldplatz etwas hiervon merkte. Allgemein war das Erstaunen, als L. in der Generalversammlung der Bankaktionäre vom 18. Januar 1875 die Mitteilung machte, daß sich im Metallschatze der Bank 72,7 Millionen Gulden in effektivem Golde befänden. Das Ansehen der Bank stieg infolge dieser Operation in ganz Europa; so erklärte der berühmte Ökonomist Michel Chevalier in einem am 1. August 1876 in der »*Revue des Deux Mondes*« erschienenen Artikel: »Wir dünken uns Österreich weit überlegen, aber Österreich hat seine Bank viel geschickter geleitet, als wir die Bank von Frankreich«.

Mit dieser Operation hat L. die Bank wie die Monarchie vor ungeheueren Verlusten bewahrt und den Grund zu dem 1892 vollzogenen Übergang Österreich-Ungarns zur Goldwährung gelegt.

Der Sturz des Silberpreises, den L. vorausgesehen hatte, begann nach der Münzreform des Deutschen Reiches von 1873; er sollte in Österreich-Ungarn zu ganz eigentümlichen Erscheinungen führen. Mit dem Fallen des Silberwertes begann das Agio, welches das Silber bisher gegenüber dem

Papiergelde der österreichischen Währung behauptet hatte, zu sinken und verschwand endlich ganz; das Silber war auf den Wert des Papiergeldes herabgeglitten. Schließlich erschien es vorteilhaft, Silber nach Österreich-Ungarn hereinzubringen und hier durch Ausprägung in Silbergulden oder durch Einlieferung bei der Bank, die gesetzlich verpflichtet war, Silberbarren jederzeit gegen Banknoten einzulösen, in österreichisches Währungsgeld umzuwandeln. Tatsächlich wurden am 17. Juli 1876 nach langer Zeit wieder Silberbarren zur Einlösung bei der Bank eingereicht. L. erblickte in dieser Gestaltung der Dinge eine ernstliche Gefährdung der währungspolitischen Lage der Monarchie, denn das Einströmen von Silber in größerem Umfange konnte den Übergang zu der von ihm für allein richtig gehaltenen Goldwährung gefährden und vielleicht unmöglich machen. Er wies daher, sich über die statutenmäßige Verpflichtung kühn hinwegsetzend, die Annahme der angebotenen Barren zurück und schlug dem österreichischen Finanzministerium vor, die bezügliche Bestimmung der Bankstatuten zu suspendieren. Die Antwort des Finanzministeriums lautete ablehnend. L. fuhr gleichwohl unentwegt fort, die der Bank angebotenen Silberbarren ausnahmslos abzulehnen, und setzte es schließlich durch, daß bei der Umgestaltung der Bank im Jahre 1878 tatsächlich die Suspendierung der erwähnten Verpflichtung erfolgte. Damit war der erste Schritt zu jener entscheidenden Währungsänderung geschehen, die im Jahre 1879 durch die seitens der Finanzministerien verfügte Einstellung der Silberprägungen für Private vollendet wurde. Außer L. waren sich damals wohl nur sehr wenige Menschen darüber klar, daß durch die Suspendierung der Silbereinlösung seitens der Bank und die Einstellung der freien Prägungen eine ganz neue Währung geschaffen wurde, eine Währung, die das Eigentümliche hatte, daß der Wert des Geldes, weil es nicht mehr den Bedürfnissen entsprechend vermehrt werden konnte, schließlich weit über die Kaufkraft des betreffenden Münzmetalles hinaus stieg. Die österreichische Währung von 1879 bis zu dem 1892 vollzogenen Übergange zur Goldwährung bildete das erste und bisher einzige Beispiel einer solchen »Kreditwährung« in Europa, und es ist ein komischer Zufall, daß gerade ein österreichischer Gelehrter, Freiherr von Pratobevera, zu Anfang des 19. Jahrhunderts die vollständige Unmöglichkeit einer solchen Währung behauptet hatte. Auf eine geradezu geniale, sich nach keinem Vorbilde richtende Weise hat L. das österreichische Währungsgeld vor der demselben durch den unaufhaltsamen weiteren Preissturz des Silbers drohenden Entwertung gerettet und das Geldwesen der Monarchie vor einer entsetzlichen Verwirrung bewahrt.

Noch einmal war L. zu einer gesetzgeberischen Tätigkeit berufen. Bei der dualistischen Neugestaltung der Monarchie im Jahre 1867 war über die Notenbank mit Stillschweigen hinweggegangen worden; man wollte die ohnehin ungemein schwierige Ausgleichsarbeit nicht noch durch das Aufwerfen der Bankfrage erschweren. Das Privilegium der Nationalbank hatte in Ungarn keine rechtliche Geltung, wurde aber zunächst tatsächlich geduldet. Die Vorgänge auf der Balkanhalbinsel im Jahre 1876 ließen jedoch dem damaligen österreichisch-ungarischen Minister des Äußeren, Grafen Andrássy, ein rasches Auseinandersetzen der beiden Staaten der Monarchie auch hinsichtlich des Notenbankwesens erwünscht erscheinen; die Einigung erfolgte in den im Mai 1876 zustande gekommenen sogenannten »Maipunktationen«. Den Regierungsreferenten, die dieses Bankprojekt fast buchstäblich über Nacht ausgearbeitet hatten, war das Bankwesen fremd; sie hatten sich damit begnügt, einfach die

dualistische Gestaltung der Monarchie auf das Gebiet der Notenbank zu übertragen, und zwei getrennte Notenbanken, eine für Österreich und eine für Ungarn, in Aussicht genommen, die nur durch ein gemeinsames Zentralorgan und durch — die Banknote verbunden sein sollten, so daß jede Bank für die Notenverbindlichkeiten des anderen, von ihr ganz unabhängigen Institutes zu haften gehabt hätte. In einer glänzenden Denkschrift wies L. die Lebensunfähigkeit eines solchen Bankwesens auf das überzeugendste und schlagendste nach, und einstimmig lehnte die Bankdirektion den Entwurf ab. Die Verhandlungen stockten, bis L. selbst anfangs 1877 mit dem Entwurf eines Bankgesetzes hervortrat, der von den Regierungen als Grundlage für neue Unterhandlungen angenommen und in seinen wesentlichen Punkten schließlich von beiden Parlamenten zum Gesetz erhoben wurde. Durch dieses neue Bankgesetz, das mit dem 30. Oktober 1878 ins Leben trat, wurde die privilegierte österreichische Nationalbank in die für Österreich wie für Ungarn privilegierte Österreichisch-Ungarische Bank umgestaltet. Die Organisation des neuen Institutes hielt die Einheit der Bank aufrecht und trug doch gleichzeitig in höchst geistreicher Weise der dualistischen Staatsform der Monarchie volle Rechnung; die Unabhängigkeit der Bank von den Finanz-Verwaltungen blieb gewahrt. Ihre Lebensfähigkeit bewies diese neue Organisation dadurch, daß sie sich unter oft höchst schwierigen Verhältnissen bis Ende 1899 unverändert behauptete.

Das Bankgesetz von 1878 war L.s letzte große Tat. Am 7. Dezember 1878 trat er nach mehr als 36jähriger Dienstzeit von dem Posten des Generalsekretärs, den er genau 21 Jahre bekleidet hatte, zurück. Man hatte allgemein erwartet, daß L. berufen sein werde, als Gouverneur an die Spitze der Österreichisch-Ungarischen Bank zu treten. Aber L. war nicht nur in Ungarn unbeliebt, sein unbeugsamer Charakter hatte ihm auch in Österreich manchen Feind geschaffen. So kam es, daß nicht er, sondern der ehemalige Sektionschef des österreichischen Finanzministeriums, Alois Moser, zum ersten Gouverneur der neuen Bank ernannt wurde, eine schwere Kränkung für L., denn Sektionschef Moser war noch aus der Zeit her, da er als Regierungskommissär bei der Nationalbank gewirkt hatte, L.s persönlicher Gegner. Gleichwohl ließ L. sein Werk nicht ohne weiteres im Stich; er erklärte sich bereit, die unbesoldete Ehrenstelle des österreichischen Vizegouverneurs bei der Bank anzunehmen und wurde am 9. Dezember 1878 zum Vizegouverneur ernannt. Durch fast drei Jahre bekleidete er nun diesen Posten, bis er sich am 3. Dezember 1881 in den Ruhestand zurückzog.

Es mochte dem warmherzigen Patrioten eine traurige Genugtuung sein, daß der neue Bankgouverneur gerade auf dem Gebiet, auf dem L. seine schönsten Lorbeern erworben hatte, auf dem der Währungspolitik, versagte. Als das ungarische Finanzministerium im Jahre 1890 wegen Fortsetzung der von L. begonnenen Silberverkäufe an die Bank herantrat, weigerte sich der Gouverneur trotz der einer solchen Operation damals äußerst günstigen Lage des Edelmetallmarktes, und trotzdem die Bank rund $34^3/_4$ Millionen Silbergulden anstandslos hätte verkaufen können, auf eine solche »Spekulation« einzugehen, ein unbegreiflicher Fehler, durch den die Bank einen Schaden von über einer Million Gulden oder mehr als zwei Millionen Kronen, und die Monarchie nach dem heutigen Stande des Silberpreises einen solchen von über 36 Millionen Kronen erlitt, Ziffern, die gleichzeitig beweisen mögen, wie verhängnisvoll Fehler auf dem Gebiete des Währungswesens werden können.

Nicht minder bedeutend als auf dem Felde der Bank- und Währungspolitik war L. als Organisator und Bankpraktiker. Mit den patriarchalischen Zuständen, die er beim Antritte seines Amtes als Generalsekretär in der Nationalbank vorfand, räumte er gründlich auf; er reformierte das Kreditwesen wie die ganze Administration und schuf die Kasseneinrichtungen und das treffliche Kontrollsystem der Bank, das im Wesen noch jetzt besteht, und in dem die Österreichisch-Ungarische Bank den besten ähnlichen Instituten gleich, wenn nicht überlegen ist. In die alte Nationalbank zog mit ihm ein moderner Geist, der sich auch nach außen geltend machte; so ist L. auch der Gründer des Wiener Saldierungs-Vereines, dessen erster Obmann er war. Mit eiserner Hand, selbst mit Härte machte er dem in der Bank eingerissenen Günstlingswesen ein Ende; eine pflichtbewußte, stramm, fast militärisch disziplinierte Beamtenschaft ging aus seiner Schule hervor. Als er das Amt des Generalsekretärs niederlegte, zählte die Bank 23 Filialen und ihr Beamtenkörper 375 Köpfe.

Nach seinem Rücktritte waren L. noch fast zwei Jahrzehnte eines rüstigen Greisenalters beschieden, in denen er vorzüglich philosophischen Studien und seinen literarischen Neigungen lebte; es waren besonders die englischen Dichter des 18. Jahrhunderts, die ihn anzogen, und die griechischen und römischen Klassiker, die er geläufig in der Ursprache las. Öffentlich trat er wenig mehr hervor. Unter dem Ministerium Taaffe wurde er am 1. Februar 1882 in die sogenannte Ersparungs-Kommission berufen, in der er aber keine Gelegenheit zu gedeihlicher Wirksamkeit fand. Zum letztenmal erschien L., der schon 1867 von der österreichischen Regierung der damaligen »Spezialkommission zur Beratung der Münzfrage« und 1870 von der ungarischen Regierung der ungarischen »Bank-Enquête-Kommission« beigezogen worden war und durch seine fachmännischen Darlegungen in der letztgenannten Kommission die rückhaltlose Bewunderung auch seiner ungarischen Gegner erregt hatte, als Experte in der vom 8. bis 17. März 1892 abgehaltenen österreichischen »Währungs-Enquête-Kommission«, in der er, damals das älteste der Kommissionsmitglieder, mit jugendlichem Feuer für die Einführung der Goldwährung und zwar der reinen Goldwährung in Österreich-Ungarn eintrat.

L. war von kleiner Gestalt; das feine Gesicht umrahmte ein kurz gehaltener Vollbart; unter der prächtigen, früh kahl gewordenen Stirne blickten scharfe, hellblaue Augen; seine außerordentliche Lebhaftigkeit und Beweglichkeit behielt er bis in das hohe Greisenalter. Er war ein gewandter, schlagfertiger Redner, ein glänzender Stilist; seine zahlreichen Fachschriften sind ebenso ausgezeichnet durch die darin zutage tretende glückliche Verbindung von praktischer Erfahrung mit hoher wissenschaftlicher Bildung, wie durch die ruhige Sachlichkeit und lichtvolle Klarheit der Darstellung.

Ein großer Naturfreund, liebte er es, seine Mußestunden in Wald und Gebirge zu verbringen. Ischl, wo er gestorben ist, hat er 52mal besucht. Seit dem Jahre 1884 pflegte er stets den ganzen Sommer dort zu verweilen. Persönlicher Ehrgeiz war ihm fremd. Das österreichische Finanzportefeuille, das ihm einmal angeboten wurde, schlug er aus; die am 17. Dezember 1866 auf ihn gefallene Wahl in den niederösterreichischen Landtag nahm er zwar an, legte aber das Mandat schon am 25. August 1869 wieder zurück. Im Jahre 1866 war ihm das Ritterkreuz des österreichischen Leopoldordens, im Jahre 1881 der Orden der Eisernen Krone II. Klasse verliehen worden; die Erhebung in den Freiherrenstand, zu der ihn die letzterwähnte Auszeichnung

gemäß der Ordensstatuten berechtige, hat er nie angestrebt. Er war unvermählt geblieben.

Im Privatleben war der strenge, gefürchtete Generalsekretär ein weichherziger, edler Mensch, der im stillen viel Gutes tat, und in dem besonders die Armen von Ischl einen großen Wohltäter verehrten. Sein bedeutendes Vermögen, »die Frucht langjähriger Arbeit und vernünftiger Sparsamkeit«, wie er in seinem Testamente sagte, bestimmte er letztwillig zur Errichtung einer »Wilhelm Ritter von Lucamschen Stiftung«, deren Erträgnisse stets zur Hälfte zu Studien- und Reisestipendien für österreichische Hoch- und Mittelschüler deutscher Muttersprache und zur anderen Hälfte zur Unterstützung armer, nach Wien zuständiger Personen verwendet werden sollten.

Als Schriftsteller ist L. sehr häufg hervorgetreten. Außer zahlreichen Zeitungsartikeln sind nicht weniger als 23 Schriften von ihm im Druck erschienen; hierunter sind insbesondere die anonym herausgegebenen Werke: »Die österreichische Nationalbank und ihr Verhältnis zu dem Staate«, Wien 1861, und »Zur österreichischen Finanz- und Bankfrage«, Wien 1861, dann das unters L.s vollem Namen erschienene Buch: »Die österreichische Nationalbank während der Dauer des dritten Privilegiums«, Wien 1876, als Quellenwerke für die Geschichte des österreichischen Geld- und Banknotenwesens hervorzuheben.

Wenig bekannt ist, daß sich L. in jüngeren Jahren auch auf dem Gebiete der schönen Literatur versucht hat. Verschiedene Journale, wie »Der Zuschauer«, »Die Sonntagsblätter«, »Die Gegenwart« usw. brachten humoristische und satirische Aufsätze von seiner Hand, von denen besonders die im »Zuschauer« erschienenen »Wiener Plaudereien« viel Beifall fanden.

Ein sehr ähnliches Bildnis L.s brachte die österreichische »Beamtenzeitung« in ihrer 28. Nummer vom 10. Oktober 1900.

Was L. neben seiner genialen Begabung auszeichnete, war die wahrhaft puritanische Strenge, mit der er selbst in den Zeiten, da der wilde Taumel der Börse schier alle Gesellschaftskreise erfaßt hatte, allem, was nur entfernt als Mißbrauch seiner Stellung hätte gedeutet werden können, aus dem Wege ging, und die unbeugsame Energie, mit der er stets den von ihm einmal als richtig erkannten Weg verfolgte. So groß war die Macht seiner Persönlichkeit, daß neben ihm, der doch nur der oberste Beamte der Nationalbank war, das eigentliche Oberhaupt der Bank, der Gouverneur, nahezu vollständig in den Hintergrund trat, daß selbst die mächtigsten unter den Direktoren der Bank sich fast widerspruchslos ihrem Beamten unterordneten, so daß man sich schließlich, wie im Jahre 1877 Dr. Herbst im österreichischen Abgeordnetenhause sagte, die Nationalbank ohne L. ebensowenig vorstellen konnte, wie L. ohne die Nationalbank. Friedrich Schmid.

Nietzsche, Friedrich Wilhelm, Dichter und Philosoph, * 15. Oktober 1844 zu Röcken bei Lützen, † 25. August 1900 in Weimar. — N.s Vorgeschichte ist bis auf den heutigen Tag Gegenstand einer Polemik. Er selbst, der so zahlreiche Selbstbiographien anfing, hat sich vielfach mit der Frage nach seiner Herkunft beschäftigt, jedoch ohne sie ernstlich zu untersuchen, und hat Ansichten über sie verbreitet, die, wenn sie richtig wären, zu bedenklichen Konsequenzen führen könnten. Er glaubte an seine pol-

nische Abstammung; er hat dies wiederholt öffentlich geäußert und namentlich in seinen letzten Lebensjahren, wo er so schlecht auf die Deutschen zu sprechen war, mit steigender Bestimmtheit das polnische Element in seinem Blute betont. Nimmt man dazu, daß er auch sonst gerne die Gelegenheit wahrnimmt, den Polen eine Artigkeit zu sagen, daß er den Preußen Kopernikus hartnäckig als Polen bezeichnet und selbst in Chopins Musik den Charakter der Nation finden will, in deren Mitte dieser Franzose zufällig geboren wurde, so möchte man an eine tendenziöse Kaprize glauben; bezeichnend ist es jedoch für die Presse unserer Zeit, daß man jene Äußerungen als Zeichen von Geisteskrankheit auffaßte. Nur sei zur Verhütung von Mißverständnissen gleich bemerkt, daß diese polenfreundliche Interpretation nicht etwa von einem Preußen, auch nicht von einem Moskowiten oder einem großdeutschen Österreicher herrührt, sondern von einem — Polen, der sich in französischen Journalen klerikaler und ultrachauvinistischer Farbe auszulassen liebt. Wie dem auch sei, es ist jetzt ausgemacht, daß N. sich in diesem Punkte geirrt hat. Die berufene Erforscherin aller auf ihn bezüglichen Akten, seine Schwester Elisabeth, hat auch diese Frage gewissenhaft studiert; ihre Resultate hat sie in einem Aufsatze, den sie wie manchen anderen der »Zukunft« anvertraute, dann aber ausführlich in dem Buche niedergelegt, das wohl für alle Zeiten die Grundlage der exakten N.-Studien bleiben wird und den Titel führt »Das Leben Friedrich Nietzsches«. Anderthalb Bände davon sind 1895 und 1897 erschienen; ein weiterer Halbband steht bevor. Frau Förster-N. hat hier den Nachweis geführt, daß von polnischer Abstammung keine Rede sein kann. Der Vater, Karl Ludwig Nietzsche, war zu Eilenburg im preußischen Regierungsbezirk Merseburg geboren, im preußischen Sachsen erzogen, als evangelischer Pfarrer bis in das letzte Jahr vor seinem frühen Tode tätig; in seiner Gesinnung war er so preußisch, daß er seinem Sohne die Namen des damals regierenden Preußenkönigs gab. Die Mutter, Franziska Oehler, stammte ebenfalls aus Sachsen, und der Sohn selbst hat erklärt, daß sie, ebenso wie die Mutter des Vaters, ausschließlich deutsches Blut in den Adern hatte. Der Großvater war ein Thüringer aus Bibra und starb als evangelischer Pfarrer in Eilenburg. Vom Urgroßvater weiß man nur, daß er Leipziger Student und sächsischer Beamter war. Es ist gut, daß diese Tatsachen zur allgemeinen Kenntnis gebracht wurden; sonst könnte jener viel zu viel gelesene italienische Historiker, der Bismarck für einen Slaven erklärte, weil in Pommern vor Jahrhunderten einmal auch Slaven neben den Germanen saßen, auch N. als einen jener Ausländer in Anspruch nehmen, die in Deutschland nur kraft ihres Ausländertums zu Macht gelangen.

Wie kam nun N. zu jener Kaprize? Zunächst wohl durch die slavische Form seines Namens, die indessen nur beweist, was man ohnehin schon wußte, nämlich daß sich in Sachsen von jeher Germanen mit Slaven vermischt haben. Dann aber hatte man ihm in der Kindheit von polnischen Edelleuten erzählt, deren Name dem seinigen ähnlich war und von denen er abstammen sollte; wegen ihrer Treue zum protestantischen Glauben sollten sie aus Polen vertrieben worden sein. Das wirkte, namentlich der Begriff »Edelmann«; man pflegt als Knabe den Kopf etwas höher zu tragen, wenn man weiß, daß die Ahnen den Degen führten und über allerlei Knechte ge-

boten. Danach setzte sich bei ihm das Vorurteil fest, das in späteren Jahren durch die bekannte Ausländerei der Deutschen — N. machte hierin keine Ausnahme — genährt wurde; als freilich 1884 ein Pole eigens zu diesem Zweck auf Kundschaft ausgeschickt wurde, brachte er nur ein Dokument auf, das nicht allen Zweifeln Stich hielt und bei dem zwei recht wesentliche Dinge nicht stimmen wollten, der Name und die protestantische Religion. Wenn N. später in Italien zuweilen als *Polacco* bezeichnet wurde, so hatte er diese Ehre wohl nur seinem stattlichen Schnurrbart zu verdanken; übrigens pflegen Italiener nicht zu reisen und sich daher nicht gerade durch ethnognostischen Blick auszuzeichnen.

Alle Nachrichten aus N.s Schülerzeit bekunden eine entschiedene, aber nicht frühreife Begabung. Schon als Knabe übte er die seltene, Kindern ganz fremde Tugend der Selbstüberwindung — und man weiß, welche Rolle gerade sie in seinem späteren Leben gespielt hat. Als der Vater infolge eines Unfalles gestorben war, zog die Familie nach Naumburg, wo der sechsjährige Sohn auf die Schule kam; schon damals hob er sich von den Mitschülern durch ernstes, gesittetes Wesen ab, wie denn die Züge seiner Knabenhandschrift peinliche Sorgfalt und Ordnungsliebe zeigen; schon damals fühlte er sich von den Roheiten der Masse abgestoßen und daher oft genug vereinsamt. Der Tod des Vaters und eines Brüderchens hatten einen tiefen Eindruck auf die zarte Seele gemacht; den empfindlichen, wählerischen Charakter brachte sie mit auf die Welt. Der Atavismus, von dem N. später so viel gesprochen hat, verleugnete sich bei ihm selber nicht; sein Vater hatte als Theolog und Lehrer mit Erfolg gewirkt, sein Großvater als Prediger und Philosoph eine umfassende, auch literarische Tätigkeit entfaltet; beide Eltern hatten die Musik geliebt. Seine ersten Aufzeichnungen, die uns wie die ganze gewaltige Masse des Nachlasses durch die liebevolle Sorge der Schwester erhalten sind, zeigen einen seltsam würdigen, dabei bescheidenen und niemals altklugen Ton; naturgemäß entstand bei ihm zeitig der Wunsch, gleichfalls Geistlicher zu werden. Diesen Vorsatz, sowie einigen Hang zur Romantik, lebhafte Phantasie, die Gewohnheit Verse zu machen, ferner eine glühende Begeisterung für die Götter- und Heroenwelt Homers, sowie ein eminentes musikalisches Können nahm er von Naumburg mit, als er, 14 Jahre alt, in die altberühmte Schule Pforta versetzt wurde. In dieser Musteranstalt — soweit bei dem bisherigen Material und Reglement von einer solchen die Rede sein kann — begann für ihn die strenge Zucht, die für seine Studien wie für seine Lebensanschauung maßgebend geworden ist; jene Zucht, die er praktisch allezeit fortgesetzt und der er noch in seinem letzten Werk ein Denkmal errichtet hat. Wohl mag der zwangvolle, klösterliche Ton, auf den in Pforta alles gestimmt war, ihm vielfach lästig geworden sein, pflegte er doch schon damals viel mehr Strenge gegen sich selbst zu üben, als daß die Strenge der Lehrer gegen ihn nötig gewesen wäre; aber der Drang nach Erkenntnis, der sich früh bei ihm formte und etwa beim Eintritte der Pubertät sieghaft hervorbrach, wurde hier in jener intensiven Weise gefördert, für die er später gern den Ausdruck »Gehirndressur« gebrauchte, und die persönlichen Neigungen, die er mitbrachte, konnten sich hier einigermaßen entwickeln. Am meisten gilt dies allerdings von den priesterlichen Schwärmereien, da gottesdienstliche Ubungen und

Religionsunterricht den ersten Platz einnahmen; aber auch der Homerenthusiasmus erhielt hier die Nahrung, die so viele Zöglinge deutscher Gymnasien dem Altertum gewonnen und sogar der Philologie zugeführt hat; vollends zum Versemachen wurden die Jungen sogar offiziell angehalten. Nur für die Musik konnte er auf der Schule, wie auch später auf der Universität, nichts lernen; man darf dreist behaupten, daß er von ihr bereits beim Eintritt in die Pforte mehr verstand als alle seine Lehrer. Er hatte den ersten überwältigenden Eindruck als kleiner Knabe in der Naumburger Domkirche bei einer Himmelfahrtfeier mit Chor, Orchester und Orgel erhalten; es macht seinem Geschmack alle Ehre, daß es das Halleluja aus Haendels Messias war, das den schlummernden Funken in ihm zur hellen Flamme entfachte. Nun zeigte sich, welche Begabung hier verborgen lag: der Knabe lernte nicht nur Klavierspielen, Singen und Hören, er zeigte nicht nur die Neigung zu komponieren und eine erstaunliche Fähigkeit der Improvisation, sondern auch eine Gabe, die nur den wenigsten verliehen ist: er verstand, Musik denkend zu empfinden und empfindend zu betrachten. Schon die ersten Aufzeichnungen, die uns Frau Elisabeth beschert, zeigen den Menschen, der weiß, was er an der Musik hat, und der ahnt, worin ihr bleibender Wert liegt; Gedanken und Empfindungen gehen Hand in Hand, heben einander und erzeugen lebhafte Äußerungen einer sehr bestimmten Vorliebe und Abneigung. Er sucht sich klar zu werden über alles, was er will; gleichzeitig schreibt er Stücke nieder, die sich, bei aller Abhängigkeit von den naheliegenden romantischen Mustern, doch über den Durchschnitt insofern erheben, als ihnen kein trivialer Zug anhaftet. Und nun sehe man den Wunschzettel an, den der Knabe zum 15. Oktober 1857 herrichtet:

»Symphonie in C-dur mit der Fuge von Mozart in Partitur.
Ouverture zu Fingals Höhle von Mendelssohn in Partitur.
Ouverture zu Egmont von Beethoven in Partitur.
Symphonie in Es-dur mit dem Paukenschlag von Haydn in Partitur.«

Nicht allein, daß er so vorzügliche und in ihrer Vorzüglichkeit verschiedenartige Werke begehrt, ist beachtenswert, sondern daß er sie alle in Partitur haben will. Also selbst die subtile Kunst der Orchesterfarben, die Einzelheiten der Instrumentation verstand er oder wollte er erlernen; und damals wurde er 13 Jahre alt! Noch niemand ahnte, daß er nach Pforta kommen würde; und sicherlich ist ihm dort von höherem Klavierspiel oder Orchesterwesen nichts beigebracht worden. Nur Kirchenlieder und ähnliches pflegt man den jungen Seelen einzuimpfen; selbst an vorzüglichen Berliner Gymnasien waren noch in den achtziger Jahren Lehrer angestellt, welche die Beschäftigung mit Beethoven, mit Mozart, ja mit Haydn für sündhaft hielten und ihre Verachtung dieser Meister öffentlich aussprachen — ihre Bücher werden noch jetzt an manchen Konservatorien und sogar Universitäten dem Unterrichte zugrunde gelegt. Vollends ein Talent, wie das N.s zur Improvisation, erfuhr in der engen Schulstube keine Anregung; er sang im Chor und war im übrigen auf sich selber angewiesen. Keine Spur aber deutet darauf hin, daß er sich auf seine Gaben etwas zugute tat; so gern er jederzeit über sich nachdachte, so unnachsichtlich war er in seiner Selbstkritik.

Er mochte etwa 16 Jahre alt sein, als er, vermutlich durch seinen hochmusikalischen Freund Gustav Krug, zum ersten Male Werke Richard

Wagners zu schmecken bekam. Damit trat einer der maßgebenden Faktoren in sein Leben. Das Vorurteil, das der »klassisch« gesinnte Knabe gegen die moderne Musik hegte und das bei angeblich reifen Leuten, namentlich aber bei vielen Fachmusikern und fast allen sogenannten Kritikern noch jahrzehntelang anhalten sollte, war mit einem Male zerstoben, die Begeisterung grenzenlos; und da erschien Tristan und Isolde! Es war kein Wunder, daß N. eine Weile dem Gedanken lebte, sich ganz der Musik zu widmen. Dabei waren es nicht etwa Orchesterklänge oder gar Szenenaspekte, die in die Thüringer Landstädtchen hineingeleuchtet hätten; sondern mit Klavierauszügen mußten sich die Freunde begnügen, ohne die Hilfe kundiger Interpreten, lediglich auf die eigene Geschicklichkeit angewiesen. Aber gerade diese Umstände waren für N.s Entwicklung nützlich, nicht nur weil er die gewichtigen Werke mit dem erhebenden Gefühl eigener Arbeit kennen lernte, sondern weil er erfuhr, was es heißt, sich nach Aufführungen zu sehnen, und welchen Wert es für den musikalischen Geist hat, längere Zeit keine Musik zu hören. Er hat später diesen Wert in beredten Worten gefeiert; tatsächlich wird ja durch vieles und gar durch regelmäßiges Hören, wo nicht das Ohr, so doch das Gemüt abgestumpft — daher die musikalische Verwilderung der europäischen Großstädte —, während das zeitweise Nichthören, das Angewiesensein auf das eigene Vorstellungsvermögen, jene ungeheure Spannung des Geistes erzeugt, welche für die rechte Aufnahme des Kunstwerkes und der Kunst das beste Rüstzeug schafft. Außerdem aber hatte N. so Gelegenheit, sich weiter im Klavierspiel auszubilden, und zwar in derjenigen Art, welche im Gegensatz zu fadem modischem Virtuosentum allein künstlerisch genannt zu werden verdient: er lernte Orchester zu spielen, dramatische Werke mit reicher Charakteristik auf dem Klavier wiederzugeben, und er brachte es hierin zu einer Fertigkeit, die später selbst Wagnern in Bayreuth vor Zeugen den Ausruf entlockte: »ach Nietzsche, Sie spielen ja viel zu gut für einen Professor!« — Die ganze Entwicklung erfolgte zwischen seinem 16. und 20. Lebensjahre, während der eiserne Pförtner Schulzwang kaum einen freien Augenblick übrig zu lassen schien; und dennoch fand er in dieser Periode Zeit, neben den unvermeidlichen Versen nicht nur eine Art intimer Zeitschrift zu gründen, für die er mit den Freunden Krug und Pinder regelmäßig Aufsätze und Kritiken verfaßte, sondern auch Italienisch zu lernen, sodaß er mit 18 Jahren Dante und Thukydides, Byron und das Alte Testament im Original lesen konnte. Bei dieser Gelegenheit sei der Irrtum eines seiner französischen Biographen berichtigt, der ihm und den deutschen Zuständen in naiver Weise Unrecht tat. Der sonst vortrefflich informierte Kritiker behauptet (in der *Revue de Paris* 1900, 640), N. hätte erst während seines Aufenthaltes in Nizza 1883/84 so viel Französisch gelernt, um die Übersetzungen entbehren zu können. Bekanntlich lernt auf jedem deutschen Gymnasium jeder Schüler, auch der gleichgültigste, so viel Französisch, daß er es einigermaßen spricht und gänzlich mühelos liest; N. aber war gegen keinen Unterrichtsgegenstand außer der Mathematik gleichgültig. Schon damals war bei ihm der leidenschaftliche Drang zur Erkenntnis durchgebrochen, der selbst über seine künstlerischen Interessen den Sieg davontrug, ihn mit unerschöpflicher Lernbegier erfüllte und ihn bald bestimmte, die Wissenschaft zu seinem Lebensberufe zu machen. Als er 1864 die Universität

bezog, ließ er sich als Student der Theologie und Philologie einschreiben. Man sieht: trotz der schnellen »Karriere«, die er gemacht hat, brauchte er recht lange Zeit, um sich zu finden; der Tag seines Lebens hatte einen »langen Vormittag«.

Die philologischen Neigungen hatten in Pforta durch die Tradition, wie durch die trefflichen Lehrkräfte reiche Nahrung erhalten, sodaß der junge Mann außer den vorgeschriebenen Arbeiten im letzten Semester noch eine eigene umfangreiche Abhandlung über den Dichter Theognis von Megara anfertigte. Jetzt gewannen sie über die Theologie einen schnellen und vollständigen Sieg: bald wurde diese nur noch eine Sklavin der Altertumsstudien, und der Gedanke an ein Pfarramt ward völlig vergessen. Man darf in dieser Wandlung wohl den energisch fortschreitenden Wissensdrang, den Kampf des klaren Denkens gegen das blinde Glauben erkennen; aber zu einem guten Teile darf man auch die überwältigende Wirkung der griechischen Dichter und Denker verantwortlich machen, denen dieser Geist, so heftig er sich auch später in einzelnen Momenten sträuben mochte, für immer rettungslos verfallen war. Man hat wohl behauptet, ein Philologe sei er nie gewesen, und hat sich dafür auf eine Stelle der »Götzendämmerung« gestützt, in der er sich sehr zurückhaltend über manche griechische Poesie, auch die Platons, ausspricht und hinzufügt, auf der Schule habe ihn besonders Sallust und Horaz, dieser noch dazu in seinen Oden, ernstlich gepackt. Das wäre nun allerdings schlimm, wenn die beiden nüchternen korrekten Satzbildner für die Wahl seines Lebensberufes maßgebend gewesen wären: aber das waren sie nicht; was ihm an ihnen einzig imponierte — und der charakterlose Pseudohistoriker besitzt sonst wirklich nichts, was imponieren dürfte —, war ihre stilistische Perfektion, an deren festem Gefüge er seinen eigenen Stil bilden konnte, während er mit richtigem Instinkte fühlte, was er nachher aussprach, daß griechische Redeweise und griechische Sprachkunst der unsrigen viel zu ferne steht, um sie unmittelbar beeinflussen zu können. Nun war aber der Stil, bei allem Werte, den N. ihm beilegte, keineswegs das einzige oder auch nur wesentlichste Objekt seines Interesses; sondern bei ihm wie bei jedem ernsthaften Menschen war es der Geist, der auf den Geist wirkte, und so ergriffen ihn denn am mächtigsten diejenigen, die allein ihn zum Fachstudium bewegen konnten: Aischylos, Sophokles und die großen Lyriker und Philosophen des sechsten und fünften Jahrhunderts. Seine Aufzeichnungen beweisen, daß er mehr Kenntnisse auf die Universität mitbrachte, als mancher diplomierte Philologe von ihr nach Hause trägt; aber allerdings waren die stilistischen Neigungen so lebhaft, daß er sich in Bonn, wo er sich zunächst immatrikulieren ließ, nicht dem mehr sachlich tätigen Otto Jahn, sondern dem glänzenden Sprach- und Stilmeister Ritschl zuwandte. Dazu mögen allerdings auch Empfehlungen und vor allem die Eindrücke der Persönlichkeiten beigetragen haben.

Otto Jahn, der biedere, ruhige, stark zum Philisterium neigende Holsteiner, der Mann der umfassenden Kenntnisse, des bescheidenen Auftretens und der unsäglich monotonen Schreibweise, war nicht dazu geschaffen, ein phantasievolles Künstlergemüt in Brand zu setzen. Man sollte meinen, daß Jahns Tätigkeit auf musikalischem Gebiete, die in der monumentalen Mozartbiographie gipfelte, den Jüngling angezogen hätte; aber gerade das Gegen-

teil war, trotz der Vorzüglichkeit des genannten Werkes, der Fall und man darf es aussprechen: Jahns Verhältnis zur Musik rechtfertigt die harten und vielfach angefeindeten Worte, die N. ein paarmal über ihn gebraucht hat. Jahn war ein Klassizist von der strikten Observanz, ein solider, bis zum Fanatismus einseitiger Anhänger der alten Tradition, des strengen Formalismus, der Tonkunst an sich, der braven Vierstimmigkeit; der Gedanke, daß Musik eine Sprache sei, Ausdruck besitze, bestimmte Regungen der Seele wiedergeben könne, verursachte ihm eine wahre Erbitterung, sodaß der sonst so ruhige, übrigens vom Schicksal schwer heimgesuchte Mann, dessen Biographie kein Philologe zu schreiben wagt, alle Haltung verlor, zum giftig krittelnden Schulmeister wurde und nicht nur die Zeitgenossen, sondern selbst den späteren Beethoven, namentlich die neunte Symphonie, mit kleinlichen Schmähungen überhäufte. Und in dieses Stilleben hinein donnerten die Posaunen Richard Wagners! Der Störenfried ward abgeschlachtet, ungefähr wie Bismarck damals im preußischen Abgeordnetenhause abgeschlachtet wurde; und die Invektiven, welche Jahn gegen Tannhäuser und Lohengrin richtete, während er die schwächlichsten Ausgeburten des Mendelssohnschen Reaktionsgeistes, Paulus und Elias, in den Himmel erhob, mußten N. umso tiefer indignieren, als sie, in vielgelesenen Hetzblättern veröffentlicht, zu Agitationen ausgenutzt wurden und vielleicht zu diesem Zwecke geschrieben waren. — Daß unter solchen Umständen die zahlreichen noch heute gültigen philologischen Abhandlungen und Ausgaben Jahns, sowie seine vielgelobte und selten zu Ende gelesene Vorrede zum Münchener Vasenkatalog den jungen Mann nicht an den Lehrer fesseln konnten, ist natürlich.

Ritschl dagegen war eine glänzende Persönlichkeit. Zwar, daß Schmeichelei und Unwissenheit ihn den modernen Aristarch genannt haben, weil der eine wie der andere sich mit Vorliebe der trockenen Sprach- und Textkritik ergab, kann heute selbst seinen Schülern nur ein Lächeln ablocken; der große Alexandriner, dessen Homerausgabe und -kritik in vielen Punkten für alle Zeiten verbindlich geblieben ist, würde sich für den Vergleich mit dem Bonner Professor bedankt haben, der sein Hauptwerk gegen Ende seines Lebens von vorn anfangen mußte, und dessen in fünf dicken Bänden gesammelte Opuscula bereits heute dem Staube der Bibliotheken verfallen sind. Aber ein Dozent war er, die Eleganz des Vortrages besaß er, die Sprachen beherrschte er vollkommen, auf seinem Spezialgebiete bewegte er sich mit meisterhafter Eleganz; er interessierte sich für seine Schüler, verstand sie anzuziehen und anzuregen; vor allem war er ein Menschenkenner. Das bewährte sich N. gegenüber sofort; als dieser ihm seinen ersten Besuch abgestattet hatte, sagte Ritschl zu einem wenig älteren Studenten, dem später berühmt gewordenen Archäologen Wolfgang Helbig: »das wird einmal ein sehr bedeutender Mensch!« Dabei ist er denn auch geblieben, obgleich der Schüler gegen die Eitelkeit, Herrschsucht, Handwerkerei, Unduldsamkeit und andere Schwächen des Lehrers durchaus nicht blind war; er hätte es schon in diesen ersten Bonner Semestern sehr gut haben können, wenn er sich nicht die frisch errungene Freiheit durch den Eintritt in eine Burschenschaft verdorben hätte. Es war das erste und einzige Mal in seinem Leben, daß er dem so vielfach von ihm gegeißelten Herdeninstinkt und deutschen Subordinationstriebe zum Opfer fiel; die

Dummheit war unverzeihlich, und bitter mußte er sie büßen. Denn was er auch sagen mochte, er wurde bedenklich in seinen Arbeiten gestört, ohne etwa von anderer Seite Ersatz oder auch nur irgend welche Anregung zu erhalten; vielmehr ward ihm durch den fortwährenden Anblick der wüsten Roheiten die Jugend verbittert, die Menschheit verleidet, der erste Keim zum Deutschenhaß eingepflanzt. Immerhin blieb ihm das Ärgste erspart, nämlich sich von jenem »Übermaß von Trinken, Lärmen und Schuldenmachen« mit fortreißen zu lassen; weder der Hochmut nach außen noch die lächerlichen Imitationen parlamentarischer Zeremonien im Innern einer solchen Gesellschaft konnten ihn anstecken. Davor bewahrte ihn sein vornehmes Naturell, seine Wissenschaft, sein Natursinn, vor allem seine Kunst. So oft er konnte, flüchtete er sich in die herrliche Ruhe der Rheinlandschaften; das beglückendste Erlebnis aber war das Kölnische Musikfest, bei dem er im Chor mitsang. Hier, wo er von mehr als 600 wohlgeübten Singstimmen und entsprechenden Instrumentalkörpern imposante Werke, darunter die ihm so teure Schumannsche Faustmusik, in vollkommener Wiedergabe hörte, ward er durch Proben, Konzerte, Persönlichkeiten, ja durch die ganze Stimmung, die bei solchen Gelegenheiten einen unverdorbenen Kunstjünger zu überkommen pflegt, in einen wahren Taumel der Begeisterung versetzt; alles, selbst die Strapazen und selbst die Handwerkerfigur des Dirigenten Hiller, erschien ihm in verklärtem Lichte, er empfand zum ersten Male »dionysisch«, und »man kehrt mit förmlicher Ironie zu seinen Büchern, zu Textkritik und anderem Zeug zurück«, schreibt er an die Schwester. Wohl bot ihm auch die Universität manche bedeutende Erweiterung des Horizontes, z. B. kunsthistorische Elemente; Sinn für Malerei hatte er stets gehabt, und hier bekam er reiches Material zu sehen. Aber die Burschenschaft verdarb ihm alles. Schon war in ihm der Gedanke, nach Leipzig überzusiedeln, gereift; da nahm der widerwärtige Zank zwischen Jahn und Ritschl, der weit über die Bonner Kreise hinaus die klatschsüchtigen Gemüter aufregte, Dimensionen an, die zu einer Katastrophe führen mußten. Jahn hatte tatsächlich recht, wie N. mit anerkennenswerter Unparteilichkeit zugestand, und blieb denn auch als Sieger auf dem Platze, während Ritschl einen mehr oder minder ehrenvollen Rückzug nach Leipzig antrat. Seine Lieblingsschüler folgten ihm dorthin.

In Leipzig war es nun, wo N. seine definitive Prägung empfing. Hier genoß er seine Freiheit, indem er seine volle Arbeitskraft der Wissenschaft widmete und in den Mußestunden gute Konzert- und Theateraufführungen hörte; hier vertiefte er seine philologischen Studien nach allen Seiten und dehnte sie zu philosophischen aus; hier lernte er den Freund kennen, der ihm unter allen am nächsten trat und am längsten treu blieb, den ausgezeichneten Philologen Erwin Rohde, und hier geriet er sofort in den Bann des Geistes, der ihn fortan nicht mehr loslassen sollte, Schopenhauers. Niemand hat ihn auf diesen Denker aufmerksam gemacht; weder die Mode, die ihn wie seinen Nachfolger später so lärmend in Beschlag nahm, noch die Fachgenossen hatten sich seiner angenommen; ein Zufall spielte das Hauptwerk dem jungen Studenten in die Hände, der, sonst im Anschaffen von Büchern schon damals sehr vorsichtig, die Bände aus dem Antiquarladen nach Hause nahm, weil er sich bei ihrer bloßen Berührung

wahrhaft dämonisch von ihnen angezogen fühlte. Er hatte nur wenige Seiten gelesen, da wußte er, daß er alle Werke dieses Mannes durcharbeiten, diesem Führer überallhin folgen würde. Er folgte ihm bis an die äußersten Grenzen, also auch in das Gebiet der Metaphysik, auf dem er bald heimisch wurde; dabei genoß er überall des Führers Persönlichkeit, seine mannliche Kraft, seine unerschrockene Redlichkeit, ja die Form seiner Ausdrucksweise, die sich bei aller altväterischen Härte weit über den verfratzten Jargon der meisten philosophischen Zeitgenossen und der berühmtesten Vorgänger erhob. Dazu kam, daß seine griechischen Studien, wie sie ihm das Verständnis der neuen Weisheit erleichtert hatten, durch diese nun ihrerseits gefördert wurden; Schopenhauer sprach immer wieder von griechischen Dichtern, griechischen Statuen, sogar griechischen Vasen, am meisten aber von jenen frühgriechischen Philosophen, in deren Wirken N. zu jeder Zeit die höchste Kraft des hellenischen Geistes erkannte: so fühlte er sich im innersten gestärkt und erhöht: Schopenhauers Schriften und Wagners Musik brachten seine eigenen Kräfte zur Entfaltung. Wie groß war nun erst seine Glückseligkeit, als er erfuhr, daß Wagner diesem Denker mit unbedingter, leidenschaftlicher Anhänglichkeit ergeben war! Die Harmonie schien vollkommen; und da auch Wagner so gern von den Griechen und Schopenhauer zuweilen mit hoher Bewunderung von Musik redete, so schwebte dem jungen Apostel eine heilige Dreieinigkeit vor, deren Wesen er einst in feurigen Worten der trägen Menschheit verkünden würde. Doch es hatte noch gute Weile, bis diese Pläne Gestalt gewannen; zunächst kam der gewonnene Schwung dem Lernbedürfnis und der Philologie zugute. Der Fleiß war erstaunlich, der Erfolg bei Lehrern und Kollegen wuchs zusehends, ein philologischer Verein ward gegründet und eine stattliche Reihe von Arbeiten entstand, darunter eine ausführliche über Theognis, welche die Primanerstudien ausdehnte und bei Ritschl geradezu Bewunderung erweckte. — Man hat ein bezeichnendes Symptom darin sehen wollen, daß N. gerade den Theognis vornahm, weil das Interesse für den erbitterten Verfechter oligarchischer Grundsätze schon den künftigen Schöpfer einer aristokratischen Weltanschauung angekündigt hätte. Solche Hypothesen sind mehr als gewagt. Theognis war zwar ein Aristokrat, aber keineswegs in jenem mittelalterlich-heroischen Sinne wie die Kraftgestalten, zu denen sich N. später vor dem flachen Nivellierungssystem der modernen Volksbeglücker flüchtete; vielmehr war Theognis voll von einem *ressentiment*, gegen das N. gar häufig ankämpfte, nur daß die herrschende Macht, gegen die es sich in diesem Falle richtete, die Demokratie war, welche im fünften Jahrhundert der griechischen Geschichte die Wege gewiesen hat. Man verwechsele überhaupt nicht den Oligarchen mit dem Aristokraten, obgleich sich zuweilen beide Typen in einer Person, wie Kritias oder Sulla, vereinigen; N. kannte den Unterschied und wußte wohl, daß in Griechenland wie in Rom die zu Cliquen vereinigten Oligarchen nur Unheil angerichtet hatten, ohne doch der Menschheit Beispiele von individueller Größe zu hinterlassen, während antike Volksstaaten, ja Revolutionen durch wahrhaft adlige Seelen, durch echte Aristokraten in jedem Sinne des Wortes geschaffen wurden; so in Athen durch Solon, Kleisthenes, Ephialtes und Perikles, in Rom durch die Gracchen und Cäsar. Theognis dagegen war eine politische Mittelmäßigkeit; er ge-

hörte zu den »schlecht weggekommenen«, deshalb schimpfte er; im übrigen füllen ihn hauptsächlich erotische Empfindungen aus, denen er rückhaltlosen Ausdruck verleiht, und da er sie mit voller Sinnlichkeit ausschließlich auf Personen des eigenen Geschlechts konzentriert, dürfte es schwer halten, bei N. verwandte Regungen zu entdecken. Was diesen an Theognis interessierte (auf den er übrigens nicht aus eigenem Antriebe, sondern durch einen Pförtner Lehrer geraten war), ist vermutlich das dichterische Talent des Mannes, hauptsächlich aber die philologische Aufgabe; ist doch das Theognisbuch durch vielfache Überarbeitungen und Fälschungen derart zugerichtet, daß die Frage nach seinem Kern und seiner Geschichte auch später ganz von neuem aufgenommen werden mußte und noch jetzt die Philologenwelt in Atem hält. N. kam in verschiedene Arbeiten dieser Art hinein: die Vereinigung literargeschichtlicher und philosophischer Studien brachte ihn naturgemäß auf das ebenfalls recht verwickelte, weil aus den verschiedensten Vorlagen zusammengestoppelte Buch des Diogenes Laertius, in dem sich, wie N. richtig bemerkte, die Biograpbien der alten Philosophen trotz der unglaublichen Beschränktheit des Kompilators immer noch sehr viel angenehmer lesen als in den wuchtigen Bänden unserer soliden Akademiker. Aber wo hatte jener beschränkte Kompilator seine Notizen her? Wen hatte er abgeschrieben? Diese verlockende und doch so aussichtslose Frage beschäftigte N., wie sie so manchen vor und nach ihm beschäftigt hat; Ritschl spornte ihn noch dringender zu ihrer Bearbeitung, indem er die Fakultät veranlaßte, sie als Preisaufgabe zu stellen. Die Lösung erfolgte in einer Weise, die, wie ausdrücklich dem Publikum verkündigt wurde, die Erwartungen der Fakultät nicht nur erfüllte, sondern weit übertraf. N. fühlte sich auch durch diesen Erfolg keineswegs gehoben. Er kritisierte sich so streng und gerecht, wie er Leipziger Fakultätsgrößen, z. B. Dindorf und Tischendorf, kritisiert hatte; er ging ruhig den steilen Weg der Erkenntnis, der ihn bald über die Philologie hinaus, zunächst aber noch in diesem Fache vorwärts führen sollte. Heute ist seine Diogenesarbeit nicht nur vergessen, sondern auch die Nachfolger, die ihn endgültig widerlegten, sind mit den eigenen Hypothesen, die sie an die Stelle der seinigen setzten, ebenso überwunden. Dasselbe gilt von seinen übrigen rein philologischen Arbeiten, auch der über den Wettkampf zwischen Homer und Hesiod, die noch kürzlich von kompetenter Seite erwähnt worden ist, allerdings mit recht unfreundlichen Prädikaten. Er selbst hat sich über diese Arbeiten, wenn sie einmal fertig waren, nicht lange getäuscht; als ihn später Georg Brandes um ein Verzeichnis seiner Werke bittet, schickt er's ihm mit dem Zusatze: »Natürlich gibt es auch Philologica von mir. Das geht aber uns beide nichts mehr an«. Wenn man sie also jetzt sammeln und neu drucken will, so verschwendet man Zeit und Papier; man umstrickt vielleicht die philologische Unschuld gläubiger N.-Verehrer, aber seinem Andenken erweist man damit keinen Dienst. Weder sein Stil noch sein Geist tritt in ihnen voll heraus, für die Wissenschaft sind sie erledigt, nur sein Biograph muß von ihnen Notiz nehmen; dieser muß aber auch den Index ansehen, den N. zu ein paar Dutzend Bänden des Rheinischen Museums für Philologie anfertigte, und den hoffentlich niemand neuzudrucken beabsichtigt. Ritschl hatte ihm diesen Auftrag verschafft, offenbar um ihm zu etwas Geld zu ver-

helfen und seinen Namen unter die Fachgenossen zu bringen; die Arbeit selbst bedeutete eine Geduldprobe und Kraftvergeudung, von der er sich kaum eine Vorstellung gemacht hatte. Ein böser Zufall half ihm die Qualen leichter ertragen. Im Oktober 1867 war er als Einjährig-Freiwilliger bei der reitenden Artillerie in Naumburg eingetreten; nachdem etwa fünf Monate lang alles gut gegangen war — im Reiten wie in anderem Sport hatte er sich von jeher geübt —, zog er sich eines Tages beim Sprung auf das Pferd eine so gefährliche Verletzung des Brustbeines zu, daß er mehrere Monate zwischen Tod und Leben lag. Die Seinen pflegten ihn aufs zärtlichste, doch erst im Juli konnte er Freund Rohde melden, daß die Krisis vorüber war; nun folgte die langsame Genesung, und in dieser Periode ward, unter lebhafter Beihilfe der Schwester, der größte Teil jener »Sklavenarbeit« bewältigt. Damals reiften auch Pläne zu neuen Arbeiten, zu einem längeren Aufenthalt in Paris und zur akademischen Laufbahn. Zu gleichen Vorsätzen bestimmte er Rohde, mit dem er alle höheren Interessen teilte; mit ihm hatte er in Schopenhauer geschwelgt, ja er hatte dem nicht gerade musikalisch veranlagten Hamburger das Verständnis Richard Wagners erschlossen. Die Korrespondenz der beiden Jünglinge ist das Schönste, was sie in diesen Jahren produziert haben; sie zeigt auch, wie stark in N.s Gedankenwelt die philosophische Tätigkeit zunahm. Schon erwägt er die Möglichkeit selbständiger Abhandlungen, unter bedeutsamer Opposition gegen Kantische Prinzipien; er denkt sogar daran, eine solche Arbeit als Doktordissertation zu verwenden. Da griff die Philologie nochmals in unerwarteter Weise in sein Leben ein. 1868 war er wieder nach Leipzig gegangen, um seine Habilitationsschrift vorzubereiten und bei dieser Gelegenheit zu promovieren. Es war ein ereignisreicher Winter: er hörte die Vorspiele zu Tristan und den Meistersingern zum ersten Male vom Orchester, er traf mit Franz Liszt zusammen, dessen bestes Chorwerk, »Die Seligkeiten«, er als einer der Ersten verstanden hatte, er lernte endlich Richard Wagner persönlich kennen. Es geschah unter den günstigsten Umständen, im kleinsten Kreise, bei animierter Stimmung; Wagner war incognito zu seiner Schwester gekommen und N. bereits als Apostel der neuesten Wagneriana bekannt; es ist ein schönes Zeichen für Wagners Menschenkenntnis, daß er, der Abgehetzte und trotz aller Verfolgungen doch auch Vielgefeierte, sofort den ungewöhnlichen Geist des bescheidenen Jünglings erkannte und von Stund an die Verbindung aufrecht erhielt, die für beide so folgenschwer werden sollte. Bald darauf geschah nun das Unerhörte, daß N., ohne auch nur promoviert zu haben (die Doktorwürde erhielt er dann von der Leipziger Fakultät ohne Prüfung), lediglich auf seine im Rheinischen Museum gedruckten Aufsätze hin, als Professor an die Universität Basel berufen wurde. Die Überraschung war groß, die Freude seiner Umgebung unbeschreiblich; sehr hübsch sagt ein französischer Biograph: »Er kam nach Naumburg, und ‚So jung und schon Professor!‘ riefen die jungen Mädchen, denn in der Tat, für ein deutsches Mädchen gibt es, nächst einem Offizier, nichts so schönes auf der Welt wie einen Professor«. Aber wiederum war er weit entfernt davon, in den Jubel einzustimmen; er reiste nach Dresden, um die Meistersinger zu hören, und dies erfreute ihn mehr als alles — so schrieb er an Rohde nicht nur vor, sondern auch nach der Aufführung. Er war im Herzen Künstler ge-

blieben, über seine Mission zum Spezialfach machte er sich keine Illusionen. Künstlerische Eindrücke und konstruktive Denktätigkeit erfüllten ihn; dem glänzenden äußeren Erfolge mußte eine schwere innere Krisis folgen.

Zunächst stand ihm in Basel ein neuer Erfolg bevor: seine Antrittsrede über Homer und die klassische Philologie erwarb ihm nicht nur die Gunst des Publikums, sondern auch die Anerkennung Jakob Burckhardts; der tiefe Denker, der große Kulturhistoriker und unvergleichliche Kunstkenner hat sofort seine Bedeutung erfaßt und ist ihm, trotz der fundamentalen Verschiedenheit ihrer Sinnesart, bis zuletzt treu geblieben. Es ist bezeichnend, daß, als vor einigen Jahren Burckhardt starb, in den Nekrologen so wenig von diesem bewundernswertesten Zuge, seiner Anhänglichkeit an N., die Rede war; anderseits sollte nie vergessen werden, was der schon ganz auf Abstraktion gerichtete junge Gelehrte dem Manne zu verdanken hat, der in der antiken und mittelalterlichen Welt, in Literatur und Kunst, Geschichte und Philosophie gleichermaßen bewandert, selbst in der jahrzehntelang nicht unterbrochenen Enge des Baseler Professorendaseins den klaren offenen Architektenblick des berufenen Italienkenners nicht verloren hat. Bücher hat er wenige geschrieben; aber die wenigen sind noch nach Jahrzehnten lesenswert, und zwei von ihnen, die Kultur der Renaissance und der Cicerone, sind klassisch geworden. Seinem Einflusse verdankt es N. offenbar, daß er Italien so schnell verstand und zum Menschen der Renaissance jenes intime Verhältnis gewann, dem er in den späteren Schriften so bedeutende Folgerungen entlockte. Man hat nach Burckhardts Tode seine Vorlesungen über griechische Kulturgeschichte herausgegeben; das war nicht richtig, denn um das ganze Gebiet zu umfassen, reichten Burckhardts Kenntnisse, namentlich der spätattischen und hellenistischen Welt, nicht aus; aber immerhin enthält das Werk eine Anzahl großer Gedanken und trefflicher Schilderungen (z. B. die Philipps von Makedonien), bei denen wiederum N.s Einfluß hervortritt.

Die Homerrede ist unter N.s nachgelassenen Schriften gedruckt worden. Wer sie liest, wird ihren Erfolg begreifen, so reich ist die Gedankenfülle, so liebenswürdig der Ton, so vollkommen die Form, obgleich alle rhetorischen Effektmittel grundsätzlich verschmäht sind, gerade wie im Stile seiner Schriften der Periodenbau. Die homerische Frage wird hier freilich nicht gefördert, und es soll nicht verschwiegen werden, daß N. sich von der absurden Auffassung kaptivieren läßt, welche die kernigen homerischen Heldengestalten zu bloßen Personifikationen verdampft, daß er die Griechen noch das »glücklichste« Volk nennt und die Vielheit des homerischen Genius als eine »unerklärliche Laune der Natur« abweist. Aber anderseits erhebt er sich hier siegreich über das »ausgeschälte Ur-Epos«, das den Sprachvergleichern noch jetzt im Sinne steckt; und hier steht der treffende Satz vom unwirklichen »idealen« Altertum, »das vielleicht nur die schönste Blüte germanischer Liebessehnsucht nach dem Süden ist«. Damit war der erste verständnisvolle Widerspruch gegen den konventionellen Klassizismus erhoben, der auf Kunst und Leben so unheilvoll wirkt, weil er das Altertum verfälscht; es war der erste Schritt auf der Bahn, die zu der Erkenntnis führte, wie fremd uns in Wahrheit die Griechen sind, trotzdem sie uns immer aufs neue überwältigen. In diesem Punkte hat ihm die exakte

Wissenschaft recht gegeben; ihr größter lebender Vertreter, zugleich N.s erbittertster Feind, hat sich auf der Höhe seiner Forschungen im gleichen Sinne ausgesprochen und sucht jetzt von diesem Standpunkt aus den griechischen Unterricht der deutschen Jugend zu reformieren.

Dennoch konnte die Homerrede, die als Manuskript gedruckt wurde, bei den meisten Fachgenossen keinen Anklang finden; zu deutlich verrät sie den Drang ihres Verfassers, das Fach in den Dienst einer höheren Erkenntnis zu stellen. Sie steht auf der Grenze zwischen seinen Berufsarbeiten und seiner freien Tätigkeit; noch einen Schritt weiter, und er fand seinen Weg, freilich nicht ohne den Boden, auf dem er erwachsen war, für immer zu verlieren. Der Anlaß kam durch Richard Wagner. Dieser wohnte damals in Tribschen bei Luzern, von wo das Vorwort zur Gesamtausgabe seiner Schriften datiert ist; in verbindlicher Weise lud er den kunstsinnigen Gelehrten zu sich, und es bildete sich durch Sonntagsbesuche und Briefwechsel eine Freundschaft, die auf die beiden Männer begeisternd und befruchtend wirkte, eine Freundschaft, die für die Ewigkeit gezimmert schien, und auf die N. noch in seinen letzten gesunden Tagen als auf das höchste Glück seines äußeren Lebens zurückblickte. Er ward ein Apostel des »Göttlichen«, den damals fast niemand in seiner ganzen Größe erkannte, und zu dem er selbst ferne Freunde kraft seines Prophetentemperamentes bekehrte; aber auch seine eigenen Ideen fanden bei Wagner wie bei Frau Cosima volles Verständnis, und auf dem Grunde Schopenhauerischer Weltanschauung entstand eine vollkommene, selige Harmonie. Jetzt gewannen die Gedanken, die ihn so lange beschäftigten, eine feste Form; jetzt bereitete sich sein erstes völlig selbständiges Werk vor. Verzögert wurde dessen Ausführung einstweilen durch die Masse der Amtsgeschäfte, da es nicht nur Studenten, sondern auch Gymnasiasten zu erziehen galt, und durch den Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges, den er, in der Schweiz naturalisiert, nicht als Kämpfer, sondern nur als Krankenpfleger mitmachen konnte. Hier trafen ihn solche Strapazen, daß er selber in schwere Krankheit verfiel, die er durch übermäßigen Genuß gefährlicher Schlafmittel nur verschlimmerte; kaum notdürftig hergestellt, eilte er dann, statt sich zu pflegen, in die anstrengende Amtstätigkeit zurück, und seitdem ist er nie mehr ganz gesund geworden. Migräne und Magenleiden zerrütteten ihn periodisch; die Kurzsichtigkeit, der einzige Fehler seiner sonst kerngesunden Konstitution, ging in ein ernstes Augenleiden über; Schlaflosigkeit stellte sich immer häufiger ein, und es ist wohl möglich, daß die Krankheit, an der er zugrunde gegangen ist, in den Erlebnissen dieser Zeit ihre Wurzel hat.

Aber weder die Leiden, noch die Universität, noch das Pädagogium verhinderten ihn, auf seinem Wege fortzuschreiten; und nach mannigfachen Vor- und Nebenarbeiten erschien gegen Neujahr 1872 Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik, Richard Wagner gewidmet.

Hier fand endlich die Dreieinigkeit Griechentum-Schopenhauer-Wagner ihre Verkündigung. Schopenhauers Auffassung des Genies und des Helden, des Intellektes und der Inspiration hatte N. sich ohne weiteres zu eigen gemacht; nun projizierte er dessen Pessimismus auf das Griechentum, dessen geistigen Kern er durch die Begriffe Apollon und Dionysos zu veranschaulichen suchte. Die beiden Götter der Kunst, die auf den Kuppen Eines Berges

in dem seit Urzeiten musikalischsten Gebiete Griechenlands verehrt wurden (Boeotien hat mehr berühmte Musiker hervorgebracht als selbst Athen) — ihr Wesen sucht er zu ergründen und so ein Bild der griechischen Seele zu schaffen. Volkslied und Mysterium, Epos und Lyrik, Drama und Philosophie, Religion und Sophistik zieht er in den Kreis seiner Betrachtung; kühn fliegen die Ideen, und schon der Stil ist vielfach der eines Dithyrambikers, obgleich er noch in Schopenhauers Terminologie befangen ist. Der Umfang des Buches ist klein, doch groß die Zahl der Sentenzen; es gipfelt in dem Satze, daß die Tragödie, von Griechen geschaffen, von Euripides und Sokrates im Zeitalter der Auflösung griechischer Ideale getötet, von Richard Wagner zu neuem Leben erweckt sei.

Ein Dichter hatte hier gesprochen, nicht ein Gelehrter. Die Philologenwelt war denn auch betreten und schwieg einmütig: nur der treue Rohde hatte den Mut, für den Freund öffentlich einzutreten, aber seine kleine Anzeige fand keine Beachtung. Um so mächtiger war die Wirkung auf künstlerische Seelen. Hans v. Bülow, der das bei Musikern so seltene Gut wirklicher Bildung besaß, gab seiner Begeisterung ebenso energischen Ausdruck, wie er bei anderer Gelegenheit gegen die Kompositionen N.s mit Recht protestierte; sogar der gute Abbé Liszt, der mit achtungswerter Offenheit erklärte, er wüßte nicht, weshalb man eigentlich die Griechen so bewunderte — er las das Buch zweimal und suchte sich einzelne Sätze daraus zu merken. Einen Jubel des Entzückens aber erregte es in Tribschen. Ein Brief folgte dem anderen, Wagner erklärte, nie etwas so Schönes gelesen zu haben, und die Arbeit an der Götterdämmerung, die längere Zeit gestockt hatte, kam wie durch Zauberschlag in neuen Fluß. Wagner ist bei den hier vertretenen Anschauungen geblieben, auch bei seinem Vorurteil gegen Euripides, den er nie verstehen konnte und der doch der einzige antike Künstler ist, mit welchem man ihn selbst in einige Analogie bringen kann. Daß schöngeistige Wagner-Schwärmerinnen und später die Bayreuther Clique einstimmten, versteht sich von selbst; noch jetzt, wo sich so vieles geändert hat, sprechen die »gebildeteren« unter den Wagnerianern gerne von Apollon und Dionysos. Sie alle mußten die philologischen Grundlagen auf Treu und Glauben gelten lassen, während die Philologen dem Künstler nicht gerecht werden konnten.

Man darf heute nicht mehr leugnen, daß N. dem mythologischen Teile seiner Aufgabe nicht gewachsen war, zumal der Erkenntnis Apollons, während seine Auffassung des Dionysos — er war in langer Arbeit zu ihr durchgedrungen und hat sie bis zuletzt verteidigt — der Menschheit über diesen Erlöser mehr gelehrt hat als alle mythographischen Traktate alter und neuer Zeit. Aber auch die literar-historischen Angaben beruhen vielfach auf Irrtümern; um von Archilochos und dem Jambos, von Lied, Elegie und Dithyrambos zu schweigen: Sokrates hat niemals mit Euripides gemeinsame Bestrebungen verfolgt, vielmehr waren es Anaxagoras und die von Sokrates samt seiner Schule so scharf befehdeten Sophisten, denen der letzte große Tragiker mit voller Seele zugetan war. Das althergebrachte Vorurteil, daß dieser durchaus den Verfall der Tragödie herbeigeführt haben müsse, ein Vorurteil, das die Scholastiker dem falsch verstandenen Aristophanes nachredeten, scheint N. schon als Gymnasiast eingesogen zu haben; sicherlich hat er ihn nie mit dem Eifer studiert, der allein sein Verständnis ermöglicht,

und daher auch niemals die frappanten Züge entdeckt, die er selbst — in ganz anderem Sinne als Richard Wagner — mit ihm gemein hatte. Doch dies sind Nebensachen; bedenklicher ist das vielfach nachgeschwätzte Wort von Wagners Verhaltnis zum attischen Drama (über welches bis heute noch nichts treffendes gesagt worden ist), und ganz mißlungen ist die Kombination »Griechentum und Pessimismus«, die er später in anderem Sinne wieder aufnahm. Das Buch leidet am meisten daran, daß sein hoher Schwung durch Stichworte aus Schopenhauers Programm gestört wird; es sind zum Teil dieselben Stichworte, die im dritten Akte der Meistersinger den herrlichen Fluß des Dramas und der Musik in so peinlich-tendenziös unkünstlerischer Weise unterbrechen.

Leider folgte bald ein Nachspiel, das geradezu für die Entwicklung des deutschen Geisteslebens verhängnisvoll werden sollte. Der größte Denker und der genialste Philolog gerieten scharf aneinander; und da man in Deutschland aus solchem Vorfall durchaus eine Parteisache machen muß, so ist in manchen Kreisen die Unbefangenheit des Denkens auf lange hinaus getrübt, ja mancher gesunde Verstand durch blinden Haß für immer in Bande geschlagen worden. Noch im Sommer 1872, nachdem N. der Grundsteinlegung des Bayreuther Festspielhauses mit der berühmten, von Wagner geleiteten Aufführung der neunten Symphonie beigewohnt hatte, erhielt er Kunde von einer Schrift, die ihn und sein Buch mit maßloser Heftigkeit angriff. Ihr Verfasser war kein anderer als der junge Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, der von der Universität direkt in den Krieg gezogen war und bald nach seiner Heimkehr dieses Buch erlebte, das ihm über alle Maßen pervers erschien. Von einer persönlichen Abneigung gegen N. konnte dabei keine Rede sein. Von Pforta her kannte er den nur um vier Jahre älteren Kameraden; daß er sich als Bonner Student an Ritschls Gegner Jahn anschloß, hatte keine Folgen; vielmehr machte er gelegentlich einer Thüringer Reise in aller Unschuld dem Kollegen einen Besuch. Übrigens hätte sein ritterlicher, im höchsten Sinne des Wortes adliger Sinn und seine unbedingte Hingebung an die Wissenschaft niemals eine Vermischung persönlicher und sachlicher Differenzen zugelassen. Wenn dennoch seine »Zukunftsphilologie« in gereiztem Tone losfahrt, so kommt es daher, daß die »Geburt der Tragödie« ihn empört hatte. Musik hatte er nicht gelernt (leider; die vielen musikalischen Bemerkungen in seinen späteren Büchern, sämtlich zutreffend, beweisen, welche Begabung hier vernachlässigt worden ist); so fiel alles auf Musik Bezügliche für ihn weg, und die Zuspitzung der tragischen Idee auf Wagner, von dem er nur Verse kannte, erschien ihm naturgemäß als eine Blasphemie. So stand er dem Buche lediglich als Philologe gegenüber, und zwar als ein Philologe von Gottes Gnaden, als überlegener Kenner und begeisterter Jünger, den kein schwermütiges Sehnen ins Weite abgelenkt, dem kein Schopenhauer den gesunden Blick getrübt hat. Dazu kam ein enorm leidenschaftliches, blitzartig aufflammendes Temperament und die Gewohnheiten des großen Herrn; kurz, die menschlichen Irrtümer, auch seine eigenen, reizten ihn oft zu einer Erbitterung, die in keinem Verhältnis zum Objekte stand und viele Mißverständnisse hervorgerufen hat. Auf seine jugendliche Expektoration scheint er später keinen Wert gelegt zu haben; nur einmal hat er in einer Anmerkung das Schriftchen zitiert, obgleich es

in seinem positiven Teil eine Fülle der glänzendsten Gedanken enthält; die durch und durch individuelle, lebendige, ja faszinierende Darstellungsweise, die alle seine Schriften von der Doktordissertation an auszeichnet, gibt auch den Exkursen der »Zukunftsphilologie« einen höheren Wert, als er selber anzuerkennen geneigt scheint. N. aber fühlte sich in seinem Heiligsten verletzt und persönlich gekränkt; sein zartes Gemüt, das sich nach der entgegengesetzten Seite oft in übertriebener Dankbarkeit für geringe Wohltaten verriet, ließ ihn den Schlag in einer Schwere empfinden, die zu Besorgnissen für seine Gesundheit Anlaß gab. Verteidigt hat er sich nicht; doch ohne Säumen ergriffen die beiden liebsten Freunde für ihn das Wort: Wagner in einem offenen Brief, den er seltsamerweise in seine gesammelten Schriften (Band IX) aufnahm, und Rohde in seiner Broschüre »Afterphilologie«, die den Fachmann als solchen widerlegen sollte. N. taten diese Eideshelfer wohl, aber ihre Versuche waren nicht glücklich: beide suchten den Gegner, der immerhin alle seine Angriffe durch Gründe gestützt hatte, ohne jedes Beweismittel persönlich zu verunglimpfen, und im Punkte der Gelehrsamkeit war ihm Rohde nicht gewachsen. Er hat denn auch das Gezänk mit überlegener Heiterkeit hingenommen und in einem zweiten, sehr viel ruhiger gehaltenen Stück seiner »Zukunftsphilologie« Rohdes Einwände leicht widerlegt. Uber N. im ganzen hat er sich später nur noch einmal öffentlich geäußert; und der Abgrund zwischen dem Freigeist und dem frommen Christen, zwischen dem rücksichtslosen Individualisten und dem Bildner tüchtiger Staatsdiener, zwischen dem Dichter ewiger Hymnen und dem Meister der »strebenden irrenden« Wissenschaft mußte ja mit der Zeit immer tiefer werden. Dagegen soll man nicht vergessen, daß die hohen Verdienste, die sich Rohde später um die Philologie erwarb und von denen sich der Nicht-Fachmann am besten durch die ausgezeichnete Rohde-Biographie von Crusius einen Begriff verschaffen kann, in Wilamowitz stets einen beredten Verkündiger fanden, während Rohde gegen ihn einen wahren Haß behielt, den seine verbissene, in schweren Leiden verhärtete Natur noch steigerte, der selbst die Trennung von N. überdauerte und den er, sehr zum Schaden der Wissenschaft, an seine Schüler vererbte. Für N. selbst war der ganze Vorfall insofern schädlich, als er jeden Blick für die Bedeutung seines Gegners verlor; als er sechszehn Jahre später an Georg Brandes schrieb, deutscher Geist sei eine *contradictio in adiecto* geworden, hätte ihm der Däne, wenn er neben den Haupt- auch die Nebenströmungen der neueren Literatur gekannt hätte, zurufen müssen: »Sie haben eben Wilamowitz' Bücher nicht gelesen.«

Die würdigen Häupter der Philologie hatten nach wie vor geschwiegen; die »akademische Leisetreterei« (der Ausdruck rührt von Mommsen her) duldete keine vollständigen Persönlichkeiten. Nur privatim hatte ein so gediegener und unparteiischer Forscher wie Usener gesagt, der Autor der »Geburt der Tragödie« sei für die Philologie tot. In der Tat war N. bereits reif, sich vom Handwerk zu trennen und seine eigenen Pfade, die er doch nicht mehr verlassen konnte, unbehindert durch amtliche Pflichten weiterzuwandeln; statt dessen quälte er sich noch einige Jahre mit der anstrengenden und, bei den kleinen Baseler Verhältnissen, auch ziemlich unfruchtbaren Tätigkeit; erst die zunehmenden physischen Leiden nötigten ihn 1876 zu längerem Urlaub und 1879 zum Rücktritt. Sein bestes Kolleg

muß das über die vorplatonischen Philosophen gewesen sein; ihnen hatte er seine meiste Kraft gewidmet, und ihren dürftigen, damals noch nirgends gut herausgegebenen Fragmenten brachte er eine Bewunderung entgegen, die sich stellenweise bis zur innigen Liebe steigerte. »Empedokles war überhaupt ein ganzer Mann«, hatte einst Schopenhauer gesagt, und allen Ernstes versuchte N., diese Wundergestalt in einem Drama zu verherrlichen. Es blieb unvollendet wie seine zusammenhängende Darstellung der vorsokratischen Philosophie; aber was von beiden im Nachlaß erschienen ist, zeigt gleichermaßen die Kraft seines Denkens und den Flug seiner Phantasie. Selbständig und recht unphilologisch ist denn auch alles (bis auf ein paar Kleinigkeiten), was er in der nächsten Zeit herausgab; sein Leben liegt nunmehr in seinen Schriften. Ihm war in erschreckender Weise klar geworden, wie weit er sich mit seinen Idealen nicht nur von der Mode, sondern selbst von den Grundlagen der herrschenden Bildung entfernte; so hatte er ein gutes Recht, sich »unzeitgemäß« zu nennen — der Ausdruck ist wie viele andere aus seinen Schriften in die Welt und sogar in den Sprachvorrat seiner Feinde gedrungen —, und es entstand eine stattliche Reihe Unzeitgemäße Betrachtungen, von denen vier abgeschlossen und publiziert wurden. Die erste, David Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller, wendet sich gegen den Typus der geistigen Mittelmäßigkeit und des halben Liberalismus, der damals die wohlerzogene deutsche Gesellschaft beherrschte. Man hatte sich unter den Eindrücken des französischen Krieges — oder vielmehr unter den segensreichen Folgen der in ganz Deutschland verketzerten Politik Bismarcks, des in Wahrheit Unzeitgemäßesten, dem selbst N. nie ganz gerecht geworden ist — in eine gesteigerte Wohlhäbigkeit hineingelebt; man gefiel sich in der Illusion, als sei mit der französischen Armee auch die französische Zivilisation überwunden; man erhöhte dieses Gefühl durch die unberechtigte Behauptung, der deutsche Schulmeister sei der eigentliche Sieger gewesen, ähnlich wie man einst den Erfolg der Freiheitskriege hauptsächlich der Landwehr verdanken wollte; und der gutmütige Verfasser des »alten und neuen Glaubens«, der es ohne viel Mühe sich und seinen Lesern so behaglich in der Welt eingerichtet hatte — nicht ohne auch ein Kapitel über Musik loszulassen, in dem die stumpfsinnigheitere Bequemlichkeit gepriesen und Beethoven in ähnlicher Manier verunglimpft wurde wie von dem »Ästhetiker« Vischer der zweite Teil des Faust — dieser biedere Popularphilosoph repräsentierte etwa das geistige Niveau, auf dem man es in Deutschland so herrlich weit gebracht zu haben glaubte. N., der nur kurze Zeit als unreifer Student, unter dem ersten zwingenden Eindrucke seiner Leitsterne, die Redensarten von der Inferiorität der romanischen Kultur mitgesprochen hatte, wandte sich nun energisch gegen die allgemeine Selbstgefälligkeit; er charakterisierte jenes Geistesniveau in seiner ganzen Niedrigkeit und dessen Prototyp als den Bildungsphilister — auch dieses Kernwort hat sich inzwischen die Welt erobert und wird von niemand häufiger verwendet als von denen, die N. womöglich alle Bedeutung absprechen möchten. Von persönlicher Polemik war dabei natürlich keine Rede. Der französischen Kultur aber, als deren Verfechter er hier zum ersten Mal auftritt, ist er zeitlebens treu geblieben. Er kannte die Philosophen des 17. und 18. Jahrhunderts, er verstand Voltaire, ja, er

empfand die sublimierte Feinheit des Zeitalters Ludwigs XIV., lauter Dinge, die in Deutschland nicht gekannt oder nicht gewürdigt waren; er zuerst hat die Deutschen nachdrücklich auf den unvergleichlichen Historiker Taine hingewiesen. Von den schwülstigen Modehelden des brutalen 19. Jahrhunderts hat er sich nicht hinreißen lassen; er hat sich vielleicht nie eingestanden, daß das Frankreich, welches er liebte, das des *ancien régime* war, von dem ja auch Taine in seiner Schilderung mit unverkennbarer Wehmut Abschied nimmt. Die Revolution und ihren Propheten Rousseau hat N. von Herzen verabscheut; den Esprit der Nation hat er stets bewundert. So hat er sich denn auch in Frankreich zahlreiche Bewunderer erworben; und wenn dort ein geistreicher Kritiker N.s Artigkeiten noch unzureichend fand, so war es kein Franzose, sondern ein deutscher Renegat, dessen urgermanischer Name mit seinem *notre race* in eigentümlichem Widerspruche steht.

Die Schrift über Strauß ist in ihrem letzten Teile nicht frei von Kleinkram, der an Schulmeisterei erinnert und mehr Wagners Einfluß als den der Philologie verrät. Die drei anderen Stücke haben diesen Erdenrest völlig abgeworfen, und schon die zweite, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, zeigt den echten N. so rein wie irgend ein Werk seiner letzten Periode. Hier wendet er sich, natürlich immer mit positiven Gedanken, gegen die Überschätzung derjenigen wissenschaftlichen Tätigkeit, welche nur toten Lehrstoff anhäuft und sich mit der Erforschung von Tatsachen begnügt. Nicht als ob er den Wert geschichtlicher Studien unterschätzte; man sehe nur, welch bedeutsame Rolle in seinem ganzen Leben Thukydides spielt, und welche Kenntnisse sein Urteil über Taine als den ersten lebenden Historiker voraussetzt; aber er konstruiert den überhistorischen Menschen, und ganz im Sinne eines altgriechischen Weisen zeigt er einer Generation, die mit den Vertretern der exakten Wissenschaft einen gesinnungstüchtigen Kultus treibt, daß alle Historie, alle Sprach-, Geschichts- und Naturwissenschaft nur im Dienste eines Höheren Wert gewinnt, an sich aber weit entfernt ist, einen Gradmesser der Kultur abgeben zu können. In den beiden anderen Stücken stellt er Schopenhauer als Erzieher und Richard Wagner in Bayreuth als die wahren Pfeiler einer neuen Kultur hin. Aber nichts liegt ihm ferner als der Ton des Panegyrikus; weder eine Biographie, noch eine Analyse der Werke wird dem Leser zugemutet; sondern in wenigen Worten soll die Bedeutung der beiden Großen gekennzeichnet werden, und dabei gerät der Apostel in so tiefe Probleme hinein, daß er zuweilen bedenklich von seiner nächsten Aufgabe abzuschweifen scheint. Namentlich die Schrift über Schopenhauer ist ein rührendes Dokument übertriebener Anhänglichkeit; sie erinnert an jene Sokratiker, die in grenzenloser Hingebung ihrem Meister alles zuwiesen, was ihre eigene Geistesarbeit gefunden hatte. Immer wieder sucht N. auf seinen Schopenhauer zurückzukommen und, wenn er ihn glücklich gefaßt hat, bei ihm zu bleiben; immer wieder trägt ihn sein Geist davon, und an Stelle des transfigurierten Schopenhauer erscheint der echte Nietzsche. Auch das Wagnerbüchlein ist keine bloße Propaganda für das Bühnenfestspiel, wie N. sie mehrfach versucht hatte, sondern ein Kunstwerk, das erste Glied in jener Kette von musikalischen Äußerungen, die alle seine Werke umspannt, und deren Bedeutung weniger in der Einzelkritik als in der Gesamt-

auffassung liegt. Es ist der Philosoph, der, wie einst Platon und Aristoteles, der Musik ihren Platz in der Kultur anweist; dabei darf man wünschen, daß der Philosoph dazu auch einige musikalische Kenntnis und Feinfühligkeit mitbringe, wie sie Platon, Aristoteles und N. im höchsten Grade besaßen, während Schopenhauer, der sich ebenfalls an der hohen Aufgabe versuchte, nicht über die Rossinischen Melodien hinauskam, die er sich ohne Begleitung vorblies.

Von den übrigen »Unzeitgemäßen Betrachtungen« ist die am weitesten gediehen, welche den Titel »Wir Philologen« führt. Das Fragment ist in der Nachlaßausgabe gedruckt, ebenso wie die fünf Vorträge über die Zukunft unserer Bildungsanstalten, mit denen es sich eng berührt. Daß der Zyklus dieser in Basel gehaltenen Vorträge nicht zum Abschlusse kam (es sollten sieben werden), ist besonders zu bedauern; das grandiose Werk, das sich nur mit Platons Kritias vergleichen läßt, wäre der eigentliche Vorläufer des Zarathustra geworden. Die kritischen wie die reformatorischen Ideen sind hier in ein poetisches Gewand gehüllt, das ihre Kraft in um so vollerer Schönheit erstrahlen läßt; zwei Gestalten hat N. geschaffen, die, zu Ende geführt, unserer Pädagogik mehr Blut gespendet hätten als alle Tabellen und Einzelpläne, deren Fehlen man ihm vorwarf. Nicht an positiven Ideen nach der großen Negation hatte er Mangel, vielmehr war der Überreichtum an Ideen die Ursache dafür, daß so viele Arbeiten unvollendet liegen blieben; speziell an den beiden letzten Vorträgen ward er nur durch die Krankheit verhindert. Die Entwürfe freilich geben keinen Anhalt dafür, worauf er hinausgekommen wäre; er schwankte, in welches Verhältnis er jene beiden Heroen zueinander bringen sollte, deren Verbrüderung er geträumt hatte, aber nicht durchführen konnte. Denn unschwer erkennt man in ihnen die Abbilder seiner eigenen Meister; und diese beiden in eine persönliche Konsonanz zu bringen, war bei Schopenhauers heftiger und mit Hohn ausgesprochener Abneigung gegen die Wagnerische Kunst, unmöglich.

Alle diese Arbeiten, und noch mehr die anderen Fragmente, zeigen, daß N. nicht nur zu seiner Zeit, sondern auch zu seiner eigenen Vergangenheit in Opposition geriet. Nicht daß er langgehegte Überzeugungen plötzlich aufgegeben hätte; sondern er wuchs über sich selbst hinaus, der Flug seiner Erkenntnis und die eiserne Intensität seiner Arbeit trug ihn in Höhen, von denen er seine bisherigen Schöpfungen mit der Überlegenheit eines Befreiten überschaute. Kein Eigensinn, keine Paradoxie, kein kleinlicher Skeptizismus war es, der ihn zum Kampfe gegen die eigenen Ideale trieb; die natürliche Entwicklung der Keime, die er in sich trug, löste ihn aus seiner bisherigen Umgebung los, so daß er diese zunächst unbewußt als Fessel empfand und dann alles, was er so lange geliebt, verehrt, bewundert hatte, nun mit der eisigen Kälte des Forschers beobachtete, prüfte und vielfach verwarf. Er fand sein Ich; aber er gewann es um den Preis seiner Jugendideale und seines Glücks. Wer nur seine Bücher sah, nur diese Resultate seiner unermeßlichen Arbeit kennen lernte, der konnte sich die Wandlung nicht erklären. Als 1878, nach langen inneren und äußeren Qualen, schönen italienischen Reisen und mannigfacher, wenn auch nicht eben bedeutender Anregung durch Männer und Frauen, Menschliches,

Allzumenschliches erschien, da war er ein Anderer geworden; die alten Freunde verstanden ihn nicht, die große Einsamkeit begann. Es war die zweite Periode seines Lebens, in die noch die Vermischten Meinungen und Sprüche sowie Der Wanderer und sein Schatten (diese beiden später als zweiter Band von »Allzumenschliches« vereinigt), außerdem Morgenröte und Die fröhliche Wissenschaft gehören. Namentlich für Wahnfried war er verloren; und doch ist das »Allzumenschliche«, das Wagnern in solche Entrüstung versetzte, direkt aus den »Unzeitgemäßen Betrachtungen« hervorgegangen, die in sein hell tönendes Lob ausgeklungen waren. Die Studie »Wir Philologen« zeigt, wie wenig ihm die Gesamtsumme der zeitgenössischen Altertumsstudien galt; von da kam er leicht zu der Frage, ob denn das Altertum selbst nicht ungerechterweise, durch Konvention und Vorurteile, unserer Jugend aufgedrängt würde, ob es in Wahrheit noch erziehliche Kraft besäße und nicht vielmehr für jene wenig erfreuliche und zur Heranbildung einer gesunden Generation so ungeeignete Spezies der Philologen gerade gut genug wäre. Er sah, wie die Museen sich füllten, ohne daß das Kunstverständnis wuchs; was sollte er zu einer Salon-Archäologie sagen, deren popularitäthaschende Vertreter sich immer mehr darin gefielen, die zufällig gefundenen Dutzendkopien römischer Zeit auf die willkürlich aufgegriffenen Namen altgriechischer Bildhauer zu taufen! Er rüttelte an seinem Allerheiligsten, den vorplatonischen Philosophen; hatte er schon in der »Geburt der Tragödie« Sokrates als den Auflöser des echtgriechischen Geistes, den Vertreter der instinktzerstörenden Vernunft, den zersetzenden Leugner, den großen *décadent* hingestellt, hatte er nachher gestrebt, über Platon hinauszukommen, den er im Grunde seines Herzens doch immer als den Kulminationspunkt des Griechentums erkannte und demgemäß allein mit Goethe zusammenstellte, so versuchte er jetzt, sich von den Vorsokratikern zu trennen, denen er sich stets am innigsten angeschmiegt hatte. Solche Versuche waren fruchtbringend, aber in ihrem Endergebnis naturgemäß negativ. Einem jedoch ist er zu aller Zeit, über die schwersten Krisen hinweg, treu geblieben; es ist in hohem Grade bezeichnend, daß dies Herakleitos war, der Größte von allen, der Schöpfer des Werdegesetzes, der Prophet des ewigen Lebens, der weltabgewandte, weil welterfahrene Individualist und Aristokrat des Geistes. Wie viele eigene Züge mußte N. selbst in seiner letzten Lebenszeit bei diesem Manne wiederfinden, der in knappen, wuchtigen Worten bittere Wahrheiten verkündete, der sich vom Tagesgetriebe mit Unwillen zurückzog, der den Krieg für den Vater und König aller Dinge erklärte, der in Gleichnissen sprach, von denen der »Strom« und die »schwingende Saite« nie mehr vergessen wurden! Man muß die leidenschaftliche Hingebung des Griechen an seine Polis, und folglich dieses Ioniers an sein Ephesos, kennen, um zu ermessen, was er bei allen äußeren Ehren innerlich gelitten haben muß, wenn er seinen Ephesiern zurief, sie seien alle wert aufgehängt zu werden, weil sie in demokratischer Gleichmacherei ihre besten Männer fortgeschickt hätten; von diesem Standpunkt aus muß man N.s Ausfälle gegen Deutschland beurteilen, die man so oft in tendenziöser und verkehrter Weise ausgebeutet hat. Herakleitos der Dunkle und N. der Unzeitgemäße erhalten Licht voneinander, ohne daß etwa die Einzelforschung hierzu beigetragen

hätte; wieder einmal bestätigt es sich, was N. einmal behauptet, daß große Gestalten durch sich selbst auch rückwärts wirken, daß durch sie die Geschichte anders wird. Die Analogie der beiden Großen ist denn auch dem Berliner Akademiker nicht entgangen, der die neueste — philologisch musterhafte — Ausgabe und Übersetzung der herakleitischen Fragmente besorgt hat; freilich kann er sichs nicht versagen, von der Höhe seines Lehrstuhles herab die beiden in einer Weise abzukanzeln, die N.s bitterste Worte über »Uns Philologen« rechtfertigt, ja, bei anderer Gelegenheit, in einer offiziellen Festrede, kann er nicht umhin, einen Operntext zu zitieren und den unbequemen Freigeist feierlich zu verdonnern, wie weiland der Papst Urban den untugendhaften Ritter Tannhäuser. Wichtiger ist, daß N. in allen Kämpfen die Fühlung mit seinen einstigen Führern nicht verlor; er trat in ein neues Verhältnis zu ihnen, zu den Griechen wie zu Schopenhauer, wobei freilich die Griechen auch ihm gegenüber eine ganz andere Kraft entfalteten als der Preuße.

Schon in der Monographie, mit der er Schopenhauer hatte feiern wollen, war er über ihn hinaus; das Ideal eines philosophischen Erziehers der Menschheit, eines »Arztes der Kultur«, das er dort aufstellte, war nicht in dem Pessimisten verwirklicht, dessen Leben in schreiendem Widerspruch zu seinen Lehren stand, sondern in ihm selbst. Er brauchte schon lange keine Führer mehr; und am wenigsten konnte der sein Führer sein, der das Ding an sich und die Verneinung des Willens zum Leben gelehrt hatte. Er erkannte mit zunehmender Klarheit die furchtbare Notwendigkeit aller Kraftäußerungen des Lebens, die Allmacht der Triebe und die Aufgabe der Menschheit, das Leben zu erhöhen, es mit Aufgebot aller Willensmächte zu bejahen; so kam er auch zur naturgemäßen Definition des Willens, während Schopenhauers äußerste Abstraktion aus dem Willen einen Begriff gemacht hatte, der vom Willen nichts mehr enthielt, den manche seiner Anhänger als das Unwillkürliche erklärten und der somit dem Wesen des Willens geradezu entgegengesetzt war. N. hat einmal in der »Fröhlichen Wissenschaft« genau abgegrenzt, was er von Schopenhauers Anschauungen bestehen ließ und was er als überwunden aussonderte; Schopenhauer war inzwischen Modephilosoph gewprden, und man wird N.s Mut ebenso sehr anerkennen, wie seine Gerechtigkeit gegen den Vorgänger, während dieser selbst mit seiner »unintelligenten Wut auf Hegel« ein Musterbeispiel von wahrhaft unphilosophischer Verblendung gegeben hatte. Im großen wie im kleinen hatte ihn seine Verbissenheit geschwächt; wenn er seinem Ärger über peitschenknallende Kutscher Luft macht und diese Schimpferei ganz ernsthaft als Abhandlung »über Lärm und Geräusch« in seinen Parerga abdrucken läßt, so liefert er ein Seitenstück zu dem Pamphlet »über die Weiber«, in dem ihm die blinde Wut nicht ein Bild, sondern eine unfreiwillige Karikatur schaffen ließ. Wie viel höher stehen N.s Bemerkungen über dasselbe Thema! Man muß sie sich nur aus den verschiedenen Bänden heraussuchen und sich nicht durch einseitige Interpretationen willkürlich herausgerissener Sätze beirren lassen. — Ebenso konnte N. über die Sprache Schopenhauers nicht im unklaren bleiben, diese altertümliche Sprödigkeit brachte wirklich der deutschen Prosa nicht die Erlösung, die selbst Goethe noch nicht herbeigeführt hatte; erst N. gab der Sprache die Vollkommenheit und Freiheit, die Harmonie und Geschmeidigkeit, die bis dahin nur die Idiome

Südeuropas besessen hatten, und seine Fortschritte in dieser Richtung gingen der Entwicklung seiner positiven Erkenntnisse parallel.

Ein Opfer aber war schwerer als alle: die Trennung von Richard Wagner. Sie war innerlich längst vollzogen, als die ersten Symptome hervortraten; künstlerisch war N., wie der Nachlaß zeigt, weit über die meisten Prinzipien Wagners hinaus, als dieser, den man so oft des Mißtrauens gegen ihn geziehen hat, ihn in kindlicher Vertrauensseligkeit noch für seinen besten Freund, für einen echten Wagnerschriftsteller hielt. Aber was die Natur in den Kinderjahren angekündigt hatte, trat jetzt mit drohendem Ernst ins Bewußtsein. Von jeher hatte N. nicht nur für das Große in der Musik, sondern ebenso sehr für die zartesten Laute Sinn gehabt; die Romantik Schumanns, die Schwärmerei Chopins, ja — zum Entsetzen Wagners, dessen ordinären Antisemitismus er verachtete — einige Artigkeiten Mendelssohns hatten in seinem delikaten Gemüte verwandte Saiten angeschlagen, und die vollkommene, reife, in sich geschlossene Schönheit der italienischen Melodie, namentlich der des achtzehnten Jahrhunderts, hatte ihn wieder und wieder bestrickt. Er empfand, daß die Musik, ein Kind des Südens, wieder zum Süden zurückkehren müßte; *il faut méditerraniser la musique,* hat er später gesagt, freilich ohne zu ahnen, in welch grauenhafter Verzerrung dieses Wort bald nachher durch die mörderischen Kunstattentate der Marktschreier Mascagni und Konsorten erfüllt werden sollte. Er erkannte aber auch, was der einzige geniale Komponist nach Wagner, der Moskowit Tschaikowsky, gleichzeitig erkannte, daß nämlich die Einordnung der Musik ins Gesamtkunstwerk ihrem Geiste zuwiderlief, sie erniedrigte und vergewaltigte; er sah ferner, daß die prinzipielle Unterordnung der instrumentalen unter die gesungene Musik auf einem ästhetischen Irrtum, ja einem Verkennen des gesamten menschlichen Organismus beruhte: Grundsätze, die in ihrer fundamentalen Bedeutung noch lange nicht gewürdigt, geschweige denn ausgenutzt worden sind, und die kein Wagnerianer je widerlegen wird. N. selbst hat sie damals nur für sich niedergeschrieben; und als er, fünf Jahre nach Wagners Tod, in übermütigem Tone sein musikalisches Glaubensbekenntnis der Welt ins Gesicht schleuderte, da fand er für so ernste Deduktionen keinen Platz. Als er 1875 zum letztenmale Wagnern öffentlich huldigte, war sein besseres Ich bereits über ihn hinaus; und als sich sein Jugendtraum zu erfüllen schien, als das Ziel seiner heißen Sehnsucht und langjährigen Kämpfe endlich erreicht war, als 1876 das erste Bayreuther Festspiel gefeiert wurde, da sah er schon während der Proben, zu denen sich so viele Enthusiasten vergeblich drängten, daß hier etwas ganz anderes ins Leben trat als sein Ideal. In tiefem Schmerze reiste er vor Schluß des Festspiels ab, und Wagner, angelegentlich um ihn bemüht, unfähig seine Motive zu ahnen, erfuhr zum erstenmale, was es heißt, von einem Mächtigen, den man liebt, verlassen zu werden — ein Schicksal, das er selbst so vielen bereitet hatte.

Nicht lange sollte er im unklaren bleiben. Denn nun entstand »Allzumenschliches«, das Buch, in dem Nietzsche seine Resultate über Kunst und Wissenschaft, Staat und Religion, ja über die Aufgaben des Lebens in jener monumentalen Weise hinstellte, die er in der folgenden und vielfach auch in der letzten Periode festgehalten hat. Er gibt scheinbar nichts als Apho-

rismen; aber nur selten bleibt er bei »vermischten Sprüchen«, meistens hängen die äußerlich getrennten, weil in sich absolut vollendeten Sentenzen und Satzgruppen miteinander zusammen und bilden so wieder ein großes Ganze, dessen Einheitlichkeit man erst am Schlusse übersieht. Dadurch aber, daß er nur Resultate gibt, erreicht er nicht bloß die äußerste Gedrungenheit der Form, sondern er zwingt seinen Leser, die Bindeglieder und Beweise — oder Gegenbeweise — selbst zu suchen. So wirken diese Bücher, wie man auch ihrem Grundgehalt gegenüberstehen möge, unter allen Umständen erziehend, kraftfördernd, lebenspendend, und ihr Inhalt ist unendlich viel größer als ihr Umfang vermuten läßt. Sie sind ein Beispiel für das Gesetz vom kleinsten Aufwand der mechanischen Mittel in der Kunst; wie bei Schubertischer Musik verschwindet die ungeheure Arbeit des Künstlers unter der scheinbaren Einfachheit des vollendeten, leicht einherschreitenden Kunstwerkes, und nur wer dessen Genesis nachforscht, bekommt von jener Arbeit eine Vorstellung. Eine Folge davon ist, daß diese Bücher sich nicht exzerpieren oder beschreiben lassen, so wenig wie etwa Goethes Sprüche und Maximen; man muß sie selber lesen, wie man jeden künstlerischen Philosophen nur aus seinen Werken kennen lernen kann (ist doch über Platon noch kein gutes Buch geschrieben worden), und man wird dabei die Erfahrung machen, daß diese Prosa sich dem Geiste von selber einprägt, wie Goethes Poesie.

Hierbei sei jedoch der eigentümlichen Laune N.s gedacht, die ihn oft zur gebundenen Rede greifen ließ, wo er die Prosa unzureichend fand. Seine zahlreichen Jugendgedichte hat er wahrlich nicht überschätzt, aber die Fähigkeit, Verse zu machen, traute er sich immer noch zu. Sein künstlerisches Empfinden ließ ihn oft symbolisch reden, und solange er auf Reim und Metrik verzichtete, schuf er wirkliche Gedichte, wie namentlich später im Zarathustra; sobald er jedoch die Grenze überschritt, verwischte sich sein Stilgefühl, und es entstanden Zwitterwesen, ähnlich nicht den Lehrgedichten eines Parmenides oder Empedokles, sondern den Stubenpoesien spätalexandrinischer Grammatiker, bei denen der rechnende Verstand den poetischen Schwung hemmte und die Mängel der Verse den Inhalt in ungünstiges Licht setzen. So hat er dem ersten Bande von »Allzumenschliches« ein Nachspiel angefügt, so hat er namentlich der »Fröhlichen Wissenschaft« später durch die Lieder des Prinzen Vogelfrei eine neue Pointe geben wollen. Denn das Buch hatte entgegen seinem Titel, der von der heiteren Improvisationskunst der Troubadours hergenommen ist, eine bedenklich ernste Wendung genommen; nun suchte die nach Fröhlichkeit ringende Seele einen Ausweg; gewaltsam schafft sie ihn sich in dem meisterhaften Schlußkapitel, das zu den Liedern hinüberführen soll, und — es geht wie in jenen Ouverturen und Sonatensätzen der »klassischen« Zeit, wo eine gehaltreiche Introduktion auf einen lebhaft freudigen, aber recht minderwertigen Hauptsatz vorbereitet. Zum Glück hat N. gewöhnlich seine Reime von ihrer Umgebung getrennt; die Heiterkeit aber hat er auch ohne Verse oft genug gewonnen, und sie gibt seinen Werken einen um so bewundernswerteren Glanz, als er selbst, wie einst Epikur, die erhabenen Lustlehren unter unsäglichen physischen Qualen verkündigte.

Ungefähr gleichzeitig mit dem ersten Bande des Allzumenschlichen war

das Textbuch (bleiben wir nur bei der alten Bezeichnung, sie ist treffend und jedenfalls noch durch keine bessere ersetzt) des Parsifal erschienen; ja der Zufall fügte es, daß die Postsendungen, in denen die beiden Männer einander ihre Werke zusandten, sich kreuzten: »Klang es nicht, als ob sich Degen kreuzten?« hat N. später gesagt. Er empfing den deprimierenden Eindruck, daß Wagner plötzlich fromm geworden sei; er hatte übersehen, daß dieser, bei aller Unabhängigkeit von offiziellen kirchlichen Einrichtungen, stets ein überzeugter Christ und zwar ein überzeugter Lutheraner gewesen war. Wagner selbst hat sich später energisch gegen den mehrfach erhobenen Vorwurf klerikaler Anwandlungen verwahrt, die man aus dem Parsifal herauslas (und heraushörte), wie man sie aus dem zweiten Teil des Faust herauslas, obgleich doch Goethe von Herzen protestierte; aber N. empörte jenes »Niedersinken vor dem Kreuze«, während andere in der theatralischen Verarbeitung der heiligen Motive eine Entweihung und Gotteslästerung sahen, und sich die Masse der Oberflächlichen durch den Weihrauchduft der Verse wie der Musik willig umnebeln ließ. Keiner dachte an das *l'art pour l'art*, an die Heiligung des Stoffes durch das Kunstwerk, dessen artistischer Wert allein darüber entscheidet, ob der Künstler zu seinem Stoff ein Recht hatte, d. h. ob er des Stoffes Herr geworden war. N. hat sich oft mit dem *l'art pour l'art* beschäftigt, aber damals stand er ihm ferner als je. In seiner streng unparteiischen Beurteilung aller Kulturelemente glaubte er, auch der Kunst ihren Platz in dem großen Ensemble anweisen zu müssen; von seinem Kultus des Genies, des Heiligen im Schopenhauerischen Sinne, war er soweit zurückgekommen wie von seiner zeitweiligen, eben durch den Kunstenthusiasmus hervorgerufenen Geringschätzung der Wissenschaft. Die Kunst hat unmittelbar keine große Zukunft, die Wissenschaft eine desto größere — so etwas tönt durch dieses unwillige Buch des Überganges; und wenn der Schreckruf auch übertrieben klingt, man wird nicht leugnen können, daß er durch die Geschichte der seither verflossenen 25 Jahre sehr stark bestätigt worden ist. Man bedenke nur, welch ergiebige, zum teil neu entdeckte Gebiete die Wissenschaft mit verfeinerter Technik anpflanzt und welche Erfolge sie täglich erzielt, während Dichtung, Malerei und Plastik nur unsicher tastend alte und neue Wege probieren, die Architektur noch keinen eigenen Stil gefunden hat und die Musik, bis auf die wenigen Meisterstücke Tschaikowskys und ein par billige Liedlein, nur schulmeisterliche Phrasen und anarchische Roheiten erzeugt. Aber welches Entsetzen mußten jene ruhig ausgesprochenen Ansichten in Bayreuth erregen! Es kam noch schlimmer: zum erstenmale wies N. hier auf das Barocke der neuen großen Musik hin. Wagner wird auch hier nicht genannt; in dem ganzen Buche ist sein Name absichtlich unterdrückt, sehr zum Vorteile der Wirkung vieler Sentenzen; wie aber viele von diesen aus ihrer Allgemeinheit heraustreten und eine Art von Pointe gewinnen, sobald man sich als Hintergrund Bayreuth hinzudenkt, so erkennt man auch ohne die Nennung eines Namens, daß Wagner hier mit Bernini verglichen wird, dem unübertroffenen Meister der packenden äußeren Effekte, dem prächtigen Darsteller ungeheuer bewegter, aber hohler Passionen, dem genialen, zuerst viel angefeindeten, dann aber siegreichen und für die nächsten Geschlechter unwiderstehlichen Massenherrscher und Dekorateur, der einer Welthauptstadt eine neue Oberfläche, aber eben nur eine Oberfläche

gegeben hat. Später hat N. diesen Vergleich, den wohl mancher vor ihm gezogen hat, offen ausgesprochen, die Ausführung den Jüngeren überlassend; Wagner selbst würde ihn kaum begriffen haben, denn für die bildenden Künste besaß er kein Verständnis und so ahnte er nichts von Berninis Bedeutung im guten und schlimmen Sinne. Aber schon die Betonung des Barocken kränkte ihn tief; lebte man doch in einem Zeitalter, wo »Barock«, unter dem Einflusse doktrinärer Kunsthistoriker, den meisten Gebildeten als ein Schimpfwort galt; und Wagner sprach immer noch von griechischen Idealen! — Jeder dieser Gedanken kostete N. ein Stück seines Lebensglückes, ja seines Lebens; Wagner dagegen sah in ihnen nur die Polemik, noch dazu die eines abgefallenen Anhängers, und griff diesen nun seinerseits in den Bayreuther Blättern an, ebenfalls ohne den Namen zu nennen, aber mit rein persönlicher Gehässigkeit, als läge ihm nur daran, den Anderen zu ärgern. Für die Nachwelt sind diese seine Aufsätze, obgleich in die Gesamtausgabe aufgenommen, schon wegen ihres Stiles wirkungslos; er stand nun einmal mit der deutschen Sprache auf gespanntem Fuße und konnte sich nur da verständlich machen, wo er über die Technik seines Faches sprach, nur da Gehör verschaffen, wo Gesang und Orchester seine Worte unter ihre Fittiche nahmen. Aber N. ward verstimmt, weil er Wagnern mehr objektive Größe zugetraut hatte; noch schwerer traf ihn die herbe Kritik von seiten der Gattin Wagners, die er stets für die bedeutendste Frau seiner Zeit gehalten hat. Noch 1877, nach den Bayreuther Enttäuschungen, hatte man an den zauberischen Gestaden von Sorrent miteinander verkehren können; nun war es aus für immer.

Auch die anderen Freunde, selbst die wissenschaftlichen, wurden mehr und mehr verblüfft. Rohde, längst zum Stockphilologen geworden, von den Fachgenossen mit Recht bewundert, zugleich von Familiensorgen und körperlichen Leiden gedrückt, gab sich redliche Mühe, den »Wanderer« zu verstehen, wie er sich 1872 bei der Bayreuther Grundsteinlegung die gleich vergebliche Mühe mit der neunten Symphonie gegeben hatte; N.s kindlich dankbares Gemüt nahm diese Versuche mit naiver Freude hin, bis ihm am Ende dieser Periode unentrinnbar die schmerzliche Wahrheit aufging »Himmel was bin ich einsam!« Wenn auch die Korrespondenz noch jahrelang fortschlich, ja sogar eine Begegnung noch stattfand, das innere Band war zerrissen, und ein Ersatz fand sich nicht. Denn es ist ein Irrtum, wenn man behauptet, daß der junge Philosoph Rée, der N. 1876 nach Sorrent begleitete, ihm sehr nahe getreten sei oder gar auf ihn Einfluß gewonnen habe; er freute sich über den redlichen Eifer Rées, wurde aber seinen Schriften bald ein strenger Kritiker; Rée selbst hat diese Schriften später für unreife Jugendarbeiten erklärt. Damals scheint auch — das einzigemal — eine Frau N. gefesselt zu haben, wenigstens für Augenblicke. Nicht von jener liebenswürdigen, in Paris verheirateten Elsässerin soll hier die Rede sein, die er in Bayreuth kennen und zart anschwärmen lernte; seine Briefe an sie sind poetische Kabinetstückchen voll warmer, aber flüchtiger Empfindung. Auch nicht von der im April 1903 zu Rom verstorbenen Baronin Malvida v. Meysenbug, die ihm durch Wagner 1872 in Bayreuth bekannt wurde und von da an bis zu seinen letzten Ketzereien eine wahrhaft großmütterliche Liebe bezeugte, ohne jemals seinem Adlerfluge über die Bayreuther Schranken

hinaus folgen zu können; hat sie doch die Werke seiner mittleren Periode einfach als »Bände voll Aphorismen« abgetan, ihm selbst auf den »Fall Wagner« hin wie einem aufsässigen Diener den Laufpaß erteilt und nach seinem Tode öffentlich über sein ganzes Schaffen mit überlegener Nonchalance den Stab gebrochen. Er seinerseits war ihr für die angenehmen Stunden, die ihm ihr echt weibliches, gewinnendes Wesen namentlich in den schweren Sorrentiner Monaten bereitete, überschwenglich dankbar, so daß er eine Zeitlang sogar ihre Memoiren lobte, natürlich nicht wegen ihrer demokratischen und revolutionären Streitbarkeit, sondern eben weil das liebenswürdige, trotz aller Tendenzen aristokratische Wesen der freundlichen Greisin immer wieder in wohltuender Weise hervortrat. Die Frau jedoch, die ihn ernsthaft interessiert zu haben scheint, ist die Schriftstellerin Lou Andreas-Salomé, die ein eigenes Buch und unterschiedliche Aufsätze über ihn verfaßt hat. Allerdings wird sie von einem so vorzüglichen N.-Forscher wie Fritz Kögel nur als eine »angebliche Freundin« bezeichnet, und auch Frau Elisabeth spricht nur von einer flüchtigen Bekanntschaft. Indessen ist ein Zweifel gestattet, ob die vortrefflichen Autoren in diesem Punkte absolut richtig informiert waren. N. hat einen von Frau Lou gedichteten Hymnus auf das Leben komponiert. Dies brauchte allerdings noch kein Interesse für die Dichterin, sondern nur solches für das Gedicht zu beweisen, zumal es sich eng an den Stil von N.s Versen anschließt; immerhin muß das Interesse sehr intensiv gewesen sein, denn er hat hier zum erstenmal eine bis ins kleinste Detail ausgeführte Komposition für Chor und Orchester geschaffen, und es ist dies das einzige Musikstück, das er veröffentlicht und mit nachdrücklicher Betonung zur Aufführung bestimmt hat. Nun fehlt auf dem gedruckten Titelblatte der Name der Dichterin; bei seiner Präzision in allen äußeren Dingen muß man sagen, er hat ihn absichtlich verschwiegen. Unwillkürlich vergleicht man die »Fünf Gedichte« von Mathilde Wesendonck, die Richard Wagner »für eine Frauenstimme in Musik gesetzt« hat; die Unterdrückung des Dichternamens ist in solchem Fall ein Beweis von Takt. Außerdem aber behauptete die oben genannte Baronin Meysenbug ein Dokument zu besitzen, welches über N.s zeitweilige Abhängigkeit von Frau Lou keinen Zweifel aufkommen liesse; bei der über alles erhabenen Zuverlässigkeit der Baronin darf man auf ihr Zeugnis bauen, selbst wenn ihre Hinterbliebenen sich nicht zur Herausgabe des eigentümlich sprechenden Dokumentes entschließen sollten. Lange hat der Verkehr nicht gedauert, und dickleibige Abhandlungen nach Art der Goethephilologie über die Frage »wie weit ist es zwischen den beiden gekommen?« dürften dem Büchermarkt erspart bleiben, da es ausgemacht ist, daß N. keusch gelebt hat; aber unerwähnt durfte die Episode nicht bleiben, weil manche Kritiker ihm jede Bekanntschaft mit weiblichem Wesen und daher jede Fähigkeit, über Frauen zu urteilen, absprachen. — Beiläufig: den Hymnus hat N. nur zu einem Teile veröffentlicht, vermutlich, weil er nicht Zeit fand, die Begleitung des Restes zu instrumentieren. Das gedruckte Stück schickte er später an Kapellmeister Mottl, und er war sehr erfreut, von diesem eminenten Musiker seine technischen Fertigkeiten anerkannt zu sehen: der Satz war korrekt, das Ganze aufführbar. Dennoch hat man es nicht auf Konzertprogramme gesetzt, und man hat wohl daran getan; der intime,

ja etwas schüchterne und blasse, stellenweis aber hieratische Charakter der Melodie steht in fühlbarem Widerspruch zu der bisweilen recht schwülstigen Instrumentation; die Harmonie hat Wagnerische Einflüsse noch nicht ganz überwunden und der Mangel an Proportion hätte sich der Wirkung hindernd in den Weg gestellt. Auch zu solchen Arbeiten gehört eben nicht nur Tonsinn und Kenntnis, sondern vor allem Übung, lange Handwerkerpraxis: selbst ein Beethoven hat eine Menge leeren Kram abladen müssen, ehe er ein Meisterwerk schuf. N. aber war zum Handwerk nur in der Philologie erzogen; er war ein Musiker und ein Dichter, aber niemals ein Vers- oder Tonkünstler.

Mehr Freude als an den Damen erlebte er an einigen jungen Männern, die sich ihm in aufrichtiger Bewunderung anschlossen. In seiner dritten und letzten Periode, die man nach Zarathustra bezeichnen kann und die nach Vollendung der »Fröhlichen Wissenschaft«, also etwa 1882/83 begann, war es der feinsinnige Ästhetiker Heinrich v. Stein, der ihm näher trat und sogar einige glückliche Tage zu bereiten vermochte. Steins Schriften zeigen, daß hier einer der reinsten und edelsten Denker Deutschlands auftrat; sie zeigen aber auch, daß ein dauerndes Zusammengehen mit N. unmöglich gewesen wäre. Seine verbreiteteste Arbeit »Schiller und Goethe« trägt den einen Namen mit Unrecht im Titel; es ist ein Schillerbuch, in dem Goethe nur vom Gesichtspunkte seines Verhältnisses zu Schiller betrachtet wird. Dieser Gesichtspunkt war wohl in Wahnfried willkommen, von wo man Stein mit Hilfe der Bayreuther Blätter »lanziert« hatte, aber N. hatte ihn überwunden wie die andere Neigung seiner Knabenzeit, die zum Pastorentum; Schiller war ihm jetzt »der Moraltrompeter von Säkkingen«, ein Dichter tugendhafter Banalitäten für die breiten Schichten des Bürgertumes. Wiederum wurde Stein durch seinen unbegrenzten Wagnerianismus verhindert, N. richtig zu verstehen; machte er doch noch 1884 in rührender Herzensgüte den Versuch, ihn nach Bayreuth zu locken und zum Parsifal zu bekehren! — Seither hat so mancher seinen Nietzsche- und Wagnerkultus zu vereinigen gesucht, und harmlose Gemüter halten diese Kombination für ganz zuträglich. Sie ist nur dann möglich, wenn man entweder N. oberflächlich gelesen hat oder sich bei Wagner mit der berauschenden Wirkung seiner Musik begnügt. Wer aber aus diesen wesentlich pathologischen Eindrücken einen Parteifanatismus, einen unbedingten Glauben an alle Emanationen Wagners ableitet, kann N. nicht folgen; wer wiederum über Wagners Theorien nachgedacht und ihre Verwirklichung in weiten Strecken seiner Werke konstatiert hat — die mächtigen Effekte erzielt W. nicht mittels, sondern trotz seines Systems —, der kann sie mit N.s Resultaten so wenig vereinigen wie den katholischen mit dem protestantischen Glauben.

Allen Hoffnungen und Plänen wurde Stein, erst dreißig Jahre alt, 1887 durch den Tod entrissen; N. empfand den Schlag so schwer wie die zahlzeichen Freunde und Schüler des reichbegabten Mannes. Sein Briefwechsel mit ihm ist einstweilen nur in der Neuen deutschen Rundschau (Juli 1900) gedruckt. — Nur einen Jünger fand N., der ihm überall hin folgte und bis über das Grab hinaus treu blieb; es war ein Musiker, den er Peter Gast nannte und der aus Pietät diesen Namen weiter getragen hat. Peter Gasts Einleitung zur zweiten Auflage des Zarathustra ist neben Fritz Koegels Vor-

reden und Nachberichten zu den ersten Bänden des Nachlasses vielleicht das Beste, was bisher über N. geschrieben worden ist. Aber so wohltuend auch sein Verkehr für N. war, so viel Genuß er ihm namentlich durch seine Kompositionen bot (gegen deren »Überschätzung« durch N. er sich öffentlich in bescheidenster Weise verwahrt hat), von einem Verkehre Gleichgestellter konnte doch keine Rede sein, und einsam ist N. seine Straße gezogen. Die Einsamkeit wurde vollständig, als seine Schwester mit ihrem Gatten nach Paraguay übersiedelte, wo ihr schweres Leid bevorstand; nach Europa kehrte sie zurück, um noch schwereres zu erleben.

Hatte N. in der zweiten Periode seine Selbständigkeit errungen, um die treibenden Kräfte des Lebens zu erkennen und zu würdigen, so trat er jetzt den gewaltigen Versuch an, diese Kräfte selbst zu lenken und zu regulieren. Er wollte die Erziehung des Menschengeschlechts fördern, zu der die Kunst, Wissenschaft und Religion in ihrem bisherigen Betriebe nicht ausreichten; so bildete sein Dichtergeist die Gestalt, in deren Hand alle jene Fäden zusammenliefen, den Religionsstifter, der zugleich Heiliger, Künstler und Denker war, und dem er den Namen Zarathustra gab, nicht um sich in den Dienst des iranischen Weisen zu stellen, sondern um die Sprache reden zu können, die er für seine eigene Poesie geschaffen hatte, und die er zur Verkündung des neuen Evangeliums am geeignetsten fand. Nur das Kolorit dieser Sprache hat er mit einer orientalischen Nuance getönt; die unerschöpfliche Pracht der bald schillernden, bald grell leuchtenden Farben, ihre intensive Glut und sengende Kraft sind charakteristisch dafür, daß hier nicht N., sondern seine in phantastische Gewänder gehüllte Schöpfung spricht. In keiner Weise aber ist durch diese poetische Form die Klarheit des Inhalts getrübt; weder der Orient noch irgend ein Vorbild hat auf diese Gedanken Einfluß gehabt.

Am Anfange des Jahres 1883 kündigte er einigen Freunden den ersten Teil an, der denn auch bald erschien. Der Brief aus Rapallo vom 1. Februar, in dem er um einen Kopisten für das Manuskript bittet, ist im Faksimile publiziert worden. Dieser Brief ist nicht nur inhaltlich merkwürdig, weil er zeigt, wie N. sicht bewußt war, hier in ein neues Stadium einzutreten; auch erfährt man hier, daß das Buch ursprünglich nur etwa hundert Druckseiten umfassen sollte, während spätere Pläne es auf sechs stattliche Teile anschwellen ließen, von denen vier ausgeführt worden sind; sondern ebenso merkwürdig ist der Charakter der Handschrift. Sie zeigt dem unparteiischen Physiognomen (den üblichen technischen Namen kann sich ein Philologe nicht abringen) bei strenger Beobachtung nicht der Worte und Sätze, sondern nur der Linien und Zwischenräume, folgende Eigenschaften: große Lebhaftigkeit, aber keine Spur von Exaltation; Selbstbeherschung und volle innere Klarheit; viel Sinn für Kunst, Schönheit und Eleganz, ja praktische Begabung für Malerei; ungewöhnlich reiche und schnelle Intuition; Ehrlichkeit und Noblesse; Feuer, durch einen konservativen Zug gedämpft; zeitweiliges Mißtrauen und Neigung spitzig zu werden; gänzliche Freiheit von Pedanterie und niedrigen Leidenschaften; Verstandeshelle, doch verhältnismäßig wenig Sinn für Logik.

Diese Diagnose kann falsch sein, indessen zugeben wird auch der Verehrer N.s, daß Logik nicht gerade seine Stärke war. Dies zeigt sich nicht

nur in der Periode des Zarathustra, sondern auch vorher; und dieser Mangel hat, so seltsam es klingen mag, weder den Jugendarbeiten (bis auf die philologischen) noch den Hauptwerken geschadet. Er bewahrte ihn vor aller Systematik, vor dem Hauptfehler der meisten Philosophen: einseitigem Doktrinarismus. Die Allherschaft der starren Konsequenz wäre nur durch eine Nüchternheit zu erkaufen gewesen, die sich mit dem künstlerischen, schöpferischen Vermögen schlechterdings nicht verträgt; sie hätte zum geschlossenen Lehrgebäude geführt, das dem pulsierenden Leben immer abgewandt ist und daher die Philosophie in so starken Mißkredit gebracht hat; sie hätte Bücher erzeugt, die zwar bequem verständlich, aber sehr viel weniger fruchtbar gewesen wären. Vollends der Zarathustra entstand in vollem Gegensatze zu aller Methode, wie durch Inspiration; N. hat später berichtet, daß die ersten drei Teile in wenigen Wochen niedergeschrieben seien. Indessen hüte man sich, aus der schnellen Vollendung einen Schluß auf die Entstehung zu ziehen; wie eine Mozartische Symphonie blieb das Kunstwerk mit allen seinen Phasen lange im Kopfe seines Schöpfers verborgen, bis es in einem Nu den Weg aufs Papier fand. Hier hat eine ungeheure, nie unterbrochene Gedankenarbeit ihre Aussprache gefunden; die symbolische Form und im Zusammenhange damit die Erhabenheit über die Fesseln der Methode, bewirkt zunächst, daß niemand das Buch in irgend eine vorhandene Kategorie von »Literatur« einreihen kann. Wer den Zarathustra liest und sich die — viel aufgeworfene und doch müßige — Frage vorlegt, wohin er ihn zu klassifizieren habe, der wird zunächst an Philosophie denken, aber ebenso schnell diesen Gedanken mit Unwillen von sich weisen, gleichviel ob er einen erhebenden oder abstoßenden oder indifferenten Eindruck davongetragen hat. N. hat sich zwar immer nur bescheiden einen Philosophen genannt; aber der Philosoph will unter allen Umständen nur die Wahrheit suchen, also Vorhandenes erforschen, die Frage »was ist?« und »was wird?« beantworten, hier dagegen ist auch gesagt, was geschehen soll, hier setzt der Künder des Lebens Kräfte in Bewegung, die schlummerten und deren Aktivität wieder auf Gegenwart und Vergangenheit ihr Schlaglicht wirft. Deswegen genügt es auch nicht, von Prophetie oder Dichtung zu sprechen; dichterisch ist nur die äußere Form, im Wesen aber stellt sich Zarathustra so hoch über sie, daß er zweimal sagt »die Dichter lügen zu viel«, noch dazu nachdem er erklärt hat »alles Unvergängliche — ist nur ein Gleichnis«. Hier spricht also nicht bloß ein Künstler und ein Denker; hier spricht ein Diktator, gleich streng im Aufbauen wie im Zerstören; und ein anderes Buch der letzten Periode, in dem nicht Zarathustra sondern N. redet, führt den Nebentitel »Wie man mit dem Hammer philosophiert«. Diese und die anderen Schriften der gleichen Periode muß man lesen, um den Zarathustra zu verstehen; mit Recht hat Peter Gast bemerkt, daß man gut tut, von allen Werken N.s dieses meist genannte Werk zuletzt kennen zu lernen. Doch geht man zu weit, wenn man die anderen als bloße Kommentare auffaßt, die in einfacheren Ausdrücken jene dunklen Sprüche erklären; auf Wiederholungen ließ sich N. niemals ein, konnte er sich nicht einlassen, schon weil seine stets fortschreitende Denktätigkeit auch quantitativ so viel zutage förderte, daß jeder Tag den vorigen überbot. Er überließ die Erklärung, deren Notwendigkeit ihm wohl bewußt war, kommenden

Generationen; Peter Gasts Einleitung und Steiners Kommentar machten den Anfang, Polemiken und Analysen blieben nicht aus und werden wohl in absehbarer Zeit nicht nachlassen, da eben jeder Gedanke N.s, um verstanden zu werden, scharf nachgedacht werden muß und dieses Durchdenken notwendig wieder neue Gedanken erzeugt. Da aber die Schriften der Jahre 1885/88 auf die symbolische Form verzichten, da in ihnen »Zarathustra nicht zu seinen Jüngern, sondern zum Volke spricht«, so führen sie den Leser auf geradem Wege in die Geistessphäre ein, die N. umgab, und der auch der Zarathustra entstammte.

Die erste und wichtigste dieser Schriften, Jenseits von Gut und Böse, wurde im Sommer 1885 abgeschlossen; 1887 folgte ihre Ergänzung, Zur Genealogie der Moral. Beide entstanden im Ober-Engadin, das schon vor Jahren dem Schwerkranken neue Kraft gegeben hatte und nun sein ständiger Sommeraufenthalt blieb; beide atmen die kräftige Luft des Hochgebirges, schon der flotte, natürlichfrische Ton und das energische »Tempo des Stiles« zeigen den Genesenden, zeigen zugleich die ἀκμή, die der Grieche dem Manne von vierzig Jahren zuweist: es ist die zum Höhepunkt der Blüte gediehene Vollkraft, deren Besitz ihm den errungenen Boden sichert und ihn ernten läßt, was er so lange und mühsam gesät. Jetzt verkündet N. seine großen ethischen Grundsätze. Seit er an die Grundprobleme der Moral gerührt, hat er nicht mehr aufgehört, ihrem Wesen nachzuspüren; jetzt legt er ihre faulen Wurzeln bloß. Daß ihm dabei philologische Reminiszenzen einen kleinen Streich spielen, indem er einige falsche Etymologien einmischt, ist ohne Belang; wenn nämlich die Wortableitungen auch richtig wären, so käme wenig darauf an, da die Herkunft eines Wortes nichts für seinen praktischen Gebrauch beweist — man bedenke nur, daß »hübsch« eigentlich »höfisch« ist, oder wohin man geraten würde, wenn man Dinge wie Musik, Poesie, Symphonie, Ballade, Satire nur etymologisch erklären wollte. Aber um so gehaltvoller sind seine sachlichen, namentlich seine psychologischen Beobachtungen; je schärfer er die »moralischen Vorurteile« als solche erkennt, desto höher erhebt er sich über sie, und damit über die Grundlagen des modernen Lebens, Staat und Religion. Mit vernichtenden Argumenten wendet er sich gegen das Prinzip der Gleichmacherei, das die besten Kräfte lahmlegt, um die Mittelmäßigkeit triumphieren zu lassen; erbittert bekämpft er die lebenzerstörenden, lebenuntergrabenden Elemente, die, den dumpfen Schichten der menschlichen Gesellschaft entsprossen, ihren Gipfelpunkt in der Religion des Mitleidens fanden. Ihm ist der christliche Märtyrer ein Typus der Schwäche, der morbosen Dekadenz, eine Dostojewskysche Romanfigur; an dessen Stelle setzt er den Menschen der Tat, der überquellenden Kraft, der Harmonie, der geistigen und physischen Potenz. Immer wieder weist er auf die italienische Renaissance hin, die diesen Typus, ohne doch die Höhe des griechischen Menschen zu erreichen, uns am greifbarsten zeigt, weil ihre Kultur von allen, die bisher dem Ideale näher kamen, uns die verständlichste ist. Sie zeigt aber auch, daß diese höchsten Exemplare der Gattung Mensch, an deren bloßem Anblicke Jahrtausende sich erquicken wie oft »an einem Baum eine ganze Landschaft«, nur in vereinzelten Ausnahmen, auf Kosten und mit den Kräften der ungeheuren Masse entstehen können; der Übermensch, der sich also noch weit über

den in manchem Punkt »allzumenschlichen« Renaissancetypus erhebt, soll keine Gattung sein, die sich etwa durch Selektion wie eine höhere Rasse aus der niederen systematisch entwickeln ließe, sondern eine Persönlichkeit, zu deren Gedeihen das höchste Niveau, der erlesenste Boden notwendig ist. Diesen Boden zu kultivieren, jene Grundbedingungen mit Aufgebot aller Mittel herzustellen ist die Aufgabe der Menschheit. Nicht als ob nun ein blinder Fürstendienst getrieben werden sollte; N. hat eine seiner sorgfältigsten Untersuchungen der Frage »was ist vornehm« gewidmet und ist dabei zu Resultaten gekommen, die sich mit den Prinzipien der jetzigen Aristokratie nur sehr teilweise decken; ebenso wenig darf sein Kampf gegen das Mitleiden in trivial äußerlichem Sinne als Verhärtung gegen das menschliche Elend gefaßt werden; hat er doch als eine echt vornehme Tugend die Freigebigkeit gepriesen. Vielmehr soll die geläuterte Menschheit, zu deren Reinigung von schwächenden und zersetzenden Elementen wiederum die Arbeit der Hunderttausende von Denkern, Künstlern, Staatsmännern notwendig ist, ihre gesteigerte Kraft zur Schaffung ihrer höchsten Vertreter aufbieten. Man sieht, welch gefahrliche Waffe hier dem Vernichter alles menschlich Hohen, dem Demokratentum, in die Hand gegeben — wäre, wenn nicht die ganze Lehre auf das Fundament der Ungleichheit der Menschen basiert wäre, auf die Trennung von Herren- und Sklavennaturen, die im Kosmos vorgeschrieben ist und die kein Gesetzgeber noch hat überbrücken können. So hat er, während das Publikum der Sklavenmoral Tolstois zujauchzte, eine Herrenmoral geschaffen, deren Grundsätze, oberflächlich betrachtet, Verwirrung und Unheil stiften müssen, während sie, richtig erkannt und verwertet, den Menschen stählen und erziehen, den einzelnen wie die Gesamtheit, die Familie wie das Volk, ja sogar den Staat. Ein Begriff mag als Beispiel herausgegriffen werden, um die Folgen nach beiden Seiten anzudeuten. Vom Egoismus ist in der Welt die Rede, so weit und seitdem es eine christliche Moral gibt; Grundsatz aller Lehrer, namentlich aller Priester, ist es, ihn als etwas Abscheuliches zu verdammen und seine Vernichtung großen wie kleinen Kindern zu predigen. N. zeigt nun das Widernatürliche, ja Unmoralische eines solchen Verfahrens, nicht nur weil die Prediger der Entsagung am seltensten geneigt sind selber zu entsagen, sondern weil der Egoismus eine schaffende Kraft ist, die kein Widerspiel duldet, die alle Handlungen aller Lebewesen durchdringt, so daß ihr Gegenteil, der Altruismus, nur als Abstraktion, als toter Begriff im Gehirn einzelner Theoretiker existieren kann. Es gibt Altruismus so wenig, wie es ein Jenseits, eine »andere Welt« gibt; und wie er die Vertreter des Köhlerglaubens an die Nebensächlichkeit dieser Welt verspottet — er hat dazu das Wort »Hinterweltler« erfunden, dessen Doppelklang seiner Satire den sprachlichen Stachel gab —, so nimmt er dem Altruismus ein Besitztum nach dem anderen, indem er mit Ernst und Scherz beweist, daß jedes Opfer eine Selbsterhöhung des Opfernden bedeutet, jeder Liebende von dem Gegenstande seiner Liebe selbst als Entsagender etwas für sich verlangt, und wäre es auch nur der verborgene Genuß der Selbstkasteiung. Sogar die selbstloseste, weil auf keinerlei Anspruch oder Wechselseitigkeit begründete Art der Liebe, die der Mutter zum Kinde, ist von einem tiefen Lustgefühl eingegeben. Eine solche Darstellung des Egoismus, die gelegentlich zu wirk-

samen Ausfällen gegen die vierschrötige Nüchternheit biederer englischer Moralisten führte, war natürlich dazu angetan, unreife Köpfe zu verwirren und flüchtige Leser, namentlich Journalisten, aufzureizen; man tat, als ob er — er, der Mann der rücksichtslos strengen Selbstzucht! — nun alle brutalen Instinkte entfesselt und jedermann für berechtigt erklärt hätte, seinen tierischen Regungen nachzugeben. Mit einem ironisch ruhigen »sehr verbunden« hat er alle solche Insinuationen abgetan, während so manche Mittelmäßigkeit, aber auch mancher begabte Mensch nun plötzlich das eigene Individuum zu entdecken glaubte und an dessen Flugexperimenten kläglich zugrunde ging. N. dagegen hatte immer die Selbstüberwindung betätigt und gelehrt; die Erhöhung der eigenen Kräfte sollte jeder im Kampfe suchen; und während die Verwilderung des Individualismus, die man von ihm herleiten wollte, geradeswegs zur Anarchie geführt hätte, von der er natürlich nur mit Abscheu sprach, nahm er das Hauptelement des griechischen Lebens, den Wettkampf, in weitester Ausdehnung auf: zu den Worten, die Zarathustra zitiert, gehört der Homervers »immer der Erste zu sein und vorzustreben den andern«. Nur in diesem Sinne konnte er die Kraft verwerten, die er als das treibende Prinzip alles Lebens erkannt hatte, den Willen; aber er war nicht mehr der verneinende, eingeschlossene, unbewußt zum Nichts hinstrebende, sondern der Kraft anhäufende, stets aus sich selbst sich erneuende, der Wille zur Macht. Ihn sah er im Grunde aller Vorgänge, aller Dinge; was man selbst beim Kinde, beim unentwickeltsten Wesen, den »Kampf ums Dasein« nennt, ist, genau besehen, Wille zur Macht; die Völkergeschichte und die Kunst, die Psychologie und Dialektik, namentlich aber die sehr umfangreichen Studien auf dem Gebiete der Medizin und Naturwissenschaften, denen er sich seit der Trennung von Basel mit schmerzlichem Verzicht auf seine musikalische Tätigkeit gewidmet hatte, alles zeigte ihm Triebe, die das Weltall von innen regierten, und im tiefsten Grunde dieser Triebe den Willen zur Macht. Zu ihm hatte sich seine Kritik, durch den philosophischen Nihilismus hindurch, hinauf gearbeitet; er ist die einheitliche Kraft, die sich im ewigen Werden, in jenem unendlichen Fluß der Dinge offenbart, den Herakleitos verkündigt hatte und der den starren widernatürlichen Begriff des Seins ins Nichts zerfließen ließ. Die Kraft aber, die das Unendliche zeugt, ist selber endlich; denn könnte sie sich aus dem Stoffe vermehren, so hätte sie ihn aufgezehrt; die Einheitlichkeit der Kraft aber bewirkt, in der Unendlichkeit der Zeit, den Kreislauf der Dinge, die ewige Wiederkunft. — Hier berührt sich N. wiederum mit den tiefsten Denkern des Altertums. In den orphischen Mysterien, aus denen durch Vermittlung der Platoniker so viele Elemente ins Christentum übergingen, war die Wiederkehr des Dagewesenen dogmatisch verkündet worden; die Pythagoreer, deren Meister und Ordenstifter ein eben solches Rätsel bleiben wird wie der legendarische Orpheus, glaubten an das »große Jahr«, den weiten, Äonen umspannenden Zeitraum, nach dem die Seele in ihre einstige Behausung zurückkehrt; Plato nahm gerade diesen pythagoreischen Grundsatz an und erklärte alles Lernen des Menschen für Erinnerung aus einem früheren Leben; und die wichtigsten Schulen der hellenistischen Zeit bildeten diese Lehren weiter. Aber was bei ihnen allen Phantasie oder Spekulation war, ist bei N. durch neue Gründe gestützt; nicht abhängig

von ihnen, sondern aus eigener Kraft hat er diese Erkenntnis gewonnen und neu gestaltet.

Man sieht: die drei großen Lehren dieser letzten Periode, der Übermensch, der Wille zur Macht, die ewige Wiederkunft, hängen miteinander eng zusammen; die riesenhafte Gedankenarbeit, welche sie umfaßt, wollte N. auch in einem einheitlichen Werke darlegen. Dieses wiederum hatte die Umgestaltung aller moralischen und religiösen Grundsätze zur Bedingung; die Maßstäbe, deren sich die Menschheit bisher bedient hatte, versagten; der Verkünder der neuen Lehre mußte versuchen, alle Werte umzuwerten, und so entstand jenes geflügelte, vielfach mißbrauchte Wort, die Umwertung der Werte, die alle Formen des Daseins neu gestalten sollte. Alle Formen; denn wenn sie siegt, erzieht sie durch den einzelnen die Gesellschaft, also auch den Staat. Hier liegt der Punkt, wo N. den meisten Widerspruch finden wird; man kann sich nicht recht vorstellen, daß ein Philosoph etwas mit Politik zu tun haben soll. Daran ist nun freilich das Benehmen der meisten neueren Philosophen schuld; es wäre allerdings seltsam, wenn Kant oder Schopenhauer (der z. B. riet, Verbrecher zu kastrieren) unsere Staatsmänner beeinflussen sollte. Einst hatte Platon behauptet — bewiesen! —, daß der Philosoph den Staat einrichten und beherrschen müsse; dies hält man für absurd, obgleich er selbst den bedeutendsten Staatsmann seiner Zeit, Dionysios von Syrakus, eine Zeitlang beherrscht hatte; man vergaß, daß der große Alexander von Aristoteles erzogen war, daß die tüchtigsten Monarchen der hellenistischen Zeit, wie die ersten Ptolemaier und Antigonos Gonatas, ihren praktischen Geist immer wieder an der philosophischen Quelle tränkten und zuweilen die schwierigsten Gouverneurposten mit Philosophen besetzten; man vergaß, daß die stoische Philosophie einem Scipio den Willen gelenkt und daß die begeisternde Lehre Epikurs an den Höfen intelligenter römischer Kaiserinnen regiert hatte; man vergaß Macchiavelli und die französische Revolution, namentlich aber, daß zweimal in der Weltgeschichte ein echter Philosoph zum absoluten Monarchen geworden war und sich als solcher wahrlich in den schwierigsten Umständen bewährt hatte: Marcus Aurelius und Friedrich der Große. Nun ist wieder ein Augenblick gekommen, wo Platon Recht bekommen soll; bereits ist N. in vielen Punkten von den Männern der Praxis bestätigt worden — man vergleiche z. B. seine Strafrechtslehren mit den Resultaten des internationalen Kriminalisten-Kongresses zu Petersburg vom Jahre 1902, oder seine Angriffe auf das allgemeine Wahlrecht mit dem Verfall der europäischen Kleinstaaten neben der mächtigen Entwicklung Rußlands, oder seine Verkündigung, „daß Europa eins werden will" mit dem seither abgespielten Stückchen Geschichte —; und wenn bildungsfähige Politiker in Zukunft von ihm auch nur so viel lernen wollen, wie Bismarck von Macchiavelli, so werden die Völker und ihre Ordnungen schon den Rückschlag spüren.

Aber er hat seine Umwertung der Werte nicht vollendet. Abgeschlossen hat er nur (im September 1888) den ersten Teil, der unter dem Titel »Der Antichrist« 1895 veröffentlicht wurde; was sonst an Plänen, Entwürfen und Fragmenten zu verwenden war, hat man unter dem Titel »Der Wille zur Macht« 1901 herausgegeben. Viele dieser Fragmente sind vollkommen in sich abgeschlossen und ausgeführt, sodaß er selbst sie vermutlich in dieser

Gestalt hätte drucken lassen; anderen fehlt nur die letzte Feile, anderen die Mäßigung des Ausdruckes, die er vor der Öffentlichkeit stets beobachtete; fast überall ist jedoch der Gang seiner Intentionen kenntlich, und durchweg herrscht hier völlige Klarheit des Geistes, genau wie in den beiden kleinen Schriften, die er selbst noch in jenem letzten Jahre seiner Tätigkeit herausgegeben hat. Es sind dies »Götzendämmerung« und »Der Fall Wagner«. Man begreift kaum, wie er in dieser überanstrengten Zeit, der auch die 1892 gedruckten Dionysus-Hymnen, ein Heft Aufzeichnungen »Nietzsche contra Wagner« und eine letzte Selbstbiographie »Ecce homo« entstammen, neben dem Hauptwerk und einer umfangreichen Korrespondenz (die u. a. treffende Stäze über die altgriechische Rythmik enthält), noch diese Manifeste herstellen konnte, die sich durch Reichtum des Inhaltes und Vollendung der Form unmittelbar an die anderen Schriften der letzten Jahre anschließen, am nächsten an die schönen Vorreden, mit denen er die Neuausgaben der früheren Werke von der »Geburt der Tragödie« bis zur »Fröhlichen Wissenschaft« begleitete. Götzendämmerung ist eine Abschlagszahlung auf das bevorstehende Hauptwerk; er selbst nennt sie einen »Seitensprung in den Müssiggang eines Psychologen«, als hätte er sich mit dieser fliegenden Behandlung unzähliger Fragen, dieser kurzen aber scharfen Berührung tiefer Probleme, diesen »Streifzügen eines Unzeitgemäßen« eine Erholung inmitten der ernsten Arbeit schaffen wollen. Wer die nachgelassenen Fragmente liest, wird in ihnen vielfache Berührung mit der Götzendämmerung konstatieren, keine Wiederholung, aber oft wechselseitige Erklärung. Widersprüche im einzelnen wird man auch hier, bei einigem guten Willen, ziemlich häufig nachweisen können; N. pflegte eben die Dinge von verschiedenen Seiten zu betrachten und seine Beobachtungen mit einer Lebhaftigkeit auszusprechen, die den von ihm keineswegs beabsichtigten Eindruck der Exklusivität erweckte, so daß er Wurzel zu fassen schien, wo er nur auf Augenblicke seinen Flug unterbrach. Seine Widersprüche sind äußerlich, scheinbar, wie für ihn die Begriffe Gut und Böse nur scheinbar Gegensätze, in Wahrheit Gradunterschiede der selben Qualität sind; die beiden Glieder des Widerspruches bekämpfen sich nicht, sondern ergänzen einander. So werden die schönen Ausführungen über Goethe ergänzt durch den Abschnitt »Was ich den Alten verdanke« mit dem paradox klingenden Satz »Folglich verstand Goethe die Griechen nicht«, der im Zusammenhang alles Paradoxe verliert. Beachtet man nämlich N.s Anschauung von der griechischen und der Goethischen Natur, wie dort das innerste Wesen durch das Grundelement des Orgiastischen bestimmt wurde, das dem großen Quietisten ferne lag und gewiß sein griechisches Ideal gestört hätte, so fügt sich der Satz durchaus in das Bild, das N. vorher von Goethe gezeichnet hat. Übrigens hätte sich jener Satz schon durch die Iphigenie beweisen lassen, die Goethe so urgermanisch gestaltet hat, daß man, von Herder bis auf unsere Tage, dem Euripides nicht verzeihen kann, eine wirklich griechische Iphigenie statt der gewünschten Goethischen geschaffen zu haben. Man stand und steht eben im Banne jenes falschen Idealismus, von dem N. einmal sagt, es gebe keine Idealisten, sondern nur Lügner; man glaubt prinzipiell an die Klassizität der Griechen, im Sinn eines künstlich gezüchteten, durchaus modernen Ideals; und gegen diesen Klassizismus zieht N. hier zu Felde, gestützt namentlich auf den

echten Athener Thukydides, der, wie Athens genialster Dichter Aristophanes schon manchem Schwärmer sein Ideal zerschlagen hat, mit seinem durchdringenden Blick und seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe uns mehr über die Griechen lehrt als die den Kommentatoren allzu ausgesetzten Philosophen und Tragiker. Den Kampf gegen den Klassizismus aber hat inzwischen auch die exakte Wissenschaft aufgenommen; zwischen dem Idealkultus der Schultradition und der Bilderstürmerei seichter Utilitarier erforscht die Philologie den eigentlichen Charakter des Griechentums und sucht seinen erziehlichen Wert auf ganz anderem Gebiete als dem des »Idealismus«.

N. hat die Wirkung der »Götzendämmerung« nicht mehr erlebt; aber er war noch Zeuge des allgemeinen Skandals, den die andere Probe seines Hauptwerkes, »Der Fall Wagner«, hervorrief. Er gedachte nämlich, auch die deutsche Musik, ihre Stellung im Leben der Völker und ihre Gefahren, bei der Umwertung der Werte zu betrachten; Andeutungen dieser Art hatte er schon vorher gemacht. Nun griff er ein besonders charakteristisches Beispiel heraus — daher der Fall Wagner —; aber natürlich verstand man ihn nicht, sondern hielt sich an Äußerlichkeiten. Wagner war hier nicht als Musiker, Dichter oder Revolutionär, sondern als der größte Vertreter einer Décadence, als Typus der Modernität gefaßt; dieses Wesen in seiner Gefährlichkeit darzustellen, schlägt N. einen launigen, sprühenden Ton an, der ihn mit einem Sprunge über die schwere Massivität des Objektes erhebt und der ihm von dessen Parteigängern als abscheuliche Frivolität angerechnet wurde. Zu diesem Tone stimmt es, daß er das Ganze in die Form eines Briefes kleidet und mit einem Hymnus auf »Carmen« anfängt; in einem wirklichen Brief sagt er später gerade heraus, wie ers meinte: »es wäre ja eine Geschmacklosigkeit ohnegleichen gewesen, wenn ich etwa von einem Lobe Beethovens hätte ausgehen wollen.« Wohl liebte er Carmen, aber doch nur als Unterhaltungsmusik; innerhalb der Grenzen, die dieser gezogen sind, enthielt sie das, was er bei Wagner vermißte: Grazie, knappe Form, geschmeidige Bewegung, Süden in Glanz und Farbe; er konnte mit gutem Gewissen ihr Lob singen — selbst später, als alles Bewußtsein erloschen war, hat sie noch auf seine Nerven gewirkt — und wollte doch damit nicht ernst genommen werden. Aber gerade durch diese ausgelassene, plänkelnde Fechtweise packte er sein Objekt; ihr gegenüber war die gespreizte Anmaßung der Wagnerianer, ja selbst die feierliche Würde des Wagnerischen Dramas wehrlos. Hätte er ernst gesprochen, er hätte immer, trotz aller ästhetischen Differenzen im einzelnen, seiner tiefen Anhänglichkeit an Wagner Ausdruck verliehen, wie er es in anderen Aufzeichnungen desselben Jahres auch getan hat; so aber konnte er zeigen, worin bei Wagner trotz seiner enormen Größe das Dekadente bestand. Dabei ließ er natürlich einige Äußerungen über die Elemente dieser Kunst fallen; seine hochgradige Feinfühligkeit für die Art der Verse, der Musik, der zugrunde liegenden Philosophie, für Stil und Genesis, kam ihm dabei zustatten und führte ihn zu einer Fülle zündend genialer Bemerkungen, deren objektiven Wert man nur auf Grund wirklicher Wagnerkenntnis voll ermessen kann, sodaß sie erst dann zur Geltung kommen dürften, wenn der jetzige Paroxysmus der Wagnermode sich gelegt haben wird. Die Mode aber, die selbst den fanatischen Widerstand der Pariser gebrochen hatte und, dem plumpen Zeitgeist entsprechend,

als eine Abart des Bildungsphilisters den Wagnerphilister schuf, diese Mode verhinderte jetzt, daß man N. mit offenen Augen las. Man empfand es als Sakrileg, daß »der Meister« überhaupt kritisiert wurde, namentlich von einem ehemaligen »Anhänger«, den seine sogenannten Freunde noch immer gern als Wagnerschriftsteller betrachteten und nun mit edler Dankbarkeit als unzurechnungsfähig fallen ließen. Voran die Antisemiten und Wagnervereinler; dann die »verehrungswürdige Freundin Malvida v. Meysenbug«, die »nach wie vor Wagner mit Michel Angelo verwechselt«; endlich entblödete sich selbst sein Verleger nicht, ihn in seinem eigenen Blatte zu beschimpfen. Keiner hatte erkannt, welche Unsumme von ernster Bewunderung sich hinter jenen munteren Invektiven versteckte; keiner sah, daß noch nie einem Musiker solch eine philosophische Bedeutung, solch eine Stellung in der Weltkultur eingeräumt war; daß man nur einem Koloß mit solchen Davidsbündlerstreichen zu Leibe geht und daß daher die Angriffe, abgesehen von ihrem positiven Gehalt, schon an sich dem Angegriffenen eine viel höhere Ehre erweisen als das blöde Gewinsel der Anbeterherde. In diesem Sinne setzt N. hier fort, was er in seiner Jugend begonnen; von der begeisterten Huldigung zur launigen Satire führt eine streng organische Entwicklung, jedem verständlich, der den extremen Wagnerianismus selbst durchgemacht und in sich überwunden hat. Nirgends ist die Scheinbarkeit von N.s Selbstwidersprüchen so evident wie hier.

Die Verleumdungen, die man aus Anlaß dieser Schrift von neuem auftischte, daß die beiden Männer sich persönlich gezankt hätten, womöglich über Brahms u. dgl. m., darf man auf sich beruhen lassen. Was speziell den Hamburger Musikarchaisten anlangt, so hatte N. zwar 1874 in einem seltsamen Anfall von Schwerfälligkeit versucht, dessen breitspuriges Triumphlied, also die genaue musikalische Illustration des in der Straußiade bekämpften Geistes, Wagner nahe zu bringen, und sich dadurch eine reichliche Schale voll gerechten Hohnes zugezogen; aber damit war die Episode erschöpft, und wie er schließlich über den dachte, dem einige träumende Lieder gelungen waren, sagt er doch eben im »Fall Wagner« deutlich genug: »was liegt noch an Johannes Brahms!« In Wahrheit stand er über dem Parteigetriebe und hat er seine definitive Stellung zu Wagner an mehreren Stellen des »Jenseits« ausgesprochen, die natürlich dem musizierenden Publikum entgangen waren. In solchem Tone wollte er wohl das ganze Musikproblem behandeln; er ist nicht mehr dazu gekommen.

Die schwere Krankheit, die ihm die besten Mannesjahre verkürzte und von der er sich dann mehrmals genesen glaubte, hat ihn wohl zeitweilig geschont, aber niemals ganz verlassen. Zu ihrer Bekämpfung hatte er viel scharfe, zum Teil sehr gefährliche Arzneien versucht und schließlich eine bestimmte Diät gefunden; er empfand, welche Luft ihm nützte und schadete — der Scirocco hatte ihn aus dem Paradiese von Sorrent vertrieben —, er verlangte nach gemäßigtem Klima mit trocknem Sonnenwetter, und so verlebte er nun gewöhnlich den Sommer im Engadin, den Winter an der Riviera oder in Turin; in beiden Gegenden wurde er bald heimisch, ohne sich doch an bestimmte Personen oder gar Nationen näher anzuschließen. Nach Deutschland kam er nur zuweilen als Gast, meist auf kurze Zeit; die physische und geistige Atmosphäre daselbst drückte ihn, und namentlich

gegen seine Heimat Naumburg überkam ihn eine starke Antipathie. Einmal fuhr er 1886 eigens von Venedig nach — Leipzig, um nach langer Trennung Erwin Rohde am Ort ihres Jugendglückes wiederzusehen; hier erst erkannte er, wie weit ihm der Freund innerlich entfremdet war, der Eindruck war deprimierend, und als es ein Jahr später zum Bruche kam, brachte zwar den äußeren Anlaß Rohdes unverantwortliches Urteil über Taine, in Wahrheit war jedoch die Trennung längst erfolgt, wie es Rohdes Biograph erschöpfend dargestellt hat. Auf N.s empfindlichen Organismus wirkte die völlige Vereinsamung in hohem Grade verderblich; je größer sein Schaffen wurde, desto mehr verbitterte ihn die allgemeine Verständnislosigkeit, so daß sein reines Gemüt wieder von Dankbarkeit überquoll, als Georg Brandes in Kopenhagen einen Zyklus von Vorträgen über ihn hielt. Brandes hat später in seine »Menschen und Werke« einen durch Briefe N.s wichtigen Essay über ihn aufgenommen, in dem er ihn einen »Schriftsteller, der es wohl verdient, sorgsam studiert zu werden« und den Zarathustra ein »seltsames Buch« nennt; aber ein Hauch von Wohlwollen, zumal vom Auslande her, genügte, um den Tiefleidenden zu erfreuen, der sich doch gut genug kannte, um sich zu sagen: »es lebt niemand, der mich loben dürfte.« Wenn sich dann die alten, verheerenden Kopf- und Magenübel wieder einstellten, griff er mehr und mehr zu den verhängnisvollen Schlafmitteln, die, selbst in kleinen Dosen für diese Natur gefährlich, bei maßlosem Gebrauch ihren Untergang herbeiführen mußten. In den letzten Monaten des Jahres 1888 zeigten sich die ersten Spuren von Geistesverwirrung; im Dezember traf ihn in Turin auf der Straße ein Schlaganfall, nach dem er zwei Tage bewußtlos blieb; und als er die Sprache wiedergewann, war er von Wahnvorstellungen beherrscht, in denen er sich mit dem von den Titanen zerrissenen Zagreus und mit dem gekreuzigten Heiland identifizierte. Er wurde 1889 in eine Anstalt bei Basel, später zu seiner Mutter nach Naumburg gebracht; als dann Frau Elisabeth aus Paraguay zurückgekehrt war, bereitete sie ihm in Weimar ein freundliches Heim. 1896 starb die Mutter; ihre Todesanzeige ist wohl das letzte Schriftstück, unter das sein Name gesetzt worden ist. Völlige Apathie war eingetreten; wiederholte Schlaganfälle führten auch physische Lähmung herbei, und am 25. August 1900 ist er in den Armen seiner Schwester gestorben.

Der Ausbruch der Krankheit kam einem Teile der Presse sehr gelegen; man konnte so bequeme Rückschlüsse auf die Werke machen, die man nicht kannte oder nicht verstand. Schon den Abfall von Wagner vermochten sich manche nur als die Tat eines Irrsinnigen zu erklären; seitdem er »Allzumenschliches« geschrieben, versuchte man in weiten Kreisen seine gesamte Tätigkeit in dieses Licht zu rücken. — »Hat das Leben auch das Gesindel nötig?« fragt Zarathustra! — Das Mittel war probat, man hatte es gegen viele große Männer, z. B. mit sehr starkem Erfolge gegen Richard Wagner in Anwendung gebracht, der nie auch nur einen Augenblick getrübten Geistes erlebt hatte. N. hatte durch die Tat gezeigt, wie es mit ihm stand; das vom 30. September 1888 datierte Vorwort zur Götzendämmerung ist genau so klar in jedem Satze wie die Quellenuntersuchung zu Diogenes Laertius. Aber auch ein redlicher Forscher wie Theobald Ziegler glaubte die Spuren des Wahnsinns schon im Ton der Werke von 1885/6 zu erkennen;

und selbst der wohlwollende Brandes hielt den Geist für verdunkelt, der sagte: »ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt«. Dagegen darf man einwenden: sollte die Ansicht, die N. in diesen und ein paar ähnlichen Sätzen ausspricht, wirklich falsch sein, so widerlege man sie erst; das wird nicht leicht sein, denn selbst ein Denker wie Heinrich v. Stein erklärte nach der ersten Lektüre des Zarathustra, »zwölf Sätze und nicht mehr« verstanden zu haben. Wenn aber der Wahnsinn nicht in jener Überzeugung N.s liegt, sondern in der Offenherzigkeit, mit der er sie aussprach, dann wird man sehr viele Leute, angefangen vom guten alten Horaz, für geisteskrank erklären und der Medizin neue Wege weisen müssen. In Wahrheit hat man die rein persönliche, biographische Frage nach dem Ausbruche der Krankheit aufs strengste zu scheiden vom unbefangenen Studium der Schriften; wer ein Buch liest, den geht die Gesundheit des Autors nichts an, und nur wenn das Buch aus sich selbst absolut nicht verständlich ist, darf man nach den Umständen seiner Entstehung fragen, während alles an sich Richtige auch dann nicht seinen Wert verliert, wenn es nachweislich von einem Kranken herrührt. Ein Beispiel bietet gerade N.s letzter Gruß an Brandes, der am 4. Januar 1889 von Turin abging. »Nachdem Du mich entdeckt hast, war es kein Kunststück mich zu finden; die Schwierigkeit ist jetzt die, mich zu verlieren.« Hier enthält der erste Satz zwar keine Torheit, wohl aber einen Irrtum, denn N. war keineswegs von Brandes »entdeckt« worden; der zweite Satz dagegen ist eine sehr beherzigenswerte Mahnung, deren Richtigkeit dadurch keineswegs beeinträchtigt wird, daß ihr Urheber tatsächlich bereits zerrüttet war. Die Frage nach N.s Krankheit ist durch den Bericht seiner Schwester (in der »Zukunft« 1900 No. 14) abgeschlossen.

Indessen hat sich seit dem Augenblicke, wo N. geistig tot war, auch der Ruhm nach guter alter Sitte an ihn angesetzt. Im Engadin beim stillen Sils-Maria, wo zwischen Schneebergen und dunkelgrünen Seen seine schönsten Werke entstanden, hat man ihm einen Denkstein gesetzt und das Mitternachtslied aus dem Zarathustra eingegraben, das doch nur im Zusammenhange, d. h. als Schluß des phantastischen Duettes »Der Mensch und das Leben« verständlich ist. Parteien haben sich gebildet, und um die Herausgabe des Nachlasses ist ein unerquicklicherer Streit entstanden als um den Ursprung der Vorfahren. Man hat die Werke, die er einzeln in die Welt hinausgesandt, in acht annähernd gleich dicken Bänden zu einer uniformen Gesamtausgabe vereinigt und läßt ihnen den Nachlaß in weiteren sieben Bänden folgen, von denen zwei bisher (September 1903) noch ausstehen; hat doch ein Bewunderer gesagt: »N.s Antichrist sollte auf keinem Weihnachtstisch fehlen!« Man hat auch eine zweite Gesamtausgabe erscheinen lassen, die sich von der ersten hauptsächlich durch eine geringe Preisdifferenz und eine wahrhaft barbarische Ausstattung unterscheidet; das gleiche Attentat auf N.s so feinen, überall betätigten Geschmack beging man bei der Herausgabe seiner Korrespondenz, von der zwei Bände vorliegen, zwei andere folgen sollen. Die ganze Ausgabe muß aber später neu gemacht werden, da man jetzt die Briefe vielfach verstümmelt, zuweilen unrichtig kommentiert und durchweg in einer Weise angeordnet hat, die ihre Benutzung ungemein erschwert; eine chronologische Folge aller seiner Briefe kann allein

ein Abbild seines Lebens bieten. Die Spekulation und die Mode haben sich seiner bemächtigt; die Mode beutet ihn aus und zeigt dabei dasselbe Unverständnis wie früher in entgegengesetzter Richtung. Damit er in ungetrübter Reinheit wirken könne, muß diese Mode sich selber erledigen; er muß, wie einst Johann Sebastian Bach, erst wieder »verloren«, von der Mehrheit für eine Weile vergessen werden, um dann seine Auferstehung zu erleben und den Platz einzunehmen, auf den er gehört, auf dem er bleibt.

Die »Literatur« ist natürlich, auch abgesehen von den Aufsätzen der Zeitschriften und Zeitungen, Legion. Den ersten Platz nimmt begreiflich das Werk der Schwester ein, weil es Tatsachen meldet und eine große Zahl eigener Aufzeichnungen N.s publiziert; allerdings sind viele von ihnen auch in den Briefbänden gedruckt. Sodann seien neben den bereits erwähnten Monographien von Lou Andreas-Salomé, Brandes, Lichtenberger, Steiner und Ziegler, der Rohde-Biographie von Crusius, den Broschüren von Wilamowitz-Moellendorff, Rohde und Wagner noch genannt: J. Duhoc, Anti-Nietzsche. 1897. — J. Bernhard, Apostata. 1898. — J. H. Wilhelmi, Nietzsche und Carlyle. Wie sie Gott suchten und was für einen sie fanden. 1897. — M. v. Sales-Marschlins, Philosoph und Edelmensch. 1897. — A. Tille, Von Darwin bis Nietzsche. 1895. — E. H. Schmidt. An der Grenzscheide zweier Weltalter. 1898. — A. Rohde, Nietzsche und Gerhart Hauptmann. 1897. — J. Kaftan, Christentum und Herrenmoral. 1897. — R. Steiner, Ein Kämpfer gegen seine Zeit. 1895. — Laurentius, Krapotkins Morallehre und deren Beziehung zu Nietzsche. 1896. — F. Tönnies, Der Nietzsche-Kultus. 1897. — F. Tönnies, Nietzsche-Narren. 1892. — O. Hansson, Nietzsches Persönlichkeit und System. 1890. — P. E. Kalina, Nietzsches Philosophie, Fundament und Einheit. 1898. — G. Runze, Nietzsche als Theologe und Antichrist. 1897. — N. Grott, Nietzsche und Tolstoi. 1898. — K. Knortz, Nietzsche und sein Übermensch. 1898. — R. Schellwien, Nietzsche und seine Weltanschauung. 1897. — O. Ritschl, Nietzsches Welt- und Lebensanschauung. 1897. — Przybyszewski, Friedrich Nietzsche. 1892. — W. Weigand, Nietzsches Psychologie. 1893. — K. Eisner, Nietzsche und der Apostel der Zukunft. 1892. — J. Poruck, Ideen und Religionen. 1894. — H. Türck, Nietzsche und seine philosophischen Irrwege. 1891. — R. Schellwien, Nietzsche und Stirner. 1892. — H. Kaatz, Nietzsches Weltanschauung. 1893. — Fouillée, Nietzsche et l'immoralisme. — Lasserre, La morale de Nietzsche. — Roberty, F. Nietzsche. — Kalke, Nietzsche und Richard Wagner. — Zerbst, Nein und Ja. — Schwarzkopf, Der Antichrist. 1902. — Dowerg, N.s Beziehungen zu Schopenhauers Philosophie. 1902. — Moebius, Pathologisches. 1902. — Pfannkuchen, Nietzsche als Prophet. 1902. — St. Ungerust, Nietzsche im Spiegelbilde seiner Schriften. 1902. — Vaihinger, Nietzsche als Philosoph. 1902. — Jesinghaus, Nietzsche als Übermensch. 1902. — J. Witte, Nietzsche, ein Warnungszeichen an der Schwelle des 20. Jahrhunderts. 1902. — Seydl, Zarathustra. 1902. — Vowinkel, Nietzsche und Jesus von Nazareth. 1902. — Bélart, Nietzsches Ethik. 1901. — Granzow, Nietzsches Herrenmoral. 1901. — Reishaus, Zarathustra. 1901. — G. Naumann, Kommentare zu Nietzsche. 1901. — Lang, Nietzsche und die deutsche Kultur. 1901. — Landsberg, Nietzsche und die deutsche Literatur. 1901. — E. L. Fischer, Der Antichrist in der Philosophie. 1901. — P. Deussen, Erinnerungen an Nietzsche. — A. Schwarz, Zarathustras Lehre. — Biedenkapp, Nietzsche als Politiker. — Horneffer, Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft. — F. Rittelmeyer, Nietzsche und das Erkenntnisproblem. 1903. — Kronenberg, Nietzsche und seine Herrenmoral. 1901. — Stock, Nietzsche der Philosoph und Prophet. 1901. — Tantzscher, Nietzsche und die Neuromantik. 1901. — Weichelt, Nietzsche und seine Mission. 1901.

Rom. F. Spiro.

Ergänzungen und Nachträge.

Steiger, Heinrich Adolph, [1]) Rittergutsbesitzer, * 20. Dezember 1817 auf Rittergut Schmorka b. Oschatz, † 17. April 1897 zu Meißen. — St. genoß seine Erziehung zusammen mit seinen beiden Brüdern und einer Schwester bis zu seinem vierzehnten Lebensjahre durch einen Hauslehrer im Elternhause auf dem Rittergute Leutewitz, das inzwischen seinem Vater durch Erbschaft zugefallen war, und auf welchem dieser darnach seinen dauernden Wohnsitz genommen hatte. Mit dem vierzehnten Lebensjahre kam St. aus der strengen und guten Erziehung seiner Eltern nach Dresden in Pension zu dem Oberstleutnant a. D. Tuchert, einem vorzüglichen Pädagogen, der die weitere Ausbildung des Knaben in den allgemein bildenden Fächern, Sprachen und Naturwissenschaften leitete. St. zeichnete sich schon in frühester Jugend durch Wißbegierde, Eifer, Ernst und hervorragende Geisteseigenschaften aus. Dabei zeigte er ein großes Talent für Musik, besonders für Klavierspiel und Gesang, das durch den Verkehr mit Koryphäen auf musikalischem Gebiete, zu denen auch Frau Schröder-Devrient gehörte, sehr gefördert wurde.

Nach Beendigung seiner Schulausbildung widmete sich St. gleich seinem Vater der praktischen Landwirtschaft, nachdem sein Vorhaben, den Sängerberuf zu ergreifen, durch Umschlagen seiner Stimme vereitelt war. Sein erster Lehrer in der Landwirtschaft war der hervorragende Schafzüchter, Rittergutsbesitzer Gadegast auf Thal b. Oschatz, zu dem er später durch Heirat von dessen Tochter in engste verwandtschaftliche Beziehung trat. Nach Beendigung seiner Lehrzeit war St. in verschiedenen sächsischen Großbetrieben als Verwalter tätig, u. a. bei Herrn von Kind auf Kuppritz, ging dann in die elterliche Wirtschaft zurück und wandte sich in derselben mit besonderer Vorliebe der Schafzucht zu, welcher er in der Folge den größten Teil seiner Lebensarbeit gewidmet hat. Die notwendigen Erfahrungen und Beobachtungen zu diesem Zwecke hatte er auf einer Reise gesammelt, welche er vor seiner Rückkehr in die elterliche Wirtschaft zusammen mit einem Bruder und einem Schwager durch Deutschland und Österreich unternahm, auf der er alle Wirtschaften mit bedeutenden Merinostammherden besuchte und einem gründlichen Studium unterzog.

Im Jahre 1840 verheiratete er sich, wie schon erwähnt, mit Aurora Gadegast, der Tochter seines Lehrmeisters, welche, das Muster einer deutschen

[1]) Totenliste 1897. IV. Band 42*.

Gutsherrin, ihm 54 Jahre lang eine treue Lebensgefährtin war. Von 1840 bis 1845 bewirtschaftete St. das Rittergut Lüttewitz b. Döbeln, welches er von der Familie v. Mangoldt gepachtet hatte. Dann siedelte er nach Rittergut Löthain b. Meißen über, welches er von der Familie v. Römer als Pachtung übernommen hatte, und wo er bis zum Jahre 1875 blieb. Inzwischen, nämlich im Jahre 1854 hatte er außerdem von seinem Vater das Rittergut Leutewitz übernommen und 1859 das Rittergut Sornitz von Baron v. Beschwitz noch hinzugepachtet.

Auf seinem vom Vater ererbten Rittergute Leutewitz widmete sich St. mit größter Energie der Schafzucht. Unter seiner Leitung bildete sich die Leutewitzer Merinostammherde zur vorzüglichsten der Welt aus, deren Vertreterinnen auf allen landwirtschaftlichen Ausstellungen bis auf den heutigen Tag stets als erste Sieger aus dem Prämierungswettkampf hervorgehen, und St. erlangte im Laufe der Jahre das Anseben der größten Autorität auf dem Gebiete der Schafzucht.

Wie sehr St.s große Verdienste um die Hebung der Schafzucht auch an höchster Stelle Anerkennung fanden, geht daraus hervor, daß ihm schon im Jahre 1865 gelegentlich der landwirtschaftlichen Ausstellung in Dresden für seine Verdienste als Schafzüchter vom König Johann von Sachsen das Ritterkreuz I. Klasse vom Albrechtsorden verliehen wurde. Dieser Auszeichnung folgten bald andere, so erhielt St. im Jahre 1873 vom König Albert von Sachsen den Titel und Rang eines Königlich Sächsischen Ökonomierates, später das Ritterkreuz I. Klasse vom Verdienstorden; 1890 erfolgte seine Ernennung zum Geh. Ökonomierat und im Jahre 1892 endlich wurde ihm in Anbetracht seiner unvergänglichen Verdienste um die Hebung der sächsischen und deutschen Landwirtschaft das Comturkreuz 2. Klasse des Albrechtsordens vom König, und vom Landwirtschaftlichen Kreisverein als höchste Ehrenauszeichnung die Große silberne Denkmünze für Verdienste um die Landwirtschaft verliehen.

Aber nicht nur auf dem Gebiete der Tierzucht und speziell der Schafzucbt leistete St. hervorragendes, sondern auch auf dem der Pflanzenzüchtung, und besonders der Runkelrübenzüchtung.

Neben seiner Tätigkeit als Landwirt wandte sich St. auch der Förderung der Volkswohlfahrt in hohem Maße zu. In den fünfziger Jahren wirkte er mit Erfolg darauf hin, daß für den Amtsbezirk Meißen ein Armenversorgungsverein gegründet, sowie ein Kranken- und Versorgungshaus gebaut wurde, durch welche Einrichtung eine bessere Versorgung erwerbsunfähiger landwirtschaftlicher Arbeiter und Arbeiterinnen erzielt wurde.

Im Jahre 1875 sah sich St. gezwungen, von seiner landwirtschaftlichen Tätigkeit zurückzutreten, da sich sein Körper von einem im Jahre 1870 überstandenen Nervenfieber nicht wieder erholen wollte. Er übergab die Bewirtschaftung seiner Güter seinen Söhnen und zog sich mit seiner Gattin nach Meißen zurück. Hier widmete er den Rest seines Lebens literarischer Tätigkeit; ganz besonders aber wandte er sein Interesse der Einrichtung und dem Ausbau der von ihm gegründeten landwirtschaftlichen Schule zu.

Nach dem im Jahre 1894 erfolgten Tode seiner Gattin begann St. an Altersschwäche zu leiden und durch eine kurze Krankheit wurde er als Achtziger dahingerafft.

Literatur: Deutsche landw. Presse XXIV. Jahrgang, Nr. 38. — Meißener Tageblatt vom 30. April 1900.
Dr. Quante.

Stoerk, Karl,[1]) Universitäts-Professor, * 17. September 1832 zu Ofen, † 13. September 1899 zu Wien. — Sohn eines praktischen Arztes, widmete er sich nach beendetem Gymnasium den medizinischen Studien, die er zu Budapest begann, an der Wiener Universität fortsetzte und absolvierte, und woselbst er 1858 zum Doktor promoviert wurde. Noch im selben Jahre trat er in das Allgemeine Krankenhaus ein und war in der Folge an den Abteilungen und Kliniken von Sigmund, Scholz, Türck und Dittel als Sekundararzt tätig. Um diese Zeit wurden die epochalen Funde Türck's, des Begründers der Laryngologie, bekannt. Türck selbst, dem in seiner übergroßen Bescheidenheit das Erreichte, so bedeutend es war, immer noch nicht genügte und reif für die Veröffentlichung schien, zögerte damit hervorzutreten. Durch Czermak jedoch, der mit den von Türck entlehnten Spiegeln Beobachtungen an sich selbt angestellt und dieselben bekannt gemacht hatte, hierzu gedrängt, entschloß sich nun auch Türck, seine Untersuchungsweise und die damit gewonnenen Resultate zu veröffentlichen. Ein neues Gebiet der Forschung, der Hilfeleistung war der ärztlichen Welt erschloßen, und einer der Ersten, welcher, von Türcks Erfindung mächtig gefesselt, sich mit aller Begeisterung und allem Eifer der neuen Wissenschaft zuwendete, war St. Er hatte das Glück, von Türck, dessen zurückhaltendes Wesen damals noch nicht jenen Grad erreicht hatte, zu dem es später infolge manch bitterer Erfahrung sich steigerte, Lehre und Rat zu empfangen und sich unter seiner Leitung binnen kurzer Zeit so auszubilden, daß er bald selbständig Erreichtes aufweisen konnte. Bereits im Jahre 1858 erschien seine erste Arbeit; sie führt den Titel: »Zur Verwertung des Kehlkopfspiegels«. Die nächste Arbeit des nunmehr zum wirklichen Sekundararzte Beförderten, 1859, und gleich der vorhergegangenen in der Zeitschrift der Gesellschaft der Ärzte erschienen, betitelt sich: »Zur Laryngoskopie. Uber Erkrankungen des Kehlkopfes und das operative Heilverfahren bei denselben.« Auch hier werden neue Behelfe zur leichteren Beseitigung von Untersuchungshindernissen angegeben und sodann St.'s Versuche zur Gewinnung einer brauchbaren Lichtquelle mitgeteilt. Sodann beschreibt St. einen nach seiner Angabe angefertigten gedeckten Ätzmittelträger und berichtet weiters, daß er nach vorausgegangenen Versuchen an Tieren seine ersten Pinselungen mit Lösungen von Nitr. arg. in verschiedener Konzentration an Patienten vorgenommen. Es war dies die erste bekanntgewordene Applikation von Medikamenten im Kehlkopfe unter Leitung des Spiegels.

St., der sich nunmehr ganz der Laryngologie widmete, fand, wie so viele Anfänger, mannigfache Hindernisse auf seinem Wege, die er jedoch, getragen von Begeisterung für das erwählte Fach, durch Beharrlichkeit und die ihm eigene Willenskraft zu besiegen wußte. Zur Ausführung der von ihm beabsichtigten, bis dahin von niemand unternommenen Untersuchungen an Tieren, mußte er, da ihm keine Versuchsräume zu Gebote standen, in einem Hause in Ottakring einen Stall mieten, in welchem eine Anzahl von Hunden und anderen Tieren untergebracht wurde, welche er dazu verwendete, um physiologische Vorgänge zu studieren, unter der Leitung des Spiegels Medikamente zu applizieren, deren Wirkung zu beobachten, endlich operative Eingriffe zu üben.

In diese Zeit fallen auch bereits die Anfänge der Lehrtätigkeit St.s, der, von Anbeginn bestrebt, die neue Untersuchungsmethode unter den Ärzten

[1]) Totenliste 1899. IV. Bd. 184*.

zu verbreiten, eine kleine Anzahl von Kollegen im Laryngoskopieren unterwies. Ein kleines, von St. bewohntes Zimmer im ersten Hofe des Allgemeinen Krankenhauses diente in Ermangelung geeigneter Räumlichkeiten zur Abhaltung dieser primitiven Kurse.

In fortgesetzter Übung an Gesunden und Kranken erwarb sich St. bald große Gewandtheit und Sicherheit im Gebrauche des Spiegels, wie der Instrumente. Nach der durch Victor v. Bruns im Jahre 1861 an seinem Bruder vollzogenen Entfernung eines Stimmbandpolypen mittels einer scharfen Pinzette operierte St., mehrfachen Angaben zufolge, zum erstenmale im Jahre 1862 bei einer Dame einen Kehlkopfpolypen, indem er denselben mittels eines von ihm konstruierten Kehlkopfmessers an seiner Ansatzstelle abschnitt. Es war unmöglich, bezüglich dieses Falles Näheres zu eruieren, doch muß ich ihn für identisch mit jenem halten, welcher in der »Medizinalhalle« vom 27. September 1863 in einer »vorläufigen Mitteilung« bekanntgegeben wird, während St. in einer späteren Nummer desselben Blattes eine ausführliche Schilderung des Operationsverfahrens folgen läßt.

Man gedenkt gegenwärtig kaum mehr der Schwierigkeiten, die endolaryngeale Eingriffe in der Anfangszeit darboten und welche hohe Anforderungen sie an die Geduld des Kranken wie des Arztes stellten. Seit das Cocain, dessen Anwendung eine Raschheit und Exaktheit des operativen Verfahrens gestattet, welche früher auch bei größter Dexterität kaum zu erreichen war, zu diagnostischen und operativen Zwecken in die Praxis eingeführt wurde, ist es nahezu in Vergessenheit geraten, daß vorher Operationen meist erst nach wochenlangen Vorübungen mit täglichen, bis zu mehreren Stunden andauernden Sitzungen, ausführbar waren. Erzählt doch selbst St., der kühne, virtuose Operateur, noch im Jahre 1869 von einer Kranken, »die nach mehrwöchentlicher Gewöhnung die Berührung des Polypen, wenn auch sehr kurze Momente zu ertragen lernte«. St. war bald nach seiner ersten Operation in der Lage, eine Anzahl weiterer operativer Fälle zu veröffentlichen, da mit seinem wachsenden Rufe auch sein Krankenmaterial sich stetig vermehrte. Wie reich die Zahl der in der Folge von ihm beobachteten Geschwülste war, geht unter anderem auch daraus hervor, daß, als im Jahre 1888 von Semon eine Sammelforschung über die Verbreitung der Kehlkopftumoren angeregt worden war, St. die zweitgrößte Ziffer, nämlich 600 Fälle, angeben konnte. St. hat nicht nur die Untersuchungsmethodik, sondern auch die Technik der endolaryngealen Chirurgie durch zahlreiche Instrumente bereichert, die er ersann, oder nach bereits vorhandenen — waren doch von Türck die Grundformen der meisten Instrumente gegeben — in zweckmäßiger Weise umgestaltete.

So hat er in frühester Zeit zum Heben des Kehldeckels gewärmte (Metall-)Katheter, die mit einer »Schleimmembran« (Darm) überzogen waren, verwendet. Einer der ersten Pulverbläser rührt von St. her, der einen gewöhnlichen Harnröhrenkatheter am unteren Ende abschneiden ließ und mit einem Kautschukrohr verband. Außer dem schon erwähnten Ätzmittelträger stammt von St. ein gedeckter Schlingenschnürer und die Guillotine, eine wesentliche Verbesserung des Türckschen Fenstermessers. Die Behandlung des Empyems der Highmorshöhle hat er (1880) als einer der Ersten mittels einer in die natürliche Öffnung eingeführten, in ein kurzes, feines Röhrchen endigenden Spritze ausgeführt.

St.s erste, gemeinsam mit Semeleder unternommene, doch vergebliche ösophagoskopische Versuche reichen in das Jahr 1860 zurück. Die später

wieder aufgenommenen Arbeiten hatten bessere Resultate zur Folge, indem St. das erste brauchbare, aus einem kunstvollen Dreiröhrensystem bestehende Ösophagoskop konstruierte, mit welchem mehr als die obere Hälfte des Ösophagus besichtigt werden konnte. Später arbeitete St. mit langen Röhren und reflektiertem Lichte und modifizierte zu diesem Zweck die von anderen angegebenen langen Tuben. Wenn ich noch seinen Larynxdilatator, eine von ihm angegebene Modifikation der Tubageröhren mit Einführungszange, ferner eine streckbare Choanenzange nenne, und seine sogenannte Siebkanüle, sowie den nach ihm benannten Instrumentengriff erwähne, ist kaum alles aufgezählt, womit St. das Instrumentarium bereicherte.

Im Jahre 1864 erlangte St. die Dozentur. Er war der erste »Privatdozent für Laryngoskopie und Krankheiten des Kehlkopfes und des Rachens«, und zählte bald zu jenen Lehrern der Wiener medizinischen Schule, welche eine so große Anziehungskraft auf die fremdländischen Ärzte übten, die aus allen Weltgegenden zur Bereicherung ihrer Kenntnisse nach Wien strömten. 1875 erfolgte seine Ernennung zum a. ö. Professor der Laryngologie, 1891 zum Vorstand der Klinik für Laryngologie und 1894 wurde ihm der Titel und Charakter eines ordentlichen Professors verliehen.

Wiewohl seine Lehrtätigkeit und eine ausgedehnte Praxis, seine Vorliebe für die Kunst, sowie mannigfache gesellige Pflichten des in weiten Kreisen Gekannten und Beliebten seine Zeit in hohem Maße in Anspruch nahmen, erlahmte St. nicht in seinem wissenschaftlichen Streben, wie die vielen von ihm veröffentlichten Arbeiten erweisen. Es dürfte wenige Kapitel der Laryngologie geben, in denen man nicht seinem Namen begegnen würde. Als die bedeutsamste Frucht seiner klinischen Forschungen ist wohl die Arbeit über chronische Blenorrhoe anzusehen. St. hat damit auf einen bis dahin niemals gewürdigten Krankheitsprozeß aufmerksam gemacht, der bald allgemein als Stoerksche Blennorrhoe bezeichnet wurde. Wiewohl St. zu dieser Zeit über die bakterielle Genese dieses Krankheitsprozesses keine Kenntnis haben konnte, kam er, die Wahrheit vorahnend, derselben nahe, da er diese Erkrankung, deren endemisches Auftreten in gewissen Ländern ihm eher mit den dortigen sozialen, als mit tellurischen und klimatischen Verhältnissen zusammenzuhängen schien, als eine infektiöse kennzeichnete. Als später das Wesen dieses Krankheitszustandes durch eine große Zahl von Beobachtern genauer erforscht wurde und erkannt worden war, daß St.'s Blennorrhoe mit dem Rhinosklerom in genetischem Zusammenhange stehe und für hyperplastische Zustände unter der Stimmritze der gemeinsame Name »Sklerom« eingeführt wurde, adoptierte St. diese Bezeichnung als gleichbedeutend mit der von ihm gebrauchten, da, wie er in seinem 1895 erschienenen Lehrbuche sagt, fortgesetzte Beobachtungen ihn veranlaßt haben, an dem früher gewählten Namen »chronische Blennorrhoe« nicht strenge festzuhalten. Von ferneren Publikationen St.s sind zu nennen:

»Beiträge zur Behandlung des Parenchym- und Cystenkropfes« (1874), »Mitteilungen über Asthma bronchiale und die mechanische Lungenbehandlung nebst einem Anhange über den Hustenreiz« (1875). Von seinen vielen Publikationen über Larynxkrebs seien erwähnt: »Uber Larynxexstirpation wegen Krebs. — Heilung eines Falles mit Herstellung normaler Respiration und Phonation« (1887); »Heilung eines Larynxkarzinoms durch Exstirpation der linken Hälfte des Kehlkopfes« (1890); »Stimmbandkarzinom« (1893); »Lymphosarcoma des Pharynx und Larynx (Initialstadien)« (1894); »Tracheotomie. Larynxkarzinome. Die operative Behandlung. Operationsstatistik« (1896).

Seine beiden in den Jahren 1880 und 1895 erschienenen Lehrbücher, von welchen das letztere in dem Sammelwerke von Nothnagel enthalten ist, tragen das volle Gepräge der Individualität des Autors und bieten ungeachtet des ungleichmäßigen Ausbaues der einzelnen Abschnitte, dem Spezialisten durch die reiche Erfahrung und das scharfe Urteilsvermögen des Verfassers eine Fülle von Belehrung und dem Praktiker wichtige Winke.

In dem Streite über die chirurgische Behandlung der Larynxtuberkulose stand St. auf der Seite der Gegner und gab seiner Gegnerschaft in Wort und Schrift rückhaltlosen Ausdruck. Seine Opposition wirkte insofern nutzbringend, als viele, insbesondere jüngere Fachgenossen das umstrittene Verfahren prüften, wodurch, wenn auch nicht Einigung, so doch Klärung der Anschauungen gewonnen wurde. Anläßlich dieses Streites wie sonstiger wissenschaftlicher Kontroversen wurde gegen St. mehrfach der Vorwurf allzu großer Heftigkeit und Schärfe erhoben. Wenn auch zugegeben werden muß, daß St. gegen die von ihm Befehdeten scharfe Waffen brauchte, und zuweilen sogar rücksichtslos werden konnte, so mußten doch Näherstehende innewerden, daß diese Heftigkeit ehrlicher innerer Überzeugung entsprang und dem Triebe, für das, was ihm als das Richtige und Wahre galt, den Kampf zu führen.

St. war sich selbst seines, Konventionellem und Kompromissen abgeneigten, temperamentvollen Wesens bewußt und es ist Wiener Kollegen noch erinnerlich, wie er nach einer Jahressitzung der Laryngologischen Gesellschaft im geselligen Kreise, in Erwiderung einer an ihn gerichteten Ansprache bemerkte, er fühle sich ungeachtet seiner vorgerückten Jahre nicht müde. Und daß dem so sei, verdanke er seinem Temperamente, das ihn allerdings zuweilen weiter fortgerissen habe, als er gewünscht und gewollt.

Den mächtigen Fortschritten der neueren Rhinologie folgte St. mit regem Interesse und seinen Schülern war an der Klinik reichlich Gelegenheit geboten, die moderne rhinologische Chirurgie zu üben und zu verwerten. St.s letzte Arbeit, 1899 in der Wiener mediz. Wochenschrift erschienen, betrifft einen Fall von kompleter Kehlkopfverwachsung.

Von dem Wunsche beseelt, der Laryngo-Rhinologie die ihr nach ihren wissenschaftlichen wie praktischen Errungenschaften gebührende Gleichstellung mit den verwandten medizinischen Fächern zu verschaffen, regte St. die Systemisierung einer laryngologischen Klinik an. Die Wiener medizinische Fakultät war auch die erste, welche im Jahre 1870 eine Klinik für Laryngologie und Rhinologie erhielt, deren Leitung jedoch, wie erwähnt, St. erst im Jahre 1891 übertragen wurde. Ein weiteres Verdienst ist die Gründung der laryngologischen Gesellschaft. Während allerorten längst schon laryngologische Vereine bestanden, entbehrte Wien, die Geburtsstätte dieser Disziplin, eines derartigen Sammelpunktes der Vertreter des Spezialfaches zur Verfolgung ihrer gemeinsamen wissenschaftlichen Ziele. St. lud mehrere Fachgenossen für den 24. November 1894 zu einer Besprechung über die vorbereitenden Schritte. Nach behördlicher Genehmigung der Statuten erfolgte die Konstituierung der Gesellschaft am 31. Januar 1895, und am 15. Februar konnte sie ihre erste wissenschaftliche Sitzung abhalten. Um der jungen Gesellschaft den Weg zu ebnen, räumte ihr St. den Hörsal seiner Klinik ein und stellte den Mitgliedern in liberalster Weise seine reichhaltige, wohlgeordnete Bibliothek zur Verfügung. Mit St., einem hervorragenden Vertreter der zweiten Wiener medizinischen Schule, verliert die Laryngologie einen ihrer Pioniere. Sein Name wird fortleben in der Geschichte dieser Wissenschaft, deren Grund-

vesten er legen half und an deren weiterem Ausbau er werktätigen Anteil genommen.

Nekrologe: O. Chiari. Wiener klin. Wchschrft. 1899, Nr. 38. — O. Chiari. Monatsschft. f. Ohrenheilk., Kehlkopf-, Nasen-, Rachenkrankheiten. Jahrg. XXXIII. Nr. 11, Berlin 1899. — Eduard Ronsburger. Gedenkrede. Wiener klinische Wochenschrift 1899, Nr. 46, die auszugsweise diesem Artikel zugrunde gelegt wird. — Felix Semon. Internation. Zentralbl. f. Laryngol., Rhinologie u. verwandte Wissenschaften. Jahrg. XV, Nr. 11. Berlin 1899.

Ed. Ronsburger.

Schätzer, Josef, katholischer Priester und Redakteur, * 24. Januar 1851 in Gufidaun bei Brixen im Eisacktale Tirols, † am 1. September 1899. — Er war der Sohn eines Dorfschusters und verlor schon bald nach seiner Geburt die leibliche Mutter. In der strammen Zucht einer Stiefmutter und in der Schule eines strengen Ortsgeistlichen, der auch den Unterricht in den weltlichen Gegenständen zu erteilen hatte, wuchs Sch. gleich Beda Weber zum wackeren Schusterlehrling heran, der mit dem 14. Lebensjahre bereits sämtliche Disziplinen der ehrsamen Schusterei durchgemacht und nach abgelegter Lehrlingsprüfung feierlich zum zünftigen Schustergesellen verbrieft wurde. Mit kindlicher Freude erzählte er in späteren Jahren von seinen Erlebnissen beim »Schuechen« auf der Stör.

Seinem regen Geiste schien jedoch die Vollendung der »Schuhmacherhochschule« in Gufidaun ein zu jäher Abschluß der menschlichen Bildung und er entschloß sich, bei günstiger Gelegenheit nach Bozen zu wandern, um dort die 4. Klasse der k. k. Kreishauptschule zu besuchen. Josef Mayer, der nachmalige Direktor und Bezirksschulinspektor, ein sehr tüchtiger Schulmann, von dessen ausgezeichneter Lehrmethode Sch. immer mit der größten Hochachtung sprach, war sein Lehrer. Anfangs kam ihm »in der Bozner Schule alles sonderbar und spanisch vor«, aber gegen Ende des Schuljahres konnte er es mit den »Herrischen« (Städtern) wohl aufnehmen und galt als einer der besten Schüler. Im Jahre darauf kam Sch. an das dortige Gymnasium der Franziskaner, an dem er durchwegs als »Vorzugsstudent« glänzte und stets einer der ersten unter der trefflichen Leitung des vielgerühmten Gymnasialdirektors P. Flavian Orgler sieben Kurse durchlief; den achten machte er, nachdem das Franziskanergymnasium das Öffentlichkeitsrecht verloren hatte, am neukreierten k. k. Staatsgymnasium, wo er »mit Auszeichnung« maturierte.

Nach hübschen Ferien im italienisch-tirolischen Dorfe Steniko, wo er als Hauslehrer in einer angesehenen Bozner Familie wirkte, entschloß er sich aus freien Stücken — er wäre durch unterdessen eingetretene glückliche Umstände in der Lage gewesen, auch jedes andere Studium ergreifen zu können — zu den theologischen Studien. Diese machte er zuerst in Trient, dann zwei Jahre lang an der Universität Innsbruck, wo er »von den Jesuiten die christliche Milde lernte«, endlich den letzten theologischen Kurs wieder in Trient, wo er am 10. Juli 1877 zum Priester geweiht wurde. Sein erster Seelsorgsposten war als Kooperator im Martelltale (Vintschgau), dann kam er in gleicher Eigenschaft nach Sarntal und am 6. Juni 1884 als Kooperator und Redakteur der konservativen Zeitung »Der Burggräfler« nach Meran, obschon er für dieses Geschäft, wie er selbst oft sagte, keine besondere Neigung besaß.

Sch. leitete sein Blatt mit schneidiger, geistvoller Feder, voll Humor und scharfer, manchmal bis zum zersetzendsten Sarkasmus gesteigerter Satire, obschon er im persönlichen Verkehre sogar mit seinen heftigsten Gegnern in

der liebenswürdigsten Weise verkehrte. »Der Burggräfler« zehrt heute noch von der »lebendigen Kraft«, die Schätzer durch seine umsichtige und tüchtige Leitung aufgespeichert hat. Sch. verstand es sich mit einem Stabe trefflicher Mitarbeiter zu umgeben, bevorzugte insbesonders im Feuilleton Aufsätze über vaterländische (d. h. spezifisch tirolische) Geschichte, Kunst und Kunstgeschichte und machte so den »Burggrafler« seiner Redaktionsjahre zu einer nicht zu unterschätzenden tirolischen Geschichtsquelle. Weniger glücklich war Sch. in der Auswahl seiner Korrespondenten vom Lande, denen er manchmal allzuviel Vertrauen schenkte. Durch seine Liebe zur unverblümten Wahrheit, die er allerdings nicht immer im Salonton zum Ausdruck brachte, erregte Sch. einigemal in arger Weise die Mißgunst seiner Gegner, was um so leichter geschah, als er oft aus lauter Liberalität gegen die Interessenten mitunter Artikel Anderer, insbesondere seiner geistlichen Mitbrüder, aufnahm, deren Inhalt er selbst nicht billigte und für die man ihn oft verantwortlich machte, während sich der eigentliche Verfasser gar häufig hinter dem Redaktionsgeheimnis versteckte. Sch. hatte übrigens die merkwürdige Auffassung, »daß ein Redakteur sich einfach wie der Vorsitzende einer Versammlung zu geberden habe. Die Mitarbeiter und Korrespondenten«, meinte er, »werden sich schon selbst korrigieren.« So kam es oft, daß man im »Burggräfler« die widersprechendsten Dinge lesen konnte.

Im Privatleben war Sch. ganz nur Priester und als solcher vor allem Freund der Armen und Bedrängten. Sein ansehnliches Privatvermögen nahm er für diese so sehr in Anspruch, daß er bei seinem Tode nichts mehr hinterließ. Als Freund der Unterdrückten war er auch ein warmer Anhänger und Förderer der Volksschullehrer. Der Lehrerschriftsteller Alois Menghin war zeitlebens sein treuester Freund, dem er alle Herzensangelegenheiten mitteilte und der auf ihn hinsichtlich fortschrittlicher Auffassung des katholischen Lebens großen Einfluß nahm.

Als Mann aus dem Volke lebte und webte Sch. nur im Volke und für das Volk. Seine Tätigkeit, seine Liebe galt hauptsächlich dem einzelnen Menschen, ohne Rücksicht auf Rang und Stand oder Parteistellung. Die gesamte Menschheit interessierte ihn nur, insofern sie ihm das Glück oder Unglück des Einzelnen bedeutete. Gegen eine Gesamtheit oder den Repräsentanten einer solchen konnte er strenge sein und sein Recht tapfer verfechten, gegen den Einzelnen niemals und es wird wohl keinen Menschen geben, wäre er welcher Gesinnung und Konfession immer gewesen, dem er im Privatverkehr nicht in der liebenswürdigsten Weise begegnet wäre. Wie sehr man ihn ehrte und liebte, bewies am deutlichsten sein Leichenbegängnis, das — in der kleinen Stadt Meran — an 6000 Menschen zählte. Es war ein Leichenzug, wie ihn Meran kaum je gesehen.

Als Theologe hatte Sch. äußerst milde Anschauungen und war deshalb ein viel gerühmter und viel gesuchter Gewissensrat. »Mit einem Tropfen Honig fängt man mehr Fliegen als mit einem Liter Essig« war sein Lieblingsspruch. Seine echt priesterliche Milde war die notwendige Folge gründlicher theologischer Bildung. Wie die meisten guten Menschen und edlen Charaktere, hatte er auf den ersten Blick etwas Rauhes; sobald man ihn aber näher kennen lernte, fand man gleich, daß in seinem Innern ein Herz von lauterem Gold verschlossen war. Am fernsten lag ihm irgendwelche Eitelkeit. Er bildete sich auf gar nichts etwas ein, auch nicht auf seine priesterliche Würde, in der er kein persönliches Verdienst erblickte. Seine Offenheit und

Wahrheitsliebe war wohl jedermann bekannt, der mit ihm verkehrte, denn sein Gemüt war klar wie die Quellen unserer Tiroler Berge und auf dem Grunde seines Herzens lag kein Falsch. Mißtrauen gegen seine Freunde war ihm fremd; er hielt es für eine geistige Schwäche, die nur jene befällt, die sich selbst und zufolge dessen auch anderen nicht trauen dürfen. Seine hohe Intelligenz und gründliche Menschenkenntnis ließ ihn bei der Auswahl seiner Freunde nie im Stiche und führte ihm Freunde zu, wie er sie sich wünschte. Hatte er aber einmal jemand zum Freund erwählt, so ließ er sich durch keine Arglist oder Schmähung, durch keine Drohung und keinen Schicksalsschlag daran irre machen.

Das Lebensbild Sch.s wäre unvollständig, würden wir ihn nicht auch als Freund der Jugend zeichnen. Als Pädagoge — er erteilte auch Religionsunterricht — hatte er nur zwei Grundsätze. Der eine hieß: »Liebe deine Schüler so viel du nur kannst und sie werden dich wieder lieben« und der zweite (didaktische) lautete: »Man kann sich die Kinder, wie überhaupt die Menschen, in unterrichtlicher Hinsicht nicht einfältig genug vorstellen«.

Mit Sch. ist eine typische Tirolerfigur ins Grab gestiegen und der Sinn für Billigkeit und Versöhnlichkeit mit Andersdenkenden, wie es scheint, für lange Zeit aus den Reihen seiner Parteigenossen geschieden. A. Menghin.

Immergrün, Paul Julius, Dichter und Schriftsteller, * 5. September 1833 in Riede bei Bremen, † 29. Dezember 1899 in Springfield, N.-J. (Nordamerika). — Er hieß eigentlich Johann Heinrich Meyer, führte aber später sein Pseudonym als bürgerlichen Namen. Seine Kindheit war keine rosige; den Vater, einen Brinkbesitzer, verlor er sehr frühe und die Mutter kurz vor seiner Konfirmation. Im April 1848 kam er zu einem Oberlehrer in Gramke bei Bremen, der ihn zum Lehrerberuf vorbildete und ihn Unterricht in der untersten Klasse der von ihm geleiteten Schule geben ließ. Hierauf wurde I. Lehrer an der Schule in Natenstedt bei Hannover, besuchte seit Oktober 1852 ein Jahr lang das Lehrerseminar in Hannover, fand dann Verwendung als Lehrer in Heiligenfeld, nachmals in Kirchdorf und 1857 in Hastedt bei Bremen, wo er unter den drückendsten Verhältnissen bis 1865 aushielt. Gleichwohl entstanden hier die meisten seiner Gedichte, die er unter dem Titel »Herz, Welt und Vaterland« (1862) und »Gedichte, Zweite Sammlung« (1866) herausgab, die poetisches Talent bekunden. Schließlich wurde er wegen Unbotmäßigkeit gegen seinen geistlichen Schulinspektor seines Amtes entsetzt. Er wandte sich nach Bremen, wirkte hier einige Zeit als Privatlehrer und trat dann 1866 in die Redaktion der »Morgenpost« und damit in die journalistische Laufbahn ein. Trübe Familienverhältnisse bewogen ihn, 1869 nach Amerika auszuwandern. Zuerst in New-York in dem Littolfschen Musikaliengeschäft tätig, wandte er sich bald nach Newark, wo er mehrere Jahre eine Buchhandlung besaß, nachmals eine Privatschule leitete und seit 1876 ein halbwöchentliches Blatt »Der Fortschritt« herausgab. Ende der achtziger Jahre erwarb er bei dem idyllisch gelegenen Springfield in Union County, N.-J., ein hübsches Landgut, wo er bis zu seinem Ende an der Seite einer tüchtigen Gattin der Bewirtschaftung seines Besitzes lebte, dabei aber noch reichlich Muße für literarische Arbeiten fand, die von dem Sonntagsblatt der »New-Yorker Staats-Zeitung« gern entgegengenommen wurden.

Julius Gräfe, Bremer Dichter des 19. Jahrhunderts (Bremen 1875) S. 151. — New-Orleanser Deutsche Zeitung vom 4. Januar 1900. Franz Brümmer.

Weiss, Guido,[1]) Publizist, * 18. August 1822 in dem schlesischen Städtchen Neumarkt, † 15. Januar 1899 zu Frankfurt a. M. — W. besuchte zuerst die heimatliche Schule, dann das Gymnasium (und nahm dort auch an den Tanzstunden im Hause Molinari teil, die Gustav Freytag in seinem Roman »Soll und Haben« geschildert hat.) Seine medizinischen Studien, die er an der Breslauer Universität begann, führten ihn später nach Heidelberg und Berlin, wo er 1844 promovierte. In Heidelberg bildete er den Mittelpunkt eines Kreises von Studiengenossen, unter denen viele nachmals im politischen Leben und in der Wissenschaft eine bedeutende Rolle spielten. Mit einzelnen von ihnen, wie Jakob Moleschott und Hermann Becker (dem »roten Becker«) blieb er in lebenslänglicher Freundschaft verbunden. Er beabsichtigte, sich als Privatdozent mit Vorträgen über die Geschichte der Medizin an der Berliner Universität zu habilitieren, wurde aber damals von der hochgehenden Bewegung der Vormärztage erfaßt und dem politischen Journalismus in die Arme getrieben. Zuerst als Mitarbeiter an der »Vossischen Zeitung« tätig, wo er als Korrektor begann, übernahm er dann die Leitung einer älteren Zeitung, »Berliner Reform«, die er mit neuem Geiste erfüllte. Der radikale Standpunkt, den er darin vertrat, hatte in jenen Tagen der preußischen Konfliktszeit zahlreiche Anhänger. Sein rücksichtsloser Mannesmut, der ihm häufig Festungshaft einbrachte, erregte weithin Aufsehen. Ganz besonders aber hatte die immer vornehme, künstlerische, gewählte Sprache, die Feinheit der Ironie, die geistvolle Malice seines Stils die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf ihn gelenkt. Am politischen Leben jener Zeit nahm W. regen Anteil, und damals erwarb er sich die Freundschaft Johann Jacobys, dessen Testamentsvollstrecker er später wurde. Im Verein mit einigen gleichgestimmten Freunden gründete Johann Jacoby 1867 die demokratische Tageszeitung »Die Zukunft«, an deren Spitze W. trat. Seine für dieses Blatt geschriebenen Artikel sind Meisterstücke der politischen Polemik, und sie wurden von den Feinschmeckern auch unter den politischen Gegnern voll gewürdigt. Die Umkehr in den politischen Anschauungen des deutschen Volkes, die mit dem Kriege von 1870 begann, brachte es mit sich, daß »Die Zukunft« an Boden verlor und 1871 einging. W. war dann kurze Zeit 1872 in der Redaktion der Frankfurter Zeitung tätig und kehrte 1873 nach Berlin zurück, wo er bis 1879 das Wochenblatt »Die Wage« herausgab. Von da an lebte er als freier Schriftsteller, übersiedelte 1885 nach Frankfurt a. M., wo seine Tochter Margarete mit dem Chefredakteur der Frankfurter Zeitung, Dr. Josef Stern, verheiratet war. Sie ist schon 1889, nur 37 Jahre alt, gestorben, 20 Jahre vorher hatte er den einzigen Sohn verloren. In den letzten Jahren seines Lebens ganz erblindet, mußte er sich das versagen, was ihm immer die größte Freude war, das rastlose Studium, das Aufsuchen von Bahnen, die sonst wenig betreten wurden, aber er hat diesen Schicksalsschlag, wie so viele andere, mit antiker Ruhe getragen.

Wer die Bedeutung eines Schriftstellers nach der Anzahl der von ihm veröffentlichten Bücher schätzt, der wird über W. nicht viel zu sagen wissen. Er hat kein einziges Buch geschrieben. Auch zur Ausführung der Biographie Johann Jacobys, die er beabsichtigt hatte, ist er nicht gekommen. Er war ein langsamer Arbeiter, da er unablässig änderte und feilte, bis er den knappsten und treffendsten Ausdruck für das fand, was er sagen wollte. Vielleicht ist ihm eine Wirkung auf die Massen darum versagt geblieben,

[1]) Totenliste 1899. IV. Band Nachtrag 192*.

weil manchmal seine Schreibweise zu fein ziseliert war. Er hat sich nie entschließen wollen, irgend etwas von seinen Essays und Charakteristiken in Buchform herauszugeben. Aber wie schon unter seinen Leitartikeln für »Die Zukunft« gar manche sich befinden, die auch heute noch eine genußbringende Lektüre bilden, obgleich die Gegenstände unserem Interesse längst entrückt sind, so sind unter seinen für »Die Wage«, später für die »Frankfurter Zeitung« und die »Vossische Zeitung« geschriebenen politischen und literarischen Porträts, seinen Artikeln über Zeitströmungen, geistige Epidemien (aus seiner Studienzeit hat er sein Leben hindurch reges Interesse für die Verirrungen der Wissenschaft übrig behalten und sich in Vorträgen wie in Artikeln mit den Alchimisten, den Spiritisten beschäftigt) Meisterwerke des Stils und der Darstellung. Ein gründlicher Kenner der Berliner Entwicklung der 50er und 60er Jahre hat er durch seine Erinnerungen aus der vormärzlichen Zeit die rückhaltlose Bewunderung eines so kundigen Beurteilers wie Theodor Fontane erregt. Dieser schrieb ihm 1889:

»Wie unendlich wohl tut es, dergleichen zu lesen. Überall ein Darüberstehen, eine erquickliche Selbständigkeit der Anschauung, die selbst das Parteiprogramm längst siegreich überwunden hat, und als Resultat davon die Gerechtigkeit gegen Freund und Feind, der wirklich historische Sinn, die Fähigkeit, alle diese Strömungen hüben und drüben zu begreifen, mit einem Wort: die Reife, die so wenige haben.« . . . Und dann: »Ich gehe die größte Wette ein, wir beide sind die einzigen Lebenden, die in dieser Welt (dem damaligen Berlin) überhaupt noch zu Hause sind.«

Eine öffentliche Wirksamkeit entfaltete W. nur kurze Zeit, als er 1869 die Stadt Frankfurt im preußischen Landtag vertrat.

Den politischen Idealen, denen er in seinen Jugendtagen anhing, ist W. bis an sein Lebensende treu geblieben. Aber ungeachtet seiner ausgeprägten Stellung genoß er in allen Kreisen um der Lauterkeit seines Charakters und des Adels seiner Persönlichkeit willen rückhaltlose Verehrung. Der radikale Demokrat war zugleich nach seinen künstlerischen Anschauungen und Bedürfnissen, seinem erlesenen Geschmack ein richtiger Aristokrat. Wie viel Geistvolles und Tüchtiges sich auch in dem findet, was er geschrieben hat, sein Bestes gab er in den Gesprächen, die oft einen Kreis jüngerer Freunde um ihn vereinigten. Allen Hörern bot der vollendete Causeur, der einen wahren Schatz von Erinnerungen in sich barg, nie versiegenden Genuß.

Frankfurt a. M. Sigmund Schott.

Bucher, Bruno,[1]) Direktor des österreichischen Museums, * 24. April 1826 zu Köslin in Pommern, † 9. Juni 1899 zu Wien. — Der Vater, August Leopold Bucher, aus Thüringen stammend und in Schulpforta gebildet, war Professor und Prorektor am Gymnasium in Köslin und als Pädagoge weithin geschätzt. Philologe von Fach machte er sich auch um die Reform des geographischen Unterrichtes verdient und verfaßte verschiedene Abhandlungen sowie Zeitungsartikel über wichtige Tagesfragen. Er scheint ein liebenswürdiger, in bürgerlichen Dingen etwas kleinlicher Herr gewesen zu sein. Die Mutter, Sophie Dorothea, geb. Hennet, stammte aus der Berliner französischen Kolonie, war Erzieherin gewesen, im Hause offenbar der Mann, nicht eben liebenswürdig, aber grundgescheit und hochgebildet. Ihre Söhne, unter ihnen Lothar, den nachmaligen Staatsmann

[1]) Totenliste 1899. IV. Band 132*.

und Bismarcks Mitarbeiter, hat sie einfach und zur Tüchtigkeit erzogen, sie durch Erzählungen aus ihrer in Berlin verbrachten Jugendzeit, insbesondere vom Leben in der französischen Kolonie sehr interessiert, ihre geistige Entwickelung überhaupt und insbesondere durch ihre Begeisterung für Kunst stark beeinflußt.

In dieser Atmosphäre aufwachsend empfing Bruno Bucher frühzeitig die vielseitigsten Eindrücke und schon während seiner Gymnasialstudien, denen er unter des Vaters Leitung in Köslin oblag, war er erfüllt von mannigfachen Interessen, deren Pflege dem späteren Kunstgelehrten und Literaten zugute kommen mußten. Er legte nachmals großes Gewicht darauf in einer kleinen Stadt und in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen zu sein, das Leben und Treiben der Handwerker und kleinen Leute persönlich kennen gelernt zu haben. Hier tat er schon als Knabe manchen verständigen Blick in die technischen und wirtschaftlichen Bedingungen der Gewerbe, er sah dem Gießer, Schreiner, Weber bei seinen Arbeiten zu und durfte viel kleine Handreichungen leisten, die sein Wissen mehrten. Vornehmlich aber ging ihm bei eifrigem Durchwandern der pommerischen Heimat das Verständnis für die individuelle Schönheit der Landschaft auf, wozu erst Willibald Alexis literarische Erlaubnis erteilt hatte. So entwickelte sich in ihm, lange vor ihrem Durchdringen in weiteren Kreisen eine wahrhaft moderne Auffassung von Kunst und Natur, die ihm trotz aller gegensätzlichen Strömungen und Mißverständnisse späterer Generationen immer treu geblieben ist. Er war einer der Ersten, die L. Richters Auftreten und Wirken nach Verdienst würdigten. Früh beschäftigte er sich, noch auf der Schule, mit gleichgestimmten Kameraden, unter denen Bruder Lothar wohl immer der ihm vertrauteste war, mit Literatur. Die Klassiker standen ihnen obenan, aber auch die nachklassische und zeitgenössische Dichtung ward ihnen wert. Die Romantiker traten ihnen nahe, nur insofern sie von deutscher Gesinnung erfüllt waren, die in diesem jugendlichen Kreise vor allem gesucht wurde. Die deutschen Franzosenanbeter, wie Heine, welche mit Spott und Sophismen das deutsche Wesen herabsetzten und unermeßlichen Schaden stifteten, waren ihnen verhaßt; tief verletzte es sie, daß von deutscher Art nur noch mit einer Grimasse gesprochen werden durfte und daß man geistreich erschien, wenn man nur ungezogen war. In späteren Tagen hat B., der der Journalistik so nahe trat, die ihm als einem ihrer Besten viel verdankt, die flüchtige, absprechende, von Kenntnis der Dinge unberührte Weise vieler Art von Tagesschriftstellerei scharf tadelnd auf Heine zurückgeführt, dessen literarische Bedeutung er gleichwohl stets anzuerkennen bereit war. Wie ferne diesen jungen pommerschen Literaturfreunden übrigens jede Einseitigkeit lag, beweist ihre freudige Hingabe an das zeitgenössische österreichische Schrifttum, das im Norden des Reiches nicht feindselig betrachtet und mißachtet wurde, wie österreichische Schriftsteller wohl klagten, z. B. Grillparzer, der auch in seiner engeren Heimat nicht nach Verdienst gewürdigt wurde; sie begeisterten sich an Beck, Anastasius Grün und Lenau, und B. betonte oft, daß in ihrem Kreise »Prinz Eugenius der edle Ritter« nicht weniger populär war, als die Lieder auf den alten Fritz und Blücher. Auch zur Religion trat er, begünstigt durch die Stimmung seines Elternhauses, in ein keineswegs kaltes, aber in ein freies Verhältnis und er schilderte gerne und in späteren Zeiten mit bedauerndem Seitenblick auf die inzwischen so veränderten Gesinnungen die Toleranz, welche bis Friedrich Wilhelm IV. im Norden gewirkt hatte.

Mochte die klassische Wirkung, welche Schule und väterliche Unterweisung

ihm vermittelt hat, kräftig in ihn eingedrungen sein und die Beschäftigung mit literarischen Dingen größeren Reiz ausgeübt haben, so lag ihm doch das Betreten eines anderen Arbeitsgebietes zunächst noch mehr am Herzen. Gewiß war es neben eigener Neigung, die freilich in Köslin nur wenig Nahrung finden konnte, der Einfluß der für bildende Kunst begeisterten Mutter, der B. in dem Gedanken bestärkte, Maler zu werden; und daß er ihn verwirklichen durfte ohne ersichtliche Kämpfe, mit dem Vater zeugt für dessen trotz Pedanterie allem Zwange abholde Erziehungsmaxime und für sein Vertrauen, daß der Sohn sich irgendwie seinen Lebensweg schon bahnen werde. Bruno B. bezog im Mai 1843 die Dresdener Akademie, und ist von seinen Arbeiten daselbst auch nichts überliefert und mußte er seiner damals schon sehr schwachen Augen halber die Absicht Künstler zu werden bereits nach kaum einem Jahre aufgeben, so förderten ihn doch diese scheinbar verlorenen Studien in seinem späteren, anders gearteten Verhältnisse zur Kunst in nicht geringem Maße; er besaß mit einer gewissen Fertigkeit im Zeichnen eine Grundlage zu kritischer und pädagogischer Fähigkeit, welche den meisten Kunstgelehrten mangelt. Wer von den damaligen Lehrern der Dresdener Akademie, unter denen sich Bendemann, Hübner, Semper, A. T. Richter, Peschel, Mathäi befanden, besonderen Einfluß auf ihn gewonnen, läßt sich nicht feststellen, die Beziehungen zu Semper wurden aber sicher schon damals geknüpft.

Gings mit der Kunst also nicht, aus physischen Gründen, so stellte sich sofort das früh gepflegte Verhältnis zur Literatur wieder her, er hatte eben immer mehrere Eisen im Feuer, und er fand zunächst auf einem Nebengeleis den Weg zum Schrifttum. Er wurde Buchhändler und trat 1844 bei Arnold in Dresden ein; er war alt genug, sich auf eigene Füße zu stellen. Und so sehen wir ihn durch Jahre hindurch in dieser Weise der Literatur dienen, nach einjährigem Verweilen bei Arnold vom 1. Oktober 1845 bis April 1847 als Gehilfe der C. G. Hendeßschen Buchhandlung in seiner Vaterstadt Köslin, zu Anfang des »tollen« Jahres für kurze Zeit in dem Lintzschen Geschäft in Trier, dann wieder ein Jahr bei Hendeß in Köslin, vom 15. Februar 1851 ab bei Lizius in Frankfurt a. M., mit dem er sich assoziieren wollte. Das Leben der Rhein- und Moselgegend, das sich ihm während des Trierer Aufenthaltes eröffnete, mutete ihn sehr an und er übte sich damals schon in Schilderungen von Land und Leuten, in denen er, auch scheinbar unbedeutende Erlebnisse an die richtige Stelle rückend, späterhin so hohe Formvollendung und fesselnde Wirkung erzielen sollte. Patriot durch und durch und als Bürgerlicher mit starken bürgerlichen um nicht zu sagen demokratischen Gesinnungen erfüllt, nahm er natürlich warmen persönlichen Anteil an der deutsch-patriotischen Erhebung des Jahres 1848. Aber wenn auch jeder edlen Gefühlsregung zugänglich, war er doch schon in jungen Jahren kritisch und voraussehend genug, um sich von all den zum Teil kindlichen, zum Teil falsch berechneten Vorstößen der Demokraten keinen politischen Erfolg zu versprechen; er nahm wohl Teil an Beratungen und Versammlungen, wie am demokratischen Kongreß in Berlin, bei welchem er mit Arnold Ruge, Gottfried Kinkel, Otto v. Corvin, Bamberger und Virchow in Beziehung trat, aber er empfand bald, daß auf diesem Wege nichts Heilsames für Volk und Staaten zu erreichen sei. Von den vielen gemütlichen Revolutiönchen der Zeit, so der Trierer, hat er höchst humoristische Beschreibung geliefert, und er ahnte früher als viele andere das Heraufkommen der Reaktion, die alles wieder über den Haufen und Gerechte und Ungerechte

in einen Topf warf. An sich selbst sollte er das erleben. Wegen eines Briefes, in dem er 1851 wohl nicht gerade umstürzlerische, aber gewiß freie Anschauungen nach London mitgeteilt hatte, wohin sein wegen politischer Vergehen verurteilter Bruder Lothar geflohen war, wurde er in Frankfurt aufgehoben, nach Berlin zu langer Untersuchung gebracht und sodann viele Monate in Görlitz gefangen gehalten, ohne daß man ihm irgend welche gefährliche Umtriebe hätte nachweisen können. Er wandte sich dann auch nach England, wo er schriftstellernd sein Leben unterhielt, durfte nach kurzer Frist wohl heimkehren, ohne aber alles geregelt zu finden und hat die nicht verübte Untat noch lange zu büßen gehabt. Auch ohne diesen Zwischenfall wäre seines Bleibens in Frankfurt nicht gewesen, als »Ausländer« hätte er das Recht der Niederlassung und der geschäftlichen Verbindung mit Lizius nur erhalten, wenn er eine Frankfurterin hätte heiraten wollen. Dazu fehlte ihm aber die Lust, seit 1849 schon war er mit Sophie Hendeß, einer Tochter des Appellationsgerichtsrates Carl Hendeß in Köslin verlobt, dessen Haus namentlich durch die hohe musikalische Begabung beider Eltern Mittelpunkt schönster Geselligkeit war. Nach seiner Rückkehr aus England 1852 war er, daneben immer schon schriftstellerisch tätig, ein Jahr lang in der akademischen Buchhandlung in Kiel und wandte sich 1853 nach Österreich, wo damals trotz allem größere Bewegungsfreiheit herrschte als irgendwo in deutschen Landen. Hier ist er verblieben bis an sein Lebensende und er ist ein guter treuer Österreicher geworden, wie viele eingewanderte Reichsdeutsche, die ihr tüchtiges, klares, arbeitsames Wesen aufs glücklichste mit der südlichen Wärme und Lebensfroheit zu verbinden wußten. Zuerst machte B. in Prag Halt, wo er das Jahr 1853 verbrachte, im Frühjahr 1854 trat er in die Wallishaußersche Buchhandlung in Wien ein und führte die Braut heim. Das alte Wien mit seinen malerischen Straßen, Plätzen und Basteien und die herrliche Umgebung der Stadt erweckten seine helle Begeisterung. Bald fühlte er sich hier ganz heimisch, zumal trotz des Druckes der Zeiten und mehr im Verborgenen und in engeren Kreisen, zu denen er rasch Zutritt fand, ernstes literarisches Leben sich verbreitete. Er ward einer der Zeugen und Mitarbeiter der Entwicklung der Wiener Journalistik aus der Gassenliteratur der Revolutionstage; mit Kuranda, L. A. Frankl, Josef Rank, Ernst v. Schwarzer, dem vielgereisten Arbeitsminister des Jahres 1848 neben Wessenberg und Bach, dann mit Valdek, Hanslick, Speidel u. a. trat er in rege persönliche Beziehung, und B. war es, der im schicksalsschwerem Jahre 1859 die Anregung zu einer Organisierung der Wiener Schriftsteller gab, die zur Gründung der »Konkordia« führte. Schon im Frühjahre 1856 war B. in die Redaktion des »Wanderer« eingetreten, in deren Verband er bis 1860 verblieb; im August 1860 wurde er Redaktionsmitglied der amtlichen »Wiener Zeitung« und gehörte diesem Blatte bis 1871 an, von Dezember 1871 bis 1872 redigierte er die »Österreichisch Wochenschrift für Kunst und Wissenschaft« (neue Folge). Von 1857 war er durch längere Zeit politischer Korrespondent der Augsburger »Allgem. Zeitung« und schrieb wohl auch literarische und kunstkritische Artikel für dieses Blatt, von 1881 an (um dies gleich hier im Zusammenhange zu erwähnen) war er bis an sein Lebensende, Mitarbeiter der »Grenzboten«, in denen er über Politik, Soziales und Kunst, Bücherrezensionen und Aufsätze über Sprachliches schrieb und kurz vor seinem Tode, im 3. und 4. Bande des Jahrgangs 1898 und im 1. und 2. Bande des Jahrgangs 1899 unter dem Titel: »Senectus loquax. Plaudereien eines alten Deutschen« kurze höchst interessante autobiographische

Mitteilungen veröffentlichte, von denen er bescheiden sagte, daß sie nicht »Erinnerungen einer bedeutenden Persönlichkeit wiedergäben, sondern eines Durchschnittsmenschen, an dem nur merkwürdig ist, daß ihm ein langes Leben viel Glück beschieden hat und daß er sich dessen bewußt war.« Ein Durchschnittsmensch nun war er keineswegs und wenn er auch nicht in allem anders war als andere und gewiß nie darauf anlegte, es zu sein oder zu scheinen, so war er doch von ganz eigener Art, es war etwas von Grund aus persönliches in ihm, im Denken und im Schreiben. Solange er journalistisch tätig war, trug er immer und überall sein Werkzeug bei sich. Jeder Ausflug, jede Reise, jede Lektüre, jeder andere Genuß gestaltete sich ihm zum Vorwurf für eine schriftstellerische Arbeit, wovon zahllose Aufsätze und Feuilletons Zeugnis geben. Das Theaterreferat, das er lange Jahre für den »Wanderer« und die »Wiener Zeitung« führte, bezeichnete er als besonders die Kräfte verbrauchend, aber auch als die beste Schulung durch den Zwang, sofort die ganze Urteilskraft zur Dispositon zu haben und eine passende knappe Form für das Urteil zu finden. Als er beim »Wanderer« angestellt war, wurde er oft des Nachts durch den Telegraphenboten aus seiner Parterrewohnung herausgeklopft, häufig um derselben Nachricht willen. Viele Nächte hat er sich mit Hülfe von schwarzem Kaffee für die Arbeit munter erhalten. Er war so gewöhnt, seine Gedanken beisammen zu halten, daß keinerlei Geräusch ihn störte; solange er nicht direkt angeredet wurde, konnte im selben Zimmer gesprochen werden, konnten im Nebenzimmer die Kinder schreien, ohne daß er es als Störung empfand. Daß es ihm höchst umsympathisch war, wenn jemand nur arbeiten zu können behauptete, wenn er in der geeigneten Stimmung und um ihn herum alles mäuschenstill sei, ist nach diesem allen begreiflich. Galt es schnell zu verdienen, so übersetzte er aus dem Englischen (u.a. »*No name*« von Wilkie Collins), Französischen, Holländischen. Er hatte für Frau und drei Kinder zu sorgen, es mußte in den ersten Jahren nach Begründung des Hausstandes tatsächlich von der Hand in den Mund gelebt werden und der Sorgen gab es viele. Aber gerade dieser Zwang zur Arbeit, der bei ihm einem steten Triebe zur Tätigkeit begegnete, hat B. immer als ein besonderes Glück geschätzt. Durch diese unablässige geistige Beschäftigung, die sich in eine durch lauteres Sprachgefühl getragene Form umsetzte, ward er einer der glänzendsten Stilisten seiner Zeit, wie er auch einer der wissendsten war; die Fülle seiner Gedanken, der feine Witz, mit dem er stets ausgerüstet war, verschafften ihm frühzeitig angesehenen Namen. Wenn es galt, Widersinniges und Schlechtes zu bekämpfen, so konnte er auch kräftig ins Zeug gehen, er ließ nicht leicht etwas durch, das sich nicht ausweisen konnte, es war viel Salz in ihm. Aber auch seine Gegner ließen ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er ein reines, von festen Überzeugungen getragenes Verhältnis zu all dem hatte, wofür er eintrat und kämpfte. Daher auch seine Unantastbarkeit, seine oft schroffe Unbeugsamkeit, die schneidige Schärfe, mit der er wenns not tat, manchmal die Waffe führte; Milde im gewöhnlichen Sinne, die oft Schwäche oder Kampfunlust ist, lag seinem Charakter ferne, veredelt aber wurde seine herbe Strenge durch einen trockenen Humor, der bei ihm immer wieder hervorbrach und durch seinen trotz aller galligen Beimischung aufrichtigen Optimismus, der versöhnend wirkte. Er war, obwohl er fest im Leben stand, ein Idealist und tief begründet, in seinem ganzen Wesen ruhte wahre Herzensgüte, die aktiv wurde jeder edlen Gesinnung und guten Tat gegenüber. So schneidig Bucher urteilen und verurteilen konnte, so warm konnte er ver-

teidigen, loben und ehren. Er war ein treuer, verläßlicher Freund, ein Förderer jedes tüchtigen Strebens.

Die alte Neigung zur bildenden Kunst und zum Gewerbe machte sich auch in seiner schriftstellerischen Tätigkeit und in seinen kritischen Studien auf kulturgeschichtlichem Gebiete stets aufs neue geltend. Er sah mit hellem Auge was um ihn herum vorging und verglich es mit Vergangenem. Das Verhältnis von Kunst und Gewerbe zur Volkswirtschaft und zur sittlichen Haltung und Stellung der einzelnen Völker beschäftigte ihn viel; die Untersuchungen, welche sein Bruder Lothar über englische Geschichte und Kultur anstellte, die Reformen, welche unter des Prinzen Albert und Sempers Einfluß jenseits des Kanals auf dem Gebiete der zeichnenden Künste und der Wohnungskunst im steten Anschlusse an nationale Überlieferung und praktische Zeitbedürfnisse angebahnt wurden, entgingen auch seiner Aufmerksamkeit nicht und regten ihn mächtig an. Als einer der ersten begrüßte er verständnisvoll die Absichten des Erzherzogs Rainer, Eitelbergers und Falkes in Wien für Österreich durch Schaffung eines Kunstgewerbemuseums ähnliche Läuterung des Geschmacks und Beeinflussung der Gewerbe und Industrien anzubahnen wie dies in England vorbildlich geschehen war. Mit den beiden ersten Direktoren des österreichischen Museums stand er schon seit langem durch die Wiener Zeitung und auch persönlich in regem Verkehre. Seine künstlerischen und kunstpädagogischen Überzeugungen trafen sich mit den ihren und denen Sempers, in der Renaissance und zwar in der frühen sah auch er den höchsten Ausdruck modernen Kunstempfindens, nicht in ihrer sklavischen Nachahmung, aber in ihrer Erneuerung, in der Aufsuchung ihrer Gesetze und deren Verwertung für die Lösung moderner Probleme erblickte auch er die Aufgabe, welche der Wissenschaft, Lehre und Praxis gestellt war. Denn auch ihm schien das was das Kunstgewerbe des Kontinents nach Ablauf des sog. Biedermeierstils geschaffen hatte, zweckwidrig, unnatürlich, den Forderungen des Lebens ungemäß. Man mag heute anders über die Zeit denken, die es galt damals zu überwinden und über die Mittel und Wege zu dieser Überwindung; eines aber ist sicher, daß sie im höchsten Maße kunstarm und durch die Stilauflösung der Romantik zahlreicher fruchtbarer Techniken beraubt war. Nur die zeitweilige Rückkehr zur Formensprache und den technischen Ausdrucksweisen der Renaissance schien auch ihm Rettung zu verbürgen aus der Verflachung der Kleinkunst um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Immer hat aber auch B. diese Erneuerung der Renaissance nur als eine Schule betrachtet, aus welcher er eine dem modernen Leben entsprechende neue Kunst hoffte hervorgehen zu sehen. Einen solchen gleichgestimmten, historisch und kritisch geschulten Mitarbeiter, der die Feder so meisterhaft zu führen verstand, für die von ihm mit so impulsiver Energie vertretene Sache dauernd zu gewinnen, mußte Eitelberger am Herzen liegen. So ward B. im Jahre 1869, wenige Jahre nach Begründung des österreich. Museums, als Sekretär an dieses Institut berufen, ohne seine amtlichen Beziehungen zur Wiener Zeitung zunächst zu lösen. B. führte die Korrespondenz und Administration des Museums, nahm großen Einfluß auf die wissenschaftliche Erforschung der rasch sich mehrenden Sammlungen, untersuchte und beschrieb alte verloren gegangene Techniken, hielt neben Eitelberger und Falke zahlreiche Vorträge und schrieb fleißig für die »Mitteilungen des österr. Museums«, deren Redaktion er bei seinem Eintritt ins Museum übernommen hatte, wie auch die literarischen Beiträge der im Waldheimschen Verlage (1871) von Teirich begrün-

deten, dann seit 1877 von Storck fortgesetzten Monatsschrift »Blätter für Kunstgewerbe« durch viele Jahre fast ausschließlich aus B.s Feder stammten. Auch an der Organisierung der Kunstgewerbeschule des österr. Museums nahm er hervorragenden Anteil, führte bis 1895 die Administration derselben und wirkte viele Jahre an ihr als Dozent für Kunstgeschichte und Geschichte der Kunsttechnik; mit Falke und Waldheim begründete er den Wiener Kunstgewerbeverein. Nach Eitelbergers Tode (1885) wurde B. Vizedirektor neben dem auf den Direktorposten berufenen Falke und nach Falkes Rücktritt (1895) Direktor des Museums, in welcher Stelle der damals schon Neunundsechzigjährige allerdings nur 2 Jahre verblieb. Im Sommer 1897 trat B. in den Ruhestand und starb am 9. Juni 1899 nach kurzer Krankheit, allgemein betrauert als einer der auserlesensten Geister seiner Zeit. Sein Name wird in der Geschichte des Schrifttums und der Museen stets mit Ehren genannt werden.

Von B.s Publikationen seien genannt:

Das Österr. Museum und die Kunstgewerbeschule (Festschrift zur Wiener Weltausstellung) 1873. Mit Illustrat. (Österr. Museum.)

Festschrift zum Jubiläum des k. k. Österr. Museums 1889, enthaltend: Die alten Zunft- und Verkehrsordnungen der Stadt Krakau. Nach Balthasar Behems Codex picturatus in der k. k. Jagellonischen Bibliothek. Mit 27 Tafeln. (Wien, C. Gerolds Sohn.)

Die Glassammlung des k. k. Österreich. Museums. Geschichtliche Übersicht und Katalog. Mit 13 Tafeln. 1888 (Wien, C. Gerolds Sohn).

Die Kunst im Handwerk. Vademecum für Besucher kunstgewerblicher Museen etc. 3. verbesserte Aufl. 1888 (Wien, Braumüller).

Geschichte der technischen Künste. Mit zahlreichen Abbildungen, 3 Bände, 1876 ff. (Stuttgart, Spemann.)

Über ornamentale Kunst auf der Wiener Weltausstellung (Berlin, C. Habel, 1874).

Katechismus der Kunstgeschichte. 5. verb. Aufl. mit zahlr. Abbildungen, 1877 (Leipzig, J. J. Weber).

Real-Lexikon der Kunstgewerbe. 1884. (Wien, Faesy.)

Die Fälscherkünste. Autorisierte Bearbeitung von Paul Eudels »*Le Truquage*« 1885 (Leipzig, Grunow).

»Mit Gunst«. Aus Vergangenheit und Gegenwart des Handwerks. 1886 (Leipzig, Grunow).

Br. Bucher und H. Gnauth. Das Kunsthandwerk. Sammlung mustergiltiger kunstgewerblicher Gegenstände aller Zeiten. Jahrgang 1—3, 1874—1876 (Stuttgart, Spemann).

Eduard Leisching.

I. Alphabetisches Namenverzeichnis

zum

Deutschen Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1900.

II. Alphabetisches Namenverzeichnis
der
Ergänzungen und Nachträge.

[1]) Totenliste 1899. IV. Band 132*.
[2]) Totenliste 1897. IV. Band 42*.
[3]) Totenliste 1899. IV. Band 184*.
[4]) Totenliste 1899. IV. Band Nachtrag 192*.



BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH

★ ★ ★ ★ ★ UND ★ ★ ★ ★ ★

DEUTSCHER NEKROLOG



VERLAG VON GEORG REIMER, BERLIN

ERSCHEINT IM HERBST EINES JEDEN JAHRES

